BIBLIOTHECA
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Stöhlen fc. 1779.

<36608283980013

<36608283980013

Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1033.

Oeconomica. Lexica 17.
Oec. gen. N.° 22.

J. Franzky inven. F. Assner sc.

Oeconomische Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Neun und zwanzigster Theil,

von Jan bis Inf. Mit 14 Kupfern.

Brünn,

gedruckt bey Joseph Georg Traßler, Buchdrucker,

Buch- und Kunsthändler.

1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I. J. J.

Janaca. Unter diesem Namen beschreibt Dapper ein afrikanisches Thier in Nigritien, mit Hörnern, welches von der Größe eines Pferdes, aber dicker und kurzfüßiger sey, einen langen röthlichen Hals mit weissen Flecken, und, der Erzählung nach, an den Rippen gewisse Blasen habe, durch die es Athem hohle, und welche die Ursachen wären, daß dieses Thier vom Laufen, wobey es große Sprünge und Sätze mache, nie ermüde. Die Hörner desselben gleichen unsern Ochsenhörnern, sind inwendig hohl, und werden von den Wahrsagern gebraucht, dadurch zu reden, wenn sie etwas wahrsagen wollen.

Janbu, ein Städtchen in Asien; siehe Jamba.

Janeiro, oder Ganairo und Ganabara, ein Fluß und eine portugiesische Landschaft oder Provinz in Brasilien, in Süd-Amerika.

1. Der Fluß dieses Namens, Rio Janeiro, ist sehr groß, wenn man seine Breite betrachtet, aber sehr klein, wenn man seinen Lauf in Erwägung zieht, indem seine Breite an manchen Orten auf 7 bis 8, sein ganzer Lauf aber, welcher von Mitternacht nach Mittag geht, kaum auf 12 Meilen sich erstreckt. Da

nun derselbe bey seinem Einflusse eine Bay (Bucht) macht, welche salziges Wasser hat, und worin man Seefische, als: Hayen, Rochen, Störe, und so gar Wallfische, findet: so kann man ihn fast mit mehrerem Rechte einen See oder Meerbusen, als einen Fluß, nennen, wie denn Lery ihn wirklich und sehr wohl einen Culde-sac nennet. Von diesem Flusse hat nun

2. die Capitania oder Provinz ihren Namen. Diese Landschaft begreift die Küste von Brasilien von dem Vorgebirge St. Thomas, bis an dasjenige, welches gegen Abend der Bay von Ubatuba ist, in sich. Sie gränzet an die Capitanien von Spirito Santo und St. Vincent. Die vornehmsten Städte darin sind: St. Sebastian, oder, wie diese Stadt von dem Flusse Janeiro, an dem sie liegt, auch genennet wird, Janeiro, welche einen guten Hafen hat; und Angra de los Reyes. Die Ebenen dieser Capitania, und die Ufer des Flusses Janeiro, sind ungemein fruchtbar an Zuckerrohr, Indig, Tobak und Baumwolle. Man hat auch daselbst Getreide gesäet, welches vollkommen gut fortkommen würde; allein, man treibt mit demselben eben so wenig Handlung, als mit dem Tobak, von welchem die Einwohner, vermöge eines ausdrücklichen Verbothes, um der Tobakshandlung von der Bay aller Heiligen keinen Eintrag zu thun, nicht mehr bauen dürfen, als sie zu ihrem eigenen Gebrauche, und zu einiger Handlung mit den Spaniern von Buenosayres benöthigt sind; wie denn auch die Einwohner keinen Wein bauen dürfen, damit sie, die Handlung mit Europa zu unterhalten, genöthigt bleiben. Die Gebirge, welche diese Ebenen umgeben, haben einen großen Ueberfluß an Brasilienholze, welches nebst dem Zucker, Indig, der Baumwolle, dem Leder, und dem Thran, den vornehmsten Gegenstand der Handlung der Einwohner ausmachen, und hinreichend sind, dieselben

selben zu bereichern, wie sie denn unter allen Einwohnern von Brasilien die begütertsten sind, und sich am stärksten auf die Handlung legen. Ihre Zucker- Indig- und Tobakplantagen werden, wie überall in Brasilien, durch Negern besorget und gebauet. Es wohnen aber auch noch viele indianische Familien unter ihnen, welche für sie arbeiten, doch mit dem Unterschiede, daß letztere eine völlige Freyheit genießen, da hingegen die ersten in einer unerträglichen Sclaverey leben. Mit diesen portugiesischen Einwohnern von Janeiro treiben die Spanier von Buenos-Ayres ihren stärksten Handel, indem letztere den erstern Mehl, Zwieback, und eingesalzenes oder an der Sonne getrocknetes Fleisch, liefern, da hingegen jene diesen im Tausche Zucker, Tobak, Indig, Wein, Branntwein, und vielerley europäische Waaren, geben, welche die portugiesischen Schiffe nach Janeiro bringen. Der Branntwein, welchen die Portugiesen den Einwohnern von Janeiro überlassen, ist von zweyerley Art; nämlich eine, welche von Wein gemacht ist, und von Lissabon nach Janeiro gebracht wird; und die andere, welche aus Zucker in dem Lande selbst gemacht, und Guildive oder Guildine genannt wird. In der Landschaft Janeiro hat man bisher auch verschiedene goldreiche Bergwerke entdeckt, wovon die Portugiesen bereits gute Ausbeute gehoben haben.

Die Stadt am Janeiro, nebst der Bay und dem Hafen, sind mit Batterien und Schanzen wohl verwahrt, wovon besonders die auf der Ziegen-Insel, einen halben Büchsenschuß von der Stadt, zur Bedeckung derselben wichtig, und mit 4 Bollwerken versehen ist. Dennoch landete im J. 1711, Mr. du Gue-Trouin an der Küste dieser Landschaft mit einer französischen Escadre, bemächtigte sich des Hafens und der Stadt, erhielt durch Brandschatzung und Plünderung eine sehr ansehnliche Beute, und that mit Verbrennung der Waaren und Schiffe den Portugiesen einen Schaden, welcher sich auf 25 Millionen Livres belief.

Jangade, oder Balse, eine Art Flöße, oder Fahrzeuge, von neben einander gelegten Balken, deren man sich in Peru, theils zur Fischerey, theils zur Handlung bedient. Nach des Don Ant. de Ulloa Beschreibung, in seiner Reise nach dem südlichen Amerika, bestehen die Balsen, oder Jangaden, aus 5, 7 bis 9 Balken, von einem Holze, welches am Flusse Guayaquil unter dem Namen Balsa bekannt ist, von den Indianern bey Darien aber Pucro genannt wird. Die Balsa ist ein weißliches, weiches, schwammichtes und sehr leichtes Holz. Ein Stück davon, welches 3 bis 4 Varas (*) lang, und 1 Schuh dick ist, kann von einem Knaben aufgehoben, und ohne Mühe fortgetragen werden. Aus diesem Holze verfertiget man die Jangaden, Fig. 1633. Darüber geht ein Boden oder Verdeck, L, aus Bretern, oder Tafeln von Rohr; auf demselben wird ein Dach, C, mit zwey Seiten aufgeführt. An statt der Raa setzt man eine Stange von Mangleholze, wie sie bey D vorgestellt ist, darauf. An statt des Fockmastes hat man eine andere Stange von gleicher Gestalt. Man schiffet damit nicht allein auf dem Flusse Guayaquil, sondern auch auf der Süd-See, bis nach Payta. Sie sind nicht allein in Ansehung der Größe, sondern auch des Gebrauches, unterschieden. Einige dienen zur Fischerey, andere zur Handlung auf gedachtem Flusse, worauf allerley Waaren und Früchte von dem Zollhause nach Guayaquil, und von hier nach Puna, Salto de Tumbez, und Payta, verführet werden. Andere, welche prächtiger gebauet sind, dienen zu Fortbringung vornehmer Personen, welche Landgüter und Landhäuser besitzen; die-

(*) Vara, oder Varra, ist ein spanisches und portugiesisches Längenmaß, und beträgt 5 F. 5 Z. und 6 Lin. rheinl. Maßes, daß sie also 1 und eine halbe par. Elle ausmacht.

dieselben schiffen darauf den ganzen Fluß hinauf, mit aller Bequemlichkeit, die sie nur in einem Hause haben können. Die Pueros, woraus sie gebauet werden, sind 12 bis 13 Toisen lang, und 2 bis 2½ Schuh dick. Die 9 Stanzen, Pfähle oder Balken, woraus ein solches Fahrzeug besteht, beträgt folglich in der Breite 20 bis 24 Schuh von einer pariser Toise; dieses macht 3 bis 4 solche Toisen aus. Nach diesem Verhältnisse kann man auch die Größe derjenigen Jangaden, welche nur 7, oder noch weniger Balken haben, beurtheilen. Die ganze Befestigung der Balken an einander, woraus diese Fahrzeuge bestehen, geschieht durch Bejuken (eine Art von Bindeweiden;) damit bindet man die Balken dicht an einander, und durch die Knoten, welche oben darüber geknüpfet werden, bekommen sie eine so feste Haltung, daß sie der Gewalt der Wellen, auf der Fahrt nach der Küste Tumbez, und Payta, widerstehen können. Diese Bejuken haben die Eigenschaft, daß sie, wenn sie einmal gut zusammen geknüpft sind, sich durch die beständige, wiewohl kurze, Bewegung, die alle solche Fahrzeuge nothwendig haben müssen, sich nicht von einander begeben. Es geschieht aber oft, daß die Indianer unterlassen, die Bejuken zu visitiren, und nachzusehen, ob sie nicht etwann durch die Zeit wandelbar geworden seyn. Wenn sie nun alsdann die Bejuken nicht ausbessern, und an ihrer Statt nicht andere neue anknüpfen, ehe sie eine Fahrt unternehmen, so geschieht es hernach, daß sie von einander gehen, wenn das Fahrzeug mit Waaren oder anderer Last beschweret wird, und mit den Wellen zu kämpfen hat. Die Ladung geht alsdann verloren, und die darauf befindlichen Europäer kommen gemeiniglich um; die Indianer hingegen ergreifen in solchem Falle hurtig einen Balken, vermittelst dessen sie den nächsten Hafen zu erreichen suchen. Den dicksten Balken lässet man in der

Länge, am Hintertheile des Fahrzeuges, über die übrigen Balken hervor gehen. An jede Seite desselben bindet man einen andern, und so fort, bis die Anzahl derjenigen, woraus die Jangade bestehen soll, voll ist. Der mittelste Balken dient den übrigen gleichsam zum Fundament, und deswegen ist die Zahl ungleich. Die Last, welche große Jangaden gewöhnlich tragen können, ist 4 bis 500 Centner. Die Nähe des Wassers verursachet hier kein Hinderniß. Die Meereswellen dringen nicht hinein, und das Wasser, welches an die Balken anstößt, kann die Ladung nicht erreichen; denn das Fahrzeug folgt der Bewegung und dem Laufe des Wassers.

Ein solches Fahrzeug geht so gut, und lavirt auch so gut, bey widrigem Winde, als irgend ein Schiff, welches einen Kiel hat. Es geht so sicher in der Richtung des Laufes fort, den es nehmen soll, daß es sehr wenig davon abweicht. Dieses wird vermittelst eines gewissen Kunstgriffes, welcher von dem Steuerruder unterschieden ist, bewerkstelliget. Man hat nämlich hiezu einige Breter, welche 3 bis 4 Varas lang, und ½ Vara breit sind. Man nennt sie Guares. Diese werden an das Vorder- und Hintertheil, zwischen die vornehmsten Balken, senkrecht angefüget. Indem nun hernach einige in das Wasser gestoßen, und andere heraus gezogen werden, kann man solchergestalt das Fahrzeug auf die Seite wenden, den Wind gewinnen, sich wenden, das Fahrzeug in die Runde drehen, und es also allemal in die erforderliche Stellung bringen, nach dem es die Absicht des Schiffenden erfordert. Diese Guaren können so leicht regieret werden, daß, wenn das Fahrzeug einmal auf seinen Strich gebracht worden ist, nur ein einziges Guare gebraucht, und 1 oder 2 Fuß weit eingetauchet, oder heraus gezogen werden darf, nach dem es für nöthig befunden wird.

Fig.

Fig. 1633. A, das Vordertheil. B, das Hintertheil. C, die Laube oder Hütte. D, Stangen, welche statt des Mastes dienen. E, Segelleinen (Bouline.) F, Schutzhölzer (Bigues.) G, Guare, oder Ruder, welches zum Schutzholze und Steuerruder dient. H, die Küche. I, Flaschen mit süßem Wasser (Bouteilles d'aiguade.) K, Hauptwand oder die Wand (Haubans.) L, der Boden oder das Verdeck.

Samml. aller Reisebeschreib. 9. B. Lpz. 1751, gr. 4. S. 148, fgg.

Janipaba, nennen Marcgrave und Piso den im XVII. Th. S. 329, f. beschriebenen Genipabaum.

Janipha, eine amerikanische Art Brechnuß; s. unter Purgiernuß.

Janitschar, Fr. Janissaire, ein aus dem Türkischen Genitzeri oder Gengitzeri (Jen-Ytschjery) verderbtes Wort, die türkischen in beständigem Solde stehenden Soldaten zu Fuße, und zwar den besten Theil derselben, zu bezeichnen. Es sind das aber nicht mehr die alten, welche in den vorigen Zeiten den Feinden der Pforte so sehr zum Schrecken waren.

Das erste Janitscharencorps wurde unter Murad I. ungefähr um das Jahr 1362 errichtet, nachdem sein Vorfahr, Orchan, bereits den Entwurf dazu gemacht hatte. Zufolge eines Befehls von jenem Sultan, mußte der fünfte Mann von allen Kriegsgefangenen, (deren Menge damals sehr groß war,) zu seinem Dienste ausgehoben werden. Man errichtete daraus ein Corps von etwann 8 bis 9000 Mann, welches allemal bey der Armee den ersten Rang haben sollte. Um diese Anstalt desto feyerlicher zu machen, sollte ein gewisser muhammedanischer Heiliger und Stifter eines Ordens von Dervischen (einer Art türkischer Mönche,) Namens Hadschi Bektasch, diese Truppe mit einer Fahne versehen, ihr seinen Segen geben, und einen Namen beylegen. Die Erfindung dieses Namens kostete nicht viel Nachsinnen. Hadschi sagte, sie sollten Jen-Ytschjery, d. i. neue Soldaten,

ten, heissen, und dabey legte er einem von ihren Befehlshabern den Aermel seines Rockes auf den Kopf, und sprach den Segen. Seit dieser Zeit führen sie nun den ihnen beygelegten Namen. Ihre Kleidung ist eben so wie der andern Türken, ein Doliman oder langer Rock mit kurzen Aermeln, den sie um die Mitte des Leibes mit einem bunt gestreiften, an beyden Enden mit einer goldenen oder silbernen Franse besetzten Gürtel, Coussac genannt, zubinden. Ueber dem Doliman tragen sie eine Art Superweste, Saphi genannt, von blauem Tuch. Statt des Turbans haben sie eine Art Filzmütze, welche hinten hinunter hängt, und wie ein Aermel eines Mannsrockes gestaltet ist, in dessen weitestem Ende sie den Kopf stecken haben; das andere Ende hängt hinten über den Rücken herab wie eine Haube. Ueberdies tragen sie unter der Stirn eine ½ Fuß lange Binde, welche von vergoldetem Silber, und mit falschen Edelsteinen besetzt ist. Diese Kopfzierde, Jarcola, Jercola oder Jerrola genannt, wird an Paradetagen mit langen Federn ausgeschmücket. Ihre gewöhnliche Hauptdecke aber ist eine wollene Mütze mit einem auf besondere Art geschlungenen Bande.

Ihre Zahl hat sich nach Murad's I. Zeiten sehr vermehrt. Am stärksten war sie zu der Zeit, da ein großer Theil von Ungarn in türkischen Händen war. In dem für sie unglücklichen Kriege, welcher vor dem carlowitzer Frieden geführt wurde, wurde dieses Corps beynahe völlig aufgerieben, und man konnte mit aller Mühe kaum noch 12000 in das Feld stellen. Jetzt beläuft sich die Zahl der eigentlichen Janitscharen, welche auch Janitscharen der Pforte heissen, höchstens auf 40000 Mann; will man aber alles, was Jenitschar heißt, rechnen, so kommen über 150000 Mann heraus. Dieses Corps wurde lange Zeit mit Christenkindern recrutirt, die man entweder im Kriege

ge-

erfangen bekam, oder in den eroberten Ländern, statt des Tributes, aushob. Dieses geschieht heut zu Tage fast gar nicht mehr, oder doch nur in dem sehr seltenen Falle, wenn die Aeltern den Tribut oder das Kopfgeld nicht aufbringen können. Man nimmt jetzt gemeiniglich geborne Türken, und darunter sehr häufig Kinder von Janitscharen selbst. Doch müssen auch diese, wie ehemals die Christenkinder, eine Probezeit aushalten, und unter der Aufsicht des Stambol-Agasi in dem Serail des Sultans sich zu allerley Uebungen unterweisen, und zu allerley schwerer Arbeit, als: zum Graben, Wassertragen, Holzhauen ꝛc. sich gebrauchen lassen. Während dieser Zeit heissen sie Agiam-Oglans, Igem-Oglans, oder Azam-Oglans. Doch werden die gebornen Türken meistens, und zwar bald, nach Verlauf von 1 oder 2 Jahren, unter das Janitscharenscorps aufgenommen. Sie bekommen anfänglich des Tages nur 6 Asper (ungefähr 6 Kreutzer;) dieser Sold kann aber, mit der Zeit, und des Alters oder ausgestandener Kriege wegen, oder Gunst der Officier, bis auf 12, höchstens 15 Asper des Tages steigen. Er wird ihnen von 3 zu 3 Monaten, an Divantagen, im Serail ausgezahlt. Außerdem bekommen sie von dem Sultan ihre Kleidung, und täglich eine Portion Reiß, 12 Loth Fleisch, und 25 Loth Brod, zu ihrer Nahrung.

Das ganze Corps ist in 132 Regimenter, Baraken, Casernen, oder eigentlich Kammern (Odas) eingetheilt, deren jede ungefähr 800 Mann stark seyn soll, aber oft fast nur halb so stark ist. Zu Constantinopel sind 111 Odas, welche zusammen ungefähr 30000 Mann enthalten. Die eilfte ist die erste im Range; die erste hat den zweyten, und die hundert und eilfte den dritten Rang; die übrigen folgen nach der gemeinen Ordnung. Der Sultan lässet sich selbst allemal in einer Oda, mit dem bestimmten Solde von 7 Asper des Ta-

ges, einschreiben. Aus diesen Janitscharen in der Hauptstadt wird eine gewisse Zahl für die Wache des Sultans genommen, und solche heissen Solaki und Peiki. Jede Kammer hat ihren Obersten, Oda-Baschi, ihren Schatzmeister, Fähnrich, und Koch. Dieser letztere steht bey ihnen in großer Achtung, und hat das Recht, auch Schläge unter die Janitscharen auszutheilen, deren Zahl jedoch nicht über 40 für einen Mann des Tages gehen darf. Seine Staatskleidung hat viel Sonderbares. Sie ist von Leder mit einer großen Schleppe, welche von 2 Personen getragen wird; und sie ist ganz mit silbernen Löffeln, Messern, Schüsseln, Pfannen ꝛc. und Schellen, behängt, so, daß er ohne Hülfe seiner Bedienten, sich nicht regen könnte. In den Kammern oder Baraken geht es sehr ordentlich und regelmäßig zu. Sie dulden auch keinen unter sich, der nur den mindesten Diebstahl begangen, oder eine liederliche Weibsperson geheurathet hat; ein solcher wird aus dem Corps ausgestoßen. Diejenigen von ihnen, welche anständig verheurathet sind, wohnen in besondern Häusern, und nicht bey den übrigen. Wenn ein Janitschar unter das Corps aufgenommen wird, bekömmt er von einem Officier eine Ohrfeige, zum Zeichen der Gewalt, unter welcher er steht. Wird Jemand wegen schlechten Verhaltens fortgejaget, so reisset man ihm den kleinen Kragen ab, der an ihrer Kleidung angenähet ist. Wenn man Jemand am Leben straft, so erdrosselt man ihn gemeiniglich des Nachts, steckt ihn in einen mit Steinen beschwerten Sack, wirft ihn in das Meer, und löset dabey eine Kanone; welches letztere aber jetzt in Constantinopel nicht mehr, sondern nur noch an andern Orten, geschieht. Wegen geringer Verbrechen, werden die Janitscharen auf die Fußsohlen geprügelt, welches sie Falaca nennen.

In ihren europäischen Feldzügen führen sie eine lange schwere Flinte oder Muskete mit kurzer Kolbe, einen kurzen Säbel, ein Messer oder einen Dolch mit einem gabelförmigen Hefte, worauf sie im Nothfalle, im Gefechte, ihre Flinten auflegen, um desto sicherer zu zielen. Hiezu kömmt noch gemeiniglich eine im Gürtel steckende Pistole, ein Pulverhorn, und eine Tasche oder ein lederner Sack auf der linken Seite an einem Riemen, worin ihre Kugeln sind; diese treiben sie mit Gewalt in den Lauf der Flinte hinein, daher geht das Laden langsam, aber der Schuß reicht weit und hat große Gewalt. In Asien bedienen sie sich auch des Pfeiles und Bogens. In Friedenszeiten werden diese Waffen, wenigstens zu Constantinopel, in einem Zeughause verwahret, und die Janitscharen haben, seit ungefähr 70 Jahren, daselbst nur einen langen Stab, oder ein spanisches Rohr. Sie üben sich bisweilen im Werfen desselben, um die Behendigkeit des Körpers zu befördern. Außer diesem besteht ihr Exercieren im Scheibenschießen, und im Schwadroniren mit dem Säbel. Wenn Krieg erklärt worden ist und die Roßschweife ausgesteckt worden sind, werden vor die Odas oder Casernen der Janitscharen große Kessel gesetzt, welche 6 Wochen stehen bleiben. Im Felde bekommen die Soldaten von diesem Corps ihre Lebensmittel auf Kosten des Sultans, dahingegen die andern Truppen dieselben von den Marketendern oder aus den Magazinen kaufen müssen. Die Janitscharen essen, jede Kammer oder Oda in Gemeinschaft zusammen. Ihre beste Mahlzeit ist Reiß und Schöpsenfleisch. Kaffee und Tobak gehören auch unter ihre Bedürfnisse, auch darf es nicht oft an neu gebackenem Brode fehlen, sonst entsteht Murren und wohl gar Aufruhr.

Wenn sie in freyem Felde einen Feind angreifen, so geschieht es ohne Ordnung. Nur die vordersten feuern

feuern ihre Musketen ab; die andern halten solche mit der linken Hand vor den Kopf, um die Degenhiebe und Bayonetstöße abzuwenden, und gebrauchen den Säbel oder das Messer, welches sie in der rechten führen. Die hintersten hängen gemeiniglich ihre Musketen über die Schulter. Einige nehmen einen Zipfel ihres Unterkleides oder ihrer weiten Hosen zwischen die Zähne, und rennen, wie rasende Thiere, gegen den Feind, indem sie Alla! Alla! d. i. Gott! rufen. Bey wichtigen Belagerungen kömmt eine Anzahl unverheuratheter, freywilliger Janitscharen in die Laufgräben, wo sie nicht abgelöset werden, sondern bis zu Ende der Belagerung bleiben, und mit den Arbeitern immer fortrücken und sie bedecken. Man bringt ihnen täglich ihr Essen, und sie machen sich ihren Kaffee, wozu man sie auch mit Holz versieht. Sie bekommen, während dieser Zeit, stärkern Sold, und sind, nach geendigter Belagerung, nicht verbunden, weiter im Felde zu dienen, wenn sie nicht selbst wollen. Ihr Sold bleibt ihnen in jedem Falle.

Ihr oberster Befehlshaber heißt der Janitscharen-Aga, Janissar-Agasi, welcher insgemein ein Pascha von 3 Roßschweifen, zugleich das Oberhaupt der ganzen türkischen Infanterie ist, und sich in Constantinopel aufhält. Ehemals wählte ihn das Janitscharencorps selbst, heut zu Tage aber wählt ihn der Großherr, und gemeiniglich fällt die Wahl auf einen von den Itschoglanen (Icoglans,) d. i. Pagen oder Hofjunkern des Großherren. Dieser Aga hat eine unumschränkte Gewalt über das Leben der Janitscharen; wenn er aber stirbt, so fällt sein Vermögen dem Fiscus der Janitscharen anheim. Ein Schiur-Baschi ist ungefähr bey ihnen so viel als Hauptmann; und der Oda-Baschi, welcher sonst über seine Oda zu befehlen hat, steht, wenn sie zu Felde gehen, unter dem Schiur-Baschi, als Lieutenant. Die gedachten

Haupt-

Hauptleute unterscheiden sich durch einen drehenden Federbusch, welcher in einer Röhre von Messing an ihrer Mütze steckt. Diese Röhre haben die gemeinen Janitscharenmützen auch, aber ohne Federbusch. Eine Horta ist bey ihnen so viel als eine Compagnie, und besteht aus 70 Mann, die Officier nicht mitgerechnet.

Die Janitscharen sind, wie ich bereits erwähnt habe, nicht mehr, was sie sonst waren; ihre schwärmerische Wuth hat sich großentheils verloren, und der Mangel an Ordnung und Disciplin, wie sie heut zu Tage erfordert wird, verursachet, daß sie europäischen Truppen allemal nachstehen. Sie verachten die Muskete, und mögen kein Bayonet führen, sondern verlassen sich hauptsächlich auf ihren Säbel, welcher aber nicht mehr so brauchbar ist, wie in ältern Zeiten. Die asiatischen Janitscharen haben auch den Fehler, daß sie zu langen und beschwerlichen Märschen nicht viel tauzen; die aus den an Ungarn gränzenden Ländern hingegen sind desto dauerhafter. So wie sie für ihre Feinde nicht mehr so furchtbar sind, so sind sie es auch nicht mehr für ihre Sultane, die in den vorigen Zeiten öfters von ihnen sehr übermüthig behandelt und abgesetzt wurden; daher auch manchmal die völlige Aufhebung dieses Corps beschlossen wurde, welche aber nie zu Stande kam.

Der Müßiggang und die gute Verpflegung machen die Janitscharen muthwillig und aufrührisch, so gar daß sie zum öftern gefährlichen Aufstand erreget, und sich nicht eher haben beruhigen lassen, als bis man ihnen die Köpfe derer, auf die ihr Haß gefallen war, heraus gegeben hat; ja, sie haben in den neuern Zeiten sich unterstanden, Sultane ab- und einzusetzen, und gar zu ermorden. Daher schon Osman sie auszurotten beschloß, darüber aber sein Leben einbüßte. Der berühmte Großvezier Kiuperli hat es seiner angefangen, und den candiotischen Krieg erhoben, auch seinem Sohne den ungarischen auf das beste empfohlen, damit

bey solcher Gelegenheit der Kern derselben aufgeopfert würde, wie auch gutentheils geschah. Die übrigen sucht man durch Nachlassung der vormaligen strengen Kriegszucht, durch Aufnehmung allerley Gesindes, durch Einsetzung junger unerfahrner Officiere, durch Verstattung allerley Gewerbes und Hanthierung, womit sie sich außerhalb den Baraken ernähren, und endlich durch Nachsehen vielen Unterschleifes, welcher mit den Oturac oder Blinden, indem die Kinder der Officiere von der Wiege an, in den Rollen geführt, und ihr Sold gezogen wird, und auf andere Arten mehr begangen wird, zu entkräften, und ihnen den Muth zu brechen.

Außer den eigentlichen Janitscharen der Pforte, giebt es noch über 100000, welche auch Janitscharen heissen, aber nichts anders als Handwerker und Landmiliz sind. Diese dienen meistens ohne Sold, sind durch alle Reiche des türkischen Reiches zerstreut, und gehen nie, oder doch nur äußerst selten, zu Felde. Wenn indessen die Stadt, wo sich solche Titularjanitscharen befinden, belagert wird, sind sie, dieselbe zu vertheidigen, verbunden. Unterdessen geniessen sie alle Vorrechte des Corps, unter welchem sie eingeschrieben sind. Sie können folglich alle und jede Arten von Gewerbe und Handthierung treiben, und nur von ihren vorgesetzten Officieren oder von dem commandirenden Pascha bestrafet werden. Ehemals durften die Janitscharen weder heurathen, noch ein Gewerbe treiben; aber in dem Kriege vor dem carlowitzer Frieden erlaubte man beydes, um Leute zu diesem Corps zu bekommen, unter dem sich fast Niemand mehr einschreiben lassen wollte. Die Janitscharen der Pforte, und die im weitläuftigen Verstande, unterscheiden sich dadurch, daß jene bloß Knebelbärte, diese aber lange Kinnbärte tragen. Uebrigens sind in den Festungen immer einige eigentliche Janitscharen, theils zur Vertheidigung im Nothfalle, meistens aber um auf die andern ein wachsames Auge zu haben.

Janken, Jankenhaken, bey den Messingbrennern; siehe unter Messing.

Jannequin, oder, wie einige schreiben, Gennequin, eine Art baumwollenes Garn von mittelmäßiger Güte, welches aus der Levante über Smyrna kömmt. Daselbst werden, Jahr aus Jahr ein, bis an 1000 Centner verkaufet, und wird deren jeder mit 12 bis 15 Piasters bezahlet, wenn sie fein ist, mit 10 bis 12 aber, wenn sie grob ist.

Jänner, der Name des Januars in einer deutschen Gestalt, welcher gemeiniglich, aber nicht so richtig, Jenner geschrieben wird. Siehe unten, auf dieser Seite.

Jänner-Schein, in der Kalenderwissenschaft, der Neumond im Jänner oder Januar; siehe Schein.

Jansenistes, nannte man ehemals an den Kleidern der Damen eine Art Aermel, welche vorn bis an das Handgelenk stießen.

Jante, eine Radfelge; siehe Felge.

Januar, L. Januarius, Fr. Janvier, der erste Monat im Jahre, und der zweyte Wintermonat. Die uralten Römer fingen das Jahr im März, wenn die Sonne in den ersten Grad des Widders gekommen war, an, welchen Tag sie für den allerersten Tag der Welt hielten, und deswegen Mundi natalem (den Gebutstag der Welt) nannten. Es ist aber dieser Anfang des Jahres nachher verändert, und das Jahr vom ersten Januar angefangen worden, wobey es bis jetzt geblieben ist. Diese Ordnung hat, wie ich im XXVIII. Th. S. 613, gezeigt habe, Julius Cäsar, der erste römische Kaiser, gemacht, als nach welcher der Januar der erste Monat ist.

Von dem Ursprunge des Namens Januarius, siehe Th. XXVIII, S. 614. Der aus dem Lateinischen verkürzte deutsche Name ist Januar: doch ist auch Jenner, oder richtiger Jänner, üblich. Von Kaiser

ser Carl dem Großen wurde er, wegen seiner Kälte, der Hartmonat, und, weil er unter den Wintermonaten der mittelste ist, Wintarmanoth, Wintermonat genannt, welchen letztern Namen er auch noch führt. Von Einigen wird er auch der Leu- oder Löwenmonat genannt, weil er unter den drey Wintermonaten der härteste, schärfste und kälteste ist, sonderlich um Hilarii, welcher der 20ste Tag nach Weihnachten zu seyn pflegt. In Lünig's Corp. jur. feud. Th. 3, S. 107, kömmt ein Lalemond vor, welchen man gleichfalls für den Januar hält. Im Schwed. heißt er Torsmänod.

Der Januar hat 31 Tage, und d. 20 tritt die Sonne in das himmlische Zeichen des Wassermannes. Die merkwürdigsten Namen und unbeweglichen Feste sind: der 1, das Fest der Beschneidung Christi, das Neujahrsfest genannt; 6, das Fest der Erscheinung Christi, Festum Epiphanias, der heil. drey Könige Tag genannt; 13, Hilarius; 17, Antonius; 19, Fabian Sebastian; 25, Pauli Bekehrung. Die Römer mahlten diesen Monat in Gestalt eines Bürgermeisters, welcher Weihrauch auf einen Altar wirft, wobey gemeiniglich ein Hahn steht, zum Zeichen, daß das Opfer des Morgens gebracht worden seyn. Sonst bildet man ihn auch unter der Gestalt des Janus mit zwey Gesichtern, einem alten und jungen, ab, das alte und neue Jahr dadurch anzudeuten.

Tag.	Sonnenaufg.	Sonnenunterg.	Tageslänge.	Nachtlänge.
1	8 Uhr 15 Min.	3 Uhr 4 Min.	7 St. 36 M.	16 St. 24 M.
6	8 = 11 =	3 = 49 =	7 = 38 =	16 = 22 =
11	8 = 6 =	3 = 54 =	7 = 47 =	16 = 13 =
16	8 = 0 =	4 = 0 =	8 = 0 =	16 = 0 =
21	7 = 52 =	4 = 8 =	8 = 16 =	15 = 44 =
26	7 = 45 =	4 = 15 =	8 = 30 =	15 = 30 =

Was überhaupt alles dasjenige, was ein guter Haus- und Landwirth, diesen Monat hindurch, theils

theils vor sich zu beobachten hat, theils durch seine Leute verrichten lassen muß, betrifft: so besteht dasselbe vornämlich in folgenden Stücken.

I. Verrichtungen, welche in den Küchengärten geschehen müssen.

1. Wenn in diesem Monathe gelinde und offene Witterung ist, muß man fortfahren das Gartenland, damit es theils milde werde, theils in den folgenden Monathen, wenn es besäet oder bepflanzet werden soll, geschwinde zu recht gemachet werden könne, zu riolen, und in Furchen zu schlagen. Denn, wenn es während des Winterfrostes in neben einander her aufgeworfenen, oben spitzig zugehenden Reihen liegt, wird es theils sehr mürbe und fruchtbar, theils kann man auch nachher in der Geschwindigkeit eine ziemlich große Menge zu bestellendes Gartenland eben machen, dessen Zubereitung sonst, wenn erst zu der Bestellungszeit förmlich riolet werden müßte, viel Zeit wegnehmen würde; gleich wie es auf diese Weise auch gewiß nicht so schlecht zubereitet werden wird, als wenn man es zur Zeit der Bestellung riolen läßt.

2. Auf warm liegende Beete und erhöhete Rabatten, nahe an Mauern, Planken oder Rohrwände, kann man in diesem Monathe abermahl, wie im December langen Radieß, frühe Möhren und Kopfsalat säen.

3. In eine warme Gegend des Garten, kann man, zur Folge auf die bereits im Herbste vorigen Jahres bestellten Erbsen, abermahl etwas frühe Erbsen pflanzen.

4 Auch müssen, zur Folge auf die im vorigen Monathe bereits gepflanzten Bohnen, jetzt abermahl Bohnen gepflanzet werden. Um die Mitte dieses Monates kann nämlich von den so genannten Windsorbohnen die erste, und von den Sandwich-

bohnen eine abermahlige Pflanzung gemacht werden, welche denn um die Zeit, da die Magazan- und andere frühe Bohnen zu Ende gehen, eßbar sind. Die Windsorbohnen dürfen aber von der Mitte d. M. nicht gepflanzet werden, weil sie den Frost nicht so gut ertragen können, als die Sandwichbohnen, welche deswegen auch von den Marktgärtnern, welche nicht so sehr auf die Güte, als vielmehr auf die Menge der zu erzeugenden Gartengewächse sehen, den Windsorbohnen, welche doch unter allen späten Bohnen die wohlschmeckendesten sind, vorgezogen werden.

5. Wenn die Magazan- oder andere frühe Bohnen etwas über der Erde hervor gewachsen sind, müssen sie an die Mauern, Planken oder Rohrwände, an denen sie in einer Reihe her gepflanzt sind, mit einem Bande so dicht als möglich, hinan gezogen, und bey starkem Frost, zum Schutz gegen denselben, mit Schilfrohrwipfeln, Farnkraut, Heide, oder andern dergleichen leichten Sachen, bedeckt werden. Wenn dieses gehörig besorget wird, pflegen sie selbst in einem solchen Winter, da alle andere der Kälte ausgesetzte frühe Bohnen erfrieren, sicher durchgebracht werden zu können.

6. Wenn in d. M. der Frost sehr heftig werden sollte, müssen die im November über die Artischocken her angehäuften Erdreihen, (damit der Frost nicht so tief eindringe, daß die Artischocken erfrieren,) entweder mit alter Gärberlohe, oder mit Pferdemist, Eichenstroh, oder Farnkraut bedeckt werden.

7. Wenn, wie es sich oft ereignet, dieser Monath sehr kalt, und die Erde zugefroren seyn sollte, und folglich nicht gegraben werden könnte, kann unterdessen Dünger in den Garten geschaffet und über das Gartenland ausgestreuet, auch können die Rohrwände ausgebessert, Sämereyen ausgerieben und rein gemachet, die zum Behuf der im künftigen Monathe

nathe zu beschneiden den Spalierbäume nöthigen Stückchen Tuch und Nägel (*) vorläufig angeschaffet, und die sämmtlichen Gartengeräthschaften wieder in gehörigen Stand gesetzet werden, damit man dadurch nachher bey erfolgender gelinder Witterung nicht an andern, keinen Aufschub leidenden, Gartenarbeiten gehindert werde. Denn, wenn man sich die in diesem und dem folgenden Monathe eintretende gute Witterung zur Gartenbestellung nicht zu Nuze macht, sondern dieselbe bis in den Frühling oder Sommer verschiebet, so leidet man nachher, besonders in einem trocknen Boden, sehr großen Schaden.

8. In d. M. müssen, um frische Gurken zu ziehen Gurkenkerne auf ein Mistbeet gestecket werden.

9. Wenn es um eines oder das andere, was man um diese Jahrszeit von den Mistbeeten nach und nach zu haben gedenkt, mißlich stehen sollte, (wie insonderheit in schlechten Jahren, oder wenn man bey der Wartung der Beete keine gehörige Sorgfalt bewiesen hat, wohl zu geschehen pflegt,) muß davon in d. M. auf Mistbeete drey bis viermahl eine wiederholte Aussaat gemachet werden, damit, wenn die ein oder andere Aussaat fehl schlagen sollte, die andern den Verlust ersetzen mögen.

(*) In England sind die Küchengärten mit den Frucht- oder Obstgärten verbunden, und mit Mauern von Ziegelstein umgeben, an welchen Spalierbäume gezogen werden. Die großen Zweige dieser Bäume werden am Geländer mit Weidenreisern befestiget; die kleinen Fruchtzweige aber werden nicht angebunden, sondern vermittelst eines um jeden herum geschlagenen Stückchentuch, und eines etwann 1 Zoll langen kleinen Nagels befestiget, welcher durch die beyden zusammengeschlagenen Enden des den Zweig umfassenden Stückchentuch, in die Fugen der Mauer in den Kalk eingetrieben wird. Ein solches Stückchentuch ist gerade von der Länge und Breite, als die Stückchentuch auf den Probekarten der Kaufleute zu seyn pflegen, und also ungefähr einen Finger lang und breit oder 3 bis 4 Z. lang, und etwa einen halben Z. breit.

10. Auch müssen, zur Folge auf die im vorigen Monathe gemachten Spargel-Treibebeete, in d. M. abermahl eines oder zwey derselben, jedes etwann 3 Wochen nach dem andern, gemachet werden, damit an Spargel während des Winters kein Mangel sey.

11. Kresse, gelber Senf, Schnittkohl, Radieß, Rüben, und andere kleine Salatkräuter, pflegen um diese Jahrszeit im freyen Lande selten zu gerathen, und müssen also in d. M., damit sie schnell wachsen auf mäßige Mistbeete gesäet werden. Wenn es dazu an Fenstern fehlt, kann man über die Mistbeetkasten Tonnenreife ausbreiten, und solche mit Matten behängen. Wenn die Witterung nur einigermaßen gelinde ist, so ist eine solche Bedeckung hinreichend. Bey starken Frost aber müssen die Matten, damit die Kälte nicht in die Beete eindringen könne, überdem noch mit Stroh beleget werden. Die Salatkräuter pflegen unter einer solchen Bedeckung ganz gut aufzukommen; nur wachsen sie unter denselben nicht so schnell, als diejenigen, welche mit Fenstern bedeckt sind.

12. Wenn in d. M. offene Witterung und die Erde nicht zu naß ist, muß abermal an einen Theil Staudensellerie, zum Bleichen, Erde angehäufet werden. Man kann die Erde überhaupt um diese Jahrszeit, um dieselbe gegen den Frost zu schützen, nie zu hoch an sie anhäufen.

13. Wenn in d. M. starker Frost seyn sollte, muß ein Theil der mit Erde angehäuften Staudensellerie, und der zum Bleichen in Furchen in die Erde gelegten Winterendivien, mit langen Streustroh oder mit alter Gärberlohe zugedecket werden, damit der Frost nicht eindringe, weil man sonst während desselben nichts davon zum Gebrauch aufnehmen könnte.

14. Bey

14. Bey offener Erde muß in d. M. an die frühen Erbsen und frühen Bohnen, um sie gegen den Frost zu sichern, Erde angezogen werden. Die Erde muß dann aber in der Oberfläche trocken seyn, weil sie, naß angehäuft, an ihren noch zarten Stängeln Fäulniß verursachet. Auch muß man sich dabey wohl in Acht nehmen, daß die Erde nicht über ihnen her falle

15. Die Champignonbeete müssen entweder mit Mistbeetfenstern, oder mit frischen langen Stroh wohl zugedeckt gehalten, und weil das Stroh um diese Jahrszeit von der Nässe gar bald in Fäulniß geht, muß die alte Strohbedeckung weggenommen werden. Sie können überhaupt gegen den Frost und Nässe, welche ihnen um diese Jahrszeit beyde gleich nachtheilig sind, nicht sorgfältig genug verwahret werden. Um dieser Ursache willen bedienen sich manche der Fenster zu ihrer Bedeckung, welches, wenn man solche dazu entbehren kann, von großem Nutzen ist.

16. Bey gelinder Witterung muß man von den Winterendivien eine Anzahl der besten Pflanzen auf ein warm gelegenes, und, damit die Nässe nicht an ihnen stehen bleibe, sondern abziehen könne, etwas schräge liegendes Beet zur Saat setzen. Man muß dazu die stärksten und recht voll ausgewachsenen, und, wenn es von der feinen krausen Sorte ist, solche Pflanzen nehmen, welche recht feine krause Blätter haben, weil diese Sorten sonst in 2 oder 3 Jahren meistens ausartet und schlichtblätterig wird.

17. Nach den unter Mistbeetfenstern stehenden Winterblumenkohlpflanzen muß fleißig gesehen, und ihnen die gelb gewordenen Blätter genommen werden. Wenn dieses unterlassen wird, kann das, besonders wenn, wie es um diese Jahszeit oft der Fall ist, die Fenster einmahl bey sehr übler Witterung 3 oder 4 Tage nach einander nicht geöffnet werden dürfen, und keine frische Luft hinein gelassen werden

kann,) sehr gefährlich für sie werden, weil die verdorbenen Blätter, wenn sie in Fäulniß gehen, die in den Beeten eingeschlossene Luft zum Verderben der Pflanzen anstecken; daher man sie ihnen, so bald sie gelb werden, nehmen muß. Auch ihnen, so oft es die Witterung nur irgend verstattet; so viel freye Luft, als nur möglich ist, gegeben werden, weil sie sonst zu frech wachsen, und nachher gegen das Ende des künftigen Monates, da sie bey der ersten guten Witterung förmlich verpflanzt werden müssen, zu weichlich sind, und alsdann der Kälte nicht widerstehen können.

18. Die Glasglocken, unter welchen diejenigen Winterblumenkohlpflanzen stehen, welche den frühesten Blumenkohl geben sollen, müssen, damit frische Luft unter sie kommen könne, und die Pflanzen unter ihnen nicht zu frech wachsen, bey gelinder Witterung auf einer Seite beständig etwas in die Höhe gesetzet werden; wenn aber Frostwetter einfällt, müssen sie so fest als möglich, an die Erde gedrückt werden, damit die scharfen Winde, welche die Pflanzen, wo nicht tödten, doch sehr beschädigen, nicht unter sie streichen können.

19. Wenn man Gurken und Melonen so früh gelegt hat, daß sie jezt schon aufgegangen sind, muß nach denselben in dieser Jahrszeit, wo das geringste Versehen ihr gänzliches Verderben nach sich zieht, sorgfältig gesehen werden, um sie beständig in einerley gemäßigten Grad der Wärme zu halten, und ihnen, damit der Dunst des Mistes abziehen könne, so oft es die Umstände irgend erlauben, frische Luft zu geben. Weil ihnen aber zu viel kalte Luft eben so nachtheilig ist, als der eingeschlossene Dampf des Mistes nur immer seyn kann, so muß dieses mit großer Vorsicht geschehen. Denn die Hauptsache bey der Erziehung frischer Gurken und Melonen, beruhet auf einer sorgfältigen Aufmerksamkeit auf die Veränderung

und

und Abwechslung der Witterung, und darauf, daß man ihnen den eigentlichen Grad der ihnen dienlichen Wärme zu geben weiß. Die äussere Luft ist in d. M. oft sehr kalt, und kann, wenn sie zu schnell in das Mistbeet hinein gelassen wird, solche zarte Pflanzen, als Gurken und Melonen sind, auf einmal zu Grunde richten; damit sie also nicht zu schnell hineinstürze, und ihnen nicht plözlich einen tödtlichen Stoß versezze, muß man zuvor, ehe die Fenster, um frische Luft einzulassen, gelichtet werden, ein Tuch von grober Leinwand vor der zumachenden Oeffnung hängen.

20. Wenn, wie es sich in manchen harten Winter zuträgt, die Winterblumenkohlpflanzen erfroren, oder durch einen andern Zufall verunglückt seyn sollten, muß, so bald es die Witterung nur irgend erlaubt, ein mäßiges Mistbeet gemachet, und, um neue Pflanzen zu ziehen, mit Blumenkohl besäet werden. Wenn diese neue Aussaat gut gewartet wird, und die Pflanzen nachher, so bald sie dazu groß genug sind, zur Beschleinigung ihres Wachsthumes, vorerst auf ein anderes frisches Mistbeet versezet werden, so pflegt man davon demnächst höchstens nur um 4 Wochen später, als vom Winterblumenkohl, auch recht guten Kohl zu bekommen.

21. Auf eben diese Art müssen, wenn die Winterkopfkohlpflanzen erfroren oder verunglückt seyn sollten, in d. M. auch neue weiße Kohlpflanzen gezogen werden.

22. So bald auf den im December angelegten Spargeltreibebeeten Stangen hervor stechen muß sofort vollends so viel Erde aufgebracht werden, daß die Kronen der Pflanzen solche wenigstens 5 bis 6 Zoll hoch über sich haben, und alsdann müssen auch die Mistbeetkasten übergesezt, und die Fenster überleget werden. Wenn nachher die Wärme des Beetes abzunehmen anfängt, muß es,

um solche zu erneuern, und den Spargel im Treiben zu erhalten, aufwärts an den Seiten herum mit warmen Mist etwas angeheizet, oder, wie es die Gärtner nennen, ausgefüttert werden; die Fenster aber müssen so lange, bis der Spargel wieder durch die jetzt noch aufgelegte Erde hervor sticht, die Nacht über, (und bey übler Witterung, da die Sonne sich nicht blicken läßt, auch bey Tage,) mit Matten und Stroh bedecket werden. So bald denn aber wieder Stangen hervor stechen, muß die Bedeckung, (weil sonst der Spargel weiß bleibt, und alsdann wenig geachtet wird,) bey Tage, wofern es die Witterung erlaubt, allezeit abgenommen werden.

23. Gegen das Ende dieses Monathes, wenn alsdann offene Witterung ist, können schon Möhren Pastinaken, Porree, und die Kopfkohlsorten zur Saat gesetzet werden. Die Kohlköpfe müssen aber, damit zu Verhütung einer erfolgenden Fäulniß das Wasser aus ihnen abtröpfeln möge, nachdem ihnen die äussern Blätter genommen worden, 3 bis 4 Tage zuvor, an einem trockenen Orte unter einem Obdache an den Stängeln aufgehangen, und dann, weil sonst der Wind, wenn sie demselben zu sehr ausgesetzt wären, ihre Samenzweige im folgenden Sommer leicht abbrechen würde,) nahe an eine Rohrwand, Planke, oder Mauer gepflanzet werden, wo sie gegen starke Winde Schutz haben. Weil aber, wenn rother und weißer Kohl, savoyer und Wirsing, nahe bey einander zur Saat stehen, der Blüthenstaub der einen auf die Blüthen der andern fällt, und dadurch eine Ausartung veranlasset wird, so muß man nie mehrere Sorten Kohl zugleich neben einander, sondern iede Art in einer gewissen Entfernung von der andern, zur Saat setzen.

24. Im Anfange d. M. müssen mäßige Mistbeete gemachet, und mit Rainfarn (Tanacetum) und

Kraut-

Krausemünze bepflanzet werden. Wenn solche gut gewartet werden, pflegen sie im Febr. und März zum Salat brauchbar zu seyn; nachher kann man sie zum Küchengebrauche aus dem freyen Garten genug haben.

25. Wenn die Witterung im vorigen Monathe, oder im Anfange d. M. so strenge gewesen seyn sollte, daß die auf warm liegende Beete gesäeten langen Radieße und frühen Möhren ausgegangen seyn, so müssen, um im folgenden Frühlinge zeitig, und noch eher Radieße und Möhren zu haben, als man sie von einer jezt in das freye Land zu machenden Aussaat haben kann, so bald es die Witterung verstattet, mäßige Mistbeete gemachet, und damit besäet werden. Diese müssen aber 8 bis 9 Zoll tief Erde haben, weil sonst gedachte Gewächse, welche, so bald sie den Mist berühren, nicht weiter in die Länge wachsen, keine lange Wurzeln treiben können. Auch müssen, in diesem Falle, so bald es die Witterung erlaubt, etwas lange Radieße und Möhren an eine warme Stelle in das freye Land gesäet werden, um davon, nach den jezt zugleich auf Mistbeete gesäeten, die Folge zu haben.

26. Bey offener Erde und trockner Witterung muß in d. M. abermal Winterendivie zum Bleichen in Furchen geleget werden, und zwar, damit die Nässe besser abziehen könne, in schräge Furchen, in welche dieselbe, auf die nach der Sonne gekehrte Seite, etwa 6 Zoll tief, so geleget wird, daß sie meistens bis an die Spitze der Blätter in die Erde kömmt. Wenn man sie, nachdem die etwann zwischen den Blättern befindliche Feuchtigkeit erst abziehen könne, eine Nacht zuvor unter einem luftigen Obdache bey der Wurzel aufzuhängen Gelegenheit hat, pflegt sie nicht so leicht zu faulen. Weil sie aber, wenn sie nicht schon vor dem Eintritt des Frostes zum Bleichen in die Furchen in Erde gelegt ist, der ihr vorher auf ihrem Pflanzenbeete gegen

den Frost, von Matten oder Stroh gegebenen Bedeckung ungeachtet, in einem sehr kalten Winter dennoch leicht zu Grunde geht, so muß man, wenn man sie bis in den Frühling zu haben wünscht, die in einem harten Winter auf ihre Bedeckung zu verwendenden Unkosten nicht achten.

27. Schnecken und andere Arten von Ungeziefer, welche sich um diese Jahrszeit in den Rizen und Nazellöchern der Mauern, unter Rohrwänden, oder wo sie sonst Schutz haben, besonders aber hinter den an Mauern stehenden Spalierbäumen und in ledigen Töpfen verborgen halten, (wo man ihrer, wenn man es nicht so lange, bis sie sich davon gemacht haben, verschiebt, leicht habhaft werden kann,) müssen jezt aufgesuchet und vertilget werden.

28. Damit man den ganzen Sommer hindurch, es sey nun zu eigenem Gebrauch, oder zum Verkauf, einen beständigen Vorrath von Erbsen und Bohnen habe, muß man davon gegen das Ende d. M., wenn offene Witterung ist, zur Folge auf die schon gepflanzten, abermal eine Pflanzung machen. Auch müssen alsdann, auf warm gelegene Beete rundblätteriger Spinat, frühe Möhren, und gemeiner Kopfsalat, oder auch brauner holländischer Kopfsalat gesäet, und solches, wenn es die Witterung erlaubt, jede 14 Tage oder 3 Wochen wiederhohlet werden, damit man solche, wenn etwann die ersten Aussaaten durch den Frost zu Grunde gerichtet seyn sollten dennoch frühzeitig habe.

29. Gegen Ende d. M. kann auch etwas Petersilie und Kerbel in Reihen gesäet werden. Weil beyde lange in der Erde liegen so hat man für sie von der Kälte wenig oder gar nichts zu befürchten.

30. Bey gelinder Witterung können, wenn man dazu schon zubereitete Beete hat, noch Erdbeeren umgeleget werden, ob es gleich, besonders wenn der Bo-

den

den von Natur trocken ist, besser seyn würde, wenn solches schon im Herbste geschehen wäre. Wer frühzeitig Erdbeeren verlangt, kann solche allenfalls noch in d. M in Töpfe in gute Erde pflanzen, die Töpfe alsdann, bis die Pflanzen sich bewurzelt haben, an einen guten Schutz habenden Ort stellen, und solche nachher in ein mäßiges Mistbeet in die Erde senken, wo sie in kurzer Zeit gedeihen werden. Es würde zwar besser seyn, wenn sie bereits im Oct. in Töpfe gepflanzt wären, weil sie sich alsdann vor der Einsenkung in das Mistbeet schon besser hätten bewurzeln können, und alsdann auch weit reichlicher tragen würden. Wenn man aber nicht zeitig genug Erdbeeren zum Treiben auf dieses Jahr in Töpfe gesetzt hat, kann man in d. M. solche Stöcke, welche in vorigen Sommer von Ausläufern stets rein gehalten sind, und jeder Stock einzeln gestanden haben, ohne sie in Töpfe zu setzen, mit voller Erde ausheben, und in ein Mistbeet pflanzen. (Denn wenn man sie Ausläufer hat treiben lassen, so ist der Hauptstock dadurch dermaßen geschwächet, daß er, wenn er zum Treiben gebrauchet wird, unmöglich reichlich tragen kann.) Die Erde in dem Mistbeete muß aber eine leimige und starke Erde, und nicht von vielem Dünger fett seyn, weil die Erdbeeren sonst gar zu frech wachsen, und alsdann unmöglich voll tragen können. Das Mistbeet muß auch nicht gar zu sehr bedeckt gehalten, sondern demselben, so oft es die Witterung nur irgend erlaubt, viel frische Luft gegeben werden, besonders alsdann, wann die Erdbeeren in der Blüthe stehen, weil die Blüthen sonst, ohne anzusetzen, abfallen. Sie müssen auch oft begossen werden, weil sonst gleichfalls die Blüthen abfallen, und nicht sonderlich ansetzen. Doch muß das Begießen mit Ueberlegung geschehen.

Wenn man in d. M. Erdbeeren in Töpfe pflanzt, die den ganzen folgenden Sommer hindurch in Schatten,

ten, und von Ausläufern allezeit rein hält, sie auch weder blühen noch tragen läßt, so sind solche auf künftiges Jahr zum Treiben gut zu gebrauchen.

31. Die Küchengartenproducte in diesem Monate sind: weißer und rother Kopfkohl, savoyer und Wirsing, Pastinaken, Rüben, Möhren, Kartoffeln, Porree, Zipollen Knoblauch, Schalotten, Nocambole, rothe Rüben, Braunkohl; auch Sellerie, Winterendivien, und Rübenrapunzel; und auf Mistbeeten: junger Stechsalat, und die übrigen jungen Salatkräuter, als: Kresse, Rüben, Nadleß, Schnittkohl, gelber Senf, Koriander, Kerbel, Dragun und Krausemünze, wie auch Spargel von den zu Ende des Nov. angelegten Treibebeeten, Man hat auch Zuckerwurzeln, weißen, schwarzen und blauen Broccoli, Haferwurzeln, Scorzonerwurzeln, Petersilienwurzeln, Champignons, Sauerampfer, Pimpinell, Petersilie, Salbey, Rosmarin, Thymian, Isopp, Winterfatorey, weiße Winterkohlpflanzen, und Sprossen von den Strünken der im Oct. und Nov. ausgeschnittenen mancherley Kopfkohlsorten, Spinat und Cardonen, Blätter von der weißen sowohl als von der großen Schweitzerbeete, und einige andere Suppenkräuter. Unter Mistbeetfenstern hat man jetzt auch noch wohl guten braunen holländischen Kopfsalat, wenn man auf dessen Wartung gehörigen Fleiß gewandt hat.

II. Verrichtungen, welche in Baumfrucht- oder Obstgärten geschehen müssen.

1. Man bedeckt die Wurzeln aller frisch gepflanzten Bäume mit faulenden Blättern, um sie gegen den Frost zu schützen, wofern solches nicht schon geschehen ist, oder sie verdorben sind. Auch müssen die Feigenbäume, welche an den Wänden, Zäunen oder Geländern stehen, entweder mit Matten oder Schilf bedeckt werden; dieses wird ihre zarte Ausschößlinge bewahren, daß ihnen vom Froste kein Schade geschieht, auch verursachen, daß die Früchte im Frühlinge sowohl früher, als auch in größerer Menge, zum Vorschein kommen. Ehe dieses aber

ge-

geschicht, muß man alle Zweige von den Herbstfeigen entledigen, wenn dergleichen noch an denselben geblieben sind, sonst fallen diese ab, und verletzen die jungen Zweige, welche im folgendem Frühlinge Frucht tragen sollen. Wenn dieses nun solchergestalt geschehen ist, muß man die Bäume nicht wieder gar zu plötzlich der freyen Luft bloß stellen, sondern man muß, bey einfallendem gelinden Wetter die Bedeckungen allmählich wegnehmen.

2. Man schneidet alle abgestorbene und angefressene Zweige von den hohen Obstbäumen ab. Ein gleiches kann man mit denjenigen Zweigen thun, welche unter einander in das Kreuz gewachsen sind, oder sonst keinen guten Platz einnehmen. Bey dieser Arbeit aber muß man den verletzten Theil, so viel als möglich, klein und zwar schräge zu machen suchen, damit die Nässe daselbst nicht eindringen könne, und zum großen Nachtheile der Bäume aufgehalten werde.

3. Bey gelindem Wetter kann man die Zwergbäume, und alle starke Arten der Fruchtgewächse, als Birn- und Apfelbäume, Weinreben, Stachelbeer- Johannesbeer- und Himbeerstauden, beschneiden; in Ansehung der Steinobstbäume hingegen, (welche nicht im Herbste beschnitten worden sind,) muß dieses bis in den nächsten Monath aufgeschoben werden; denn wenn gleich nachher, da diese beschnitten worden sind, ein starker Frost einfallen sollte, wird solcher die Wunden der zarten Zweige durchdringen, und sie verderben.

4. Bey feuchtem Wetter kann man die Obstbäume von dem Mose, wo sie damit bezogen sind, reinigen, vermittelst eines besonders dazu eingerichteten Werkzeuges, welches ich im Art. Mos beschreiben werde

5. Bey gelindem Wetter schneidet man Pfropfreiser von allen Arten des frühen Obstes ab, leget sie

in

in die Erde unter den Schutz einer trocknen Wand, oder eines Gezäunes; und bedeckt sie, wenn das Wetter hernach etwa wieder strenge werden sollte, mit Stroh. Die Ursache, warum man sie so früh abschneiden muß, ist, damit man der gar zu starken Aufschwellung ihrer Knospen vorbeuge. Daher muß man nach dem Maße der mehrern oder geringern Strenge des Winters sich richten, und die Pfropfreiser früher oder später abschneiden, so wie auch die Bäume an sich selbst ihre Knospen treiben.

6. Bey gelindem Wetter muß man diejenigen Plätze zu recht machen, welche zur Bepflanzung mit Obstbäume auf den folgenden Monath bestimmt sind. Man bringt daselbst eine gute Menge frische Erde hinein, und macht sie eben, damit sie etwas Zeit habe sich zu senken, ehe die Bäume darauf gepflanzet werden. Man kann auch die Plätze um die alten Obstbäume, welche einer Verbesserung bedürfen, wieder herstellen, indem man darauf etwas frische Erde und wohl verfaulten Mist fährt. In feuchten und kalten Boden ist vermoderte Düngererde von den Melonen- und Gurkenbeeten die beste; in heißen Boden aber gehört Rindermist. Auch ist der verrottete Schweinmist zu den Obstbäumen sehr gut; denn weil dieser an sich selbst kälter, als einige andere Arten Mist, ist, so erhält er die Erde um ihre Wurzeln in der Sommerhitze kühl. Wo man auch nur einige dieser Dünger-Erden den Obstbäumen zufüget, müssen solche doch allemal vorher, ehe sie zur Stelle gebracht werden, vermodert seyn, weil sie sonst denselben mehr schädlich, als nützlich, sind. Sind aber die Bäume sehr alt, so wird es ihnen wenig helfen, wenn dieses gar nahe um ihre Stämme geschieht; denn die Wurzeln, welche ihnen Nahrung zuführen, breiten sich in einen ansehnlichen Raum aus; daher ist es einem solchen Baume zuträglicher, wenn es auf 10 bis 12 Fuß von dem

Stamme

Stamme abgedünget wird, denn alsdann können die jungen Wurzeln daher Nahrung empfangen.

7. In diesem und dem folgenden Monathe, wenn die Erde gefroren ist, kann man auch große Bäume, wie auch die wilden Stämme, darauf man künftig pfropfen will, versezen; doch ist die Zeit, wenn es stark gefroren hat, wohl in Acht zu nehmen. Denn alsdann muß man dieser Bäume Wurzel von weitem umgraben, und ohne Schaden ablösen, jedoch die gefrorne Erde, so viel möglich daran lassen, und sie mit Wasser begießen, damit es über Nacht fest an einander gefriere, und alsdenn auf einem Schlitten, einer Schleife, oder auch wohl auf starken Schultern, zu der vorhin dazu mit gutem durchgeworfenen Dünger zubereiteten Grube bringen, und so, wie sie vorher gegen die Sonne gestanden haben, behutsam wieder einsezen; sie müssen aber zuvor, ehe man sie ausgräbt, gehörig behauen oder gestümmelt seyn.

8. Wenn es die Witterung erlaubt, muß man die noch rückständigen Herbstblätter, und insonderheit sowohl in diesem als auch in den folgenden Monathen die Raupen- und Wurmnester abnehmen, zerquetschen, verbrennen, vergraben, oder in das Wasser werfen, damit das schädliche Ungeziefer möglichst ausgerottet werde. Auch muß man den Schnee wo er sich an die Bäume geleget hat, von den Aesten zuweilen sacht abschütteln.

9. Wenn es die Witterung zuläßt, und kein Schnee vorhanden ist, kann man den Gartenboden mit Laugen oder anderer rohen Asche, und mit Hühner- oder Taubenmist, welcher aber vorher recht getrocknet und fein gepülvert seyn muß, bestreuen. Menget man wohl gefaultes und fein gepülvertes Holz darunter, so verursachet es, daß schöner Klee und hohes Gras wächst.

10. Man reparirt und erneuert alle verfallene Geländer mit neuen Stäben, und befestiget diejenigen Stellen daran, wo die Stäbe oder Querstangen lose geworden sind, mit Draht. Man muß auch an selbige die Zweige der Obstbäume auseinander legen, und mit zarten Sahlweidenruthen (Wieden) daran befestigen, sich aber dabey in acht nehmen, daß man die Zweige regulär nach ihrem Abstande ziehe, und sie nicht zu dicht anbinde, damit die Ausschößlinge dadurch nicht geklemmet werden, wenn sie in dem folgenden Sommer wachsen sollen.

11. Man kann zu solcher Zeit auch allerley Pfähle, woran künftig junge Bäume gebunden werden sollen, im Vorrath herbey schaffen, sie zuspitzen und zu recht machen; auch wenn man Schaden von Sturmwinden an den Bäumen befürchtet, demselben vorzubeugen suchen.

III. Verrichtungen, welche in der Pflanz- und Baumschule geschehen müssen.

1. Man muß, bey offener Witterung, zwischen den Reihen der jungen Stämme die Erde einen Spatenstich tief, doch ohne die Wurzeln zu beschädigen, umgraben, das Unkraut in die Tiefe bringen, und einzelne zu weit ausgelaufene Wurzeln der Stämme abstoßen. Letzteres verursachet, daß näher gegen die Stämme zu, neue Zasern ausschlagen, sie werden dadurch zugleich auch zur Verpflanzung bequemer; dieses muß besonders an allen im Winter grün bleibenden Bäumen geschehen, sonst werden sie in wenigen Jahren zur Versetzung untauglich.

Junge Kernstämme zum Pfropfen und Oculiren, bey günstiger Witterung, in die Baumschule, in $2\frac{1}{2}$ F. von einander entfernte Reihen, und in den Reihen 15 bis 18 Z. weit, pflanzen.

3. Bey Frostwetter in solche Quartire der Baumschule, welche kürzlich von jungen Bäumen ledig geworden sind, und aufs neue mit jungen Stämmen bepflanzet werden sollen, Dünger fahren, und solchen hernach regelmäßig, und wenigstens einen vollen Spatenstich tief, untergraben lassen. Man kann auch einen Theil Mist zwischen die Reihen der jungen Bäume, da wo es nöthig ist, hinwerfen, damit derselbe, sobald der Frost aus der Erde ist, eingegraben werden könne.

4. Bey gelindem Wetter, mit dem Umgraben und Riolen derjenigen Quartire, welche in den zwo folgenden Monaten mit jungen Stämmen bepflanzet werden sollen, fortfahren.

5. Mit der Zubereitung nicht zu nasser Beete zur Aussaat der Kerne und Steine von Obstbäumen, oder der Mast und Beeren von Forstbäumen und blühenden Staudengewächsen, den Anfang machen.

6. Bey gelinder Witterung, in der letzten Hälfte d. M. Obststeine und Obstkerne, deren erstere den ganzen Winter über in Sand aufbewahret worden, auf 4 F. breite Beete säen, die Steine wenigstens 1½ Z. tief, die Kerne aber nur beynahe 1 Z. tief unter die Erde bringen, und sie im Apr. und May, wenn sie aufgehen, mit der Hand sorgfältig von Unkraut reinigen, und bey trockner Witterung begießen.

7. Von recht gesunden Stachel- und Johannisbeerbüschen vorigjährige 10 oder 12, oder 15 bis 18 Z. lange junge Zweige abschneiden, und solche auf eine schattige Rabatte, reihenweise 12 bis 15 Z. weit völlig halb so tief als sie lang sind, pflanzen.

8. Bey Frostwetter fleißig nach den jungen Bäumen sehen, und verhüten, daß sie nicht von Hasen, Kaninchen und andern Thieren beschädiget werden, als welche, bey hartem Froste, die jungen Bäume oft

gar, und auch von den erwachsenen Bäumen und Stauden die Rinde abfressen.

9. Bey hellem Wetter kann man die jungen Forstbäume ausputzen, beobachtet aber dabey, daß man einige kleine Sprossen an den Stämmen aller jungen Bäume übrig lasse, damit der Saft sich daselbst zum Vollwuchse ihres Holzes aufhalten könne; sonst werden solche zur Stämmung ihrer Gipfel zu schwach bleiben; doch muß man deren nicht gar zu viele daran lassen, weil sie sonst das gerade Wachsthum der Bäume verhindern.

10. Gegen Ende d. M., wenn das Wetter gelinde ist, kann man die Stämme zu den Obstbäumen, wie auch alle junge Forstbäume versetzen, wenn solches im Herbste versäumt worden ist. Je früher man dieses verrichtet, desto besser ist es, zumal in trocknem Boden; denn wenn dieses zu spät in dem Frühlinge geschieht, und alsdann ein trocknes Wetter einfällt, so sind sie in Gefahr zu verderben, zumal wenn die Gelegenheit es nicht zuläßt, sie hinlänglich zu begießen.

IV. Verrichtungen, welche in Lust- und Blumengärten geschehen müssen.

1. Bey Frostwetter muß man die Ranunkeln- Anemonen- Hyacinthen- und andere schönen Blumenbeete bedecken. Diejenigen dieser Gewächse, welche noch nicht aus der Erde hervor ragen, können mit Erbsstroh, oder einer andern leichten Bedeckung, welche aber doch die Luft hinzu läßt, gegen das Eindringen des Frostes in die Erde bewahret werden; diejenigen hingegen, welche bereits hervor kommen, müssen mit Reifen überwölbet, und darauf mit Matten oder Tüchern bedecket werden, damit ihre Wurzeln nicht verderben; bey gelindem Wetter aber müssen sie unbedeckt seyn, und, so viel als möglich, freye Luft genießen. Wenn nun auf diese Weise die Bedeckung

einmal beſorget worden iſt, muß man damit, bis das Wetter warm geworden iſt, fortfahren, ſonſt iſt es beſſer, ſich derſelben gar nicht zu bedienen; denn indem man die Pflanzen bedeckt, werden ſie zärtlich, und alſo weniger geſchickt, der Kälte zu widerſtehen, als diejenigen, welche gänzlich der freyen Luft ausgeſetzt geweſen ſind.

2. Hyacinthen, Narziſſen, Schwertlilien und andere Zwiebelgewächſe können mit Lohe bedecket werden, um den Froſt abzuhalten. Wenn auch die Beete über die Fußgänge weit hinaus ragen, muß Lohe, Streu oder Miſt in die Gänge gelegt, und ſolche damit erhöhet werden, damit der Froſt nicht zu den Wurzeln dringe.

3. Bey gelindem Wetter kann man diejenigen Ranunkeln- Anemonen- und Tulpenzwiebeln, welche man, der Verzögerung des Ausſchlagens wegen, außerhalb der Erde gelaſſen hat, wieder einſetzen, damit ihre Blüthe auf diejenigen, welche im Herbſte gepflanzt worden ſind, folge. Es muß dieſes aber nicht geſchehen, wenn die Erde gar zu naß iſt, weil ſie ſonſt in Gefahr ſind, zu verfaulen. Woſern es ſich gleich nachher, da ſie gepflanzt worden ſind, zutragen ſollte, daß vieler Regen oder harter Froſt einfiele, ſo müſſen die Beete mit Matten, Erbs- oder anderm Stroh bedecket werden.

4. Man ſticht die Haufen der vermiſchten Erdarten fleißig um, damit der Froſt dieſelben mürbe mache, und ihre Klöße zerbreche. Je öfter dieſelben umgerühret werden, deſto eher werden ſie zum Gebrauche tauglich. Man muß auch in dieſer Jahrszeit dergleichen Haufen wieder aufs neue aus dazu gehörigen Theilen zuſammen ſetzen, damit ſich beſtändig Vorrath finde, wenn man deſſen benöthigt iſt.

5. Wenn am Ende d. M. die Witterung gelinde iſt, muß man alle verdorbene Blätter von den Ra-

nunkeln absondern, und die Erde, vom Rande der Töpfe an, so tief heraus nehmen, als man solches nur füglich, ohne die Wurzeln zu berühren, thun kann; hernach füllet man die Töpfe wieder mit frischer fetter Erde bis an die Ballen der Pflanzen auf, wobey man sich aber wohl in Acht nehmen muß daß man keine Erde zwischen ihren Blättern lasse; dieses wird ihre Blumen sehr stärken, und ihre Ableger zur Trennung geschickt machen. Die Töpfe muß man an einen Ort setzen, wo sie gegen den Frost Schutz finden, dann der Frost zerstöret und verdirbt die Knospen, welche sich in der Mitte der Pflanze gebildet haben. Man muß ihnen aber auch bey gelindem Wetter, so viel als möglich, frische Luft zukommen lassen; dann wenn sie schwach geworden sind, werden auch ihre Blumen kraftlos. Sie müssen auch nicht gar zu trocken gehalten werden; dann ob es gleich nöthig ist, daß man sie vor starken Plazregen bewahre, so müssen sie doch den Genuß von einem mäßigen Regenschauer haben. Solcher Gestalt ist die beste Weise, daß man die Töpfe, so bald sie mit frischer Erde versehen sind, so dicht als möglich an einander geschlossen, in die Blumenschule setze, und alsdann ein Geflecht von Reifen darüber mache, damit sie bey schlimmen Wetter mit Matten bedeckt werden, aber auch bey gelinder Witterung so viel freye Luft, als nur möglich ist, genießen können.

8. Die raren Nelken müssen auch gegen heftigen Regen, Schnee und strengen Frost bewahret werden, bey gelindem Wetter muß man ihnen auch, so viel als möglich, freye Luft lassen. Man muß sie in dieser Zeit auch sehr fleißig gegen das Unzeziefer beschützen; besonders richten Ratzen und Mäuse eine große Verwüstung darin an; und wenn die Hasen und Kaninchen dazu gelangen können, lassen sie selten das geringste davon auf seinem Plaze zurück. Es hacken

auch

auch oft die Sperlinge, zu solcher Jahrszeit, wenn man ihnen nicht vorbeuget, das Herz aus diesen Pflanzen.

7. Gegen Ende d. M. muß man frischen Mist anschaffen, und denselben auf einen Haufen zusammen werfen, damit er sich in Zeit von ungefähr 12 Tagen erhitze; auch muß man ihn 2 oder 3mal umstechen. Hievon macht man einige Mistbeete, um darauf die schönste Arten von jährigen Blumengewächsen, als: dreyfärbigen Hahnenkamm- und kugelförmigen Amarant, diamant-blätzige Ficoiden, und andere zarte Gattungen, zu säen, damit sie daselbst zu ihrer Blüthe befördert werden; hiedurch wachsen sie stärker, als wenn sie später gesäet werden; auch kann man auf diese Weise von denjenigen, guten Samen zu erhalten hoffen, welche sonst, wenn sie nicht im Frühlinge einen guten Ruck gethan haben, dergleichen nicht hervorbringen wollen.

8. In der Stube, kann ein Lust- oder Blumengärtner allerley kleine Pfählc und Stöckchen schnitzen, die Nelken und andere Gewächse daran zu binden, Numern zu künftiger Unterscheidung seiner Gewächse, auch Geländer zu denen Gewächsen, die daran aufwachsen müssen, machen, imgleichen die Blumensamen, welche noch auszumachen sind, vollends ausmachen und verwahren.

Gewächse, welche jetzt im freyen Garten blühen, sind: die Christblume oder Nieswurzel, sowohl die ganz weiße, als auch die mit ganz grünen Blumen, und die kleine schwarze mit rosenrothen Blumen, Helleborus niger minor belgicus, flore roseo; Winterwolfswurz, Aconitum hyemale; einfache und doppelte Schneeglöckchen, Narcillo-Leucoium; Wintergrün, Pervinca ꝛc.

In Gewächshäusern aber blühen schon einfache Anemonen, allerley Hyacinthen, als: blaue und weiße Winterhyacinthen, frühe Sternhyacinthe, Jonquillen, Tazetten, wenn sie zu rechter Zeit bey angehendem Herbste

in Töpfe gepflanzt worden sind; perennirendes Becherkraut mit blauer Blume, Cotyledon; wilde und Gartenschlüsselblume, Primula veris; gelber Bär Samkel, Auricula alpina fl. luteo; rundblätteriges Frühlingssaubrod, Cyclamen; dreyfärbige Viole, Viola tricolor; Berufswant, Alysson; auch in warmen Gegenden, die Duc de Toll oder Duc d'hyver genannte Tulpe. Die Sträuchlein des Kellerhalses, Laureola, Daphne Mezereum *L.* welcher in unsern Wäldern häufig wächst, blühen, wenn sie in Gartengeschirre gesezt, und in Gewächshäusern oder mäßig gewärmten Stuben gehalten werden, mit ihren rothen Blumen, und wegen ihres lieblichen Geruches, auf das angenehmste. Der Bastard- oder Tinuslorbeer, Laurus Tinus, hat auch jezt schöne weiße Blumen. Auch trifft man an dem wohlriechenden catalonischen Jasmin, dessen Blumen weiß mit etwas roth gezeichnet sind, in Gewächshäusern und Kellern, wo sie vor der Kälte verwahrt stehen, in d. M. angenehme und wohlriechende Blumen an.

Harte Bäume und Stauden, davon die 5 ersten jezt in Blüthe, und die 2 letzten in Frucht stehen, sind: Alaternbaum, Alaternus; Aesche, woran die Manna erzeuget wird; englischer Hagedorn; Erdbeerbaum, Arbutus; Kornelkirsche, Cornus; Hagedorn mit Birnblättern, Mespilus; Harthen, Ascyrum *L.* ꝛc.

V. Verrichtungen, welche im Gewächs- und Treibhause geschehen müssen.

1. Bey strenger Witterung muß man das Gewächshaus sehr genau gegen den Frost verwahren, denn wenn solcher die Erde der Orangerie erreicht, so verursachet er das Abfallen aller ihrer Früchte, gar oft auch des größten Theiles der Blätter. Deswegen ist es sehr nützlich, wenn, wie ich im XVIII. Th. S. 81, fgg. gezeigt habe, unter dem Pflaster des Gewächshauses, längst der freyen Seite, ein Heitzgang (welcher ungefähr 2 F. von der Wand abliegen, 10 Z. in der Weite, und 2 F. in der Tiefe nach dem Zickzack halten kann,) angebracht ist, dessen man sich in sehr harten Wintern bedienen kann. Wo aber diese

Ver-

Veranstaltung nicht gemacht ist, da müssen die Fenster mit Matten, Schilfrohr oder Stroh fest verdeckt seyn; auch muß man in solchem Gewächshause 6 oder 8 große angezündete Kerzen, die Nächte hindurch, brennen lassen. Es ist dieses besser, als wenn man Holzkohlen darin brennen läßt, weil deren Rauch den Pflanzen, so wie den Thieren, in verschlossener Luft schädlich ist. Außerdem leisten die Heizgänge auch bey starkem Thauwetter großen Nutzen, indem die mit Feuchtigkeiten angefüllte Luft auch in den Gewächshäusern einen starken Dampf verursachet, wenn man ihnen 2 oder 3 mal mäßiges Feuer giebt, und dadurch die Luft verdünnet auch erwärmet, als welche im Gegentheil oft zum Beschimmeln der Blätter, und deren Abfallen, Anlaß giebt.

2. Man muß auch alle vertrocknete und moderige Blätter fleißig abpflücken; denn wenn diese an den Bäumen bleiben, stecken sie nicht allein die ihnen zunächst wachsenden Blätter an, sondern verderben auch, zum Nachtheil der Gewächse, die im Hause befindliche Luft. Bey gelindem Wetter muß man frische Luft in das Haus lassen, weil sonst die Gewächse ihre Farbe verändern, und zuweilen auch die Blätter fallen lassen; es muß aber solches in dieser Jahrszeit mit Vorsicht geschehen. So oft man es nöthig findet, muß man die Bäume auch mit Wasser erfrischen, aber ihnen dieses nur sparsam geben; denn es ist jetzt besser, solche oft, aber nur in geringem Maße, als zum Ueberfluß, zu begießen, weil ihnen letzteres sehr schädlich werden kann, besonders wenn bald nachher schlimmes Wetter einfallen, und die Sonne nicht zum Vorschein kommen sollte, wie sich dergleichen zu dieser Zeit oft mit heftigem Froste zuträgt, und man daher genöthiget wird, das Haus viele Tage lang wohl verschlossen zu halten; alsdann wird die Feuchtigkeit

der Erde in den Kasten und Töpfen zu der dunstigen Luft darin vieles beytragen.

3. Die sehr saftreichen Gewächse müssen bey gelindem Wetter, so viel möglich, Luft genießen; denn wenn sie zu sehr verschlossen gehalten werden, werfen sie gemeiniglich ihre Blätter ab, und scheinen zu verschwinden. Solches wiederfährt besonders den Arten des Hauslaubes, Becherkrautes, Kreuzkrautes und Glaskrautes; diese werden, wenn sie zu sehr getrieben sind, nicht so artig lassen, auch bey weitem nicht so viel Blumen hervor bringen, als diejenigen, denen mehr freye Luft zugelassen ist.

4. Nach den Ananas, welche nun ihre Fruchtkolben zu zeigen anfangen, muß fleißig gesehen werden; und ist wohl zu merken, daß dieselben einer öftern Erfrischung mit Wasser benöthigt sind, dann sonst ersterben sie, oder wenigstens bleibt ihre Frucht sehr klein; dieses Wasser aber muß wenigstens 12 Stunden vor seinem Gebrauche in das Treibhaus gesetzt seyn, damit es eine gleiche Temperatur mit der Luft des Hauses erlange. Auch muß man das Haus beständig in gleichem Grad der Wärme erhalten, und die Hitze zu dieser Zeit nicht abnehmen lassen, sonst erstirbt die Frucht; zugleich aber muß man auch verhüten, daß das Treibhaus nicht gar zu warm werde, weil dieses die Frucht treiben, und solche daher sehr klein bleiben würde. Eben daher geschieht es oft, daß man an den jungen Pflanzen schon ein ganzes Jahr vor ihrer Zeit die Frucht sieht, sie ist aber überaus klein, und von gar keinem Werthe.

5. Die Kaffeebäume, und andere holzige Gewächse, welche in das Lohbeet des Treibhauses gesetzt sind, müssen ebenfalls zum öftern mit Wasser erfrischet, und ihre vertrocknete oder moderige Blätter beständig abgenommen werden; und wenn einige Blätter unsauber geworden sind, muß man sie mit einem

feuch-

feuchten Schwamme sorgfältig abwaschen. Eingleiches muß mit dem Ungeziefer geschehen, wenn die Gewächse davon geplagt sind, sonst wird sich dasselbe sehr vermehren, und endlich über alle Gewächse im Hause ausbreiten.

6. Wenn die Lohe im Beete sich ungleich gesenkt hat, so, daß die Töpfe nicht in ihrem Stande bleiben, werden sich an einem schönen Tage die Töpfe füglich heraus nehmen lassen; alsdann muß man die Lohe umrühren, noch etwas frische (welche, zur Verzehrung ihrer Feuchtigkeit, 8 oder 10 Tage hindurch an einem trocknen Orte gelegen hat,) hinzu thun, und alsdann die Töpfe wieder hinein setzen; dieses wird die Hitze des Beetes erneuern, und den Gewächsen sehr nützlich seyn.

7. Den zarten Arten Aloe, Fackeldisteln, Euphorbien und Melondisteln, muß nur sehr weniges Wasser gegeben werden; dann es ist ihnen zu dieser Zeit die Feuchtigkeit sehr nachtheilig, und zwar besonders, wenn die Luft des Hauses noch dazu nicht in gehöriger Mäßigung der Hitze gehalten wird.

8. Man sucht die jetzt blühenden Gewächse auf, und setzt sie vor das Gesicht, oder bringt sie in die Zimmer.

Gewächse, welche entweder im Gewächs- oder im Treibhause in Blüthe stehen, sind: Melonenbaum, Papaya; jasminähnliche Staude, Jasminoides; alaternähnliche Staude mit Heideblättern, Alaternoides; die Arten der Euphorbie; afrikanischer Schwertel; verschiedene Arten Aloe; balearisches Harthau, Ascyrum; hohe afrikanische Hasenpappel; die Arten der Hermannie: Storchschnabel mit scharlachrother Blume; gefüllte indianische Kresse; verschiedene Arten Glaskraut, Ficoides; hohes Hauslaub; die Arten der fetten Henne, Crassula s. Anacampseros; granatähnliche Malpighie, oder Kirsche aus Barbados; canarische Glockenblume; malabarische kletternde Flachsseide, Basella; persisches Saubrod, Cyclamen; indianischer gelber Jasmin; spanischer Jasmin; Jasmin mit Steineichenblättern; un-

ächte Sennesstaude, Colutea; Löwenschwanz, Leonurus; hohe afrikanische Dürrwurz mit gezackten Blättern, Conyza; Dürrwurz mit Salbeyblättern; verschiedene Arten des Windsamenkrautes, Anemonospermos; Goldblume mit Pappelblättern, Chrysanthemum; afrikanisches Kreutkraut mit stumpfen Blättern, Senecio; afrikanische Dorie mit Meldenblättern, u. a. m.

Reife Früchte tragen jezt: der Korallkirschbaum, die Pomeranzen- und Limonienbäume.

VI. Verrichtungen, welche im Felde oder Feld- und Wiesenbau geschehen müssen.

Zuvörderst muß man, diesen ganzen Monat über, so viel die Zeit und die Witterung es zulassen, den alten Dünger auf die Felder und Wiesen führen, und auf Haufen schlagen, insonderheit, wo es gebräuchlich ist, auf die Gerstenfelder, auch Kohl-Rüben und andere Felder, unbesorgt um den Mond, ob er die Hörner rechts oder links aufsezze, ob er sich ganz, oder halb zeige. Der noch harte und unverwesete Mist, welcher noch strohartig ist, ist jezt am besten und nüzlichsten auszuführen; denn dem bereits verweseten und wohl verfaulten ist die Kälte schädlich, als welche demselben den besten Saft auszieht. Man muß auch, so wohl in diesem Monate, als den ganzen Winter hindurch, auf die Felder wohl Acht haben, wo das Schneewasser sich zusammen sezt und nicht ablaufen kann, daß es von der Saat, welche dadurch erstickt wird, abgeleitet, oder durch vorher dazu gemachte Gräben oder gepflügte Furchen abgeführet werde. Wenn es die Witterung erlaubt, kann man die Gräben und Wasserleitungen in den Wiesen räumen, die Wege bessern, auch die Gehäge und Zäune ausräumen, befestigen und ergänzen. Wo ein Mangel an Stroh zum Einstreuen sich befindet, da führt man aus den Wäldern das Moos und Laub unter den Dünger, damit dasselbe verfaule, und das Feld

da-

dadurch gedünget werde. Wo man Brücken über Bäche vonnöthen hat, ist es bequem, so fern es die Witterung zuläßt selbige jetzt zu verfertigen.

VII. Verrichtungen, welche in Wein- und Hopfenbergen und Gärten geschehen müssen.

Bey gutem harten Wetter kann man den Dünger in die Wein- und Hopfenberge führen und ausbreiten. Es ist aber die beste Zeit, die Weinberge zu düngen, vor Winters, und im Winter bis Lichtmesse; doch ist das Ende des Winters bis in den Frühling, auch nicht gänzlich zu verwerfen. In gemäßigt warmen Ländern kann man die Erde um die Rebwurzeln umhacken, und alles überflüssige und schädliche wegräumen; in kalten Ländern aber wird solche Arbeit bis in den Febr., oder gar in den März, verschoben. Wenn das Wetter gelinde, und der Boden ziemlich trocken ist, kann man in hohen und ungedeckten Gebirgen, bey abnehmendem Mond, die Reben beschneiden: auch Reben einlegen oder stürzen, und in sandige Erde verpflanzen. Bey starkem Froste muß man die Weinreben mit trocknem Kuhmist, welcher mit trockner Erde vermischt ist, bedecken, damit bey Aufthauung des Schnees, das Fette die Wurzeln stärken könne. Endlich können auch, bey starkem Froste, Weinpfähle, Stäbe und Latten, woran die Weinstöcke mit der Zeit geheftet werden sollen, bey abnehmendem Mond aus den Wäldern geholet, und gehörig gespalten werden, da man sie dann, wenn man nichts nöthigeres zu thun hat, spitzen oder schärfen, und am Feuer anbrennen und abhärten kann.

VIII. Verrichtungen in Wäldern, Förften und Holzungen

1. Die Brechung und Einsammlung der fichtenen, kiefernen und Lerchenbaumzapfen ist, so fern

fern es die Witterung nur irgend zuläßt, in diesem Monate fleißig und ernstlich zu betreiben.

Es hat zwar schon, besonders in dem Falle, wenn man von vorgenannten Nadelholzsamenarten eine große Menge nöthig hat, die Brechung und Einsammlung dieser Zapfen in den beyden vorhergehenden Monaten geschehen, und der Anfang damit gemachet werden können. Wenn es aber an Tagelöhnern gemangelt, oder wenn eine eingefallene, lange dauernde stürmische und üble Witterung solches verhindert hätte, so kann die versäumte Arbeit im Jan. und Febr. bey vorkommenden schönen und leidlichen Tagen noch vorgenommen werden. Da überdieß keine Fröste den Samenkörnern in den Zapfen zu schaden vermögen, so ist es allezeit sicherer, und besonders auch in Ansehung des Lerchenbaumes, zu bequemerer Ausmachung seines Samens besser, dieselben lieber etwas länger an den Bäumen hängen zu lassen, als solche zu frühzeitig abzunehmen.

2. Man hat sich mit Ausmachung des Samens aus den eingesammelten Zapfen zu beschäftigen. Solches geschieht in geheizten Stuben, in welchen man vorher unter der Decke derselben und an den Wänden herum, Horden oder Stellagen errichtet hat, worauf die Zapfen geleget und verbreitet werden, da sich dann dieselben vermittelst der Stubenwärme öffnen, und, wenn man alsdann solche Zapfen nur ein wenig rüttelt, den Samen selbst gut und rein fallen lassen. Die Zapfen aber, aus welchen auf solche Art der in ihnen befindlich gewesene Same heraus gebracht worden ist, können alsdann zur Heitzung dieser Darrstuben angewendet werden.

3. Man hat nach den vom Herbste an eingesammelten Zapfen, welche, wegen ihrer vorräthigen Menge, oder wegen des in den Herbstmonaten eingefallenen anhaltenden Regenwetters, noch nicht haben ausgeklingelt werden können, fleißig zu sehen, damit dieselben an einem trocknen und luftigen Orte, wo sie unverdorben und gut bleiben, aufbewahret werden. Sind dieselben etwann bey Regenwetter,

und

und daher etwas feucht eingebracht worden, so muß man sie sehr dünn ausbreiten, auch zuweilen, vermittelst eines Rechens, rühren und wenden lassen.

4. Will man in dem nächstkünftigen Frühlinge pflanzen, so fährt man mit Auswerfung und Verfertigung der desfalls nöthigen Löher, in d. M., wofern die Witterung solche Arbeit verstattet, fort. Man hat den Vortheil davon, daß die herausgeworfene und gefrierende Erde durch solchen Frost locker gemacht, und zu der Anwendung bey dem Pflanzen in dem folgenden Frühlinge tauglicher und geschickter wird.

5. Die Abfuhre des in den vorhergehenden Monaten geschlagenen und gemachten Holzes aus den Gehauen und dem Walde, ist in d. M., wo nöthig, noch ernstlich zu betreiben, weil der zu solcher Jahrszeit harte und gefrorne Boden dieselbe erleichtert, und zugleich verhindert, daß die Wege nicht so tief ausgefahren und ruiniret werden.

Die Holzschläge werden gemeiniglich im Monat Oct., Nov. und Dec., wofern es die Witterung zuläßt, vorgenommen, und gleich darauf sind auch, oder wenigstens in d. M., die noch zurück gebliebenen Klaftern ꝛc. völlig abzuführen, weil, bey längerer Verzögerung, die Holzsaat, welche noch im Frühlinge vorgenommen werden könnte, unterbleiben, und dem Besizer des Waldes dadurch ein Nachtheil entstehen müßte. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Schlagholze; dann, wollte man mit dessen Abtreibung bis in den Apr. oder May verziehen, auch dessen Reisig erst im Jun. aufmachen, so ist zu befürchten, daß die Sommerloden durch dieses Reisig wachsen, welche zarte Sprößlinge alsdann durch das Aufmachen großen Schaden erleiden. Ein gleiches geschieht auch, wenn das aufgemachte Reisig bis Aug. und Sep. auf dem Holzschlage in Schock und Schoben liegen bleibt; dann läßt man erst im Herbste das Holz oder Reisig wegführen, so müssen nothwendig viele neu aufgeschossene junge Sommerloden, oder frischer Anflug des Tangelholzes durch Pferde und Wagen zu Grunde gehen.

6. Bey dieser Holzabfuhre hat der Forstbediente auf die Holzfuhrleute genaue Aufsicht zu haben, daß sie nicht a) bey dem Abfahren, ihrer Bequemlichkeit oder anderer Absichten wegen, verbotene Wege fahren, oder gar neue, durch die Waldung, und über die in vorigen Jahren wieder besäete und bepflanzte Gehaue machen, und dadurch in den Hölzern Schäden thun, und junges Holz, welches sich, ihrem ungereimten Vorgeben nach, schon wieder aufrichten und erholen soll, zu Boden fahren und umbringen; b) sich nicht Deichseln, Leiterbäume, Waschstangen, Peitschenstöcke, und anderes Nutzholz, bey dieser Gelegenheit, zu ihrer eigenen Nothdurft, oder zum Verkauf an Andere, abhauen und mitnehmen; und c) nicht etwann, zur Erleichterung der Pferde, von den Klaftern Scheite in dem Walde liegen lassen.

Eine sehr nöthige und der Klugheit gemäße Vorschrift für einen Förster ist, die jedesmalige und dergestalt zu veranstaltende Einrichtung der Wege zu dem Holzschlage, und der Abfuhre des Holzes, daß sie nicht im mindesten ein neu angeflogenes Gehau treffen, und durch solches gehen; und den Fuhrleuten ist durchgehends nicht zu gestatten, daß sie sich einer andern, als der ihnen angewiesenen, Straße bedienen. Er muß so viel Einsicht haben, daß er den Fuhrleuten nicht traue, noch weniger seiner Wissenschaft die Schande mache, daß er dem Wiederaufstehen des niedergetretenen und zu Boden gefahrnen jungen Holzes, Glauben beymessen wollte; er muß vernünftiger denken, auch klüger und verständiger handeln, und die gemachten Gehaue vor dergleichen Verderben bewahren.

In Ansehung des im Vorhergehenden angeführten zweyten Punctes, wird ein Revierjäger oder Förster die Einwendung machen, daß man fast unmöglich den Fuhrleuten wehren könne, daß sie nicht bey der Holzabfuhre einiges Nutzholz mit sich geben hießen, indem, zu Verhütung deßen, zu jeder Fuhre ein Forstbedienter erforderlich wäre. Allein, diese Einwendung verräth die unordentliche Wirthschaftsführung eines solchen Försters. Denn in solchen Gegenden, wo keine kluge und ordentliche Einführung Statt findet,

läßt

läßt der vorsichtige Förster die Abfuhre nicht einzeln und nach eigenem Belieben der Fuhrleute geschehen, sondern die beladenen Wägen so lange warten, bis alle übrige mit der Ladung fertig sind; alsdann läßt er alle zugleich, in seiner oder eines andern vertrauten und aufmerksamen Forstbedienten Begleitung, aus dem Walde auf dem vorgeschriebenen Wege fahren. Hiedurch wird dann auch zugleich der Schade, welcher durch die Fuhrleute, durch Abwerfung einiger Scheite, zu Erleichterung der Pferde, öfters geschieht, verhütet. Daß aber durch dieses Abwerfen ein größerer Nachtheil, als man glauben sollte, entstehe, erhellet daraus, wenn man betrachtet, daß 2 bis 4 Scheite weniger dem Pferde keine merkliche Erleichterung verschaffen; folglich wirft ein ohne Aufsicht fahrender Knecht 10 bis 15, und zu Erreichung seines Zweckes, die stärksten Scheite, ab, und zwar in solche Dickichte hinein, wo man dieselben nicht leicht gewahr werden kann, wo sie also unnütz verfaulen müssen. Man setze nun den Fall; es würden 100 Klafter abgefahren, jeder Fuhrmann hätte 2 Klafter geladen, und würfe nur 10 Scheite ab, so betragen die 500 abgeworfenen Scheite, deren 130 auf eine Klafter gerechnet werden, schon 3 Klafter und 110 Scheite, welcher Schade beträchtlich genug ist, welche aber, wie gesagt, durch die Begleitung der allezeit zusammen fahrenden Holzfuhren eben so leicht, als das erwähnte Ausschneiden und Abhauen einiges Nutzholzes, gar füglich vermieden werden kann.

7. Im letzten Viertel des Monates, wenn kein Südwind wehet, oder kurz vorher gewehet hat, und sonst trocknes und reines Wetter ist, kann man Bauholz fällen, welches viel dauerhafter ist, und nicht so leicht wurmstichig wird, als das bey wachsendem oder in vollem Monde gefällte, welches zu solcher Zeit voll Saft und Feuchtigkeit, und also auch dem Wurme mehr unterworfen ist. Das windfällige und wipfeldürre Holz muß man bey dem dienlichem Wetter, das Reisholz zum Brennen im zunehmenden Monde abhauen, wofern es bald wieder wachsen soll. Das Daubenholz zu allerley Gefäßen, auch Schlittenwagen- und anderes Geschirrholz, ingleichen

Lat-

Latten, Zaun- und Weinpfähle, Hopfenstangen Schippen- Spatern- und Gabelstiele kann man ebenfalls in Vorrath, wie auch die benöthigten Reifstäbe und Reifstangen, zu kleinen und großen Gebäuden, von Aeschen, Eichen, Haselstauden, Ulmen, Weiden, Birken u. d. gl. abnehmenden Mond, gegen und in dem letzten Viertel, auf das ganze Jahr abhauen, und ihnen sofort die Rinde abschälen; dann also halten sie an den Fässern etliche Jahre hindurch, da sie im Gegentheil, wenn sie in den Rinden stecken bleiben, viel eher verstocken.

8. Endlich kann man auch Waldstreu anfahren, der sumpfigen Stellen der Fuhrwege damit auszufüllen.

IX. In Ansehung der Viehzucht,

ist zu beobachten, 1. daß man das Vieh wohl warm halte, und in dieser Absicht die Ställe vor der Kälte verwahre, doch darf man ihm deswegen das Tageslicht nicht völlig entziehen, dann ein allzu finsterer Stall ist dem Viehe eben so wenig zuträglich, als ein kalter.

2. Darf das Vieh nicht zu kalt gespeiset oder getränket werden; das Tränken kann am zuträglichsten um 3 Uhr Nachmittags geschehen.

3. Man muß das Vieh überhaupt mit guter und genugsamer Streu versehen; dadurch erhält man auch den Vortheil, daß der Dünger vermehret wird. Um denselben aber von der besten Güte zu bekommen, kann man die Ställe, wenn sie bis auf den untersten Grund vom Miste gesäubert sind, 1 Fuß hoch, oder etwas darüber, mit gutem Erdmärgel beschütten, und auf diesen erst das Stroh streuen. Der Urin und andere Ausdünstungen des Viehes ziehen sich alsdann in diesen Märgelboden, ohne daß das geringste davon verloren geht, und derselbe wird, wenn man ihn alle

Jahre

Jahre herausgräbt und auf die Felder führt, der fruchtbarste Dünger werden; bey der wöchentlichen Ausmistung aber muß man nur das Stroh obenhin wegnehmen. An Orten, wo kein Märgel zu haben ist, kann man sich eines guten fetten Lehmes mit gleichem Vortheile bedienen.

4. Man muß das Vieh auch überhaupt bey lieblichem Sonnenschein und warmen Tagen zuweilen aus den Ställen lassen, weil durch diese Ersetzung und Auslüftung die Glieder gelenk bleiben und nicht krampfig werden.

5. Man muß alle Tage, so bald man aufsteht, und ehe man zur Ruhe geht, fleißig nach dem trächtigen Viehe und der jungen Zucht sehen, damit, wenn eines oder das andere aufstößig würde, man so fort zu Hülfe kommen könne.

6. Man muß aber auch mit der Fütterung sparsam umgehen, damit man um Lichtmesse wenigstens noch die Hälfte davon vorräthig habe, weil diese Zeit für die Hälfte des Winters angenommen wird.

7. Was insonderheit das Rindvieh betrifft, so muß fleißig nachgesehen werden, ob die neuen Mägde auch die ihnen vorgeschriebene Futterordnung beobachten. Wenn das Erbsstroh, aus Mangel des Heues, zur Rindviehfütterung kömmt, so wird es in diesem und den vorhergehenden Monaten dazu als Häckfel geschnitten, auch allenfalls mit andern Strohhäckfel vermischt am nützlichsten verbrauchet. Auch muß dafür gesorget werden, daß stets Häckfel für den folgenden Tag in Vorrath sey, damit der Fütterungsplan nicht verrücket, und das Heu vor der Zeit zu sehr angegriffen werde. Hat man in der Witterung Wurzelgewächse, z. B. weiße und gelbe Rüben, Runkel- (Mangold-) Rüben, oder Bete, zum Futter in Vorrath, so muß man fortfahren, sie klein zu stampfen, und, mit Strohhäckfel vermengt, täglich zu geben,

weil sie sonst durch Fäulniß zu sehr vermindern und abnehmen. Pastinaken dauern am längsten, und erfrieren nicht, wenn sie in ihrem Lande gelassen, bey offenem Wetter in den spätern Monaten nach und nach heraus genommen, und zur Fütterung verbrauchet werden. Mit gekochten und zur warmen Tränkung bestimmten Kartoffeln muß man mäßig verfahren. Wenn die einzige anhaltende Tränkung daraus gemachet wird, kann man dem Viehe gar leicht gefährliche Blähungen, Verstopfung, und den Tod zuziehen. Die Ställe werden alle 14 Taze ausgemistet. Damit der Stand und das Lager der Thiere in den Wintermonaten nicht gefährlich werde, muß der Mist in den Ställen um den zweyten oder dritten Tag mit dem Misthaken gleich gezogen werden, damit das Vieh nicht mit dem Hintern hoch, und mit dem Kopfe zu niedrig zu liegen komme, und sich nicht damit in die Stricke oder Ketten verwirre und erwürge, auch das Verkalben der trächtigen Kühe dadurch verhütet werde. Wo vieles Vieh gehalten wird, da hat man auf dem Hofe so genannte Raufen, welche mit mancherley Strohe gefüllet werden, damit das Vieh in den Mittagsstunden, bey leidlicher Witterung, in der freyen Luft fressen möge. Eine solche Veränderung verursachet, daß das schlechte Streh, welches in den Ställen verachtet wird, von dem Viehe gern gefressen wird. Wenn das Rindvieh auf dem Hofe getränket werden muß, hat man darauf zu sehen, daß bey den Wassertrögen kein Eis sey, worauf das Vieh fallen und Schaden nehmen kann. Es muß daher das Eis mit einer Axt rauh gehacket, oder mit Sand gut bestreuet werden. Man kann auch das Eis mit Strohe oder langem Miste bestreuen, Wasser darauf sprengen, und beydes zusammen frieren lassen. Bey dem Tränken des Rindviehes auf dem Hofe muß die Ordnung ein für allemal eingeführet und beybehalten werden,

daß

daß jeder Stall allein heraus gelassen werde, damit diejenigen Thiere, die einander unbekannt und keine Stallkameraden sind, sich nicht jagen und stoßen. So gehören z. B. Kälber und Ochsen nicht auf dem Hofe unter die Kühe. Der Bulle aber leidet keine Ochsen unter oder neben den Kühen, und würde aus Eifersucht die Ochsen zu Schanden stoßen. Deswegen muß ein Stall nach dem andern zur Tränke, oder zum Fressen aus den Raufen, auf den Hof kommen. Wo Weidevieh gehalten wird, und der Bulle darunter ist, da fällt das Kalben der Kühe in sehr verschiedene Zeiten: man ist daher genöthigt, die davon gefallenen Kälber in jeder Jahrszeit zur Nachzucht abzusetzen, und sorget daher hauptsächlich in den Wintermonaten dafür, daß die abgesetzten Kälber warm gehalten und gehörig gepfleget werden.

8. Die Schweine werden in den Wintermonaten mit warmen Tranke unterhalten; sie müssen aber denselben nicht zu heiß bekommen. Sie werden zwar, als sehr heißhungerige Thiere, denselben nicht verschmähen, es werden ihnen aber die Gedärme dadurch verbrühet, daß sie davon entweder verbutten, oder verrecken müssen. Nebst warmen Ställen müssen die Zucht- und Leibschweine zum öftern hinreichende Streu bekommen. Da sie mit Trank unterhalten werden, lassen sie viel Urin, wovon Stall und Mist sehr naß werden. Diesem muß man mit fleißigem Untersireuen abhelfen. Wenn sie naß liegen, leiden sie von der Kälte, und kommen sehr zurück. Wo, nach gemeiner Art, der Eber unter die Schweine geht, da kann in Ansehung der Jahrszeit, keine Ordnung mit den Ferkeln oder Werfen der Säue gehalten werden. Die vom späten Herbste an bis in die Wintermonate fallenden Ferkel sind wegen der Kälte sehr schwer aufzubringen, und bezahlen ihr Futter durchaus nicht. Man sollte also die zu solcher Zeit gefallenen Ferkel,

als so genannten Spanferkel der Küche überliefern, oder sie in großen Städten verkaufen.

Da in vielen Wirthschaften das so genannte Afterkorn, worunter allerley kleines Gesäme ist, den Schweinen vorbehalten wird, so sollte es ihnen nicht roh, im ganzen sowohl als im geschrottenen Zustande, sondern wohl gekocht gegeben werden. Das kleine Gesäme wird nicht in der Mühle zerschroten, und geht ganz unverdaut von Schweinen in den Mist, mit diesem aber auf den Acker, wodurch er sehr verunreiniget wird. Man muß ihn daher so lange kochen, bis er aufgeplatzt ist, und alsdann auch den Schweinen zur Nahrung allein werden kann. Das Einquellen bis zum Platzen ist eben so gut.

Wo Schweine in den Waldungen in der Nachmast gewesen sind, da werden sie in d. M. wieder heraus genommen, und zum Hausschlachten oder zum Verkauf bestimmet.

9. In Schäfereyen muß man fleißig Acht haben, was täglich jung wird, und wie die Schafe überhaupt gefüttert werden. Man nimmt dazu gemeiniglich gedörtes Laub von Aespen, Weißbuchen, Haselstauden, Weinreben, und Maulbeerzweige mit den Blättern; dazwischen kann man ihnen zuweilen Erbsen-, Linsen Buchweizen- und Haferstroh, auch dürre Schalen von Phaseolen vorschütten, das gute Heu und Grummet aber bis zur Zeit, da sie lammen, aufheben. Man muß ihnen aber kein feuchtes Haferstroh zu fressen geben, weil man sonst dadurch verursachet, daß ihnen die Wolle ausgeht. Hingegen legt man ihnen gern Erlenlaub vor, um zu sehen, welche unter ihnen gesund seyn, oder nicht; den die gesunden verzehren dasselbe mit größter Begierde; diejenigen aber, die an der Lunge oder Leber einen Schaden haben, übermaulen dasselbe entweder nur, oder fressen ganz und gar nicht davon. (s. Th. I. S. 559.) Es giebt auch noch

ein

ein Merkmaal einer Krankheit an den Schafen, wenn sie nämlich im Frühlinge die Wolle fahren lassen, ehe man sie ihnen abnimmt. Dergleichen anbrüchige Schafe nun müssen bey Zeiten ausgezeichnet, und von den andern entfernet werden.

Den Schafen muß man auch zu dieser Jahrszeit das Futter mit Salzwasser besprengen. Bey gefrornem Erdboden, und wenn die Saat mit keinem Schnee bedeckt ist, kann man die Schafe mit gutem Nuzen darauf treiben, weil ihnen diese Nahrung nicht allein gesund ist, sondern weil man auch das andere Futter dabey erspart.

X. Bey der Pferdezucht insonderheit,

ist 1. in Ansehung der strengen Kälte, eben die Vorsicht nöthig, wie bey andern Viehställen, daß nämlich durch Laden oder Strohdecken der Eingang bey den gegen Mitternacht stehenden Fenstern verwahret werde; doch muß man durch die übrigen Fenster genugsames Licht in dieselben fallen lassen.

2. Man muß die trächtigen Stuten mit hinlänglichem Futter versorgen, doch nicht zu viel auf einmal, sondern es lieber öfter und in kleinen Portionen geben.

3. Es ist ihnen auch sehr dienlich, daß man sie bey leidlicher und lieblicher Witterung über den andern Tag, ungefähr 1 Stunde lang, am Zügel auf eine Wiese oder auf ein ebenes Feld führe; doch muß man sie nicht frey laufen lassen, noch viel weniger aber einspannen.

4. Eine gleiche Ergözung kann man auch den Füllen bey dergleichen Witterung, um die Mittagszeit, in dem Hofe erlauben.

5. Bey strenger Kälte muß den trächtigen Stuten und den Füllen das Getränk mit etwas warmem Wasser vermischet werden; welche Vorsicht auch andern Rossen gar nicht nachtheilig ist.

6. Weil die Pferde gemeiniglich am Ende d. M. sich zu haren anfangen, so müssen dieselben wohl gepfleget, fleißig gestriegelt und abgewischet, und überhaupt sehr reinlich gehalten werden, damit sie gut zunehmen und schön werden.

7. Will man die Pferde in d. M. beschlagen lassen, so ist die Zeit des Neumondes, oder 3 Tage nach demselben, am zuträglichsten dazu, weil sie alsdann gute Hufe bekommen.

8. Die Arbeitspferde müssen um diese Zeit tüchtig gefüttert werden, damit sie Fleisch und Kräfte genug zu der bevorstehenden Arbeit bekommen.

XI. In Absicht auf das Federvieh,

muß man 1. nunmehr die Vogel-Tauben- und Hühnerhäuser und Nester wohl zu reinigen und auszupuzen anfangen, damit vornämlich die Hühner und Tauben wieder legen können; den Mist davon kann man in die Gärten dünn ausstreuen.

2. Zuchtgänse werden gegen das Ende d. M. etwas weniger gefüttert, damit sie nicht zu fette und zum Brüten untaugliche Eyer legen. Damit sie auch desto zeitiger zu legen anfangen, müssen sie unterrupfet werden. Wo offenes Wasser ist, werden sie täglich hingetrieben, um darauf einige Stunden zuzubringen.

3. Die Aenten verlangen, in Ansehung des Wassers, gleiche Verpflegung. Bey tiefem Schnee bleiben sie gern, wo sie sind. Daher muß ihnen täglich einigemal Wasser in den Ställen vorgesetzet werden. Wo sie nur ein Paar Tage nicht reichlich Wasser erhalten, so bekommen sie dicke Köpfe und sterben.

4. Sollen die Hühner nicht zu spät und zu wenig legen, so müssen sie in warmer Stallung und reichlicher Fütterung gehalten, auch, wenn wegen des Eises kein offenes Wasser auf dem Hofe zu finden ist, ihnen täglich ein Paarmal warmes oder lauliches Wasser vor-

vorgesezet werden. Die Verabsäumung dieses lezten Punctes bringt ihnen mit der Zeit auch dicke Köpfe oder andere unheilbare Krankheiten, besonders aber den Pfipps, zuwege. Damit sie bald legen, kann man sie mit Malz, oder mit gedörrten und geröfteten Früchten, als: geröftetem Haser, Erbsen, Hanfsamen, oder auch mit geröftetem Brode, füttern, aber nicht überfüttern, weil sie sonst mit dem Legen nachlassen. Desto reichlicher kann man dasjenige Geflügel sich anfressen und ansacken lassen, welches man bloß zur Mast hält; denn dieses würde von sparsamen Futter nie schön und ausgemästet werden. Dabey aber ist wohl zu beobachten, daß demselben das Futter insonderheit das Afterkorn, nicht nahe bey der Miststätte vorgeschüttet werde: denn weil solches, wie ich bereits oben, S. 52. erwähnt habe, mehrentheils voll Unkraut ist, so könnte dieses dadurch leicht unter den Mist, und mit diesem auf die Aecker kommen, wodurch aber unreines Getreide verursachet, und der gute Samen erstücket werden könnte. Eben so sorgfältig muß man sich hüten, Gänsemist unter den andern Dünger zu bringen, weil solcher allen Gewächsen schädlich ist.

5. Es ist nun auch die beste Zeit, Kapaunen zu mästen, und dieses kann man am geschwindesten mit laulich gemachten Nudeln bewerkstelligen. Auch glaubt man, daß sie gern zunehmen, wenn man ihnen, ehe man sie zu mästen anfängt, die zwey Rückenfedern vorher ausziehet.

6. Die Feldtauben müssen reichlich gefüttert werden, sonst treibt sie der Hunger zum Einfliegen auf fremde Böden, wo sie weggefangen werden. Die Mondtauben aber müssen bey dem Froste etwas reichlicher, als sonst, gefüttert werden, damit sie theils ihre Jungen nicht liegen lassen, theils aber ihre Hecken alle Monathe richtig fortsezen, und daß also beständig darauf Rechnung für die Küche gemachet werden könne.

Die Erinnerung wegen des Wassers bey den Hühnern findet auch hier Statt.

XII. Bey der Bienenzucht,

muß man die seit den zwey vorhergehenden Monaten wohl verwahrten und versorgten Bienen in ihrem Winterschlafe oder in ihrer leichten Erstarrung, so viel möglich, erhalten, damit sie nicht vor der gewöhnlichen Zeit zu oft munter werden, sich zu stark bewegen und zehren. Man muß aber auch dahin sehen, daß sie einen beständigen Zutritt der äußern Luft haben, und nicht ersticken, doch dergestalt, daß die ihnen so nöthige und angenehme Wärme nicht vermindert werde. Es sind hiezu keine besondere künstliche Anstalten zu machen, am wenigsten aber die Bienenkörbe oder Stöcke in die Erde zu graben, tief in Kaff, Heu oder Rocken einzulegen, oder wohl gar in Eisgruben zu bringen.

Bey gelinder Witterung müssen die Körbe den Tag über, so lange der Schnee liegen bleibt, mit der Blechscheibe, oder dem sonst gewöhnlichen Drahtschieber verwahret seyn. Des Nachts öffnet man die Fluglöcher abwechselnd ein wenig, damit die Bienen mehr Luft bekommen, und das Gewirk vom Schimmel frey bleibe; weiter öffnet man bey dieser Jahrszeit nicht leicht ohne Noth.

Nach dem ersten Froste werden die Bienenhäuser durch angelegte Breter nur leicht bedecket; und wenn man eine strenge, eindringende und anhaltende Kälte vermuthen kann, deckt man geflochtene Strohhüte auf die Körbe, man nimmt noch Rohrdecken und Bastmatten dazu, ohne den Zugang der Luft nach den Luftlöchern dadurch zu verhindern. Bey dem Nachlasse eines so ausserordentlichen Frostes werden die allzu dichten Bedeckungen ohne Schaden vermindert, welches bey unvermuthet einfallendem Thauwetter, oder

anderer gelinder Witterung, ohne dies höchst nöthig ist. Die Strohdecken sind, wegen der Mäuse und anderer Winterfeinde der Bienen, abzuschaffen; und in manchen Wintern, welche außerordentlich gelinde sind, ist es besser, die Bienen in den Gärten etwas freyer stehen zu lassen, die man alsdann wegen des Schneegestöbers und Platzregens dennoch mit den Matten nur leicht verhängen kann. Ein Mehreres von der Auswinterung der Bienen, s. im IV. Th. S. 682, fgg.

In diesem und dem folgenden Monate werden bey gutem Wetter, neue Bienenhäuser oder Schauer mit guten Rohrdächern angeleget, welche ihre Lage, mit Ausschließung der übrigen, gegen Südost haben müssen. Man schaffet, ausser dem nöthigen Bienengeräthe, neue Körbe und Stöcke an, und läßt gegen das Ende d. M. schon Bienen versetzen, einkaufen, und bald verführen. Bey der Anlage der neuen Bienenschauer ist zu merken, daß zwey verschiedene Bienenlager in einem Garten nicht zugleich gehalten werden müssen, weil, wenn die eine Flucht der Bienen durch die andere geht, wie es leicht geschieht, wegen des starken Honiggeruches der eine Theil zu Raubbienen des andern wird. Eben dieser unglückliche Umstand findet sich, wenn in etlichen nahe an einander stoßenden Gärten Bienenhäuser, welche eine verschiedene Richtung haben, befindlich sind.

Endlich muß man sich auch jetzt Vorrath von neuen Bruten verschaffen.

XIII. In Ansehung der Fischerey,

müssen 1. in diesem und dem folgenden Monate die zugefrornen Teiche hin und wieder fleißig aufgeeiset, und dabey große Löcher in das Eis gehauen, oder so genannte Wuhnen (Wuhlen) gemacht werden, damit die Fische recht Luft bekommen. Dieses muß um so

viel öfter geschehen, je dicker das Eis ist, vornämlich aber, wenn die Teiche keinen Zufluß von frischem Wasser oder von Quellen haben, welche das Wasser an einigen Orten an und für sich selbst offen erhielten.

Diese Arbeit des Aufhauens kann man sich dadurch erleichtern, wenn man in die Löcher oder Wuhnen dicke, aus langen und ganzen, nicht sehr zerquetschten Stroh, wovon die Aehren abgehauen sind, verfertigte und 2 bis 3mal gebundene Bündel, mit dem dünnen Theile der Strohhalme hinein setzt, solche allenfalls mit einem Pfahl, welcher der Länge nach durch das Bündel gestoßen wird, befestiget und so aufrecht stellet, daß die weitern Stürzel oben über das Eis heraus gehen. Denn wenn auch gleich das aufgehauene Loch um das Bündel herum und das Wasser zwischen den Strohhalmen wieder zufrieren sollte, so hat doch die Luft ihren freyen Zugang unter das Eis durch die Strohhalme und Röhrchen; die Fische versammeln sich darunter und schöpfen Luft, und solcher Gestalt ersticken sie nicht; denn auch bey dürrem Stroh behalten die darin befindlichen Knoten Poros, daß die Luft hindurch kann.

2. Man muß die Teiche beständig, so viel als möglich ist, bey vollen Wasser erhalten, damit dieselben bey strenger Kälte nicht zufrieren, und die Fische, wegen Mangel des Wassers, mit den Floßfedern am Eise hängen bleiben.

3. Man muß bey Zeiten gute Behälter zubereiten, damit die Fische bey einem des öftern Aufeisens ungeachtet sich dennoch ereignenden Aufstande (*) so viel möglich, gerettet, und die aufstehenden in ein anderes gutes Wasser gebracht werden können. Wenn aber Thauwetter ist und das Wasser zuläuft, muß man fleißig Acht haben, daß solches nicht auf das Eis trete, sonst

(*) Wenn die Fische in einem zugefrornen Teiche, worauf entweder viel Schnee gefallen ist, oder bey einem Thauwetter viel Wasser stehen bleibt, mithin das Eis auf die Fische drückt, und ihnen die Luft benimmt, oder wegen verderbten Wassers, aus ihrem Winterlager in die Höhe kommen, zu den Wuhnen treten, und Besserung suchen; so wird dieses ein Aufstand genannt.

sonst drückt es dasselbe zu Boden, und erstickt die Fische, und muß man alsdann beständig bey dem Ablasse räumen und öffnen, damit das überflüssige Wasser ablaufe. Wo aber die Teiche mit Schilf verwachsen sind, muß man dasselbe jetzt aushauen oder ausmähen, und man kann sich desselben hernach zum Einstreuen unter das Vieh bedienen.

4. Die Fischhäuser, Fischkasten und Behälter, wo die Karpfen und die Besatzung (der Karpfensatz, d. i. der zweyjährige Same der Karpfen,) überwintert werden, müssen sorgfältig in Acht genommen werden, daß sie nicht zufrieren.

5. Wo es nöthig ist, kann man jetzt Bäume und anderes Holz herbey schaffen, um dasjenige im Frühlinge wieder auszubessern, was etwann das Wasser und die Güsse an Dämmen, Rinnen, Schlägeln (Zapfen), Rechen u. d. gl. Schaden gethan haben möchten.

XIV. Bey der Jägerey und dem Weidwerke,

kann man 1. nunmehr, weil die Wölfe im Anfange d. M. streichen (sich nach der Begattung sehen und wirklich begatten), die Wolfsjagden anstellen, und die Wolfsgruben, insonderheit wenn kaltes Wetter ist, wohl bestellen.

2. Bey frischem Schnee muß man die Marder, Fischotter, Katzen und Iltisse, als schädliche Raubthiere, fleißig ausspüren und wegfangen, weil ihre Bälge um diese Zeit gut sind, und der heran nahende Frühling ihre Vermehrung allzu sehr befördern möchte.

3. Man kann auch noch Hasen und Füchse jagen, fangen und schießen; hernach aber muß man solches unterlassen, weil sie im künftigen Monate sich zu paaren anfangen.

4. In Wäldern, wo die Sonne anscheint, muß man das hohe Wild mit Heu füttern, und für die Hasen, wo nicht viel Heu übrig ist, Birkenreis zu ihrem Unterhalte abhauen. In eben der Absicht muß man auch den Schweinen nach der Begattung an bequemen Orten Fütterung hinschütten.

5. Gleiche Aufmerksamkeit muß man auch auf die Fasanen in ihren Gehägen wenden, weil sie sonst wenig Futter finden

6. Nun ist auch die Zeit, den Krammetsvögeln auf den Heerden, und den Meisen auf Leimruthen nachzustellen. Die Finken, welche auf die Mistständen fallen, geben gute Singvögel ab, wenn sie in d. M. gefangen werden. Man kann sich dazu entweder einer Schlagwand, oder, nach Art der Bauern, bloß einer Reuter bedienen; sie müssen aber hernach nicht mit Hanf, sondern mit Rübesamen gefüttert werden, so fangen sie nicht allein zeitig an zu singen, sondern lassen sich auch, wenn man will, verhalten. Läßt man sie nach verrichtetem Gesange wieder fliegen, so kann man versichert seyn, sie im folgenden Jahre im Schnee wieder zu finden, weil es lauter alte Standvögel sind, welche diese Gegend nie verlassen.

7. Bey frisch gefallenem Schnee können jetzt die Repphühner mit dem sogenannten Schneenetze gefangen werden. Denn, wenn der Schnee ungefähr anderthalb Spannen hoch liegt, und sich ballen läßt, finden sich die Repphühner auf den Weizenäckern ein und scharren so tief unter den Schnee, bis sie zu ihrem Geäß auf die grüne Saat kommen; daher sie alsdann am leichtesten mit dem Netze zu überziehen sind; es muß aber der Zug gegen die Luft, und so schnell als möglich, auch von zwo Personen geschehen, welche weiße Hemden über ihre Kleider anhaben, und es darf dabey weder sehr windiges Wetter, noch der Schnee gefroren seyn.

8. Die

8. Die Hundsställe muß man um diese Jahrszeit warm halten, bey lieblichem Wetter aber kann man die Hunde um die Mittagszeit heraus, und in den Zwinger lassen, damit sie sich an der Sonne etwas erwärmen. Endlich

9. kann man auch nun den zum Jagdzeuge benöthigten Vorrath an Forkeln, Hesteln, Schlägeln, Hacken, und andern Geschirrholze, anschaffen.

XV. Was die häuslichen Geschäfte betrifft,

so muß 1. da in den meisten Gegenden mit dem Schlusse des alten Jahres das Gesinde ab- und neues zuzieht, dasselbe gleich bey dem Eintritte in den Dienst unterrichtet werden, was es in Ansehung der Sittlichkeit sowohl, als auch seiner besondern Arbeiten, zu beobachten hat.

2. Das schon ausgedroschene und auf den Boden aufgeschüttete, hauptsächlich aber das alte Getreide muß alle Wochen einmal fleißig umgewendet oder umgeworfen werden; denn außer dem, und wenn es nicht dünn aufgeschüttet ist, erhitzt es sich leicht über einander.

3. Weil bey gegenwärtiger Jahrszeit überhaupt gut dreschen ist, so kann man in diesem und dem folgenden Monate Heidekorn zum Samen dreschen; wobey anzumerken ist daß der kleinste Heidekornsame der beste zum säen ist. Ferner muß man das noch im Stroh steckende Getreide bey kalter Witterung vollends ausdreschen lassen, und also dadurch dem Schaden vorbeugen, welchen die Mäuse in den Scheunen anrichten könnten. Vornämlich muß man nunmehr die Erbsen völlig ausdreschen, weil weiterhin dasselbe Stroh dem Viehe nicht nützlich ist. Nicht weniger kann man öfters die Getreideproben dreschen lassen, besonders da das Getreide zuweilen wenig ausgeben möchte. Ueberhaupt hat man auch auf die Drescher

fleißig

fleißig Acht zu haben, daß dieselben wohl und rein ausdreschen. Die Körner müssen gehörig gesäubert, und jede Art Getreide besonders aufgeschüttet werden.

4. Man kann jetzt auch die Obstkerne an einen warmen Ort setzen, und dieselben im künftigen April, wenn sie 5 bis 6 Blätter bekommen haben, im abnehmenden Monde hinaus versetzen, und alsdann fleißig mit Mistwasser befeuchten.

5. Man muß das Stroh ordentlich in Bünde oder Schütten binden, und in die Scheunen ins Trockne bringen, die Ueberkehr und Spreu ebenfalls fleißig abtragen, und an gehörigen Orten verwahren, damit man dem Viehe die Siede damit vermischen könne.

6. Man kann diesem und den zwey folgenden Monaten einen Vorrath von Mehl in seine Haushaltung mahlen lassen. Doch ist es noch rathsamer solches vor der eintretenden strengen Kälte zu thun, denn bey derselben wird gemeiniglich nur wenig und sprödes Mehl gemahlen.

7. In der ersten Hälfte des Monates müssen Mastschweine und anderes gemästetes und zur Hausbedürfniß bestimmtes Vieh aufs späteste abgeschlachtet seyn, weil es bey der großen Kälte nicht allzu wohl mehr zunimmt. Brauereyen und Branntweinbrennereyen machen aber Ausnahmen, weil Träber und Brandweinsühlicht in vielen Gegenden zur Viehmästung allein am nützlichsten zu gebrauchen sind. Das Fleisch wird eingesalzen oder geräuchert.

8. Bey guter Schlittenbahn muß das Brennholz für das ganze Jahr angefahren, auch Bauholz, Steine, und andere Baubedürfnisse zu künftigen Gebrauch herbey geschaffet werden. Kann man aber wegen schlimmen Wetters keine Holzfuhren vornehmen, so läßt man das Gesinde zu Hause Holz spalten und

in

in Stöße setzen, das Reisholz zu Stuben- und Backofen Bündeln hacken, und an gehörige Orte auf einander schlichten.

9. Es ist sehr dienlich, sich in d. M. gelegentlich einen Vorrath von allerley hölzernen Werkzeuge welches man sowohl im Hause, als bey dem Feld- und Gartenbau nöthig haben könnte, als: allerley Leitern, Stiel zu den Mist- und Reichgabeln, Aexten, Hauen, Getreide- und Grasesensen, Rechen, Bäume, Siebe, Körbe, u. d. gl. machen zu lassen.

10. Die Rüstwägen, Karren, Pflüge, Egen, Pferdegeschirre und anderes nothwendiges Zeug, können jezt auch am füglichsten ergänzet und verbessert werden. Nicht weniger kann man sich

11. einen Vorrath von Strohbändern, die man zur künftigen Aerndte braucht, oder andere Strohseile, verfertigen, doch muß man dieselben vor Ratzen und Mäusen sorgfältig verwahren.

12. Wenn man jezt den Samen zum Sommergetreide und andern Sommerfrüchten fleißig reiniget, so erspart man sich dadurch die verdrießliche Arbeit des Ausjätens im Felde, welche noch überdies Schaden verursachen kann, so unumgänglich nothwendig sie auch ist.

13. Der Flachs, welcher bisher noch in den Knoten geblieben und an einem trocknen Orte aufbehalten worden ist, kann nunmehr vollends ausgemachet werden.

14. Den seit Martini gemachten und gesammelten Mist kann man nun umwerfen, und das oberste zu unterst kehren, damit das oben gelegene nicht verschimmle, sondern unter sich komme, und ebenfalls in Fäulniß gehe, und derselbe also durchgängig wohl gekocht sey, wenn man ihn hernach auf die Wiesen und Aecker führen, oder in die Gärten gebrauchen will.

15. Jetzt kann man auch die heimlichen Gemächer räumen, und den Unflath auf die Wiesen vornämlich an solchen Orten, wo sonst nicht viel wächst, so dünn als möglich von einander ausschütten lassen. Dieser Dünger ist auch den alten Bäumen sehr nützlich, wenn man ihn einen guten Fuß weit vom Stamme, aber nicht auf die bloßen Wurzeln, schüttet. Wem aber davor ekelt, der kann ihn in eine besondere Grube zusammen schütten, und erst unter freyen Himmel verdusten lassen, ehe er ihn gebraucht.

16. Bey gutem Winterwege kann man auch jetzt das Getreide auf die Wochenmärkte zum Verkauf führen. Dieser und der folgende Monat sind auch die beste Zeit, das gedörrte und gebackene Obst, Sauerkraut, Möhren und Rüben zu Markte zu bringen.

17. Wenn die Kälte in diesem und den beyden folgenden Monaten nicht allzu groß ist, kann man Malz auf das Lager machen, muß aber dabey wohl zusehen, daß die Gerste im Keimen keinen Schaden leide.

18. Man kann sich auch jetzt mit Branntweinbrennen beschäftigen, sowohl aus Getreide und andern Feldfrüchten, als auch aus Wein- und Bierhefen, Malzsatze, übergebliebenem Kesselspühlicht, wie auch aus Wachholderbeeren oder Hagebutten, wenn der Reif solche wohl mürbe gemacht hat.

19. Auch muß man jetzt Rübe- Hanf- Lein- und Rettigsamen, imgleichen Nüsse, zu Oehl schlagen.

20. Die Feuermauern und Rauchfange, auch Räucherkammern, müssen um diese Zeit gefeget werden, und es muß überhaupt den ganzen Winter über fleißig nach dem Feuer gesehen werden, daß dasselbe keinen Schaden anrichte. Es ist daher sehr dienlich, in jedem Hofe ein Paar Feuerhaken, etliche lange Leitern, und andere zum Löschen nöthige Geräthschaften in Vorrath zu haben; und ein vorsichtiger Hausvater wird niemals zuerst zur Ruhe eilen, sondern nachdem

sein

sein Gesinde und Kinder zu Bette sind, erst mit einer Laterne in den Ställen und Scheunen genau nachsehen, ob mit dem Lichte vorsichtig umgegangen worden; unterdessen daß die sorgfältige Hausmutter mit gleicher Aufmerksamkeit in der Küche und in den Oefen zusehen wird, ob das Feuer gehörig ausgelöschet, die Aschenbehältnisse vor allem Zug bewahret, und die Haus- und Hofthüren verschlossen worden seyn.

Da in diesem Monate, wie in den Wintermonaten überhaupt, die Feuerung in den Stubenöfen die stärkste ist, so muß alle Sonnabend außerhalb des Ofenloches von derjenigen Person, welche das Einheizen verrichtet, der Rahm oder Ruß mit dem Besen, so weit die Arme reichen, abgefeget werden, welches auch in den übrigen Monaten geschehen muß. Die Feuermauer oder der Schorstein muß nach Verhältniß des zur Feuerung gebrauchten Holzes, und ihrer Menge, alle 4 bis 6 Wochen gekehret werden. Nadelholz giebt und legt mehr Ruß an, als das Laubholz. Wo ersteres gebraucht wird, da muß desto öfter gefeget werden.

Zur Aufbewahrung der Asche müssen feuerste Behältnisse bestimmt seyn, und selbige jeden Sonnabend, oder, nach Beschaffenheit des Einheizens, wohl zweymal wöchentlich, aus dem Ofen geräumet werden.

Des Abends müssen die Ofenthüren zugemachet werden, damit die Katzen aus der Asche nicht glimmende Kohlen in ihren Haaren mit fort tragen, und die Gebäude anzünden. Die Küche muß ihnen aus gleicher Ursache verschlossen seyn, damit sie sich nicht in die heiße Asche des Feuerheerdes legen.

21. Wenn durch Ziegeldächer von dem Winde Schnee getrieben worden, so wird er von den Böden abgekehret, damit er nicht von einem unvermutheten Thauwetter zerfließe.

22. Das Eis um die Brunnen herum muß alle Morgen fleißig aufgehauen werden, damit weder Menschen noch Vieh, hauptsächlich das trächtige, gleite oder falle.

23. Den Ratzen und Mäusen muß man jezt mit Gift und Fallen nachstellen, ehe sie Junge leben, und sich zu sehr vermehren.

Eine emsige Hausmutter besorget, 24. daß von dem durch das Hausschlachten erhaltenen Talge, Lichter gegossen und gezogen werden, und verhütet dabey, daß sie nicht in allzu kalten Gemächern vom Froste aufgerissen werden und zerbröckeln.

25. Wenn das weibliche Gesinde nicht in allen Tagesstunden in Ställen und auf dem Hofe zu thun hat, so muß es, wie in den Früh- und Abendstunden, welke Rüben schneiden, oder Federn schleißen, vornämlich aber fleißig spinnen, damit noch in d. M. Garn zum Weber gebracht werden könne. Das Auslaufen in die Spinnstuben außerhalb des Hauses, ist Herrschaften und Dienstbothen äußerst schädlich.

26. Ist in den vorhergehenden Monaten noch kein Flachs, Hede oder Werrig, zum Spinnen für Lohn außerhalb des Hauses ausgegeben worden, so muß nicht länger damit gesäumet werden. Je später es geschieht, desto später erhält man das Garn, und wird mit dem Verweben und Bleichen aufgehalten. Die Hausmutter muß auch ferner

27. fleißig nach dem Vorrathe an Butter und Käsen sehen, und ihre Haushaltung darnach einrichten, damit sie mit denselben sowohl, als mit dem Fleische und Zugemüse weder zu karg noch zu verschwenderisch umgehe. Es ist daher ihre Pflicht, nicht allein vor Winters einen hinlänglichen Vorrath von grünen und eingesäuerten Gartengemüse anzuschaffen, sondern auch in Ansehung des gegenwärtigen Verbrauches derselben eine kluge Eintheilung zu machen, daß dergleichen Sorten, welche sich am wenigsten halten, am ersten verspeiset werden. In dieser Absicht kann sie entweder im Sept. ein Stück Gartenfeld mit Schattkohl besäen, oder einen Vorrath von dem gebau-

bauten Braunkohl in ein Gartenfeld dicht an einander einschlagen, und dasselbe vor das Eindringen der Kälte mit Strohmatten bedecken lassen. Ferner kann sie in den Kellern oder in Einsetzgewölbern eine genugsame Quantität Wersigkohl, Weißkohl, Kohlrüben, weiße und gelbe Rüben, Pastinaken, Petersilienwurzeln, Dickwurzeln und Erdäpfel in Sand eingeschlagen, und zum künftigen Gebrauch verwahren. Von diesen angezeigten Arten halten sich die vier letzten am längsten. Wenn nun die grünen Gartenmüse verspeiset sind, kann sie die eingesäuerten Mangoldrippen, saure grüne Bohnen, saure Rüben und Sauerkohl angreifen; die Hülsenfrüchte, als: Erbsen, Linsen, Bohnen, Hirse, Buchweizen, gedörrte grüne Erbsen, und das gebackene Obst, müssen aber, weil sie sich am längsten aufheben lassen, bis auf die letzt versparet, oder nur selten zwischen der Zeit angegriffen werden.

28. Sie hat ferner sorgfältige Aufsicht zu haben, daß die Bier- und Kofentgefäße rein gehalten, und nicht dumpfig werden. Ueberdies muß sie auch

29. die Viehställe fleißig besuchen, damit sie sehe, ob auch die Kühe recht ausgemolken werden, und das alte sowohl als das junge Vieh in allen Stücken seine gehörige Fütterung und Wartung erhalte.

XVI. Bey der Küche,

ist 1. in d. M. das Schweinfleisch aus dem Salze, Würste u. d. gl. am besten, weil im Dec. und Jan. das meiste gemästete Vieh geschlachtet wird. Das geräucherte Fleisch und die geräucherten Würste müssen in Zeiten aus dem Rauche genommen werden, damit sie darin nicht zu hart, und bis zum Halsgeschmack geräuchert werden. Die Würste besonders müssen nur so lange im Rauche hängen, bis die äußere Schale durch mäßigen Rauch trocken geworden ist. Sie werden, ob sie gleich alsdann noch weich sind, heraus ge-

nommen, und dahin gehängt, wo sie von der Zugluft berühret, und davon nach und nach gehärtet werden.

2. Viele Speisebedürfnisse müssen wider das Frieren gesichert werden, damit sie nicht ihren guten Geschmack verlieren; z. B. die Würste, Knack-Schlack-Leber- und Blutwürste, bekommen einen kurzen oder krümmelichten Geschmack, wenn sie im Rauche vom Froste berührt werden; es ist daher in Ansehung derselben das Schlachten in den Wintermonaten gefährlich. Die Würste des spätern Herbstes sind der Gefahr des Frierens nicht ausgesetzt. Wenn daher in den Wintermonaten die Würste in sehr kalten Nächten gefrieren sollten, so kann man sich nicht anders helfen, als daß in selbigen ein starker Schmauch auf dem Heerde von nicht allzu trocknen Spänen unterhalten werde.

3. Man muß dafür sorgen, daß die zum Räuchern vorzubereitenden Speckseiten und Schinken in ihrer Salzlacke nicht frieren, weil alsdann das Salz nicht eingreifen kann. Mit den übrigen zum Räuchern bestimmten Fleischarten hat es gleiche Bewandtniß.

4. Käse und Brod müssen ebenfalls wider das Gefrieren versichert werden. Der Käse verliert von dem Froste seinen guten Geschmack, und wird krümelicht. Mit dem Brode ist es eben so; und durch davon entstehende Krümeln wird auf dem Gesindetische viel umgebracht.

5, Die Milchkammer muß nach Nothdurft geheizet werden. Bey der Kälte giebt die Milch zu wenig Sahne. Hievon entstehen zwar bessere Käse, man bekömmt aber desto weniger Butter.

6. Die Obstkammern erfordern große Aufmerksamkeit, daß das Obst nicht friere. Man setzt Teller oder Schüsseln mit Wasser auf den Boden derselben; so bald sich auf dem Wasser die geringsten Eisschelfern äußern, ist es Zeit, das Obst hinlänglich zu

zudecken, oder dasselbe, in Kisten eingepackt, in Keller, oder solche Gemächer, wo der Frost nicht eindringen kann, zu bringen.

7. Alle Flüssigkeiten in Bouteillen, Kruken und allerley Gefäßen, sind dahin zu bringen, wo sie nicht gefrieren, und die Aufbewahrungsgefäße nicht von Kälte zersprenget werden können.

8. Mit allen Dauerspeisen wird räthlich umgegangen, damit sie nicht zu früh verthan werden, und in den Sommermonaten kein Mangel daran sey.

9. Hat man, das Winterobst gut abzusetzen, nicht Gelegenheit gehabt, so wird es theils nach ausgezogenem Brode in den Backöfen immer noch gedörret, theils grün gekocht, und verspeiset. Deswegen muß man es alle 14 Tage, da es zuvor wohl alle Wochen geschehen mußte, verlesen, und das anfaulende, oder dasjenige, was seinen Sorten nach nicht mehr dauern kann, ausgesuchet werden.

10. Es wird noch allerley Fleisch in frischem Zustande von zahmen Thieren in der besten Güte, wie die Fische, verspeiset; Aenten und Gänse ausgenommen; es wäre dann, daß erstere von einer späten Brut und gut gemästet, gewählet würden. Die Gänsebraten haben in d. M. den schlechtesten Geschmack. Man hat eine Art Herbsthühner, welche, nach gehöriger Mästung, in diesem und auch wohl im folgenden Monate gar gut zu seyn pflegen. Die fetten Kapaunen und Poulärden sind in diesem, wie in dem vorigen Monate, noch am besten. Die Fasanen werden, bey wohl behandelten Revieren, auf den Kammern aufbehalten, und jederzeit nur Hähne verspeiset, welche in dem Herbste, bis es einwintert, am feistesten und delicatesten sind, nämlich so lange sie grüne Saat und Eicheln genießen. Rebhühner sind um diese Zeit auch noch gut eßbar und feist, in so fern dieselben zu der grünen Saat kommen können; bey hartem Frost

und Schnee aber sind sie mager, und müssen gefüttert werden, da hingegen diejenigen, welche auf der Kammer wohl abgewartet werden, eßbar bleiben. Schnepfen, Krammetsvögel und Drosseln giebt es im Januar nirgends, als nur in den wärmsten Gegenden Italiens. Von Schwarzwildbret ist nur die Bache gut, wenn offener Boden ist, daß die Sauen brechen können; ist aber harter Frost und viel Schnee, auch im Herbste vorher keine Eichel- und Buchmast gewesen, so werden auch die Bachen in d. M. schon geringer, als welche im Dec. gebrunstet, und also aufgenommen (empfangen) haben. Wegen dieser kurz vorher gegangenen Brunst sind auch die Keiler durchgängig so geringe, wie die Hirsche im Oct., folglich zum Essen so wenig im Jan. als im Feb., tauglich. Teichfische, als, Karpfen, Hechte, Barsche, Karauschen, Forellen, sind gut; Aale und Krebse hingegen taugen nicht, und letztere nur mit zur Coulis. Von Seefischen, sind Sander, Moränen, Schnäpel, Austern, Muscheln, Bricken ꝛc. sehr gut.

11. Aus dem Winterungen (d. i. den für den Küchenzebrauch, in den Wintermonaten wider den Frost in seinem Zustande in Kellern, Gewölben, Erd- oder Sandgruben ꝛc. aufbewahrten Gewächsen,) theils auch aus den Gärten, sind noch alle Gartengewächse, als: alle Kohlarten, weiße und gelbe Rüben, Endivien u. s. f. zum Küchengebrauche vorräthig und brauchbar.

12. Für den Nachtisch hat man in d. M. folgendes Tafelobst.

A. Aepfel: graue und weiße Reinette: weiße Wintercalville; Drap d'or, oder Characterapfel; gelbe englische Reinette; französische Reinette; Menskoops süßer Apfel; Present royal; Fenouillet; Pomme doux; Haute bonté; Parmain; Pigeon; Borsdorfer; Pipping; Api, und Eisapfel.

B.

B. Birnen: die große und runde Ambrette; Winter-Beurré gris; le gras Muſe; l'Echaſſerie, Poire de Ronville; Saint Michel verte; Virgouleuſe, oder Chambrette; Epine d'hyver; St. Germain; Colmar; le Pertail; le Satin verd; la Reine d'hyver.

C. Nußartige Früchte: Lamberts- und Zellernüſſe; Wallnüſſe; Kaſtanien; Krackmandeln.

XVII. In Anſehung der Witterung dieſes Monates

haben die Alten folgende Anmerkungen und Beobachtungen gemacht.

1. Wenn der Winter, und inſonderheit dieſer Monat, ungewöhnlich gelinde iſt, ſo folgt gemeiniglich ein rauher und harter Frühling, alsdann aber ein heiſſer Sommer. Wenn daher vor und in dem Jan. nicht viel Fröſte und Schnee kommen, ſo kommen ſie dagegen gemeiniglich im März und April.

2. Wenn die Sonne den 21. J. in das Zeichen des Waſſermannes tritt, und zugleich das Zeichen des Steinbockes berührt, ſo erfolgen unangenehmes und ungeſundes Wetter, ſtarke Kälte, heftige ſchneidende Winde, und zuletzt Regen oder Schnee.

3. Die Witterung des 1. Jan. bedeutet den Auguſt; des 2. Jan., den Sept.; des 3 Jan.; den Oct.; des 4. Jan., den Nov.; des 5. Jan., den 6. Dec.; des 6. Jan., den Januar ſelbſt und den Febr.; des 7. Jan., den März und April; den 8. Jan., den May und Jun.; und des 9. Jan., den Julius. Und zwar, wie das Wetter in jedem Viertel des Tages geweſen, ſo ſey auch hernach jedes Quartal des Monates beſchaffen.

Uebrigens bringt dieſer Monat den meiſten und anhaltendſten Froſt; denn die Sonne kann jetzt die Erde noch wenig erwärmen. Eben deswegen könnte man auch vermuthen, daß der ſtärkſte Grad des Froſtes, den er in jedem Winter erreicht, ſich im Jan.

ereignen müßte; und man hält auch gemeiniglich dafür, daß, wenn dieser Monat, und insonderheit die erste Hälfte desselben zurück gelegt ist, die größte Kälte bereits vorüber sey. Allein, man hat oft erfahren, daß der stärkste Frost fast eben so in einem andern Monate eingefallen ist. So hat man auch oft bemerkt, daß, wenn eine strenge Kälte im Anfange des Jan. gewesen ist, und nach etlichen Tagen sich gemildert hat, sie nach dem 29. Jan. von neuem fast eben so heftig geworden ist.

Der größte Frost dieses Monates wird allemal durch Süd- oder Südostwinde verursachet, welche auch überhaupt im Jan. die gewöhnlichsten sind. Die Luft ist dabey gemeiniglich ganz rein, ohne Dünste und Wolken; und solches Wetter hält zuweilen viele Tage nach einander an. Bey einem außerordentlich starken Froste, dergleichen wir 1740. und in etlichen andern Jahren empfunden haben, hat man vorher bemerkt, daß die Luft trübe gewesen ist, und einzelne Schneeflocken gefallen sind, dabey aber doch die Kälte angewachsen ist, und wenn es dann gegen den Abend oder die Nacht klar geworden, ist der Frost bald auf einen hohen Grad gekommen. Zu anderer Zeit hat man niedrige, geschwinde und dünne Wolken gesehen, welche den Himmel verdunkelten, nach deren Verschwindung ebenfalls die Kälte sehr zugenommen hat; wie denn auch oft bey dem größten Froste der Himmel nicht hell geblieben, sondern mit Dünsten, oder auch mit einem dünnen Nebel in der Oberluft, zuweilen auch mit Eisblättchen, welche in der Luft geschwebet und die Kälte sehr empfindlich gemacht haben, erfüllt gewesen ist.

Ein geringer Frost kann bey Westwind Statt finden, doch währt er nicht lange, es sey dann daß der Wind sich wieder ändert; wie dann die gelinden Winter dadurch entstehen, daß der Wind oft westlich ist.

Der

Der Nordwind ist im ganzen Jahre nicht so selten, als in d. M., und bringt entweder sehr schwachen Frost, oder gar Thauwetter, und allemal wolkige Luft, ist auch niemals stark; wie dann überhaupt dieser Monat von Sturmwinden am meisten frey bleibt, außer in den unbeständigen Wintern, wo Frost und gelindes Wetter oft abwechseln, da dann bey diesem letzten die Westwinde gewaltig stürmen.

Sonst ist der Januar einer der trockensten Monate, welches den Süd = und Ostwinden, die jetzt am meisten wehen, zuzuschreiben ist; und da sie über das befrorne Land streichen, können sie nicht viel Dünste mit sich führen; daher sich auch bey gelinden oder abwechselnden Wintern mehr Nässe findet, wie alsdann die Westwinde häufiger sind.

XVIII. Wegen des Jahres und der Früchte Gedeihen,

findet sich 1. in der Erfahrung, daß ein den Wintersaaten gedeihlichster Januar dieser ist, wenn ein vom trocknen Froste zuvor hart gewordenes Erdreich mit Schnee völlig bedeckt ist, und in solcher Lage sich unverändert erhält; hingegen ist eine Abwechselung mit Frost = und Thauwetter den Saatfeldern ungedeihlich, weil die Saat mit Eis beleget wird.

2. Viele Regen in d. M. sind der Saat schädlich, weil sie durch die darauf erfolgenden Nachtfröste gar leicht zu Grunde gerichtet werden kann. Daher das Sprichwort:

Im Jenner viel Regen ohne Schnee,
Thut Bäumen, Bergen und Thälern weh.

3. Wenn die Flüsse und Wässer um diese Zeit sehr klein werden, so wollen alte Weinmeister beobachtet haben, daß gemeiniglich ein gutes Weinjahr darauf erfolge. Daher das Sprichwort:

Wenig Waſſer, viel Wein,
Viel Waſſer, wenig Wein.

Oder: Soll wenig Gewäſſer in dieſem Monate ſeyn:
So erwarte man vielen Wein;
Iſt aber des Waſſers viel,
So kömmt vom Wein das Widerſpiel.

4. Fabian Sebaſtian (d. 20. Jan.)
Läßt den Saft in die Bäume gehn. Um dieſe Jahrszeit ſcheint die Natur ſich allmählich wieder zu beleben. Im Pflanzenreiche wird die Bewegung wieder merklich.

5. Vom Vincentiustage (d. 22. Jan.) ſagt man:

Vincentii feſto ſi ſol radiat, memor eſto,
Tunc magnum fac vas, tibi nam vitis dabit uvas.

Auf Sanct Vincenzentag, wenn iſt klar Sonnenſchein,
Rüſtet viel Fäſſer zu, denn es wird auch viel Wein.

Oder: Vincenzen Sonnenſchein
Füllet die Faß mit Wein.

Oder: Vincenzen Sonnenſchein,
Bringt viel Wein.

6. Vom St. Pauli Bekehrungstag (d. 25. Jan.) ſagt man:

Clara dies Pauli bona tempora denotat anni.
Si fuerint venti, deſiguant prælia genti.
Si fuerint nebulæ, pereunt animalia quæque;
Si nix & pluvia, tunc fient tempora cara.

Sanct Paultag ſchön mit Sonnenſchein,
Bringt Fruchtbarkeit an Getraid und Wein.

Oder: Sanct Paulus klar,
Bringt gutes Jahr.

XIX.

XIX. In Ansehung der Gesundheitspflege oder Lebensordnung, und des Gebrauches der Arzeneyen,

ist nüzlich, 1. sich, so viel als möglich, vor der Kälte zu verwahren, theils durch gemäßigte Wärme der Kleidung und Zimmer; theils durch mäßigen Gebrauch wohl gewürzter Speisen und guter Getränke.

2. Vor der Mittagsmahlzeit kann man zuweilen eingemachten Ingber, Zitwer, oder Sternanieß nehmen; oder auch in das Getränk, sowohl in Bier als Wein, Alantwurzel, Lorbeeren, Kalmus, u. d. gl. reiben, um den Magen dadurch zu erwärmen. Je jünger und stärker man aber ist, um so viel weniger muß man sich solcher arzeneymäßigen Erwärmungen des Leibes, und Erregungen des Appetites, bedienen. Eine nicht allzu harte Arbeit, oder eine andere gemäßigte Bewegung des Leibes, ist hiezu weit zuträglicher.

3. Wie es überhaupt der Gesundheit nicht dienlich ist, allzu viele und allzu oft Arzeneyen zu gebrauchen, zu purgiren, Ader zu lassen, das Haupt zu waschen, oder zu baden: so ist es solches am allerwenigsten bey strenger Kälte; es müßte dann eine dringende Noth solches erfordern.

Hierauf beziehen sich die in folgende Reime verfaßten Gesundheitsregeln der Alten:

Des Jäners Kält leidt nicht Arzneyn;
Aderlassen kann so gut nicht seyn.
Bade selten; mittel Speiß ißt;
Den Anieß und Ingber, oft genieß.

Und Joach. Camerarius schreibt:

Mensa amat tepido Jani decurrere vino,
Et refici grato saepe liquore jubet,
Vena tibi nullos exsudet secta cruores,
Sed calida fas est mergere corpus aqua.

XX.

XX. Nutzen, der in diesem Monate zu machen ist.

Von den in der Arzeney gebräuchlichen Gewächsen sind in d. M. zu sammeln; weiß und schwarzes Frauenhaar; golden Frauenhaar; Eppichwurzel; die Wurzeln von der Clematis, langen und runden Osterlucey, vom Aron, Haselwurz, Schwalbenwurz; Sparzelwurz, Milzwurz, Meisterwurz. Mangoldwurz, Natterwurz, Zaunrübe, Ochsenzungenwurz, Hundszungenwurz, Attichwurz, florentinische Schwertelwurz, Cypressenzapfen, Dragunwurz, Alantwurz, Mannstreuwurz, Steinbrechwurz, Farnkrautwurz, große Enzianwurz, Süßholz, Epheubeeren, Mönchsrhabarber, Smyrnenkrautwurz, Grindwurz, Bilsenwurz, Alraunwurz, Bärwurz, Gichtwurz, Pestilenzwurz, Haarstrangwurz, Baldrianwurz, Weinsteinbrechwurz, weiße Steinbrechwurz, Fichtenzapfen, Weißwurz, Färberröthewurz, Kerbelkrautwurz, Zuckerwurz, Tormentillwurz, Potentillwurz. Weil alle diese Wurzeln entweder hart und holzig (stöckerig) werden, oder sofort, da sie aufgenommen sind, zusammen schrumpfen, und alle Kraft verlieren, wenn man sie auszieht, nachdem sie schon Fasern gesetzt haben, so ist es besser, sie jetzt zum Gebrauch zu sammeln, ehe sie noch auszuschlagen angefangen, und Stängel getrieben haben.

Januarius, Fr. Janvier, heißt auch, bey den Blumisten, eine weiße oder blaue frühzeitige Varietät der im XVII. Th. S. 370, fgg. beschriebenen orientalischen Hiacynthe.

Januarius-Blut, oder wunderthätiges Blut des heil. Januarius, Schutzpatrones des Königreiches Napoli. Dieser Januarius soll im J. 265. geboren, und vom Pabste Marcellinus zum Bischof von Benevento erhoben seyn. Unter dem Kaiser Diocletianus aber ist er, auf Angeben des Timotheus, eines römischen Statthalters in Campanien, der christ-

lichen

sischen Religion wegen, erstlich in einen brennenden Ofen geworfen, hernach gefoltert, darauf den wilden Thieren vorgeworfen, und endlich, da ihn dieses alles nicht habe tödten können, d. 19. Sept. im J. 289, oder, wie andere wollen, im J. 305. zu Puzzuolo enthauptet worden. Bey dieser Enthauptung soll eine fromme Matrone zu Puzzuolo, aus heiliger Andacht, zwey gläserne Fläschchen oder krystallene Phiolen mit dem Blute dieses entseelten Märterers gefüllet, und dem damaligen Bischofe zu Napoli, Severus, als ein großes Heiligthum überbracht haben. Der Körper liegt zu Napoli in der fürstlichen Haupt- oder Cathedralkirche begraben, und das Haupt nebst den zwey Fläschchen mit dem darin befindlichen Blute werden in einer besondern Capelle, welche il Tesoro oder die Capelle des heil. Januarius heißt, hinter dem Hauptaltare in einer mit einer silbernen Thüre verwahrten Nische aufgehoben. Diese Heiligthümer werden ordentlicher Weise dreymal im Jahre, insonderheit am 1. Sonntage des Maymonates; und den 10. Sept., als am Tage des Ordensfestes, zur Verehrung des Volkes ausgesetzt, außerordentlich aber bey Theurung, Pest, heftigem Wüthen des Vesuvs, schweren Erdbeben, und andern Zufällen, da man des heiligen Januarius Hülfe nöthig zu haben meinet. (*) Und dieses ist eben dasjenige Blut, von welchem

(*) Bey Erdbeben und heftigen Ausbrüchen des Vesuv setzen die Neapolitaner auf ihn, als auf einen sichern Schutzgott, ein vorzügliches Vertrauen: und wenn der Vesuv mit seinem Feuerspeyen es allzu grob macht, so, daß die Stadt, wegen dessen Feuerströme und erschrecklichen unterirdischen Stöße, in Gefahr geräth, so wird das Haupt dieses Heiligen auch außerordentlich ausgesetzt. Indessen, da das höllische Rauchloch des Vesuvs doch auch seinen Kopf für sich hat, und sich an den von dem h. Januarius öfters wenig zu kehren gelieben hat, so haben die Neapolitaner in den neuern Zeiten für rathsam gefunden, ihrem Heiligen, zu mehrerer Sicherheit, den Erzengel Michael zu adjungiren; und nach diesen vermehrten vortrefflichen Anstalten werden also beyde in solchem Falle zu-

chem die römischkatholische Geistlichkeit behauptet, daß dasselbe, wenn es auch so hart als ein Stein geronnen ist, zu fließen anfange, so bald es nur dem Haupte des h. Januarius genähert werde. Insbesondere wird jährlich am ersten Sonntage des Marimonates vor dem Versammlungshause des Adels (Seggio) ein großes Gerüst errichtet; gegen Mittag bringt man den Kopf des Heiligen in grosser Processien dahin, und Abends auf eben die Art die Flasche mit Blut, und macht alsdann die Probe damit, in dem festen Vertrauen, es werde das Land und die Regierung glücklich seyn in demjenigen Jahre, wenn das Blut sich stark in dem Fläschchen beweget, wie neuer Most gähret, und an Farbe recht hellroth wird; gleichwie man im Gegentheile alles Schlimme und Traurige befürchtet, wenn das Blut entweder gar nicht, oder doch sehr langsam fließt, oder von blasser Farbe ist, (*) und läßt man alsdann an Processionen und öffentlichen Kasteyungen nichts ermangeln, um die angedrohete Gefahr abzuwenden.

Die Katholiken sind ihrer Sache in diesem Stücke so gewiß, daß der neapolitanische Rechtsgelehrte Francesco de Pietri davon schreibt:

Nondum credis Arabs, Scythicis qui in Barbarus oris
Conjugis ad veræ religionis iter?
Aspice, palpa hæc. Stat longum post Martyris ævum
Incorruptus adhuc & sine tabe cruor.

Imo gleich angerufen, damit es dem lieben Januarius keine Schande sey, wenn er eben so wenig, als der Engel Michael helfen könne.

(*) Es ist einem Peter zu rathen, sich bey dieser Gelegenheit in Acht zu nehmen, weil der Pöbel, wenn das Blut nicht bald fließen will, es leicht auf Rechnung der Ungläubigen schreibt. Hr. la Lande führt das Beyspiel eines englischen Consuls an, welcher im J. 1730. einen nahen Zuschauer abgab. Das Blut wollte nicht flüssig werden. Man bat ihn ganz höflich, während der Zeit sich mit Besuchung der Merkwürdigkeiten des Domes zu beschäftigen. Sobald er sich etwas entfernte, siehe da, so geschah das Wunder.

Imo hilaris gliscit, consurgit, dissilit, ardet
Ocyor, extremæ est impatiensque tubæ.
Perimus an cernis capiti ut cruor obvius, ante
Frigidus & durus, servet & liquent?
Cante vel asperior, vel sit Adamantinus Aser
Sanguine quin duro sponte liquente liques?

So richtig die Wahrheit dieser Fließung ist, so ungegründet und falsch ist die Behauptung, daß es ein Wunder, und von der Annäherung des Hauptes dieses Märterers sey. Ja, Nicol. Falcone, Priester zu Napoli, hat, in seiner Lebensbeschreibung des h. Januarius, selbst sehr vernünftig von diesem vorgegebenen Wunder geurtheilt. Es ist in der That ein blosses Blendwerk, und zwar aus folgenden Gründen. Die in dem Glase befindliche Materie ist braunroth, und gleicht dem peruvianischen Balsam, welcher auch leicht flüssig gemacht werden kann. Das Blut gerinnt sogleich, als es kalt wird, mithin muß die Wärme den Fluß desselben erhalten. Nun steht an dem Tage, da das Wunder geschehen soll, dieses Blut zwischen einer Menge Lichter; das Glas, worin es, und zwar noch in einer kleinern Phiole (welche etwan eines Fingers lang ist,) eingeschlossen ist, wird den umstehenden und mit großer Begierde sich hinzu drängenden Personen zum Kusse an den Mund, und hernach an die Stirn, gehalten; bey solcher Gelegenheit bewegt der Priester dasselbe und stürzt es mehr als tausendmal um, daß der Boden oben und auf die Seite zu stehen kömmt. Die Wärme seiner Hände, der Qualm der Lichter, der Dunst, welcher aus der Menge des Volkes, in einer warmen Jahrszeit, und endlich der warme Athem, welcher aus dem Munde der Küssenden kömmt, nebst andern Umständen könnten auch eine andere vorher flüssig gewesene Materie schmelzen. (*) Es wäre billig, daß man den Ungläubi-

gen

(*) Addison merkt in seiner Reise nach Italien an, daß die heidnischen Priester einer neapolitanischen Stadt sich rühmten, durch

gen und Ketzern genugsame Freyheit vergönnete, die Umstände dieses Wunders genauer einzusehen, anstatt daß sie sich, wie andere, begnügen lassen müssen, daß der Priester, welcher das Blut dem heil. Todtenkopfe nähert, endlich ruft: il miracolo e fatto; (d. h. nun ist das Wunder geschehen!) da dann mit großen Freuden das Te Deum laudamus angestimmet wird.

Das in der Phiole enthaltene Blut ist vermuthlich eine Zusammensetzung eines gefärbten Salzes, welches wie geronnenes Blut aussieht. Wenn zu diesem ein flüssiges Salz von einer andern Art gegossen wird, so entsteht eine Aufwallung, welche in der Chemie etwas gewöhnliches ist. Um nun dieses, ohne daß es bemerket werde, zu dem festen Salze zu bringen, ist der Stöpsel des krystallenen Glases so künstlich eingerichtet, daß in demselben das flüssige Salz verborgen steckt, welches nach einer ganz unvermerkten Berührung, durch ein kleines Loch an der Seitenwand der Phiole herab rinnt, und den Erfolg bewirket. Wenn nun dieser Stöpsel, nach der zu erreichenden Absicht, kein flüssiges Salz enthält, so kann man die Ungnade, wie in dem ersten Falle die Gnade des h. Januarius sehen lassen. Die Verfertigung dieses Kunststückes ist kein Geheimniß mehr. Scheidekünstler können den Proceß auf mancherley Weise einrichten, weil sie gar wohl wissen, was für Salze in der Vermengung aufwallen.

Je

durch ein Wunder Weihrauch ohne Feuer flüssig zu machen, und glaubt, daß das Fließen des Blutes vielleicht als eine Nachahmung von jenem erfunden worden, um dem Pöbel einen blauen Dunst vorzumachen.

— — Dehinc, Gnatia lymphis
Iratis exstructa dedit risusque jocosque,
Dum flamma sine, thura liquescere limine sacro
Persuadere cupit. Credat Judaeus Apella;
Non ego.

HORAT. Sat. I. 5. v. 97.

Je schneller diese Gährung geschieht, um so leichter ist der Erfolg. Die Einrichtung des Gefäßes, und die Verbergung des zulaufenden Oehles, verursachen weit mehr Schwierigkeit.

Es hat wirklich verschiedene Scheidekünstler gegeben, welche dergleichen Kunst, das Blut flüssig zu machen, gewußt haben. Der berühmte **Neumann**, Hofapotheker in Berlin, hat, seit 1733, dieses Wunder den Protestanten mitgetheilt, und secularisirt. Man läßet nämlich in 3 Quent Terpenthinöhl, 1 Qu. Wallrath, bey gelinder Wärme, in einem Glase zerfließen, und schüttet etwas fein gestoßenen guten Alaun dazu, bis es von diesem Pulver eine blutrothe Farbe angenommen hat. Alsdann gießt man das Klare von der Solution in eine dünne Phiole ab, welche man wohl verstopfet. Die Masse gerinnt bey gelinder Kälte in eine rothe Substanz, welche einem geronnenen Blute ähnlich ist, und von einer gelinden Wärme, welche man anbringt, z. B. zwischen Lichtern, flüssig wird, ohne daß man eben nöthig hätte, die Lichter in einen Todtenkopf zu stecken.

Eine andere Art, das Blut des heil. Januarius nachzumachen. Man läßet 6 Loth abgekochtes Wasser von wilden Glockenrosen, und 1 Loth Fernambuckholz-Extract allmählich zu einer dünnen Masse einkochen. Hiezu thut man 1 Qu. Borax, 1½ Qu. Pottasche, und ½ Qu. Gummi Traganth, läßet alles in einer Kruke auf gelindem Feuer abrauchen, und bringt es hernach in ein Glas, welches mit einem ausgehöhlten Korkstöpsel versehen ist, in dessen Höhlung ein Schwamm eingepasset wird. Bey Anstellung des Versuches tröpfelt man Vitriolgeist auf den Schwamm, welcher sich, wenn er mit dem Finger gedrückt wird, ausleeret, und das Pulver zu einem flüssigen Blute macht.

Hr. **la Lande**, ein katholischer Schriftsteller, führt B. 6, Cap. 12, einen großen Gelehrten an, welcher dieses Wunder auf das genaueste nachgeahmt hat. Es ließ Derselbe einen Reliquienkasten von der Form des

neapolitanischen verfertigen, worein auch ein Paar Phiolen von eben der Gestalt gesetzt wurden. Sie waren mit einem Amalgama von Gold, Queckſilber und Zinnober, welches wie geronnenes Blut aussah, angefüllt. Dieses in Fluß zu bringen, war in den Seiten des Kastens eine verdeckte Röhre mit flüssigem Queckſilber angebracht, und diese mit einer Klappe, doch dergestalt vermacht, daß davon etwas bey dem Herumdrehen des Kastens in die Phiole dringen konnte, wodurch alsdann das Amalgama nach und nach fließend gemacht wurde. Indessen können die blinden und eifrigen Neapolitaner dagegen einwenden, daß **Simon** der Zauberer die Wunder des Apostels **Petrus**, und die Zauberer des **Pharao** auch die vom **Moses**, nachgemacht haben, und daß dem ungeachtet das Fließen des Blutes des h. **Januarius** ein wahres Wunder sey.

Der Kanzler Pfaff meldet, in seiner Erläuterung über das allgem. als auch deutsche protestant. Kirchenrecht, es habe ihm ein Proselyt, der Marchese *de Beninca*ſa, welcher vorher Chorherr bey dieser Kirche gewesen war, erzählt, daß, wenn das Wunder geschehen solle, die Chorherren den Altar umringten, und alsdenn werde in der Geschwindigkeit eine Flasche mit fließendem Blute, an statt des trocknen Blutes, untergeschoben.

Männer von Einsichten und Gelehrte in Napoli wissen, was von diesem Wunder zu halten sey, wenn sie gleich ihre Meinung aus Staatsklugheit nicht entdecken. Und was ist wahrscheinlicher, als daß die Sache auf einen bloßen Kunstgriff ankömmt, da dergleichen Fließen des Blutes in mehrern Kirchen Mode ist? Denn man giebt solches auch von dem Blute des heil. Johannes des Täufers, **Stephanus**, **Pantaleon**, **Vitus**, und der h. **Patricia** vor, und geschieht dergleichen Veränderung in denen Kirchen, wo diese Heiligthümer aufgehoben werden, und zwar gemeiniglich an den besondern Festtagen dieser Heili-

gen

gen. (*) Liegt nun der Grund des Fließens des Blutes des Januarius in der Annäherung seines Hauptes, welches noch dazu eine geflickte Nase (**)

 hat:

(*) Der Jesuit *Pietra Santa* handelt weitläuftig davon in seinem Buche Thaumasia, oder von den beständig fortdauernden Mirakeln der kathol. Kirche, womit er 3 Bände angefüllt hat.

(**) In der Capuciner-Kirche zu Puzzuolo ist die Haupt-Büste des h. Januarius, welche die fromme Matrone, die das Blut dieses Heiligen aufgefangen hat, verfertigen, und an dem dasigen Orte, wo er nähmlich enthauptet worden ist, aufsetzen lassen. Vor dem Eingange gedachter Kirche lieset man.

Divo Januario
Diocletiani scelere obtruncato
Ne quod sacri corporis sanguine maduerat
Solum, sine honore diutius maneret,
Neapolit. Civitas ære P. F.
MDLXXX.

Das in derselben befindliche, wohl gearbeitete Brustbild, welches den h. Januarius vorzustellen geglaubt wird, soll von einem heidnischen Künstler auf bloßes Bedeuten der Matrone, welche des Januarius Blut aufgefangen hat, verfertiget worden seyn. Nach diesem Busto, gleich als nach einem Original, richten sich alle Bildhauer und Mahler, welche diesen Heiligen abbilden wollen. Die Nase dieser Statue hat Gelegenheit zu einer erbaulichen Legende gegeben. Die saracenischen Seeräuber sollen nähmlich, bei einer ehemahligen Verwüstung dieser Gegend auch an gedachter Statüe zugleich ihre Ruchlosigkeit ausgeübet, und ihr die Nase abgeschlagen, selbige auch so gar mit zu Schiffe gefangen weggeführet haben. Ein entsetzlicher Sturm, welcher sie hierauf überfallen, habe ihr Gewissen so rege gemacht, daß sie sich entschlossen, solches abgebrochene Stück vor Angst in die See zu werfen. Die Bürger zu Napoli; wie sie den beklagenswerthen Verlust wahrgenommen, den man der Ehrlichkeit und den guten Nahmen ihres großen Patrones zugefüget, hätten sofort, zu dessen Wiederersetzung, die schönsten Nasen von verschiedenen der berühmtesten Bildhauer verfertigen lassen; allein, es habe keine einzige neu verfertigte Nase weder sich an das Bild schicken, noch daran fest sitzen wollen, ob man gleich allen möglichsten Fleiß und Sorge dabey angewandt hätte. Endlich hätten die Fischer bemerkt, daß sie ein Steinchen, welches sie öfters als unnütz wieder in die See geworfen, allezeit in ihren Netzen mit heraus brächten, daher sie Gelegenheit genommen, es für dasjenige, was es wirklich war, zu erkennen; wie es denn auch ohne die geringste Hülfe von Menschenhänden, so bald man es dem gestummelten Brustbilde des h. Ja-

hat: so liegt er bey den übrigen in den Festtagen, oder, wie beym Johannes, in der Lesung der Messe von seiner Enthauptung. Welche Thorheit!

Von

nuarius genähert, sich augenblicklich an den mangelhaften Ort zu begeben, und auf solche Art die vollkommene Nase, woran der Riß, wo die Absonderung ehemahls vorgegangen, nur ein wenig zu sehen ist, wieder hergestellet habe.

An eben dieser Statüe zeigt man unter dem einen Orte die Narbe und das Merkmahl einer Pestbeule, welche dieses marmorne Brustbild vor der im J. 1656 entstandenen großen Pest bekommen haben soll, um dadurch solche Landplage vorzubedeuten. Was solche Kostbarkeiten, welche von keiner Secte geringe geachtet werden, betrifft: so sieht man an dem Finge dieses Bildes einen Rubin von der Größe einer mittelmäßigen Muskatennuß, und etliche große Smaragden an einem Kreutze, welches auf der Brust hängt. Gegenüber befinden sich auf einem Steine etliche rothe Flecken, welche von dem Blute des h. Januarius herkommen sollen. Im J. 1697 ließ der Cardinal Giacomo Cantelmi den Hauptaltar mit einem schönen marmornen bas-relief, welches den Martyrertod des h. Januarius vorstellt, und durch den berühmten Bildhauer Vaccaro verfertiget worden ist, auszieren, wobey folgende Inskription zu lesen ist:

D. O. M.
Divo Januario
Supremo Regni Neapolitani Patrono
Hic loci ante XIV Secula
Sanguine
E cæsis cervicibus
In sacrum juxta lapidem
Guttis adhuc recentibus aspersum
effuso
Ampullisque vitreis Neapoli summa Religione
servato
Atque ad perenne Catholicæ fidei testimonium
Cum capiti concretus occurrit
Mira ebullitione liquescente
Una cum SS. Sociis
Martyrii lauream adepto
Jacobus Cardinalis Cantelmus
Archiepiscopus Neapolitanus
Anno Dom. M. DC. XCVII.

Von dem diesem Heiligen zu Ehren gestifteten Ritterorden, s. den folgenden Artikel.

Lettre concernant la relation du miracle de liquefaction du sang operé à l'imitation de celui, qui se pratique à Naples au sang-réfenda de St. Janvier, à Berl. ce 28 Janv. 1724, f. in *Miscel lan. Duisburgens.* To. II. Fasc. 1 Amst. & Duisb. 1734, 8. S 195, f.

S. auch *Biblioth. Germanique*, A. 1734 To. XXIX. à Amst. 1734. 8. S. 193, f.

Berlin. Realschulzeit. v. J. 1753, S. 991, f. und v. J. 1754, S. 572, f.

J. G. Keyslers Reisen ꝛc. 2 B. Hannov. 1776, gr. 4. S. 791, f. und 849, f.

Löhe) Die Lehre Gottes aus der Betracht. des Himmels und der Erde, 3 B. Nürnb. 1778. gr. 8. S. 337. fgg.

J. G. Wolkmanns Nachrichten von Italien, 3 B. Lpz. 1778, gr. 8. S. 122. fgg.

J. S. Halle Magie, Berl. 1783. gr. 3. S. 96. und 108.

De redivivo sanguine D. Januarii Episcopi & Martyris tripartitum opus, Auct. P. JO. DOMINICO PUTIGNANO. Pars prior, de sanguine ebulliente. Pars altera, de sanguine præsagiente. Neap. 1723. 1725. 4. 2. Voll. 456. S. f. *Memoir. de Trev.* Janv. 1726. S. 23—42.

Januarius-Orden. Der Ritterorden des heiligen Januarius zu Napoli, ist, diesem Heiligen zu Ehren, im J. 1738, d. 3. Jul. von **Don Carlos**, dem damahligen Könige beyder Sicilien gestiftet, und die Anzahl der Ritter ungefähr auf 60 gesetzt worden, die entweder aus königlichen, fürstlichen, oder markgräflichen und gräflichen Familien herstammen. Das Ordenskreuz ist ein goldenes, achtspitziges, weiß emaillirtes Kreuz, in dessen Mitte das Bildniß des heil. Januarius, als Patrones dieses Ordens, in bischöflichem Habit, zu sehen ist, in der linken Hand das aufgeschlagene Evangelienbuch, darauf eine Phiole oder Flasche mit dem, im vorhergehenden Artikel erwähnten, berühmten Blute dieses Märterers steht, haltend, mit der rechten aber den Bischofsstab umfasend. In jedem der vier innern Winkel des Kreuzes erblickt man eine goldene Lilie. Dieses Kreuz tragen die Ritter schief von der rechten Schulter nach der linken Hüfte zu, an einem handbreiten, gemäßerten leibfarbenen

Bande, zum Andenken des gewaltsamen Todes, welchen dieser Bischof hat ausstehen müssen (s. oben, S. 77.) Ueberdies tragen die Ritter dieses Ordens noch einen achtspitzigen, mit Strahlen gestickten silbernen Stern auf der linken Brust, dessen vier Mittelspitzen länger sind als die Eckspitzen. Auf diesem Stern ist ein viereckiges silbernes Kreuz mit einer goldenen Einfassung, darauf mit goldenen Buchstaben die Ordensdevise: IN SANGUINE FOEDUS zu lesen, und zwar so gesetzt ist, daß in dem Ende zur Rechten: IN SAN, oben GUI, zur Linken NE FOE, und unten DUS zu sehen ist; in den vier Winkeln des Kreuzes präsentiren sich vier mit Gold gestickte Lilien. Fig. 1634. Die Ceremonientracht oder der Ordenshabit der Ritter bey vorfallenden Solennitäten, ist ein purpurfarbener mohrener Mantel, welcher über und über mit goldenen Lilien gestickt, mit perlfarbenem Taffet gefüttert, auf Hermelinart mit schwarzen Flecken untermischt, und mit zwey langen über den Leib herunter gehenden Bändern oder Schnüren von Seide und Gold geziert ist. Der Hut ist von schwarzem Sammet, und mit einer weißen Feder versehen. Der Leibrock, die Weste und Beinkleider, bestehen aus Drap d'argent mit weißem Grunde. Auf dem Rocke sowohl, als auch auf der linken Seite des Mantels, ist der Ordensstern angeheftet. Der König ist allezeit Großmeister.

Janus, war ein alter König in Italien, welcher den **Saturn**, als dieser von seinem Sohne **Jupiter** aus dem Himmel verjagt war, freundlich aufgenommen, und dafür vom **Saturn** die Gabe erhalten hatte, in die Zukunft und in das Vergangene zu schauen; daher er zwey Gesichter gehabt haben soll. Nach seinem Tode wurde er unter die Zahl der Götter versetzt. Man bildet ihn ab, wie er in der einen Hand einen Stab führt, als Vorsteher der Landstraßen; und wie er

in der andern Hand einen Schlüssel hält, als Erfinder der Thüren und Schlösser; eben dieser Schlüssel schloß die Jahre auf und zu. Numa Pompilius, zweyter König in Rom, ließ dem Janus einen Tempel bauen, den man zu Kriegszeiten verschlossen hielt, in Friedenszeiten aber offen ließ. In einem Zeitlaufe von 700 Jahren war dieser Tempel nur zwey Mal verschlossen.

Das Janus-Fest, Fr. Januales, wurde zu Rom d. 1 Jan. mit Tanzen und andern öffentlichen Lustbarkeiten gefeyert. Die römischen Bürger erschienen an diesem Tage in ihren schönsten Feyerkleidern, und zogen in Procession, unter Vorantretung der Bürgermeister, in ihrem Ceremonienhabit, in das Capitolium, dem Jupiter zu opfern. Man machte einander Geschenke, wünschte einander recht viel Gutes, und nahm sich sehr in Acht, irgend ein Wort zu sagen, welches von unglücklicher Bedeutung seyn könnte. Zugleich opferte man auch dem Janus Feigen, Datteln und Honig, als ein Sinnbild der Fruchtbarkeit des bevorstehenden Jahres.

Janus-Fisch, oder Messerfisch, holl. Mesvisch, Ikan-Pisau des Valentyn, Amphisilen cauda recta *Schn.* Centriscus scutatus, dorso loricato lævi *Linn.* An diesem kleinen amboinischen Fische läuft sowohl die Schnauze, als auch der Schwanz, lang gestreckt und spitzig aus; den Rücken bedeckt ein knochiger Panzer, welcher sich hinten in einen Stachel endigt. Messer-Fisch heißt er, weil sein Körper wie ein bauchiges Messer gestaltet ist, woran man sich den Rüssel als die Spitze des Messers vorstellt. Die Nahrung scheint er bloß durch Saugen an sich zu ziehen, indem die Schnauze fast keine Kiefer hat. An dieser Schnauze hangen unten zwey, wie Gold glänzende, Häutchen herab, welche bis zum Bauche fortlaufen, wo sich ein bis zum Schwanze reichende Bauchflosse erhebt.

Japan, Japon, oder Japonien, L. Japonia, Fr. Japon. ein großes Reich, welches den östlichsten und äußersten Theil von Asien ausmacht, aus verschiedenen Inseln besteht, und Jedo zur Hauptstadt hat. Daher japanisch, japonesisch, zu Japan gehörig oder daher gebürtig. Ein Japaner, ein Japonese oder Japoneser, Fr. Japonois; eine Japanerinn, oder Japoneserinn, Fr. Japonoise.

Dieses Reich wird von den Europäern Japan oder Japon (nach deutscher Aussprache eigentlich Shapon) genannt, von seinen Einwohnern aber mit verschiedenen andern Namen und Characteren bezeichnet. Unter denselben ist in der gemeinen Sprache und Schrift der gebräuchlichste Nipon, welches sie nach ihrer Mundart, des Wohlklanges wegen, oft Nifon, die Nankinsche aber und andere Südsineser Sjippon aussprechen. Es heißt nach dem Buchstaben der Sonnen Feste; denn Ni heißt im Japanischen das Feuer, oder, in edlerer Bedeutung, die Sonne, und Pon eine Grundfeste.

Unter den andern Namen dieses Reiches, welche aber mehr in Schriften, als im Sprechen, gebraucht werden, sind folgende die vornehmsten: Tenka, d. i. das unterhimmlische (nämlich Reich,) als wenn kein anderes mehr existirte; Fino Motto, d. h. der Grund oder die Wurzel der Sonne; Awadsi Sima, d. i. eine erdene Schaumінsel; Akitsusima, oder, nach der gemeinen Aussprache, Akitsusima; Fontsjo, d. i. der echte Morgen; Jamatto, welches auch besonders eine gewisse Provinz dieser Länder bezeichnet; Asjiwara oder Asziwara Kokf; Nua oder Wa.

Man hat von diesem Lande zwar jederzeit so viel gewußt, daß es aus vielen Inseln bestehe, aber mit keiner Zuverlässigkeit zu bestimmen sich getrauet, ob es lauter wirkliche Inseln seyn, oder ob nicht einige von denselben mit der großen Tatarey, oder dem Lande Yedso und Amerika zusammen hangen, bis man endlich im J. 1740, durch die Bemerkungen und Landkar-

karten, welche die aus Rußland nach Kamtschatka geschickten Bemerker gemacht haben, die völlige Gewißheit erhalten hat, daß das japanische Reich aus lauter Inseln bestehe, welche von der großen Tatarey und dem Lande Yedso oder Jesso durch eine Meerenge abgesondert werden, welche die Meerenge von Sangaar genannt wird.

Lettre de Mr. *Delisle* à Mr. *Cassini*, sur la question que l'on peut faire, si le Japon est une isle, st. im *Journ. d. Scav.* du 31 Mai 1700, S. 403—414.

Die japanischen Inseln liegen zwischen dem 31 und 42sten Gr. nördlicher Breite, und zwischen dem 157 Gr. und 175 Gr. 30 Min. östlicher Länge. Ihre Richtung geht nach Nordost und Ostnord-ost, mit einer irregulären und beynahe durchgehends schmahlen und ungleichen Breite, von dem äußersten Ende der Provinz Fisen bis zu dem äußersten Ende der Provinz Oju. Die Länge beträgt in gerader Linie 200 deutsche Meilen, unter welcher Berechnung aber die weiter abgelegenen, dem japanischen Reiche unterworfenen Inseln oder Küsten nicht mit begriffen sind.

So wie das großbritannische Reich aus drey grossen Königreichen besteht, so hat auch das japanische Reich drey große Inseln, und ist von einem Meere umgeben, welches daher das japanische Meer, L. Mare Japonicum, Fr. Mer du Japon, genennet, und in das westliche und östliche eingetheilet, und wodurch es gegen Morgen von Californien und Neumexiko, gegen Abend von China und Corea, gegen Mittag von den philippinischen Inseln und von China, und gegen Mitternacht von der Insel Yedso getrennet wird. Die Küsten, Meerbusen und Häfen sind überall mit steilen Bergen umgeben, und das Wasser ist an vielen Orten seicht, oder mit Klippen und Strudeln angefüllt, so, daß die Annäherung großer Schiffe sehr gefährlich ist. Solcher Gestalt ist das japanische Reich durch die Natur selbst zu einer eigenen kleinen Welt von allen Län-

dern abgesondert, befestigt, und mit allen Bedürfnissen des Lebens so versorgt, daß es ganz für sich allein, ohne Hülfe anderer Nationen, bestehen kann.

Alle japanische Inseln zusammen genommen, führen den Titel eines Kaiserthumes, das aus verschiedenen Provinzen besteht, welche den Titel der Königreiche führen, und wiederum in andere Provinzen abgetheilt sind. Eigentlich besteht dieses Kaiserthum aus drey großen, von einander abgesonderten, und vielen kleinern Inseln. Die größte und vornehmste unter den drey großen Inseln, wovon das ganze Reich den Namen hat, heißt Nipon oder Nifon, liegt, der Länge nach, von Abend nach Morgen, und hat die Gestalt eines Kinnbackens, dessen Krümme nach Norden gewandt ist. Die zweyte Hauptinsel liegt der ersten südwestlich, und ist von derselben durch eine Klippen- und Inselnreiche Meerenge abgesondert. Sie heißt Kimo (Schimo,) von der Lage Sai kokf (Festland) oder von der Zahl ihrer 9 Provinzen Kjusju (d. i. Neunland,) oder Bungo von ihrer Hauptstadt. Sie hat 148 deutsche, oder 140 japanische Meilen Länge, und 40 bis 50 Breite. Die dritte ist von den beyden ersten gleichsam umgeben, hat beynahe eine viereckige Figur, besteht aus 4 Fürstenthümern oder Provinzen, und hat daher den Namen Xicoko, Xicocoff oder Sikokf, d. i. Vierland. Diese drey große Inseln sind mit beynahe unzählbaren, um und zwischen ihnen liegenden, theils frucht- theils unfruchtbaren, Inseln umgeben, die auch von großen und kleinen Regenten bewohnt und beherrscht werden. Alle diese Lande sind im J. 590 nach Christi Geburt von dem Erbkaiser Sjusjun in 7 große Landschaften, Hauptwege oder Districte, im J. 681 aber vom Kaiser Ten Mu noch in 66 Provinzen eingetheilt worden, über deren jede ein Fürst oder Statthalter gesetzt wurde. Zu diesen kamen im vorigen Jahrhunderte noch 2 Provinzen,

Iki,

Iki, sonst Josju, und Tsusima, sonst Taisju, welche man in dem Kriege wider die Einwohner von Corea erobert hatte, daß also nun das ganze Reich aus 68 großen Herrschaften oder Provinzen zusammen gesetzt war. Die erste Eintheilungen und Namen sind zwar noch bis jetzt beybehalten, aber die abwechselnden Begebenheiten der folgenden Zeiten haben diese Lande in 604 kleine Landschaften oder Districte zerrissen.

Auf gedachten 3 Hauptinseln findet man ungefähr 13000, meistens sehr volkreiche, aber offene Städte, deren Straßen in geraden Linien fortlaufen, und einander in rechten Winkeln durchkreuzen. Diese Straßen sind nicht gepflastert, doch haben sie meistens an den Häusern einen bequemen Weg für die Fußgänger. Sie enthalten nicht über 60, und selten weniger als 30, Häuser, und haben an jedem Ende ein hölzernes Thor, welches des Nachts geschlossen wird. Jede Straße hat an einem mit Geländern versehenen Orte alle zur Rettung bey Feuersbrünsten erforderliche Werkzeuge und einen eigenen verschlossenen Brunnen, Die Anzahl der Flecken und Dörfer ist sehr groß; besonders füllen sie auf der Insel Nifon beynahe den ganzen Raum von einer Stadt zur andern.

Die zwey vornehmsten Städte in der Insel Nifon, und zugleich im ganzen Reiche, sind Meaco, oder Miaco, wo der Dairo, oder geistliche Fürst seine Residenz hat, und Jedo, Jeddo, Jedum, Jendo, Yedo, Yeddo, oder Yendo, wo der Kubo, oder weltliche Fürst seinen Aufenthalt hat.

Zu den benannten Provinzen kommen noch einige entlegene Länder, welche zwar nicht eigentlich zu dem japanischen Reiche gehören, aber doch unter des Kaisers Schutze, und einer gewissen Oberherrschaft stehen. Diese sind: 1. die Inseln Kjuku, oder Liquejo, zwischen Japan und der Insel Formosa, deren Einwohner sich Unterthanen des Fürsten von Satzuma,

als ihres ehemahligen Ueberwinders, nicht aber des Kaisers von Japan, nennen. 2. Tsjosin, oder dritter und äußerster Theil der Halbinsel Corea, und im Namen des Kaisers von dem Fürsten von Iki und Tsusima regiert wird. 3. Ein Theil von Kamtschatka, oder, wie es die Japaneser nennen, Jedso, Jeso oder Jesso, dessen Gouvernement der Kaiser dem Fürsten von Matsumai, welcher seine eigene Staaten in der großen Provinz Osju besizt, anvertrauet hat.

Endlich giebt es noch zwey Inseln, welche von Osju ost- und nordostwärts ungefähr 150 (*) deutsche Meilen entfernt sind, aber doch, wie die Japaner behaupten, zu ihrem Reiche gehören. Sie haben sehr schöne Namen. Die kleinste, nördlichste, und also entfernteste, heist Ginsima, d. i. Silberinsel; die nähere und größere, Kinsima, d. i. Goldinsel. Die Beschaffenheit und Lage dieser Inseln sind vor den Ausländern sehr geheim gehalten, und dies um desto mehr, weil die viel versprechenden Namen schon lange die Lust einer genauren Bekanntschaft bey den Europäern erzeugt haben. Der König von Spanien ließ sie schon 1620 durch einen erfahrnen Schiffer aufsuchen, welcher sie aber, weil ihm die Lage nicht genau bekannt war, nicht finden konnte. Der spanische Monarch behauptete, daß diese Inseln ihm gehörten, weil sie in der, ihm von dem Pabste zuerkannten, westlichen Hemisphäre lägen. Auch von Batavia aus hat man dieselben 1639 mit einem Schiffe, und 1643 mit zwey Schiffen gesucht; den beyden letztern war dabey auch die Entdeckung der amerikanischen und tatarischen Küsten aufgetragen. Sie fanden aber nicht nur die Inseln nicht, sondern, als der Schiffer der Jacht Brecken

in

(*) Nach Kämpfer 150, nach Jägers geographisch-historisch-kaufmännischen Zeitungs-Lexicon, Th. 1. Nürnb. 1782, gr. 8. S. 736, 250 Meilen. Bey Lezterm ist es vermuthlich ein Druckfehler.

in einem Hafen unter 40 Gr. N. Br. mit einigen Personen an Land gieng, wurden sie sogleich zu Gefangenen gemacht, gebunden nach Jedo geführt, und so hart behandelt, als wenn sie das ganze Reich hätten verrathen wollen.

Im J. 1675 entdeckten die Japaner eine große Insel, durch eine von ihrer Insel Fatsisio mit Sturm dahin verschlagene Barke. Man vermuthet, daß sie 300 Meilen ostwärts von Fatsisio entfernt sey. Man hat auf derselben keine Menschen, aber einen guten Boden, Bäche, fruchtbare Bäume, und unter denselben auch den Baum Arrak, (wie die mitgebrachten Früchte bewiesen,) angetroffen; man kann aber hieraus schließen, daß diese Insel südlicher liegen müsse, als man angab, weil diese Bäume nur in heißen Ländern wachsen. Die Ufer lieferten eine unglaubliche Menge Fische, auch Krebse, 2 bis 4 Klafter lang. Man gab dieser Insel den Namen Bunesima, und legte ihr, weil sie unbewohnt ist, den Character einer Insel ohne Menschen bey.

Fatsisio, oder Fatsisiogasima (d. i. die Insel von 80 Klafter hoch,) ist eine weit in Süden entlegene japanische Insel. Sie gleicht unter gleichem Meridian mit Jedo, etwa 80 Wassermeilen vom festen Lande, mit dem sie durch viele auf einander folgende kleine Inseln gewisser Maßen verbunden ist. Sie ist die vornehmste Insel, auf welche die in kaiserliche Ungnade gefallenen Großen des Reiches verwiesen, und über dem jähen, klippigen Ufer, dessen Höhe der ganzen Insel den Namen giebt, gefangen gehalten werden. Sie müssen hier ihre Kost mit Weben verdienen, und diese müßige und witzige Köpfe verfertigen hier die schönsten seidenen Zeuge des ganzen Reiches, von denen einige ihnen von andern nicht können und dürfen nachgemachet, auch nicht an einen Fremden verkaufet und außer Landes geführet werden. So oft man in

diese Insel Proviant oder neue Gefangene bringt, muß das ganze Fahrzeug vermittelst eines Krahnes hinauf gewunden und eben so wieder herab gelassen werden. Da die Insel gar keinen andern Zugang hat, ist sie also von der Natur hinlänglich bewahrt und befestigt.

Japan ist, nach China, das älteste Reich, welches vorhanden ist. Sieht man, wenn man den Ursprung einer Nation bestimmen will, auf die Sprache der Nation, und deren Eigenthümliches, wie auf das sicherste und untrieglichste Mittel dieses Zweckes, so muß man von den Japanern nothwendig behaupten, daß sie eine selbstständige originale Nation sind. Denn wenn man die japanische Sprache durch alle ihre Worte und Eigenschaften aufs strengste untersucht, so findet man sie von aller Vermengung und Vermischung mit andern Sprachen ihrer Nachbarn, woraus man die Verwandschaft und den Ursprung der Nation muthmaßen könnte, ganz rein und frey. Ohne Zweifel ist also wohl die japanische Nation unmittelbar von den babylonischen Völkern nach diesen Inseln ausgezogen; und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich unter Weges bey andern Völkern nicht lange aufgehalten, oder wenigstens mit denselben sich nicht vermischt hat, weil sie sonst ihre selbstständige Sprache nicht ohne den Zusatz fremder Wörter würde haben erhalten können. Durch allmählichen Zusatz aus fremden Landen und die zufällige Ueberkunft vieler Ausländer, gediehen die Japaner nach und nach zu einem großen Volke, und lebten viele Jahrhunderte hindurch unter polyarchischer Regierung, bis sie endlich einen allgemeinen König, nämlich den Dessin Mu Ten Oo über sich erwählten.

Die Japaner selbst behaupten, nach ihrer fabelhaften Meinung, daß sie aus dem Geschlechte der Menschgötter von

Isanagi

Isanagi und Isanami, (*) welche anfänglich in der Provinz Ise wohnten, abstammeten, und aus der ersten Bewegung des Chaos durch göttliche Kraft entsprungen wären.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die japanische Regierungsform sich stets zur unumschränkten Herrschaft neigte; einer Herrschaft, welche nicht so tyrannisch, als diejenige der Fürsten des otschmanischen Stammes, und unbegränzter, als die gewöhnliche und sehr ausgedehnte Gewalt der Monarchen war. Diejenigen, die einen verschmitzten Arzt, welcher durch einen Zufall von China auf diese berühmte Inseln verschlagen wurde, zum ersten Könige von Japan machen; und diejenigen, die einen unmittelbaren Abkömmling des Noah, welcher vorher in der Tatarey gewohnt haben soll, auf den japanischen Thron setzen, kommen alle darin überein, daß dieser Monarch eine unumschränkte Herrschaft führte. Die Japaner selbst bekräftigen die Wahrscheinlichkeit dieser Muthmaßung durch alle ihre Erzählungen von ihren ersten Dynastien. Man weiß, daß die asiatischen Völker den Despotismus lieben; man möchte sagen, daß die Sclaverey eine natürliche Disposition ihrer Seele sey, und daß sie ohne den geringsten Begriff jener herrlichen Unabhängigkeit, die wir als ein unterscheidendes Kennzeichen der Menschheit ansehen, geboren werden. Die Japaner, welche nur die unumschränkte Gewalt kennen,

(*) Sie haben zwey verschiedene Genealogien Gottheiten. Die erste ist ein Geschlecht himmlischer Geister und ganz unbefleischter Götter, welche eine unbegreiflich und unbestimmt lange Zeit die Welt, d. i. Japan, regiert haben. Die andere Genealogie aber besteht aus einer Reihe irrdischer Geister oder Menschgötter, welche gleichfalls die japanische Welt sehr lange, aber bestimmte Zeit regiert haben, und von denen der letzte Isanagi no Mikotto heißt, und seine Gemahlinn Isanami no Mikotto. Von den Menschgöttern, sagen sie, stammte das Menschengeschlecht ab.

nen, verstehen nichts von den Wörtern Aristokratie und Demokratie. Sie haben nicht einmal eine günstige Meinung von denen Völkern, die einem Herren, den sie selbst erwählt haben, oder Mehreren ihrer Mitbürger, denen sie nach freyem Willen die höchste Gewalt anvertrauen und nehmen, gehorchen. So groß ist die Macht des Nationalvorurtheiles!

Wenn man in den entferntesten Jahrhunderten stets Kaiser in Japan gesehen hat, so mußte man auch Unruhen, Aufruhr und alle Plagen, welche die Anarchie, diese unvermeidliche Folge des Mißbrauches der unumschränkten Gewalt, mit sich bringt, gewahr werden. Die Geschichtschreiber dieses Winkels der Erde berichten uns, daß jede Provinz ihren König hatte, daß aber alle diese Könige einen unter ihnen als Kaiser erkannten, dem sie eine desto freyere Huldigung leisteten, je leichter sie ihn dahin zu bringen vermochten, ihrer Macht oder ihren vereinten Wünschen nachzugeben. Es hatte mit seiner Obergewalt wenig zu bedeuten. Dieser so sehr geehrte und so wenig gefürchtete Kaiser von Japan aber brachte seine stolze und zu mächtige Vasallen unter das Joch; er brachte es so gar dahin, die weltliche Herrschaft durch die geistliche Gewalt zu unterstützen, und vereinigte Priester und König in Einer Person. Auf diese Art beherrschte er mit seinem zweyfachen Schwerte Gewissen und Körper. Dennoch stürzte eine sonderbare Revolution diesen Coloß über den Haufen. Man sieht mit einmal die geistliche Gewalt von der weltlichen sich trennen, einen Feldherren sich dieser bemächtigen, und die andere mit dem Rauchfasse großmüthig dem Dairo (dieses ist der Nahme des geistlichen Kaisers von Japan,) überlassen. Dieser Officier, genannt Kuvo, ein dem weltlichen Kaiser beygelegter Name, erklärte sich dreist für den Gesetzgeber des Volkes, welches er regieren wollte. Sogleich wurden alle Sachen vor seinen

nen Richterstuhl gebracht, wo er den Gütern und der Freyheit der Japaner Fesseln anlegte. Er erlaubte, daß man dem Dairo geistliche Ehrenbezeugungen machte, daß man ihn als ein unfehlbares Orakel in Religionssachen und für den unmittelbaren Oberherren der Diener der Altäre ansehe, aber durch weise Anordnung hielt er den Religionseifer in Zügel. Er konnte die Krone, welche er sich selbst aufgesetzt hatte, nicht befestigen, als wenn er den Dairo völlig abhängig machte. Man wußte in Japan, wie an andern Orten, daß der Vorwand der Religion schwache und nachgebende Fürsten oft der Gefahr ausgesetzt habe, einen Thron zu verlassen, den ihnen das Recht der Geburt gab, oder den sie mit dem Degen in der Faust an sich brachten. Dieses bewog ihn, dem die Hände zu biethen, dessen Füße er küßte. Man denke nicht, daß der Kubo keine Verschwörungen zu zerstreuen, keinen Aufruhr zu bestrafen hatte; aber sie entstanden nie in der Absicht, den Dairo auf den Thron zu setzen, von dem er gestürzt war. Die Japaner ehren ihn als einen Halbgott, aber sie sind überzeugt, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist. Sie hägen eine standhafte Treue gegen den Kubo; und können sie sein tyrannisches Joch nicht ertragen, so suchen sie nie Hülfe bey dem Dairo, sondern wählen sich einen andern Kubo. Die Gewalt, welche derselbe hat, ist nicht gänzlich uneingeschränkt, ob sie gleich sehr ausgebreitet ist. Es sind Gesetze vorhanden, ehrwürdige Gränzen, welche die Kubo's nie überschritten haben, ohne die strafbare Verwegenheit mit ihrem Leben oder mit ihrem Throne zu büßen. Man muß es zum Ruhme der japanischen Monarchen gestehen, daß, seitdem das weltliche Regiment für sich besteht, man wenige Kaiser gefunden hat, welche ihre Unterthanen zu unterdrücken gesucht hätten. Diese Mäßigung ist sowohl die Wirkung der

Weisheit der Gesetze, als der Vortrefflichkeit des Nationalcharacters.

Es giebt nur wenige Gesetze in Japan; daher ist die Polizey desto schärfer. Der Kubo theilt nach Belieben die großen Würden aus, und die von seiner Hand eingesetzten Statthalter legen ihm Rechenschaft von ihrer Verwaltung ab. Das geringste Versehen wird, so bald es bekannt ist, strenge bestraft. Diese Statthalter haben wieder andere Männer unter sich, die dem Volke Recht sprechen; aber sie urtheilen und entscheiden nie als letzte Richter. Der geringste Unterthan kann gerade an den Monarchen appelliren. Man weiß von den vielen Tribunalen, welche eben so viele verschlingende Abgründe sind, nichts. Der Japaner, welcher die Entscheidung seines Rechtshandels dem Kubo überläßt, findet die leichtesten Mittel, die Gerechtigkeit seiner Sache darzuthun. Dennoch ist es selten, daß die Japaner in gewöhnlichen Händeln das Urtheil der Unterrichter verwerfen. Derjenige, der seinen Proceß verliert, erkennt sein Unrecht, und unterhält eine zu günstige Meinung von seinen Richtern, als daß er sie für blind oder ungerecht halten sollte. Da überdies die Gerechtigkeit hier nicht feil ist, so ist die Chicane nicht im Gange. Die Statthalter können versetzt werden; selten sterben sie auf ihrem Platze. Jedes Jahr, und zuweilen noch öfter, gehen sie nach Jedo, der Residenz des Kaisers, und während ihrer Amtsverwaltung behält der Kubo ihre Weiber und Kinder als Geißel ihrer Treue zurück. Ihre bestimmte Einkünfte sind mäßig, die Accidenzien aber machen dieselben ansehnlich. Sie können während ihrer Verwaltung nichts an sich bringen, noch Schulden über ihre jährliche Einkünfte machen. Wer eine einzige Vorschrift übertritt, wird aller Güter beraubet, und seine Reichthümer verschlingt der kaiserliche Schatz. So bald die ersten Minister seinen Reichthum gewahr

werden.

werden, geben sie dem Kaiser Nachricht davon, welcher, ohne weitere Formalität, die Hälfte des Gewinnes fordert. Die Entschädigungen folgen der Untersuchung der von dem Volke gegen die Statthalter eingegebenen Klagen, wenn sie gegründet befunden werden, auf dem Fuße nach. Sind sie hingegen ungegründet, so werden die Reichsten zu großen Contributionen verurtheilet, und die weniger begüterten mit außerordentlichen Abgaben auf eine gewisse Zeit beschweret, welche aber der Hof nie unter irgend einem Vorwande fortwähren läßt.

Verbrechen werden in Japan auf eine harte Art bestraft. Selten bleibt der Schuldige ungestraft, und sein Verbrechen zieht das Verderben seiner Familie, so zahlreich sie auch seyn mag, nach sich. Uebrigens beschwert der Despotismus, welcher durch die Gesetze von Japan selbst errichtet zu seyn scheint, die Unterthanen nicht; sie haben leichte Abgaben, welche weder grausam noch drückend eingehoben werden. Die Regierung wacht darüber, daß Ruhe und Ordnung in allen Classen der Bürger herrschen. Sie kennt die Kunst, dem frechen Murren zuvor zu kommen, welches, wenn es geringe geschätzt oder zu lange geduldet wird, in offenbaren Aufruhr ausartet. Die Vertheilung der Aemter ist in Japan unzählbar, weil man überzeugt ist, daß, je mehr die durch ihre Aemter mächtigen Männer an Anzahl vermehret werden, desto weniger ein Aufruhr zu befürchten ist.

Macht und Reichthümer des Kaisers und des Reiches. Wenn man von der Macht eines Reiches nach den zahlreichen und geübten Heeren, die es unterhält, oder die es bey jeder Gelegenheit durch die natürliche Stärke seiner Lage, durch eine Menge innerer Hülfsmittel, und mit gänzlicher Unabhängigkeit von aller fremden Hülfe, aufbringen kann, urtheilt: so

muß man gestehen, daß Japan der mächtigste Staat des Erdbodens ist. In Friedenszeiten besteht das Heer aus 100000 Mann zu Fuße, und 20000 zu Pferde, zur Zeit des Krieges aber wird die Infanterie auf 368000, die Cavallerie aber auf 38000 Mann vermehrt, und der Kaiser kann auf das erste Signal 400000 Mann unter seine Fahnen versammeln; Leute, die von der Wiege an Soldaten waren, und die durch Gefahr und Tod nicht geschrecket werden. So bald der Befehl vom Throne ergangen ist, eilen die Truppen zu ihren Sammelplätzen. Die Großen des Landes sind verbunden, so viele bewaffnete Leute zu stellen, als ihre Reichthümer ihnen erlauben, und sie machen sich eine Pflicht und ein Verdienst daraus, die Befehle des Monarchen ohne Aufschub zu vollziehen.

Die Gränzen Japans bieten feindlichen Einfällen Trotz. Das Meer, welches diese berühmte Inseln umgiebt, dient zu einem Bollwerke, welches dem verwegensten Muthe unübersteiglich ist. Es ist, erwähntermaßen, voller Klippen, wird stets durch unbeständige und wüthende Winde in Bewegung gesetzt, und reicht den Feinden ein sicheres Grab dar. Die Meerbusen und Häfen von Japan würden die europäischen Schiffe, wenn sie auch ohne Gefahr so weit gelangen könnten, nicht sichern. Die geringe Tiefe des Meeres ist ein Hinderniß, welches die der Schifffahrt so sehr kundigen Holländer nur durch die wachsamste Vorsicht aus dem Wege räumen. Gesetzt, man könnte Schiffe bauen, welche diesem Seestriche angemessen wären, so sind doch die Winde so ungewiß, und die unter dem Wasser verborgenen Felsenspitzen so gehäuft, daß eine zahlreiche Flotte beständig Gefahr liefe zu scheitern. Ueberdieß sind die Japaner thätig und vorsichtig. Die getrennten Inseln, welche die größern umgeben, sind mit Castellen und Schildwachen versehen.

hen. Stets hat man vergeblich die Eroberung von Japan versucht. Die Chineser wagen sich nicht mehr an eine Beute, welche ihnen mehr als einmal entgangen ist.

Die Hülfsquellen der Japaner sind unzählich. Sie sind sich selbst, in Ansehung der Lebensbedürfnisse, hinreichend. Um sich zu vertheidigen, dürfen sie nur der Natur zu Hülfe kommen, welche sie vor allem Ueberfall in Sicherheit gesetzt hat. Die genaue Wache, welche man auf den vier Inseln, die hinter Tissima und Jko liegen, hält, scheint so gar unnöthig; denn derjenige, der sich ihrer bemächtigt hätte, würde Gefahr laufen, aus Mangel an Lebensmitteln umzukommen. Uebrigens würde die Eroberung einer dieser Inseln mehr Menschen kosten, und größere Unkosten verursachen, als der verderblichste Krieg.

Die Reichthümer eines Staates kündigen sich durch ein Ansehen von Wohlhabenheit an, welches durch alle Stände verbreitet ist. Diese Reichthümer sind aber nur in so weit wahrhaftig schätzbar, als sie aus dem Lande selbst, welches sie verschönern, als aus einer Quelle entspringen. Nun aber findet sich alles in Japan, was zur Nothdurft und zum glänzendsten Luxus erfordert wird. Es könnte von seinem Ueberflusse ganze Nationen bereichern. Ehe wir aber die verschiedenen Zweige der Landesreichthümer, welche den Japaner vor Mangel in Sicherheit setzen, näher betrachten, wollen wir einen Blick auf die Einkünfte des Kaisers werfen.

Seit der Trennung der beyden Zepter, sind die Krongüter der Würde des Kubo heimgefallen, welcher heutiges Tages der einzige weltliche Kaiser ist. Der Dairo hat bestimmte Einkünfte, deren gröster Theil in Accidenzien besteht. Die ersten Domänen des Kaisers bestanden in dem unmittelbaren Besitze der Provinzen Gamatsuro, Jamatto, Kawatsii, Isumi

und Sitzu, davon Meaco die Hauptstadt ist. Seit der letzten Revolution sind noch sieben andere Provinzen hinzu gekommen, wodurch die Einkünfte um so viel ansehnlicher geworden sind. Kämpfer läßt sie bis auf 407 Millionen holländ. Gulden steigen. Die Reichthümer des Kubo-Sama aber sind nicht auf die jährlichen Einkünfte der kaiserlichen Domänen eingeschränkt; die Bergwerke und der Handel vermehren sie erstaunlich. Die Steuern und Auflagen, ob sie gleich sehr mäßig sind, überhäufen gleichfalls den kaiserlichen Schatz mit Einkünften, weil Japan ausserordentlich bevölkert ist. Alle Auflagen fallen nur auf die Grundeigenthümer und Bewohner der Städte, wo die Häuser nach Maßgabe des Bodens, den sie einnehmen, d. h. so und so viel nach der Quadratelle, bezahlen. Die gebaueten Felder sind einer Steuer unterworfen, welche in natura entrichtet wird, und den achten Theil der Producte ausmacht. Man bezahlt von den Wäldern einen Grundzins, gewöhnlich 3 pro Cent. Man weiß von keiner Kopfsteuer auf dem Lande, sondern nur in den Städten, wo sie doch nur alle 8 Jahre von den Grundeigenthümern entrichtet wird. Diese Kopfsteuer beträgt ungefähr 3 holl. Gulden.

Der Hofstaat des Kaisers von Japan ist sehr ansehnlich, die Kosten seiner Hofhaltung sind unermeßlich, und hiezu kommen noch die öffentlichen Ausgaben, welche er zu bestreiten hat. Dem ungeachtet verzehrt er, nach der einstimmigen Versicherung aller Geschichtschreiber, in jedem Jahre nur drey Monate seiner Einkünfte. In andern Ländern glauben die Fürsten gute Haushälter zu seyn, wenn sie nur zwey Jahre voraus verzehrt haben. Man weiß in Japan nicht, was Nationalschulden für ein Ding seyn.

Man erwäge die unermeßliche Bevölkerung dieses Landes, so wird man zugestehen, daß die Kopfsteuer und die Abgaben

Abgaben von den Häusern erstaunliche Summen eintragen müssen. Die Städte sind auf einander gehäuft. Auf der einzigen Insel Ximo rechnet man mehr als 115 Städte, davon die geringsten über 1000 Häuser enthalten. Man weiß, daß die Asiater ein Drittel weniger Raum zur Wohnung brauchen, als die Europäer. Jedo, die Hauptstadt von Japan, enthält 730000 Häuser; Osaku, 180000, Awasi, 45000, Sakai, 50000, u. s. w. Wenn der zehnte, der zwanzigste Pfennig, verhältnißmäßige Steuern, die Mark Goldes, die Auflagen auf die Betriebsamkeit, auf das Kaufen und Verkaufen, und andere Auflagen, welche in andern Ländern, wie z. B. in Frankreich, gehoben werden, in Japan eingeführt wären, so würde der Kubo mehr als 8000 Millionen reich seyn.

Japan rühmt sich eines gesunden Klima; die Luft aber ist sehr ungestüm, durchgehends kalt, und des Winters mit vielem Schnee beladen, allein doch in den Hundstagen unerträglich heiß. Der Himmel ist das ganze Jahr hindurch mildreich in Bewässerung des Landes, besonders in den Monaten Jun. und Julius, welche bey ihnen deswegen Satsuki, d. i. Wassermonate, genannt werden. Auch Donnerwetter hört man hier nicht selten.

In der umgränzenden stürmischen, mit vielen Klippen über und unter dem Wasser besetzten, See sind zwey gefährliche Strudel: der Faisaki, den man nur zwischen Ebbe und Fluth vermeiden kann, und der Narroto bey der Provinz Awa, welcher aber, weil man sein fürchterliches Geräusch von fern hört, leicht vermieden werden kann. Auch Wasserhosen sieht man bisweilen sich aus der See erheben, und über das Land wegstreichen. Man malt sie wie einen Drachen mit einem Wasserschwanze ab, und glaubt, daß es ein Wasserdrache sey, welcher mit gewaltsamen Drehungen in der Luft fahre, und nennt des-

wegen diese Wirbelwinde Tats Maki, d. i. Drachenwirbel.

Der japanische Boden ist mehrentheils uneben, mager, felsig und bergig, aber durch den unverdrossenen Fleiß der Einwohner doch fruchtbar gemacht; doch nicht so sehr, daß er seinen Bewohnern ohne Beyhülfe desjenigen, was die See an Fischen, Muscheln, und mancherley Seekräutern, hergiebt, Nahrung geben könnte; wozu noch außerdem die nicht urbaren Berge und steinigen Gründe beytragen müssen, durch Wurzeln und wilde Kräuter, welche aus Dürftigkeit ihre Vorfahren zu bereiten und genießbar zu machen gelernt haben.

Das Land ist mit vielen süßen wasserreichen Strömen versehen, deren viele, wegen der hohen Gebirge, von welchen sie herab stürzen, und der oftmahligen Plazregen, so schnell fließen, daß man nicht wohl herüber kommen kann. Die vornehmsten sind folgende. 1. Der gefährliche Ujinjava oder Ujinfluß. Er ist ohne Brücke, eine gute halbe Viertelmeile breit, und muß durchgewatet werden. Er hat auf seinem Grunde große Triebsteine, und fällt mit einer großen Macht Wassers wie ein Pfeil herab. Ohne kundige dazu bestellte Führer, deren fünf bey knietiefem Wasser ein Pferd durchführen müssen, kann man nicht hindurch reiten. Wenn diese Führer Jemand verloren gehen lassen, kostet es ihr Leben. 2. Der Omoifluß; er ist deswegen berühmt, weil er, nach dem Zeugnisse der japanischen Chroniken, im J. 285 vor C. G., in der Provinz, wovon er seinen Namen führt, auf einmal und in einer Nacht entstanden ist. 3. Der Askagawa, welcher deswegen für merkwürdig gehalten wird, weil er die Tiefe seines Grundes stets verändert.

Der

Der japanische Boden wird oft von Erdbeben erschüttert; aus Gewohnheit aber achtet man es so wenig, wie bey uns ein Donnerwetter. Das gemeine Volk sagt: es krieche wieder ein Wallfisch unter dem Lande her, und habe nichts zu bedeuten. Nicht selten aber ist die Erschütterung so heftig und anhaltend, daß davon die Gebäude, zum großen Ruin der Städte und mit Verlust von vielen tausend Menschen, über einander fallen, an deren Statt fürchterliche Klüfte, oder breite mit schwefeliger Materie angefüllte Sümpfe entstehen.

Der Reichthum des japanischen Bodens, worin er alle bekannte Länder in der Welt übertrifft, besteht in vielerley Mineralien, besonders in den vornehmsten Metallen: Gold, Silber und Kupfer.

Schwefel, die Mutter der Metalle, zeigt sich an vielen Orten, durch rauchende, theils flammende Berge, Thäler, warme Bäder, und wird auch selbst in Substanz gefunden. Den meisten Schwefel liefert die Insel Iwogasima (Schwefelinsel,) im Lande Satzuma, wie auch das Land Simabra; allein aus Ehrfurcht, den daselbst herrschenden Geist nicht zu erzürnen, wird an dem letztern Orte kein Schwefel gesammelt.

Gold liefern die Berge und Thäler verschiedener Landschaften. Es wird solches theils aus seinem eigenen Erze, theils aus gewissem Sande, und auch nicht weniges, aus dem Kupfer geschieden und heraus gebracht. Ohne Befehl und Erlaubniß des Kaisers dürfen die Gold- und alle andere Minen im Reiche nicht geöffnet und bearbeitet werden. Zwey Theile des Ertrages bekömmt der Kaiser, und den dritten Theil der Landesherr, als Besitzer des Grundes. Das reichste Erz und feinste Gold liefert die nördliche Provinzialinsel Sador. Man findet daselbst Adern,

aus welchen ein Catti Erz 1 bis 2 Tail Gold enthält; doch sollen, seit einigen Jahren, die Adern, sowohl hier als auch in andern Bergwerken, nicht sehr einträglich gewesen seyn, und es soll dieses zu der scharfen Aufsicht und strengen Einrichtung des ausländischen Handels mit den Holländern und Chinesern die vornehmste Ursache gegeben haben. Man findet hier auch einen goldreichen Bergsand, welchen der Landesfürst gar wohl zu nutzen weiß, ohne dem kaiserl. Hofe Nachricht und Antheil davon zu geben. Surunga hat jederzeit das meiste Golderz geliefert, und es wird auch daselbst von dem Kupfer geschieden. Satzuma hat unter andern eine Mine, von dessen Erze ein Catti 4 bis 5 Tail Gold geben soll. Es ist aber verbothen, hier zu brechen, weil man befürchtet, es möchte dessen nicht viel seyn, und es auf folgende Zeiten aufhebt. Domura hatte an dem Seebusen zu Okus einen überhangenden Berg, welcher vor einigen Jahren einfiel, und in die See stürzte. Man fand hierauf so reichen Goldsand und Erz, welches die Hälfte reines Goldes enthielt, aber durch Taucher aus der Tiefe herauf geholt werden mußte. Diese Aernde währte aber nur wenig Jahre; denn bald nachher trug es sich zu, daß durch die Macht der Wellen, welche aus der offenen ungestümen See herdrangen, dieser goldene Boden fadenhoch mit Moder überschwemmet, und der unschätzbare Reichthum verschlungen wurde. Arme Leute sammeln daselbst noch heutiges Tages am Ufer Sand, und erhalten durch langes Spühlen einiges Gold, wiewohl so wenig, daß sie sich davon nicht ernähren können. In Tsikunzo, bey dem Dorfe Fossino, befindet sich eine Goldgrube, zwar voller Wasser doch hoch und so gelegen, daß man den Fels an der niedern Seite durchbohren, und von seinem Wasser befreyen kann; als man dieses zu bewerkstelligen versuchte, entstand plötzlich ein erschreckliches Ungewitter,

welches

welches die Arbeiter nöthigte, von ihrem Vorhaben abzustehen, und alle Menschen bewog, zu glauben, daß der Cami oder Gott dieses Bodens solches nicht gestatten wollte. Aus Furcht vor seinem Zorne hat man hernach diese Arbeit nicht wieder unternommen. Eben dieses urtheilt man auch von einem goldreichen Erzberge auf der Insel Amakusa, wo ein hervorquellendes Wasser die Minen angefüllt, alle Maschinen ruinirt, und die Arbeiter, zur Erhaltung ihres Lebens, zum Fliehen gebracht hat.

Silber findet man in der Landschaft Bungo, und auf den nach Osten von Japan gelegenen silber- und goldreichen Inseln Ginsima und Kinsima, deren oben Erwähnung geschehen ist; in größerer Menge aber zu Kittami, einem unter den nördlichen großen Provinzen gelegenen Orte. Ueberhaupt sind die Silberminen häufiger und ergiebiger, als die Goldminen, und das Silber ist so fein, daß die Chineser einen beträchtlichen Handel damit treiben. Man zweifelt, daß das potosische Silber reiner sey. Dennoch machen die Japaner wenig daraus, und verkaufen es mit Freuden den Ausländern. Die Ausführung dieses Metalles soll dem kaiserl. Schatze jährlich 80000 Kobani (*) einbringen.

Kupfer ist das meiste Metall dieser Länder, und wird jetzt wirklich in der Provinz Suruga, Atsingo, und Kyno Kuni, gebrochen. Letztere Provinz giebt das feinste und geschmeidigste in der ganzen Welt; Atsingo ein sehr schlechtes, und müssen deswegen zu 70 Catti, 30 Catti von dem Kiischen zugesetzt, und dadurch geschmeidig gemachet werden. Das surugasche ist sehr goldreich, und an sich ohne Tadel; die Japaner wissen aber das Gold jetzt besser davon zu scheiden, als ehemals, worüber die Goldarbeiter und Brachmanen

(*) Ein Kobani ist 23 holl. Gulden am Werthe.

manen der Küste Coromandel sehr klagen. Satzuma hat gleichfalls Kupfererz, und der Kaiser hat jüngst wieder erlaubt, solches zu brechen. Alles Kupfer wird in der Stadt Sakai raffiniert, und daselbst in anderthalb Spannen lange und fingerdicke Stäbchen gegossen, welche in viereckige Kisten zu 1 Pikel, oder 125 Pfund schwer, eingepacket, an die Holländer verkauft, und von diesen wieder in andere Länder verführt und verhandelt werden. Noch ein anderes grobes Kupfer, in Form von runden Kuchen, wird ebenfalls ausgeführt, ist aber in weit geringerm Preise.

Man findet in Japan noch ein anderes Metall, welches aber durch die Kunst hervorgebracht, und aus Gold und Kupfer zusammen gesetzt wird. Man weiß dieser Composition eine so vortreffliche Politur zu geben, daß es an Schönheit unsern Similor übertrifft. Die Japaner bearbeiten es mit einer erstaunlichen Feinheit. Ihre Feuerröhre sind damit überzogen und ausgeschmückt. Messing ist hier theurer als Kupfer, weil man hier keinen Galmey findet, sondern dieser in platten Kuchen aus Tunkin hieher gebracht und theuer bezahlt wird.

Das Land Bungo liefert sehr feines Zinn, welches dem Silber gleicht. Es wird aber dieses Metall in diesen Ländern wenig gebraucht. Sie entsagen blindlings einem ansehnlichen Gewinne; denn die Holländer und Chineser würden einen fortdaurenden Handelsartikel daraus machen.

Eisenerz wird allein, aber in Ueberfluß gebrochen, wo die Provinzen Mimasaka, Bitsju und Bisen an einander stoßen. Es wird auch daselbst gereiniget, und in, 2 Spannen lange, Stäbe gegossen, und so an die einländischen Kaufleute verhandelt und abgeführt. Der Preis muß wohl dem Kupfer gleich seyn, weil man die eisernen Geräthe eben so theuer, als die kupfernen oder messingenen, bezahlt, und das Hausgeräth,

Geräth, Klammern an Schiffen u. s. f. welches in andern Ländern Eisen ist, hier von Kupfer gemacht wird. Man gießt hier aus einer Eisenmaterie ziemlich dünne Kessel und Pfannen, weil man zum Kochen kein Kupfergeschirr gebraucht. Von diesen Gefäßen werden die alten sehr hoch gehalten, weil sie dieselben nicht mehr nachzumachen wissen.

An Steinkohlen mangelt es hier auch nicht, und es werden dieselben in der Provinz Tsikusen um Kujanosse, und in verschiedenen nördlichen Ländern häufig gegraben.

Salz kochen die Japaner an den Ufern der See vom Salzwasser, welches man über einen feinen und mit Rechen locker gemachten Sand spritzet. Nachdem der Sand trocken, und der Proceß verschiedenemale wiederhohlt worden ist, wird er mit Seewasser trauscolirt, die Lauge eingekocht, und das erhaltene Salz in verschlossenen irdenen Gefäßen durch Calcination weiß gemacht.

Achate von schöner Farbe, deren einige einem schlechten Sapphir, andere den Carneolen gleichen, findet man auf dem Gebirge Tsigaar, auf dem nördlichsten und äussersten Lande Osju, der Insel Jeso gegen über.

Perlen, welche man hier Kainotamma, d. i. Juwelen von Muscheln, nennt, werden hin und wieder um Saikokf in verschiedenen Gattungen von Austern und Seemuscheln gefunden, und können von Jedem frey gesuchet werden. Ehedem wurden sie von den Einwohnern nicht gebraucht noch geachtet, bis sie endlich den Preis derselben von den Sinesern erlernten. Die größten und edelsten Perlen findet man in einer kleinen, platten, auf beyden Seiten geschlossenen Muschel oder Auster, Namens Akoja. Sie ist an Form der persischen nicht ungleich, kaum eine Hand breit, dünn, auswendig schwarzglänzend und brüchig, inwendig

wendig unreif und von einem Perlenmutterglanze. Diese Perlen aus der Muschel Akoja findet man allein um Satzuma und im Meerbusen Omra. Von den jetzigen Landesherren ist es verbothen, daß sie nicht mehr, wie vormals geschah, zur Speise eingesammelt werden dürfen.

Naphtha von röthlicher Farbe, bey den Japanern Tsut sono abro, d. i. Erdröthe genannt, trifft man in der Gegend der Landschaft Jetsingo an, und verbraucht sie wie Oehl auf Lampen.

Ambra, den die Einwohner nicht anders, als wie einen Zusatz zu andern wohlriechenden Sachen gebrauchen, um den flüchtigen Geruch, wie sie sagen, aufzuhalten, und den sie, wenn er noch frisch ist, oft mit Reishülsenmehl, oder andern zu Pulver gemachten wohlriechenden Zusätzen zu verfälschen wissen, wird bey Satzuma und Riuku, häufiger an den Ufern Kumano, am meisten aber in den Gedärmen eines Wallfisches, welcher um Japan gefangen und von der Länge seiner Gedärme Jaksiro, d. i. 100 Klafter, genannt wird, gefunden. In denselben befindet er sich mit kalkichten steinharten Excrementen vergesellschaftet, welche sich besonders in den untersten Gedärmen häufig sehen lassen, und bey dem Aufschneiden zu erkennen geben, daß Ambra vorhanden sey. Der unfläthige Ort hat diesem edeln Erdsafte den Namen gegeben, daß er nicht anders, als Kusura no fu, d. i. Wallfischdreck, genannt wird. Der Ambra, wenn er zuerst aus dem Grunde der See durch die Wellen abgerissen und auf das Ufer gespühlet, oder von den Wallfischen verschlucket wird, ist weich, unförmig, platt, schleimig, fast wie ein Kuhfladen, und unangenehmen Geruches. Alsdann wird er gemeiniglich von seinem Finder in einen runden Ball, oder verschiedene kleine Stücke, in eine große Masse zusammen gedrückt, wodurch er dichter und schwerer wird. Sie-

he

he Th. I. S. 617, fgg. Jeder Japaner hat die Freyheit, den Ambra, wo er ihn findet, aufzuheben, und als sein Eigenthum zu verkaufen.

Endlich liefert dieser Meergarten auch mancherley Seegewächse, platte, netzweise durchwachsene, steinichte und hornichte Stauden, korallsteinerne Sträuche, rare Ansätze der Klippen, Hörner, Muscheln ꝛc. welche den amboinischen nicht viel nachgeben; sie werden aber nicht geachtet, sondern wenn den Fischern und Taucherinnen irgend etwas davon zufälligerweise in die Hände kommt, setzen sie es zum Opfer an das Ufer und an die Dorfcapelle ihres Patrones Jebis, welcher der dasige Neptun ist.

Der Boden bringt, wegen des milden Klima und des arbeitsamen Fleißes der Einwohner, viele fruchtbare Gewächse und Pflanzen hervor, welche anfangs ohne Unterschied nur zur Speise und zum Lebensunterhalte aus Noth gebraucht wurden; allein die Scharfsinnigkeit hat die Einwohner in neueren Zeiten auch gelehrt, dieselben zur Wollust und zum Luxus anzuwenden. Unter die nützlichsten und gemeinsten gehört zuvörderst der Maulbeerbaum. Ob gleich dessen Früchte, sowohl die weißen als auch schwarzen, in diesen Ländern unschmackhaft sind, und von Menschen nicht gegessen werden können, so ist er doch wegen seiner Blätter, als einer Speise der Seidenwürmer, den Japanern sehr nützlich und unentbehrlich. Man gewinnet in vielen nördlichen und andern Provinzen, wo dieser Baum wächst, eine mittelmäßig gute Seide, und wirket aus derselben in Städten und Dörfern sehr feste, doch meistens grobe Zeuge. Die edelsten und feinsten werden von den Landesverwiesenen auf der Insel Fatsisso gewebet, aber von feiner ausländischer Seide; siehe oben, S. 93.

Unter

Unter das Geschlecht des Maulbeerbaumes gehört auch der Kadsi, oder der Papierbaum. Es ist dieses zwar ein wilder Baum; allein er wird, wegen seiner Nützlichkeit, in die Felder verpflanzet, wo er seine Aeste mit unglaublichem Wachsthum verbreitet, und viele Rinden liefert, aus welchen durch viele Mühe und Arbeit das Papier, und aus diesem Lunten, Stricke, Zeuge, Kleider, und andere Sachen gemacht werden, wie ich an seinem Orte ausführlicher beschreiben werde.

Für den edelsten Baum dieser Länder wird wohl der Vrusji oder Firnißbaum gehalten, mit dessen milchichten Safte das hölzerne Hausgeräth und alles Tafelgeschirr überzogen und lackiert wird, und deren sich der Arme sowohl, als der Reiche, und selbst der kaiserliche Hof, bedient, wo man lackierte Gefäße den silbernen und goldenen weit vorzieht. Eine andere wilde Sorte Fasji genannt, hat schmahle Blätter, wächst durchgehends in Hecken und Bergen, giebt aber wenig und schlechte Milch, und wird deswegen fast gar nicht gesammelt.

Vorerwähnter Vrusjibaum ist von einem besondern, und diesem Lande eigenen Geschlechte, und will sich fast in keiner andern, als in der Provinz Jamatto zu diesem Gebrauche ziehen lassen; doch findet man ihn auch in Figo und hin und wieder in Tsikoku.

Der indianische Firnißbaum ist von einem ganz andern Geschlechte, und der wahre Anacardinusbaum; bey den Siamern heißt er Rakbaum, und giebt an mehrern Orten Indiens seine Früchte, aber auf der Westseite des Ganges keinen Saft, es sey nun aus Unwissenheit der Einwohner, oder wegen der Beschaffenheit des Bodens. Es wird dieser Firniß aus Siam und Cambodia durch ganz Indien, auch selbst in Japan, wohlfeil verkauft, und hier nur zu schlechten Gefäßen, oder zur Grundlage ihres einheimischen, seltenern und weit schönern Firnisses gebraucht.

Lorbeerbäume giebt es hier von verschiedener Art. Derjenige, welcher rothe Beeren trägt, ist eine Cannelifera

lifera ſpuria, oder wenigſtens, wie es das ſchleimige Weſen bezeugt, eine Caſſia lignea, deſſen Geſtalt, Figur und Subſtanz der Blätter von jenen nicht verſchieden iſt, wiewohl die Rinde wenig von der Süßigkeit und Lieblichkeit des Canecles, mehr aber von dem aromatiſchen Geſchmacke eines Coſtus beſitzt. Unter das Geſchlecht des Lorbeerbaumes mit ſchwarz purpurrothen Beeren gehört auch der Kus, oder Campherbaum, aus deſſen Wurzeln auf der Inſel Gotho, und inſonderheit in der Provinz Satzuma, der Campher durch ein gemeines Kochen von den Landleuten geſchieden und bereitet wird. Der Preis iſt ſehr geringe; und wird 1 Catti des eingeführten borneiſchen Camphers, welcher zwiſchen den Rinden, Aeſten und Spalten der gefälleten alten Stämme geſammelt wird, gegen 80 bis 100 Catti des japaniſchen Camphers vertauſchet.

Tſja no ki, oder der Theebaum, iſt eine unanſehnliche Staude, der man in dieſem engen Lande keinen andern Platz vergönnet, als die Ränder der Aecker, oder andere zur Beſäung unbequeme Oerter. Es iſt aber doch die nutzbarſte unter allen Pflanzen, indem aus deſſen geröſteten groben Blättern das tägliche Hausgetränk abgekocht wird. Die zarteſten und jüngſten Blätter aber werden, wenn ſie geröſtet, gemahlen und mit heißem Waſſer zu einer Suppe gemengt ſind, unter den Vornehmern den Gäſten als ein gewöhnliches Ehrengetränk, und nach eingenommener Mahlzeit zum Abſchiedstrunk dargereichet.

Sandſſo iſt ein ſtacheliger Baum von mittlerer Größe, deſſen Hülſe und Rinde als Pfeffer, und deſſen Blätter als ein angenehmes Gewürz gebrauchet werden.

Man hat zu Japan dreyerley Arten von Feigen. Eine von dieſen, Kaki genännt, wird in großer Menge durch das ganze Reich gefunden. Der Baum iſt

ungestaltet, wie ein alter kurzer Apfelbaum; seine Blätter sind länglich rund, und ohne Einschnitte; die Frucht gleichet an Gestalt einem röthlichen Apfel, an Fleisch und Beschaffenheit aber einer delicaten Feige; der Same ist dem Kürbißsamen ähnlich, aber hart und steinicht. Dieser Baum ist einer der fruchtbarsten und nützlichsten im ganzen Reiche. Die Frucht dient, getrocknet, Reichen und Armen zu einer delicaten Speise. Die Sineser wissen sie mit Zucker weit besser einzumachen. Die zweyte Sorte von Feigen ist der gemeinen europäischen ähnlich; sie wachsen aber an einem Baume mit breiten, langen, rauhen, ungekerbten Blättern. Die dritte ist die europäische, welche die Portugiesen eingeführt haben. Es giebt deren wenige, sie tragen aber große und delicate Früchte. Die Früchte des hier häufig wachsenden Sycomorus, oder wilden Feigenbaumes, werden nicht genossen.

Kastanienbäume giebt es hier im Ueberfluß, und zwar durchgehends mit viel größern Früchten, als in Europa, die besten und meisten aber in der Provinz Isikusen.

Apfelbäume, dergleichen es in Europa giebt, kennt man hier nicht.

Birnen giebt es in ziemlicher Menge, aber nur von einer Art, welche bey uns Winterbirnen heissen, und können roh nicht wohl genossen werden. Sie sind von ungemeiner Größe, und durchgehends pfündig, oder noch schwerer.

Den Wallnußbaum findet man am häufigsten in den nördlichen Provinzen. In denselben wächst auch ein hoher Taxus, Kaibaum genannt, mit langen Nüssen, welche mit einer fleischichten Rinde, in Gestalt und Größe einer Arakfrucht, umgeben sind. Diese auch gehülsete Nüsse haben zwar keinen angenehmen, sondern einen zusammenziehenden Geschmack, besonders, wenn sie noch frisch sind; sie laxiren aber vermö-

vermöge ihres süßen Oehles, und werden, wegen ihrer Arzeneykräfte, unter Confituren aufgetragen. Das ausgepreßte Oehl ist beynahe wie Mandelöhl, und wird zu Speisen und Arzeneyen gebraucht. Der Rauch dieser Nußkerne ist das vornehmste Ingrediens der allertheuersten und feinsten japanischen Tinte. Eine andere Art Nüsse, Ginnu genannt, von Gestalt wie große Pistacien, wachsen durch das ganze Reich auf einem schönen, sehr großen Baume, Namens Itsjo no ki. Ihr Oehl dient zu vielerley Gebrauch. Man hat zwo fremde Arten von Eichbäumen; die Früchte des größern werden gekocht, und von gemeinen Leuten gegessen. Der Nantsine, oder Lotusbaum, giebt in diesen Ländern eine wohlschmeckende und gesunde Frucht. Citronenbäume findet man hin und wieder in Gärten. Limonien und Pomeranzen wachsen hier häufig, und von verschiedener Art. Die edelste Art nennt man Mican, deren Figur und Größe einem Borsdorfer Apfel gleichet, und welche einen sehr angenehmen und weinsäuerlichen Geschmack haben. Kinkan ist eine andere seltene Art, von der Größe und Figur einer Muskatennuß; sie ist überaus sauer, wächst auf einer kleinen Staude, und wird in Speisen, und Atsjar gebraucht.

Trauben werden hier selten reif, und deswegen wird der Weinbau wenig getrieben. Brombeeren und Himbeeren sind zwar auch da, haben aber keinen angenehmen Geschmack; und die Erdbeeren sind ganz ohne Geschmack, und nicht genießbar. Pfirsichen, Aprikosen und Pflaumen giebt es im Ueberfluß, und unter diesen letzten zwo fremde Arten, nämlich weiße und purpurfarbene, mit Hügelchen wie Maulbeeren; diese werden mehrentheils zu Atsjar verbraucht. Kirsch- Haferschleben- und Kriekenbäume werden nur ihrer schönen Blüthen wegen unterhalten, welche durch die Cultur die Größe einer doppelten Rose erreichen, und

in solcher Menge hervor brechen, daß sie den ganzen Baum wie ein blutiger Schnee bedecken.

Von Tannen und Cypressen giebt es hier vielerley Arten, und es sind die gemeinsten Bäume der Wälder, aus welchen Häuser, Breter und Gefäße gemacht werden. Die Aeste und anderer Abfall dienen zu gemeinem Küchenfeuer; das gemeine Volk braucht hiezu die abfallenden Fichtenäpfel und Blätter, welche sie täglich zusammen fegen, und mit eben derselben Mühe den Boden rein erhalten. Zum Zierrath werden diese Bäume in lange Reihen auf die Spitzen der Berge, und auf beyde Seiten der Landstraßen und Heerwege gepflanzet. Man bemüht sich auch sehr, alle sandige und wüste Oerter mit denselben zu besetzen. Es darf keine Tanne oder Cypresse gefället werden ohne Erlaubniß der Obrigkeit des Ortes, und es muß alsdann ein junger Baum in dessen Platz gesetzt werden.

Bambusen ist eine der gemeinsten Stauden, woraus vielerley Hausgeräth, als: Wasserrinnen, Wände die man betünchen will, die feinsten Lunten, zierlich geflochtene Körbe und andere Sachen, gemacht werden. Man hält sowohl die Tannen als Bambusen, wegen ihres langen Lebens und steten Grünens, für ominös oder glücklich, und braucht sie deswegen zur Auszierung heiliger Oerter bey Fest- und Feyerzeiten.

In Vergleichung anderer Länder, hat Japan ungewöhnlich mancherley wilde Pflanzen von überaus schönen Blumen und Blättern, welche zu gewissen Zeiten die wüsten Felder und Bergwälder zieren, welche man auch in die Gärten verpflanzet, und durch die Cultur zu mehrerer Vollkommenheit bringt. Die vornehmsten derselben sind: Tsubaki, eine große Staude mit Rosenblumen, welche sich in Hecken und Wäldern, findet. Durch Pfropfen entstehen viele seltene Arten, und man hat bey dieser namenreichen Nation, wie

man

man vorgiebt, 900 Namen ihrer Varietäten. Satsuki, eine lilientragende kleine Staude, soll mehr als 100 benannte Varietäten haben; deren zwo wilde Arten, mit rothen und fleischfarbenen Blumen, viele öde Felder und Hügel mit ihrer angenehmen Farbe zieren. Saka Nandsjo, eine Staude, trägt gleichfalls eine lilienförmige Blume, aber weit größer als die vorige.

Es giebt Ahorn, wovon eine Art im Frühlinge, die andere im Herbste, eine theils gelbe theils purpurrothe Farbe annimmt. Die Lilien, Matricaria, Narcissen, Irides, Nelken, und meist alle übrige Blumen, sind beynahe ohne Geruch; wie denn auch alle japanische Früchte, die Lieblichkeit des Geschmackes der sinesischen und indianischen nicht besitzen.

Hanf und Baumwolle werden, so viel es der Raum zulässet, auf ihren Aeckern gebauet. Sjiro, oder wilde Hanfnessel wächst an wüsten Orten häufig, und ersetzt den Mangel des Flachses und der Wolle, weil man daraus vielerley, sowohl feine als grobe Zeuge webet.

Oehle zu vielerley Gebrauch, presset man aus folgenden Samen. Tiri ist ein ungeheuer großer, doch seltener Baum; er hat Blätter wie die Klette, trägt an einem langen Stiele, Blumen der Digitalis ähnlich, und Samen wie eine Althäa. Das Blatt mit drey beblümten Stielen ist das Wappen des Mikaddo oder geistlichen Erbkaisers. Abrasin, ein mittelmässiger Baum, hat Blätter wie der Platanus, Blumen wie einfache Rosen, und Samen wie ein Ricinus; Kämpfer nennt ihn daher Ricinus arboreus folio Alceæ. Asa diracht Avicennæ, die vorerwähnte Tsubacki, Vrussi, Fasj, und Kaj no ki, dann auch die Baumwollenstaude und Kraut, beyde Geschlechter von Sesam mit weißen und schwarzen Samen. Unter diesen wird nur das Oehl vom Sesam und Kai, aber

doch selten, zur Speise gebraucht, weil man diese ohne Butter und Fett zu bereiten weiß.

Getraide und Hülsenfrüchte, wie auch allerley Gartenkräuter, geben nicht nur die platten Felder, welche man niemals zu Wiesen gebraucht, sondern auch die steilen Gebirge bis zu den höchsten Spitzen, ja auch die ablaufenden Höhlen und Winkel der steinigen Klippen, wo es nur immer Wurzel und Regenwasser fassen kann. Des Ackerbaues der Japaner wird weiter unten Erwähnung geschehen.

Die vornehmsten und zum Unterhalt der Menschen nützlichsten Feldfrüchte werden mit dem gemeinschaftlichen Namen Gokokf, d. i. 5 Feldfrüchte, belegeet. Nach dem sparsamen oder reichlichen Wachsthum derselben schätzt man die Frucht- oder Unfruchtbarkeit des Jahres und eines Ackers, und den Reichthum oder die Armuth des Besitzers. Sie ersetzen in diesem Lande den Mangel des Fleisches, und sind die Grundlagen der täglichen Mahlzeiten und der Gastmahle. Diese Gokokf sind folgende. 1. Kome, oder Reiß, von verschiedenen Sorten. Die beste hat ihres Gleichen nicht in ganz Asien; sie ist schneeweiß, und sättiget außerordentlich. Der Reiß dient, in Wasser aufgekocht, statt des Brodes; von dem jährlichen Ueberflusse wird ein fettes Bier, Saki genannt, gebrauet, doch nur zur Nothdurft; und es darf weder mehr Reiß noch Bier von den Fremden ausgeführet werden, als die Obrigkeit erlaubet. 2. Oo Muggi, d. i. grosses Getraide, nämlich Gerste, wird nur zum Futter der Pferde und andern Viehes, das Mehl aber zu Kuchen und verschiedenen Speisen gebraucht. Es giebt eine Art Gerste, deren Aehren und Hülsen purpurfarbig sind, welches in den Feldern einen sehr schönen Anblick giebt. 3. Koo Muggi, d. i. kleines Getraide, nämlich Weizen, ist daselbst sehr wohlfeil, und wird nur zu Mehlkuchen verbraucht. 4. Daidsu,

d. i.

t. i. Davidsbohnen, sind wie türkische Erbsen, wachsen aber wie Lupinen. Diese Bohnen sind, nach dem Reiße, in der höchsten Achtung, weil man aus ihrem Mehle die Midsu, d. i. einen gewissen Mehlbrey, macht, welcher bey Zubereitung der Speisen an statt Butter dienen muß; und auch den Soeju, welches eine den Appetit erregende Tunke ist, welche bey allen Mahlzeiten aufgesetzt, und außer Landes bis nach Holland verführt wird. Die Bereitung derselben findet man in Kämpfer's Amoenit. exot. S. 839, beschrieben. 5. Adsuki oder Sodsu, d. i. Saubohnen, wachsen gleichfalls wie Lupinen, sind aber schwarz, und wie Linsen oder indianischer Cajan; das Mehl mit Zucker vermischt, wird in Mansje gethan, und auch zu andern Kuchen verbraucht.

Man pflegt sonst auch unter dem Namen Gokokf überhaupt folgende Feldfrüchte zu begreifen: Awa, oder indianischen Fench, Panicum indicum *Tabernam.*; Kibi, oder Hirsen, Milium vulgare nostras; Tye, oder Panicum vulgare, juba minore, semine nigricante; Maggi, d. i. allerley Getraide, und Mami, d. i. allerley Bohnen und Erbsen, oder Hülsenfrüchte.

Die Rettige sind durch das ganze Land von unglaublicher Größe, und tragen, wegen des Ueberflusses unter allen Feldfrüchten, zum Unterhalt des Lebens das meiste bey. Sie riechen und schmecken aber sehr stark nach dem Menschenmiste, womit sie gedünget werden. Man genießt sie roh, kochet sie frisch, und conservirt sie trocken und eingesalzen. Rüben, Möhren, Kürbisse, Melonen, Angurien, Cucumern, Liebesäpfel, Fenchel, und eine einheimische Lactuca nostras, sind hier gemeine Feldgewächse, welche bey uns in Gärten gezeuget werden. Gartenpastinak wird hier nicht gefunden, der wilde aber allenthalben. Petersilien, Kümmel, Cichorien, Lattich, sind jederzeit hier von den Ausländern gebauet worden, und wachsen vortrefflich.

Es geben auch die wüsten Wälder, Berge, Klippen, Moräste und Seegründe viele, sowohl bekannte als unbekannte Kräuter, deren junge Sprossen, Blätter, Früchte und Wurzeln verspeiset werden. Von den Schwämmen werden die mehresten Arten genutzet, wodurch öfters Menschen um ihr Leben kommen. Eben dieses erfolgt auch von andern giftigen Kräutern, wenn sie von Unkundigen zur Speise eingesammelt werden. Kein Seekraut ist unter dem Meere zu finden, welches von dieser Nation nicht zur Speise genommen wird. Es giebt derselben vielerley Arten, welche von den Fischweibern, die im ganzen Reiche hiezu abgerichtet sind, aus der Tiefe von 20 bis 40 Faden heraus gehohlet, hienächst gewäschen, gesäubert, und in gewisse Sorten zerleget werden, von welchen jede nach ihrer Art zur Speise aufbehalten wird.

Ich komme zur Thiergeschichte, und zwar sowohl der vierfüßigen Thiere, Vögel, kriechenden und fliegenden Insecten, als auch der Seeproducte, oder Fische und Muscheln, des Landes. Zu den einheimischen Thieren gehören zuvörderst einige erdichtete Thiere, welche die Japaner von den Sinesern angenommen haben, und welche bloß in der Einbildung und in den Schriften, aber nicht in der Natur, gefunden werden, als: der Kirin, Sungu, Kattsu, Tats dria oder Dsja, Tats maki, und Foo, deren Beschreibung ich aber, der Kürze wegen, übergehe. Man findet sie in Kämpfer's Geschichte von Japan, nach der Dohmischen Uebersetz. 1. Th. S. 139, f. beschrieben, und Tab. IX, Fig. 1 bis 6, abgebildet.

Mit vierfüßigen, wilden und zahmen Thieren sind diese Länder sparsam versehen. Jene finden wenig unbewohnte Oerter, wo sie sich verbergen und vermehren könnten. Diese werden mehrentheils nur zur Arbeit aufgezogen, und ihr Fleisch wird von den Einländern,

dern, wegen ihres pythagorischen, wiewohl kaltsinnigen Glaubens, wenig genossen. Ueberdieß wissen auch diese Krautesser, in den engen Gränzen ihres volkreichen unfruchtbaren Landes, den Boden vortheilhafter, als zur Viehzucht, anzuwenden.

Man findet hier Pferde, welche zwar klein sind, aber doch an Geschicklichkeit oft den persischen nicht viel nachgeben. Die besten kommen aus den Provinzen Oßju und Satzuma, und eine sehr kleine Art aus der Landschaft Kai. Ochsen und Kühe werden bloß zum Pflügen und Karrenziehen gebraucht. Milch und Butter von ihnen zu ziehen, ist hier eine unbekannte Sache. Es giebt noch eine ungeheuer lange grobe Art Büffelochsen, mit hohen Buckeln auf den Schultern, und von allen Farben; man beoient sich ihrer bloß in großen Städten zum Karrenziehen. Esel, Maulesel, Kamele und Elephanten, kennt man nicht. Schafe und Ziegen sind vor Zeiten von den Europäern nach Firando gebracht, wo man auch noch ihr Geschlecht unterhält. Sie würden im ganzen Reiche gute Bergweide finden, und mit Nutzen angezogen werden können, wenn man die Wolle gebrauchte, oder das Fleisch genießen dürfte. Schweine findet man wenig; sie sind zuerst aus Sina eingeführt, und werden nur sparsam von den Bauern in Fisen angezogen. Sie werden aus Devotion von den Japanern sehr wenig gegessen, und nur an die jährlich ankommenden Sineser verkauft, welche sich ihrer täglich bedienen, ob sie gleich mit jenen einerley Glauben haben.

Gemeine Hunde findet man unter des jetzigen Kaisers Regierung in diesem Lande mehr, als in jedem andern. Sie liegen in Menge, zur großen Verhinderung der Vorbeygehenden, auf den Straßen umher, ohne einen Herrn zu haben. Es muß eine gewisse Anzahl derselben von den Bürgern jeder Straße unterhalten und gefüttert, wenn sie krank sind, in einer auf

jeder Straße errichteten Hütte verpfleget, wenn sie gestorben sind, auf die Berge getragen, und wie Menschen beerdiget werden. Ein Mehreres davon ist im XXVI. Th. S. 391, vorgekommen. Wind- und Wasserhunde findet man hier nicht; man versieht die Jagden, wozu es schlechte Gelegenheit giebt, mit gemeinen Hunden.

Unter den Katzen giebt es eine Art, welche nur zur Zierde gehalten wird. Sie haben große schwarze und gelbe Flecken auf weißem Grunde, und einen kurzen krummen Schwanz, als wenn er mit Fleiß gebrochen wäre. Sie wollen gar nicht mausen, lassen sich aber gern von dem Frauenzimmer tragen und streicheln.

Von vierfüßigen wilden Thieren finden sich hier Hirsche, Hasen, wilde Schweine, und Füchse im Ueberfluß. Von letztern glauben die Japaner, daß sie mehrentheils mit Teufeln beseelt sind. Affen sind hier weniz; sie sind gelehrig, haben hellbraune Haare, kurze Schwänze, und nackte rothe Gesichter und Hinterstен. Bären giebt es in den nördlichen Provinzen, aber weniz und von kleiner Art. Tanutki ist ein schwarzbraunes Thier, hat ein Maul wie ein Juchs, und scheint wohl eine kleine Art von Wölfen zu seyn. Die wilden Hunde haben große weitgespaltene Schnauzen. Jtatz ist ein röthliches Thier, wie ein Muneus, oder kleiner Jltiß. Eine andere größere Art wird Tin genannt. Sie halten sich in Häusern und unter Dächern auf, beynahe wie zahm, und sollen nicht allein Hühner, sondern auch Fische fangen.

Die Katzen und Mäuse, an denen dort kein Mangel ist, wissen die Japaner zahm zu machen, und zu allerley Künsten abzurichten

Von Tiegern, Panthern, Löwen, und andern reißenden Thieren ist das Land befreyet.

Unter dem schädlichsten Ungeziefer sind die vornehmsten, die durch ganz Jndien so genannten weißen Amei-

Ameisen. Dieses sind schneeweiße zarte Würmchen; sie leben in Haufen wie Ameisen, und gleichen ihnen auch an Größe und einigermaßen an Gestalt; Brust und Kopf sind bräunlich und hart. Von den Japanern werden sie do Tooo, d. i. Durchbohrer, genannt, weil sie alles, was ihnen vorkömmt, außer Erz und Stein, in wenigen Stunden durchfressen, und die kostbarsten Waaren in den Packhäusern der Kaufleute verderben. Sie können bloß durch Unterstreuung des gemeinen Salzes abgehalten werden. Ihre Todfeinde sind die schwärzlichen oder wirklichen Ameisen, und die freye Luft können sie weniger, als die Maulwürfe, vertragen.

Die in Indien so genannten Mukadde, oder Tausendbeine (Millepedes,) sind beynahe einen Finger lang, schmal, bräunlich, und an beyden Seiten mit Füßen versehen. Sie sind in Indien sehr giftig, und ihr Biß schmerzt mehr, als der Stich eines Scorpions. In Japan giebt es wenige, und sie thun selten Schaden. Der Biß wird durch Bestreichen mit Speichel geheilet. Die Eidechsen, welche sich hier aufhalten, sind nur von gemeiner Art.

Es giebt hier wenige Arten von Schlangen. Eine berühmte Art unter denselben, Firakuz und Fibakarri genannt, hat eine grüne Farbe, einen platten Kopf und scharfe Zähne. Diese Schlange hat ihren Namen von der Tageslänge; weil nämlich derjenige, welcher von ihr gebissen wird, mit Sonnenuntergang sterben muß. Die Soldaten sind nach ihrem Fleische begierig, weil ihm die Kraft zugeschrieben wird, daß der Genuß strenge und beherzt mache. In verschlossenen Geschirren calcinirt, giebt sie ein berühmtes Pulver, Gawatso genannt, welches innerlich gegen verschiedene Krankheiten gebraucht wird. Eine ungemein große Schlange, Jamokogath oder Uwabami, auch Dsia, d. i. Drache, genannt, hält sich in Bergen und Wäs-

sern

fern auf. Man trifft sie selten an; wenn man sie aber fängt, so lässet man sie für Geld sehen.

An geflügelten zahmen Thieren unterhält man Hühner, und auch bisweilen Enten; sie werden aber aus Aberglauben selten gegessen, und dürfen nur von gewissen geringen Personen geschlachtet werden. An Sterbe- und Gedächtnißtagen eines Blutsfreundes muß einer einen Vogel oder ein anderes Thier zur Küche schlachten. In den kaiserlichen Sterbe- und Gedächtnißjahren, wie auch zu gewissen andern Zeiten, wenn es der Kaiser verbieten lässet, dürfen auch weder Hühner, noch irgend andere lebendige Thiere getödtet, ja nicht einmal auf Märkten zum Verkauf ausgestellet werden. Der Hahn erhält öfter und leichter Pardon als das Huhn, und steht bey den Religiosen in großer Achtung, weil er die Zeit abzutheilen und die Veränderung des Wetters zu verkündigen weiß.

Das wilde, von Natur schüchterne Geflügel, ist in diesem so volkreichen Lande so zahm geworden, daß man viele Geschlechter für Hausthiere halten sollte.

Der Tsuri, oder Kranich, ist der vornehmste, und ein kaiserlich privilegirter Vogel, und darf nicht anders, als auf Befehl für den Kaiser allein, geschossen werden; es geschieht aber dennoch in Saikokf und andern vom Hofe entfernten Ländern. Dieser Vogel sowohl, als die Schildkröte, werden, wegen ihres fabelhaften Alters und wegen der merkwürdigen Geschichte, die man von ihnen erzählt, für die glücklichsten und glückbedeutendsten Thiere gehalten, mit deren Figuren eben so, wie mit Tannen und Bambus, die kaiserlichen Gemächer und andere glücklich gehaltene Oerter bemalt sind. Man findet zweyerley Arten Kraniche, eine schneeweiße, und eine graue oder aschfarbige.

Von Sagi oder Reihern giebt es verschiedene Arten, welche an Farbe und Größe sehr unterschieden sind.

Die

Die bekanntesten sind: 'Sjiro Sagi, oder der weiße; Goi Sagi, oder der graue, und Awoi Sagi, oder der bläulichgraue Reiher. Der letztere hat beynahe die Größe eines Kraniches.

Von wilden Gänsen giebt es zwey Arten, von welchen jede Art sich in Haufen vereiniget. Die erste ist schneeweiß, mit pechschwarzen Schwungfedern; die andere Art aber ist ganz grau oder aschfarbig. Sie sind in diesen Ländern, und besonders die grauen, in großer Menge, und auch so zahm, daß sie nicht leicht vor einem Menschen auffliegen. Sie thun den Aeckern großen Schaden, dürfen aber doch bey Lebensstrafe von Niemand beleidiget werden, als von denen, welche die Freyheit, dieselben zu schießen, an gewissen Orten gepachtet haben. Die Bauern beziehen ihre Felder, um sie vor den Einfall der Gänse zu schützen, mit Leinen oder Netzen. Aenten findet man von verschiedener Art, und eben so zahm, wie die Gänse. Unter denselben ist eine Art, wovon das Männchen von seltener Schönheit ist. Fasanen sind auch von ungemeiner Schönheit. Ein großes Geschlecht hat bunte, goldfarbige und über den ganzen Leib glänzende Federn; auch, wie der Pfau, einen in goldblau wiederscheinenden Schwanz, von einer halben Manneslänge. Feldhühner sind die gemeinsten Vögel, welche nebst Fasanen, Aenten und Gänsen, genutzet werden. Man findet Feldtauben, mit schwarzblauen Federn, aber von keiner Schönheit. Störche bleiben das ganze Jahr im Lande. Die besten Falken werden in den nördlichen Provinzen gefangen, und mehr zum Staat, als zur Jagd, gehalten. Habichte und Raben findet man hier häufig. Letztere haben eine mittelmäßige Größe, und sind zuerst als Geschenke aus Sina hieher gebracht worden. So ist auch die Aelster zuerst als ein seltener Vogel dem Kaiser aus Corey zugesandt worden, und sie heißt deswegen Corei garas, d. i. corei-

reyischer Rabe; sie hat aber ihr Geschlecht in diesem Lande wenig fortgepflanzt. Europäische blaue Krähen, Papageyen, und andere indianische Vögel, werden hier nicht gefunden. Foken, gemeiniglich Fotorenus genannt, ist ein seltener Nachtvogel, welcher auf hohen Gastmahlen als eine kostbare Delicatesse aufgesetzt wird, und dessen calcinirte Asche, in sauern Saki gethan, dieselbe wieder trinkbar macht. Misago, oder Bisago, ist ein Seeraubvogel, wie ein Habicht oder Sperber, welcher an einer Klippe sich eine Höhle zu seinem Keller unterhält, wo er seinen übrigen Fischraub hinein legt. Es ist zu bewundern, daß dieser, wie ein in Essig oder Salz eingelegter Fisch, oder Atsjar, nicht verdirbt; daher er Bitsago Susj, d. i. Bisago atsjar, genannt wird. Mewen, Seeraben, und vielerley kleine Vögel, als: Holz- und Wasserschnepfen, Schwalben, Sperlinge, und viele andere gemeine Vögel, sind hier, wie in Europa, vorhanden. Die Lerche singt hier vortrefflicher, als in Europa; die Nachtigalle hingegen schlechter.

Von fliegenden Insecten, hat das Land Bienen, und daher auch Honig und Wachs, Hummeln, Wespen, Fliegen, Mücken, Feuerfliegen, Neyere, Kriken, Käfer, verschiedene Arten Heuschrecken, u. d. m. Ein gewisses Geschlecht braune Käfer, Sebi auch Semi genannt, ergötzen einen Liebhaber der Natur mit verschiedenen Merkwürdigkeiten. Man findet sie von dreyerley Art und Größe. Die vornehmsten heißen Kama sebi, und gleichen an Größe und äußerlicher Gestalt unsern an Sommerabenden fliegenden Käfern, haben aber keine Werkzeuge zum Fliegen. Sie kriechen im Frühsommer des Nachts aus der Erde, als ihrem Winterlager, hervor, und schließen sich mit ihren scharfen rauhen Beinen an das Holz, Blatt, Strauch, oder was sie sonst gefaßt haben, fest an. Alsdann reißt die Schale der Länge des Rückens nach

auf,

auf, und es kriecht ein anderes Thier heraus, von Gestalt wie eine Biene, und größer als sein beschließender Harnisch, welches nach einem Stillsitzen von wenigen Stunden schnell davon fliegt. Dieses Insect, dergleichen Gesner unter dem Namen Cicada beschreibt, macht durch die Querspalte seiner Brust, die es sonst gleichsam mit einem Schilde verschlossen hält, und zugleich durch Bewegung seiner vier Flügel, ein scharfes und überaus helles Getöse, welches in einer Entfernung von einer Viertelmeile in die Ohren gellet. Die Berge und Büsche sind mit ihrem Getöse erfüllt, und sie verlieren sich erst nach und nach in den Hundstagen. Man sagt, daß sie alsdann wieder in die Erde kriechen, und durch eine neue Verwandlung wieder zu Käfern werden. Ihren gemeinen Namen haben sie von ihrem Laute Semi oder Sebi bekommen, den sie zum öftern nach einander erst langsam, und hernach immer geschwinder, von sich geben, bis sie ihr Liedchen mit einem Getöse, gleich einer ablaufenden Spille der Knopfmacher, beschließen. Ihr Gesang fängt nach Sonnenaufgang an, und dauert nur bis gegen Mittag. Die Bälge oder leeren Hülsen (Exuviae) werden zum Arzeneygebrauch gesammelt, und in Japan sowohl, als auch in China, in den Apotheken verkauft. Eine andere Art dieses Geschlechtes, welche viel kleiner ist, und ko sebi heißt, kömmt einige Monate später, und zur Zeit, wenn jene abnehmen, zum Vorschein. Sie lassen sich nur von Mittag bis zum Abend hören, bis spät in den Herbst mit fast gleichem, doch leisern, Laute, nach welchem er auch von dem gemeinen Manne Tsuku Tsuku boo genannt wird. Eine dritte Art ist diesen an Größe und Eigenschaften gleich, außer daß sie den ganzen Tag über singt. Die Weibchen dieser drey Arten sind stumm, und haben eine verschlossene Brust, übrigens aber eine gleiche Gestalt und Größe, wie ihre Männchen.

Die

Die Cantharіden, oder spanischen Fliegen, sind an Farbe den wahren spanischen gleich, allein runder und von der Größe eines jungen Käfers. Ihr Gebrauch ist hier unbekannt. Außerdem giebt es ein anderes Geschlecht, Fan mio genannt, welches überaus caustisch ist, und daher für giftig gehalten wird. Diese befinden sich auf den Reißähren. Sie sind lang, schmäler und kleiner wie die spanischen Fliegen, von Farbe blau und goldfarbig, mit carmesinrothen Flecken und Strichen, und deswegen von gar vorzüglicher Schönheit.

Das schönste von allen fliegenden Insecten, welches ches auch hier selten gefunden, und daher von dem Frauenzimmer unter ihren Seltenheiten aufbewahrt wird, ist eine schmale, halbfingerlange, runde Nachtfliege, mit zwey Schlupfflügeln, und unter denselben mit andern durchscheinenden versehen, mit blauen und goldenen Strichen der Länge nach geziert, glänzend wie ein Spiegel, und von ausnehmender Schönheit. Das Weibchen ist nicht so schön und glänzend, sondern beynahe aschfarbig und gefleckt.

Das Wasser liefert zum gemeinen Unterhalt der Japaner, wenn man den Reiß abrechnet, eben so viel oder noch mehr als das Land. Denn dieses Meer ist überaus reich an Seekräutern, Fischen und Muscheln; und unter diesen ist wenig oder nichts, was nicht ihre Vorfahren aus Armuth zur Speise gebraucht hätten, und welches nicht in spätern Zeiten, und bey mehrerer Cultur, zur Delicatesse und zum Luxus angewandt wäre. Fische und Muscheln werden bey ihnen mit dem gemeinschaftlichen Namen Riokai, oder gewöhnlicher Iwokai, belegt.

Der Kudsira, oder Wallfisch, von dem man dort sechs verschiedene Arten hat, und welcher beynahe um ganz Japan, am häufigsten aber im See Kumano, welcher die südlichen Ufer der Insel Nipon bespühlet, gesan-

gefangen, wird, trägt unter allen Seegeschöpfen zur Sättigung des hungerigen Pöbels das meiste bey. Der Fang geschieht, wie bey Grönland, durch Wurfpfeile, aber mit bequemern Fahrzeugen. Ein mehreres davon s. im Art. Wallfisch.

Sarasifoko ist ein, gemeiniglich 2 bis 3, zuweilen 5 bis 6 Klafter langer Fisch. Er hat 2 lange Zähne, welche aus dem Maule auswärts hervor stehen. Man stellt dieselben zuweilen auf die Giebel der Schlösser und Tempel. Dieser Fisch soll ein listiger Feind der Wallfische seyn, indem er ihnen in den Hals kriechen, die Zunge ausfressen, und sie tödten soll.

Furube ist ein Fisch von gemeiner Größe; bey den Holländern in Indien ein Aufblaser genannt, weil er sich so dick wie eine große Kugel aufblasen kann, wird für tödtend giftig gehalten. Es giebt ihrer im japanischen Meere 3 Arten, und jede in großem Ueberfluß. Die erste, Susume buku, ist klein, und wird wenig gegessen. Die zweyte Art heißt Mabuku, wird bey den Japanern für die größte Delicatesse gehalten, nachdem der Kopf, Gräthen und Eingeweide, davon getrennet, und auch dem Fleische durch behutsames und fleißiges Abwaschen, alles Schädliche benommen worden ist. Von dem unabgespühlten Fleische pflegen diejenigen, welche wegen unheilbarer Krankheit des Lebens überdrüssig sind, sich ein Todtenmahl zu zurichten. Die dritte Art wird Kira makura, d. i. Nordküssen, genannt. Er hat ein völlig tödtliches Gift, welches ihm durch kein Waschen benommen werden kann. Er wird wissentlich niemals zur Speise genommen, als von denen, die sich tödten wollen.

Der so genannte Wasserbauch ist von der Länge eines zehnjährigen Knaben, und ohne Schuppen und Floßfedern. Er hat einen ungeheuern Kopf, Maul und Brust; einen großen dünnen Bauch wie ein Sack, welcher, durch das Maul angefüllt, eine große Menge

Wasser fassen kann; scharfe dünne Zähne wie eine Schlange; fast keine Gedärme, und sehr kleine geringe Eingeweide. Unter seinem Bauche hat er zwey platte, knorpelige Füße mit Fingern, beynahe wie eine Kinderhand, womit er auf dem Grunde des Wassers fortzukriechen scheint. Alle seine Theile dienen zur Speise.

Der Tai, den die Holländer in Indien Steinbrassen nennen, ist, theils aus Aberglauben, weil er dem Götzen Jebis geheiligt ist, und für sehr glücklich gehalten wird, theils auch wegen seiner Schönheit und Glanzes unter dem Wasser, der vornehmste Fisch in Japan. Er ist selten, gleicht an Gestalt beynahe einem Karpfen, und ist von Farbe roth und weißlich. Das Weibchen hat rothe Kiefen. Es giebt auch eine schwärzliche Art, welche aber für weit schlechter gehalten wird.

Funa, ist ein Fisch, welcher ebenfalls dem Karpfen gleicht, und Arzeneykräfte, besonders gegen den Wurm, besitzen soll. Nagos, eine andere längere Art wie ein Karpfen. Me baar, ist über seinen ganzen Leib blutroth, von Größe und Gestalt wie ein Karpfen oder Steinbrassen, und mit so hervorstehenden Augen, daß der ganze Apfel aus seiner Grube hervor raget. Koi, eine Art Barsch oder Karpfen, wird in süßem Wasser gefangen, setzt sich gegen die Wasserfälle, und schwingt sich hinauf; er ist so stark, daß er sich zwey Menschen, die ihn gefaßt haben, aus den Händen entreißt. Er wird sowohl frisch, als auch eingebökelt, in andere Provinzen verführt. Mar, oder Maar, ein Lachs, wird meist in Flüssen oder süßen Meeren gefangen. Jei, ein Ragfisch; von diesen giebt es eine Art, bey den Holländern Pijlstaarts genannt, welche ein hornichtes Schwertchen am Schwanze haben. Die Japaner glauben, daß dieses wider den Schlangenbiß gut sey, wenn der Ort damit bestrichen wird; es muß aber

einem

einem lebenden Fische abgenommen seyn; sie führen es, in dieser Absicht, in ihrem Busensack unter andern Arzeneyen mit sich.

Ifa, eine gemeine Seekatze, wird von den Sinesern und Japonern für selten und für ein Leckerbißchen gehalten. Mit dem Fleische desselben lassen sich auch die Fische leicht angeln. Eine andere Art Seekatze oder Seequalm, Tako genannt, hat lange Schwänze oder Füße, an deren Enden sich Cotyledones befinden, womit dieses Thier sich anklammert. Es wird frisch gekocht, und auch aufgetrocknet, und zu gemeinen Saruno oder Aufsatz angewandt.

Die Schildkröte, der Bi oder Came, wird von den Japanern, weil man glaubt, daß sie sehr lange lebe, für ominös und höchst edel gehalten. Mino game, oder Mooki, ist eine Art Schildkröte mit einem breiten Schwanze, gleich einem großen runden Barte. Außer dieser, und den Stein- und Berg- wie auch den Fischschildkröten, (welche letztere sich stets im Wasser bey Fischen aufhalten,) findet sich in den öst- und südlichen Gegenden von Japan eine sehr große Schildkröte, deren Schild beynahe einen ganzen Menschen bedeckt.

Jebi, werden allerley Krebse und Garnelen, sowohl in süßen als salzigen Wässern, genannt. Muscheln und Schnecken, von was für Geschlecht oder Art sie auch seyn mögen, dienen hier insgesamt zur Speise, sowohl roh, als auch getrocknet, eingesalzen, frisch gekocht, oder gebraten. Die Muscheln Awabi bestehen nur aus einer einfachen oder einseitigen Schale. Sie haben die Größe einer mittelmäßigen persischen Perlenmutter, sind aber nicht so flach. Sie sitzen tief unter der See, mit der offenen Seite an den Klippen angeschlossen, und werden von den Fischweibern oder Taucherinnen herauf geholt; diese lösen mit einem Spieße oder langen Messer, womit sie sich

wider den Kaije schützen können, hinab, und wenn sie eine Awabi antreffen, stoßen sie dieselbe schleunig herunter; denn sie saugt sich sonst so fest an die Klippen, daß sie durch keine Gewalt abgerissen werden kann. Diese Muschel ist mit einem großen Stücke Fleisch angefüllt, welche von Farbe gelblichweiß, von Substanz sehr zähe und ohne Fibern ist. Die Japaner sagen, daß dieses die vornehmste Speise ihrer dürftigen Voraltern gewesen sey; deswegen setzen sie auch auf jedem Gastmahle, zum Gedächtniß und zur glücklichen Deutung, ein Gericht von demselben auf. Es ist auch ein gewöhnlicher höflicher Gebrauch geworden, sowohl unter geringen als vornehmen Personen, daß bey allen Geschenken, die man Jemand macht, es sey Geld, Früchte, Zeuge oder irgend etwas anderes, eine Schnitte dieses getrockneten Fleisches beyleget, oder wenigstens ein Stückchen davon übergekleibet wird. Die Bereitung des Fleisches besteht darin, daß man es in die Runde herum zu dünnen langen Streifen schneidet, dieselben über ein Bret ausspannet und so austrocknet. In dieser Muschel wird bisweilen eine große Perle gefunden, welche aber unförmig, gelblich, und bey den Japanern in keinem Werthe ist.

Tairagi, ist eine lange, platte, spitzig zulaufende, dünne, große Muschel, deren Fleisch auf beyden Seiten mit einer starken Sehne befestigt ist, die beste findet sich im arimaischen Meerbusen, und enthält daselbst bisweilen Perlen. Akoja ist eine flache Hornmuschel, einer Hand breit, auswendig schwärzlich, schieferig und unansehnlich, inwendig wie Perlenmutter; die edelste wird im omaischen Seebusen gefunden, und liefert daselbst eine kostbare Perle. Mirukai, eine gemeine schwarze Muschel, dergleichen man in Deutschland in Flüssen findet. Tamaguri, sind Muscheln von gleicher Form und Größe, aber dick und sehr glatt, inwendig schneeweiß und auswendig bräunlich; sie

dienen

tienen dem Dairi oder erbkaiserlichen Hofe zum Spiel und Zeitvertreib, nachdem sie inwendig mit besondern Figuren bemalt worden sind. Risa, oder Akagai, sind auswendig weiß, und mit tiefen gleich ablaufenden Gruben geziert; inwendig roth. Man versieht die Schalen mit einem Stiele, und gebraucht sie in der Küche zum Schöpfen. Umi Fake, eine spannenlange Muschelröhre, welche man zwischen den Zeigefinger und Daumen verbergen kann; ihr Fleisch wird in Salz oder in eine andere Tunke gelegt, und zur Tafel aufgehoben. Diese Muschel findet sich allein um Ischkungo, dessen Herr den Fang jährlich so lange verbietet, bis er des Kaisers Tafel damit versorgt hat. Takara gai, in Indien Cauris oder Coris genannt, werden aus den maldivischen und andern Inseln, in Bengalen, Pegu und Siam eingeführt, und daselbst als gemeine Land- und Scheidemünze gebraucht. Die japanischen sind verschiedener Art; die besten bringt man aus Niuku, und macht eine weiße Schminke daraus, u. s. w.

Man sieht aus vorstehender Beschreibung der Producte Japans, daß die Einwohner reich, unabhängig und glücklich seyn müssen, und daß ihr Boden alles, was zu ihrer Nothdurft, und selbst zu ihrem Luxus, erfordert wird, überflüssig liefert. Wenn sie den Wein entbehren müssen, so sind sie dagegen auch denen Zufällen nicht ausgesetzt, welche der unmäßige Gebrauch dieses verführerischen Getränkes nach sich zieht. An statt des Weines haben sie einen Trank, wie die Europäer ihr Bier, welchen sie aus demjenigen, was von dem jährlichen Vorrathe ihres Reißes übrig bleibt, brauen, und welchen sie Saki nennen. Es ist dieses ein sehr starkes Getränk. Die meisten Japaner aber trinken Thee.

In Japan befindet man alles bebauet, bis zu den höchsten Gipfeln der Berge. Von Nangasacki bis Meako, und von dieser Stadt bis Jedo, sehen die Gegenden der Heerstraßen Gärten ähnlich, und so weit das Auge reichen kann, sieht man denselben Fleiß im Anbau. Man hat bemerkt, daß die Felder der Privatpersonen einen geringen Umfang haben, daß sie in der Mitte wie ein Eselsrücken erhoben sind, um den Abfluß des Wassers zu erleichtern, welches sich in Bächen, die rund um das Grundstück geleitet sind, schlängelt. Diese Methode, das Erdreich in kleine Partien zu theilen, ist in verschiedenen Ländern Europens befolget worden, und ist gar nicht zu verwerfen.

Auf der Insel Xikoko haben die Landleute eine ganz besondere Methode, Reiß, Weizen und Gerste zu säen. Sie bedienen sich einer Harke, deren Zinken weit von einander abstehen und nicht gebogen sind. Nachdem die Erde vermittelst dieser Maschine aufgelockert worden ist, fängt ein Mann von dem einen Ende des Feldes zum andern an, die Erde mit dem Rücken der Harke zu ebnen. Ein anderer folgt ihm, und säet das Korn. Ein dritter ist mit einem 3 Zoll dicken Brete versehen, welches einen oben gebogenen Stiel hat; mit diesem schlägt er sanft das Erdreich, und dann ist die Arbeit geschehen. In andern Provinzen bedient man sich derselben Werkzeuge zum Ackerbau, welche die Chineser gebrauchen.

In Japan sind zwo Aernden, die Reiß- und die Weizenärnde. Das Getraide wird gegen das Ende des Maymonates reif. Sie mähen dasselbe mit einer Sichel, deren Heft lang und nach oben zu gekrümmt ist. Der Pflug wird von gezähmten Büffeln gezogen, und man pflegt diese Thiere, welche sehr gelehrig sind, und stets in gleichem Schritte fortgehen,

nie

nie zu schlagen. Man schonet sie wirklich mehr, als wir unsere Pferde schonen.

Die Schafe werden in Japan nie eingeschlossen, weil man glaubt, daß das Fleisch des Thieres und die Feinheit der Wolle sehr leiden, wenn sie der freyen Luft beraubet werden. Es ist nicht zu läugnen, daß, wenn sie in einem Stalle auf einander gehäuft sind, die groben Ausdünstungen eine Art Schmutz über die Wolle ziehen, welcher ihre Güte vermindert. Diese Thiere können der Kälte sehr widerstehen; Schnee und Reif bringen ihnen keinen Schaden, sondern vielmehr Vortheil. Ob gleich der Winter in Japan sehr strenge ist, so haben sie doch in dieser Jahrszeit nur eine mit Bretern bedeckte, und mit einem Flechtwerke 4 Fuß hoch umzäunte Art Schoppen zur Bedeckung. Dies giebt der Luft kein Hinderniß durchzudringen, und den Aufenthalt von den Ausdünstungen zu reinigen. Eben daher erhält auch die englische Wolle die schöne Weiße, weil die Engländer ihre Schafe nie einschliessen.

Es ist kaum zu begreifen, wie der Japaner, welcher sonst der Stimme der Natur und des Bedürfnisses so gehorsam ist, die Kuhmilch wegzießen kann, und sich ein Gewissen daraus macht, sie zu seiner Nahrung zu gebrauchen. Die Holländer entdeckten ihnen die Kunst, Butter zu machen; allein, sie achteten es nicht, da sie doch alles einzuladen scheint, die Europäer in diesem Stücke nachzuahmen. Die vortreffliche Weide würde der Butter eine vorzügliche Güte ertheilen. Die Holländer, welche die japanische Kuhmilch gekostet haben, gestehen, daß sie sehr geschickt sey, einen schönen Rahm zu setzen, und daß der Käse daher vortrefflich seyn müßte. Die Provinzen Bungen, Bungo, Finnga und Fingo auf der Insel Kimo haben einen Ueberfluß an Rindvieh von besonderer guten Eigenschaft. Die Weiden sind eben so

fett, und gesunder als die holländischen. Es würde eine herrliche Hülfsquelle für die Japaner seyn; denn der Thran, welcher ihnen statt der Milch dient, behält, wenn er gleich noch so künstlich verfeinert wird, einen unangenehmen Geschmack.

Auch in Ansehung der Pferde ist die Nachlässigkeit der Japaner nicht zu billigen. Sie sind sehr gut gestreckt, und sehr geschwinde, ob sie gleich klein sind. Die Japaner bedienen sich ihrer nur vor den Palankinen und Kutschen, und auf feyerlichen Reisen. Man beschlägt sie nicht, weil sie ein sehr hartes Horn haben, und weil die Wege besandet sind; übrigens lässet man sie nur im Schritte gehen. Der Ackerbau würde gewiß bey den Japanern weit vollkommener werden, wenn sie sich der Pferde sowohl zum Pflügen, als auch zum Verführen der Waaren, bedienten. Sie machen weitere Schritte als die Büffel; und das hilft sehr dazu, viele Arbeit in weniger Zeit zu vollenden.

Der thätigen Einsicht in den Ackerbau ungeachtet, würden die Japaner nicht sehr reich seyn, wenn sie nicht eben so geschickte Kaufleute wären. Umsonst beschützt man den Ackerbau in ausgebreiteten Reichen, wenn man die Handlung verabsäumet. Diese Wahrheit, welche ich für unwidersprechlich halte, setzt einen Sulli und Colbert in eine Gleichheit, wenn nicht etwann dieser Letztere die Felder zu sehr vernachlässiget hat, um die Städte glänzend zu machen. Aber, man wende ein, was man will, so kann der Handel nie zu der wahren Stufe seiner Vollkommenheit in Ländern gelangen, wo die Raserey ausschließender Gesellschaften herrscht, wo man zu viele Zölle und Einnehmer findet, wo man von Contrebande spricht u. s. w. Uneingeschränkte Freyheit ist der Handlung wesentlich; eine Freyheit, welche übrigens den gewöhnlichen Lauf der Einfuhr- und Ausfuhrgefälle nicht verbietet, die,

wenn

wenn sie in ihren Gränzen bleiben, den Staat erleichtern, ohne den Kaufmann zu schwächen. Die Japaner fehlen gegen die Regeln der gesunden Vernunft und eines wohlverstandenen Interesse in diesem Punkte, welcher mit der Wohlfahrt des Staates so genau verknüpft ist.

Die Handlung der Japaner ist entweder die inländische oder die ausländische. An der inländischen Handlung haben die Ausländer keinen Antheil, indem es ihnen so gar verboten ist, weiter als bis nach Nangasacki zu kommen, es müßte denn seyn, daß sie Abgesandte der Könige, oder Deputirte der holländ. ostindischen Compagnie wären, oder nach Hofe gerufen würden. Solchemnach wird dieselbe allein von den Japanern getrieben, von denen einige dabey reich werden, wiewohl solches sehr selten geschieht, wegen der großen Unkosten, die der Transport der Waaren erfordert, ungeachtet von den Waaren selbst weder dem Kaiser noch Privatpersonen das geringste entrichtet wird; wozu denn auch noch dieses kömmt, daß es in Japan zu viel Handelsleute giebt, indem daselbst wenig Personen anzutreffen sind, die nicht einigen Handel treiben sollten. Die Waaren, mit welchen diese innere Handlung getrieben wird, sind alle oben erwähnte Landesproducte, und alle ausländische Waaren, welche die fremden Nationen nach Japan bringen, oder welche die Japaner von denselben hohlen. Die Orte, wo diese Handlung getrieben wird, sind alle Städte des Landes, vornämlich aber die Stadt Meako, wo der Stapel aller dieser Waaren ist, und wo jährlich verschiedene große Messen gehalten werden; siehe Meako. Doch sind die Kaufleute in Japan in keinem sonderlichen Ansehen. Man hält sie insgesamt für Lügner, welche kein Bedenken tragen, die Unwahrheit zu reden, um ihre Waaren geltend zu machen. Unterdessen wird der Betrug in der Handlung mit einer ungemeinen

Schärfe bestrafet. Um den Betrug der im Kleinen handelnden Kaufleute zu verhindern, sind an den Ecken der Straßen öffentliche Ellen befestigt, wo ein jeder dasjenige, was er gekauft hat, messen kann. Diese Ellen werden Jchien, Jkien, oder Jchin, genannt; siehe Jchien.

Was die ausländische Handlung betrifft, so ist solche von zweyerley Art, nämlich diejenige, welche die Japaner mit ihren eigenen Schiffen in fremden Ländern treiben, und diejenige, welche die nach Japan kommenden fremden Nationen daselbst treiben. Die Handlung, welche die Japaner mit ihren eigenen Schiffen außerhalb Landes treiben, geht nach Cochinchina, Siam, Kamboya und den manillischen Inseln, aus welchen Ländern insgesamt sie mehrentheils nur Seide hohlen, und dafür verschiedene von ihren Landesproducten, insonderheit Silber, Kupfer, Schwefel ꝛc. dahin bringen. Die fremden Nationen aber, welche nach Japan handeln, sind einige indianische Völker, die Chineser, und unter den europäischen Nationen die einzigen Holländer.

1. Die indianischen Nationen, welche noch einige Handlung nach Japan treiben, sind hauptsächlich die Einwohner von Siam und Kamboya. Seit dem sich aber die Holländer von der Handlung nach Japan Meister gemacht haben, ist die Handlung dieser beyden Nationen nach Japan bey weitem nicht mehr so wichtig, als sie vormals gewesen ist.

2. Die Handlung der Chineser nach Japan ist fast so alt, als beyde Reiche. Sie war vor Zeiten sehr wichtig, und wurde ehemals von beyden Seiten gleich stark getrieben. Man sahe eben so viel Japaner in China, als Chineser in Japan. Nachdem aber der König von China den Japanern bey Lebensstrafe verboten hat, nicht in das Land zu kommen, wird solche nur von den Chinesern noch geführt, wiewohl ihnen

solches eigentlich auch nicht erlaubt ist, sondern der König von China sich nur stellet, als ob er solches nicht wüßte. Die Waaren, welche die Chineser nach Japan bringen, sind: Korallen in Küchelchen, deren jedes am Gewichte 4 Maß hält; Agracaraniba; Ultramarinblau; Schmelz oder Email von 5 verschiedenen Farben; Alaun; Eisen; Tontenack; weißer und brauner Zucker; Atlaß; weißer Taffet von Quanton; weißer und rother Crepon von Nankin; Fischnetze von Quanton; Queckſilber; Zinnober; rothe Seide aus Nankin; Galgant; Hülsenfrüchte; gelber Lack, wie er aus den Bäumen rinnet; Areckrinde; Ychitee, eine Arzeneywaare; Caramangee aus China; Foliochiroze, eine Arzeneywaare; gelbes Wachs; weiße chineſiſche Leinwand, Nunua genannt; grüner Alaun; Honig; Chien-sou; Zuckercand aus Quanton; Benzoe; Adlerholz; Sanglargan, oder Sandragon, eine Arzeneywaare; Schildkrötenschalen; Campher; Puchoc; Weihrauch aus Surate; Lounz zum Mahlen; Biſam; Rhabarber; Zimmet, von Cochinchina; Chuangon, eine Arzeneywaare; und Saffran von sehr schlechter Gattung. Der Hafen, wo die chineſiſchen Schiffe ihre Handlung treiben, ist der Hafen Langiasakje. Wenn sie im Geſichte dieſes Hafens ankommen, müſſen sie drey Stunden davon Anker werfen, um den Houppons oder Zolleinnehmern Zeit zu laſſen, daß sie an Bord kommen, das Schiff durchſuchen und die Declaration des Capitäns empfangen können. Wenn das Schiff durchſucht ist, kommen sogleich japaniſche Piloten und Matroſen an Bord, um das Schiff in den Hafen zu bringen; oder wenn es bereits in den Hafen eingelaufen ist, so laſſen sie deſſen Ladung in die Magazine abladen, welche die Generaldirectores der Handlung hergeben, in welchen alsdann der Verkauf der Waaren, nach vorhergegangener Bekanntmachung, an einem dazu beſtimmten Tage,

an

an die Meistbiethenden in Silber geschieht. Ungeachtet aber die Handlungsdirectores die Bezahlung aller verkauften Waaren in baarem Gelde erhalten, um sie den Chinesern, denen diese Waaren gehören, zu zustellen, so geben sie doch denselben nicht mehr als ungefähr die Hälfte davon, indem sie ihnen gemeiniglich 20 pro Cent der Ladung des Schiffes an japanischen Kupfer, und 35 andere pro Cent an 4 Gattungen von getrockneten oder gesalzenen Fischen geben, und folglich ihrer Disposition nicht mehr als ungefähr 45 pro Cent überlassen, welche sie in Waaren, als: Firniß, Porzellan, feinen Perlen, Stahl, gearbeitetem Kupfer, und einer Art Campher, welche für China dienlich ist, anlegen können, für deren Bezahlung die Chineser Wechselbriefe auf die Generaldirectores ziehen, die solche auf Sicht bezahlen.

3. Unter den europäischen Nationen sind die Portugiesen die ersten gewesen, welche Japan gekannt, und von Makao aus dahin gehandelt, und jährlich über 4 Mill. Livres dabey gewonnen haben. Nachdem sie aber im J. 1636, und mit ihnen die christliche Religion aus Japan verjaget worden sind, haben sich die Holländer der ganzen Handlung nach Japan bemächtiget, und sie sind unter allen europäischen und christlichen Nationen die einzigen, denen es frey steht, dahin zu handeln, und welche auch wirklich diese Handlung mit großem Profit fortsetzen. Diese ihre Handlung nach Japan hat sich schon im J. 1609 angefangen, da das erste Schiff von der holländ. ostindischen Compagnie zu Firando ankam, und mit dem Kaiser von Japan den ersten Handlungstractat schloß, vermöge dessen sie Erlaubniß erhielten, sich auf der Insel Firando niederzulassen. Schon im J. 1616 hatten sie zu Firando eine Loge, welche weit besser gebauet war als der Portugiesen ihre zu Nangasacki, ungeachtet diese 80 Jahre vor den Holländern nach Ja-

pan

pan gekommen waren. Die Handlung, welche sie nach dieser Insel Firando zogen, war eine der wichtigsten. Ob sie nun gleich unter dem im J. 1639 ergangenen Verbote, welches allen Christen den Handel nach Japan untersagte, mit begriffen waren, so wagten sie es doch 3 Jahre nachher, wieder nach Japan, aber nicht nach Firando, wie vormals, sondern nach Nangasacki, oder vielmehr nach Desima, zu kommen, wo sie, weil sie versicherten, daß sie nicht von der Religion der Portugiesen wären, angenommen, und ihnen die Wohnungen eingeräumet wurden, welche die Portugiesen sonst gehabt haben, und die sie auch noch jezt besitzen, indem sie daselbst einen Präsidenten der Compagnie halten, welcher hier seit dem J. 1641 residiret. Diese Insel Desima hat vermittelst einer kleinen Brücke mit Nangasacki Gemeinschaft; es darf aber kein Holländer über diese Brücke gehen, auch nicht anders, als durch gewisse dazu bestellte Mäkler, mit den Japanern handeln. Diese machen den Preis der Waaren, welche die Compagnie bringt und abhohlt, womit die Bedienten derselben allezeit zufrieden seyn müssen; wie denn auch die Quantität, welche sie von ihren Waaren absetzen sollen, bestimmt ist. Ungeachtet also die Holländer die einzigen Europäer sind, welche nach Japan handeln dürfen, so ist doch ihre Handlung daselbst sehr eingeschränkt, und mit sehr vielen Beschwerlichkeiten verknüpft, und muß wegen des Mißtrauens, welches die Japaner in alle fremde Nationen setzen, sehr behutsam getrieben werden. Die holländ. ostindische Compagnie schickt jährlich zwey Schiffe, die, jedes mit 30 bis 50 Kanonen, übrigens aber ziemlich schlecht bemannet und bewaffnet sind. Diese Schiffe segeln von Batavia gegen d. 20. Jun. ab, und werfen bey der Insel Pouloimon Anker, wo sie gemeiniglich zwischen d. 1. und 7. Jul. ankommen, und daselbst 2 Tage bleiben. Während dieser

Zeit

Zeit nehmen sie Holz, frisches Wasser, und andere Erfrischungen auf ihre Reise ein, indem die Lebensmittel daselbst wohlfeiler sind, als zu Batavia. Zu Anfange des Augustes langen sie in Japan an, und bleiben daselbst bis in den Oct. oder November, da sie an dem von den japanischen Inspectoren ihnen vorgeschriebenen Tage abreissen müssen, und unter keinerley Vorwand, er mag Namen haben wie er will, einigen Aufschub bekommen, indem die Passatwinde allezeit gut zur Abreise sind, bey welcher sie wieder bey der Insel Pouloimon anlanden, wo sie gemeiniglich gegen d. 20. Dec. ankommen. Wenn diese Schiffe angekommen sind, gehen die japanischen Güterbeschauer an deren Bord, machen daselbst ein Verzeichniß der Ladung, und lassen die Masten, die Segel und das Tauwerk des Schiffes an das Land bringen, worauf man auch die Waaren in die Niederlagen bringt, wo es den Holländern nicht frey steht, sie, wie an andern Orten geschieht, an die Meistbiethenden zu verkaufen, sondern sie müssen solche für die Taxe verkaufen, wie der Gouverneur von Nangasacki und die kaiserlichen Factors dieselben schätzen, welches zum öftern in dem Profit einen Unterschied von 20 bis 30 pro Cent, insonderheit bey der Seide, macht. Eine andere Unbequemlichkeit dieser Handlung, welche aber nur erst seit 1685 ihren Anfang genommen hat, besteht darin, daß es der holländ. ostindischen Compagnie nicht mehr erlaubt ist, ihre Schiffe mit so vielen Waaren, als sie für dienlich findet, zu beladen, indem der Hof zu Meako eine Verordnung gemacht hat, in welcher bestimmt ist, wie viel jede von den nach Japan handelnden Nationen an Waaren bringen und verkaufen darf. Für die Holländer ist diese Summe auf 380000 Taels jährlich fest gesetzt, welches bey weitem nicht so viel ist, als sie vor dieser Verordnung verkaufen konnten. Von diesen 380000 Taels Waaren, welche die Holländer

länder nach Japan bringen, sind für 300000 Taels auf Rechnung der Compagnie; für 40000 Taels, auf Rechnung des Generals und der Handlungsvorgesetzten in Batavia; für 10000 Taels, für den Director, welcher jährlich nach Japan geht; für 8000 Taels, für den Director, welcher abgelöset wird; und für 22000 Taels, für die Equipage. Wenn die Waaren der Holländer nach dem Preise, den ihnen der Gouverneur und die Factors, vorgedachtermaßen, gesetzt haben, ohne die holländischen Agenten gleichsam darum zu fragen, verkauft sind, bringt man ihnen ihr Geld, worauf sie entweder in ihrer Loge, oder auf ihren Schiffen, so lange warten, bis der zum Absegeln dienliche Passatwind sich eingestellt hat. Während dieser ganzen Zeit haben sie mit den Japanern nicht den geringsten Umgang. So bald nun die gute Jahrszeit zum Absegeln gekommen ist, giebt man ihnen ihre Schiffsgeräthschaft wieder, damit sie sofort unter Segel gehen. Die Besorgniß der Japaner geht so gar so weit, daß sie nicht zugeben, daß der Präsident des holländischen Contoirs länger, als ein Jahr, daselbst bleibe. Dieses aber ist den Holländern unverwehrt, ihn, wenn er 2 Jahre außer dieser Bedienung gewesen ist, wieder dazu zu ernennen. Und eben daher kömmt es, daß allemal drey solche Präsidenten von den Holländern gehalten werden, von denen der eine wirklich in Japan ist, der andere sich auf der Reise befindet, und der dritte in Batavia ausruhet. Noch deutlicher aber erhellet der Eigensinn der Japaner, und die Geduld, mit welcher die Holländer sich demselben unterwerfen, aus der Gestalt der Schiffe, welche die Holländer nach Nangasacki schicken, als welche weder vorn noch hinten mit Bildern geziert seyn dürfen, indem die Japaner diese gleichgültige Zierrathen, mit welchen die europäischen Schiffe gemeiniglich geziert sind, für eine Beleidigung halten, welche die Europäer

ropäer ihren Götzen, die sie anbethen, anthun. Man wird sich aber darüber, daß die Holländer, welche gegen die andern indianischen Nationen, mit welchen sie handeln, so hochmüthig und trotzig sind, gegen die Japaner so demüthig und geduldig seyn, nicht verwundern, wenn man erwäget, wie groß der Profit ist, den sie aus dieser Handlung ziehen, indem in Japan auf die Waaren, welche sie dahin bringen, wenigstens 150 pro Cent, und noch mehr auf diejenigen zu gewinnen ist, welche sie von da zurück bringen, und wovon das meiste in baarem Gelde, Kupfer, und andern Metallen, besteht, welche sie in ihrer Handlung nicht entbehren können. Die europäischen, ostindischen und chinesischen Waaren, welche sich für Japan schicken, und von den Holländern dahin geführet werden, sind: holländische Tücher, von Scharlach- und andern hohen Farben; gekreuzte und einfache Camelote mit und ohne Glanz; Burats; Carisets oder Karseyen, von rother Farbe; goldene und seidene Brocate; Armosinen, schwarze und couleurte; Gazen, und andere seidene Zeuge; weiße und rothe Seide, insonderheit bengalische; gesponnene und ungesponnene Baumwolle; Stickereyen; Tapeten; Leinwand; ganz fertig gemachte seidene Schlafröcke; flandrische Carpetten; gläserne und irdene Flaschen; Bley; Zinn, aus Malaca und Siam; Stahl und Eisen aus Indien, und insonderheit aus China, wie auch allerley daraus verfertigtes Haus- und Küchengeräth; Sapanholz; Calembac oder Aloeholz; Adlerholz; Brasilienholz; roher und weißer Zucker; cambodische Nüsse; Fischhaut von einem Fische, den die Holländer Roch nennen, und welche bey den Japanern sehr beliebt ist; Alaun; rothes Leder; Capok; Wachs; Calin; sublimirtes Queckſilber; Cassia; Grünspan; Thee; Farben zum Porzellanmalen, Campher; Bisam; Papier; Pfeffer; allerley Spezereywaaren, vornämlich

Zim-

Zimmet; Muskatenblumen und Nüsse; Elephantenzähne; Hanf; rothe Wolle; allerley Arzneywaaren; Borax; Quecksilber; chinesisches Porzellan; allerley chinesische und nürnberger Kramwaaren; rohe Korallen; Hirsch- und andere Häute, u. d. m. Vornämlich ist die Handlung, welche die Holländer mit grünen Häuten nach Japan treiben, eine der wichtigsten, indem sie alle Jahre mehr dann 200000 Hirsch- und über 100000 Ochsen- und Kühhäute dahin führen, welche sie größtentheils aus Siam ziehen, und von denen ihnen die Insel Formosa, als sie noch von derselben Meister waren, eine große Menge lieferte. Fast alle diese Waaren werden mit Silber bezahlet, woran ein großer Profit zu machen ist, wenn es nach China und Bengala gebracht wird. Die übrigen Waaren aber, welche die Holländer aus Japan ziehen, sind allerley Gattungen von gemahlter, lackierter und gefirnßter Holzarbeit, als: Fenstervorsätze, Tische, Kasten, Schachteln, Thee- und Kaffeebreter, und andere dergleichen, indem die Japaner, eben so wie die Chineser, in allen diesen Arten von Arbeit vortrefflich sind; Fächer; Porzellan mit allerley Farben gemahlt; Farbewaaren; Arzneykräuter und Hölzer; Kupfer, wovon sie jährlich wenigstens 2 bis 300000 Pfund nach Batavia, und von da weiter nach der Küste von Coromandel, Bengala und Europa bringen, und einige andere Mineralien; Bockfelle; Seide, und Filoselle, indem die Japaner zum öftern die in ihrem Lande erzeugte Seide verkaufen, um fremde und insonderheit chinesische dafür zu erhandeln; und vortrefflichen Thee, welcher, wo nicht besser, doch wenigstens eben so gut, als der chinesische, ist. Ehemahls pflegten die aus Japan zurück kommenden holländischen Schiffe sich zu theilen, und einige von ihnen nach Batavia, andere nach Malaca zu gehen, an welchen beyden Orten die Generaldirectores der ostin-

dischen Compagnie, oder der Rath, die mitgebrachten japanischen Waaren von einander absonderte, nachdem sie sich für Ostindien, oder den übrigen Theil von Asien, wohin diese Compagnie handelt, schickten. Seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts aber ist dieses geändert worden, indem die zwey Schiffe, welche die holl. ostindische Compagnie alle Jahre nach Japan schickt, ihren Rückweg gerade nach Batavia nehmen.

Die Europäer lernten Japan erst in der Mitte des 16ten Jahrhundertes kennen, da einige Portugiesen, auf ihrer Reise von Siam nach China, durch Sturm an die japanischen Küsten geworfen, und daselbst von den Einwohnern sehr menschenfreundlich aufgenommen wurden. Sie erhielten ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, Handel nach Japan zu treiben, und brachten Jesuiten, als Glaubenspredtger, dahin, welche sich, wie in andern Ländern des Orients, durch ihre mathematische, und besonders astronomische Kenntnisse, viel Achtung erwarben, und in ihrem Bekehrungsgeschäfte ganz glücklich waren; wie dann im J. 1585 eine japanische Gesandtschaft bey dem Pabste zu Rom erschien. Dabey ging auch die Handelschaft sehr gut für die Portugiesen, indem sie lange Zeit jährlich über 300 Tonnen Goldes aus diesem Reiche wegführten. Dieser glückliche Zustand währte bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, da durch Verleumdung der Bonzen oder japanischen Priester, durch den Stolz des von dem Papste gesetzten japanischen Bischofes, und durch die Thorheit eines spanischen Piloten, welcher sich heraus ließ, sein König mache in den entferntesten Ländern durch Geistliche Christen, und sodann durch Soldaten und durch die Neubekehrten mache er sich die Länder unterwürfig: da, aus diesen Ursachen, Haß und Verfolgung gegen die Missionarien und Christen erreget wurde. Indessen hatte der portugiesische Handel doch seinen Fortgang, bis durch die Holländer, welche sich 1609 auch in Japan eingefunden hatten, ein Brief erdichtet oder wirklich entdeckt wurde, aus dem sich zeigte, daß die Christen in Japan, mit Hülfe der Portugiesen, gefährliche Anschläge wider des Kaisers Leben und wider den Staat vorhatten. Auf diesen Brief, welchen man

in

in Japan für richtig erkannte, erging 1637 der Befehl, daß die Portugiesen, deren Handelsleute schon in die Insel Desima eingeschränkt waren, (welche man zu dem Ende in dem Hafen zu Nangasacki erst durch Menschenhände angelegt hatte,) gänzlich aus Japan verbannet seyn sollten. Hierauf entstand 1638 eine Empörung der Christen in diesem Reiche, welche aber durch Beyhülfe der Holländer bald gedämpfet wurde. Die Christen wurden ohne Verschonen getödtet, und der Verbannungsbefehl wider die Portugiesen wurde 1639 auf das strengste vollzogen, und zugleich allen Fremden der Handel im Reiche verboten. Es versuchten zwar die Portugiesen im J. 1642 von neuem, den Zutritt in Japan zu erhalten, und stützten sich dabey auf die 1640 vorgegangene Revolution, wodurch ihr Reich der Herrschaft des Königes von Spanien entrissen worden ist. Allein, die Japaner kehrten sich an diese Veränderung nicht, und wiesen die portugiesische Gesandtschaft, mit Bezeigung der größten Schärfe und unter den härtesten Drohungen, fort. Dennoch kam 1647 wieder eine Gesandtschaft, welche, mit ihrem Gefolge, 74 Personen ausmachte. Von diesen wurden alle Weiße, 61 an der Zahl, geköpfet, und die übrigen 13 Schwarze wurden zurück geschicket, um diesen Empfang zu melden. Der letzte, der es wagte, das Christenthum in Japan zu predigen, war ein italiänischer Geistlicher, Jo. Bapt. Sidotti, welcher aber dafür 1708 lebendig eingemauert wurde, und in diesem Zustande sein Leben endigte.

Die Holländer hätten beynahe ein gleiches Schicksal, wie die Portugiesen, und zwar schon 1630, erfahren, wegen des Uebermuthes, den ein Offizier der Compagnie, **Peter Nuyts**, als Gouverneur der Insel Formosa, gegen zwey japanische Schiffe ausgeübt hatte. Allein, die Sache wurde durch Nachsicht des Rathes von Indien 1634 beygeleget, und sie blieben, nach Verbannung der Portugiesen, die einzige europäische Nation, welche in Japan erscheinen durfte. Weil sie, wegen der auf der Insel Firando angelegten Befestigung, eben so verdächtig wurden, wie die Portugiesen, so mußten sie gedachte Insel räumen, und sich ebenfalls wie die Portugiesen, in Desima einschließen lassen, wie noch jetzt geschieht. Daselbst müssen sie sich alles öffentlichen Gottesdienstes, der Sonn- und Festtagsfeyer, des Gebrauches des Namens Jesu und des Zei-

chens des Kreuzes, und überhaupt aller Merkmahle des Christenthumes, in Gegenwart der Japaner, enthalten; sie dürfen nicht, wie ich bereits erwähnt habe, über die Brücke gehen, welche Desima mit Nangasaki verbindet; lange erlaubte man ihnen nicht, ihre Todte zu begraben, sondern warf sie in die See. Alle japanische Aufseher und Beamte müssen, ehe sie zu ihnen gelassen werden, schwören, daß sie keine Art von Neigung oder Vertraulichkeit gegen sie zeigen wollen, und ihre Waaren werden mit unbeschreiblicher Schärfe untersuchet. Sie führen jährlich Zucker, Gewürz und allerley Manufacturwaaren nach Japan, und bringen dagegen 9000 Kisten Kupfer, jede zu 120 Pfund, und 25 bis 30000 Pf. Campher zurück. Sowohl an den ein- als ausgeführten Artikeln gewinnen sie 40 bis 45 pro Cent. So bald ihre Schiffe abgereiset sind, muß ihr Oberkaufmann, mit 2 bis 3 Personen, nach Jeddo reisen, und dem Kaiser die jährlichen Geschenke der Compagnie bringen. Unterweges wird er wie ein Gefangener behandelt, von einer ungeheuern Menge Japaner begleitet, und darf ohne besondere Erlaubniß, mit keinem Menschen, nicht einmahl mit dem Gesinde in Gasthöfen, sprechen; und bey Hofe wird er mit großer Verachtung angesehen.

Buch und Rechnung wird von den japanischen Kaufleuten mit einer solchen Richtigkeit und Fertigkeit gehalten, daß die Italiäner, welche in Europa für die geschicktesten hierin gehalten werden, ihnen bey weitem nicht gleich kommen. Sie haben auch alle Regeln der Arithmetik, deren sich andere Kaufleute in ihrer Handlung bedienen. Es rechnet aber Japan, nach Taels (Tails oder Tayes) zu 10 Maes, à 10 Kanderinen oder Conderies. Ein solcher Tael soll zu 4 Mark, und 1 Maes zu 6 Schill. lübisch Banco, ungefähr zu achten seyn. An einigen Orten dieses Reiches sollen sie nach Schuites, Cockiens, Oebans oder Oubans, Telles und Fayalles, rechnen, deren Verhältniß gegen einander aber nirgends gemeldet zu finden ist.

Ich weiß nicht, ob die Art mit den Ausländern zu handeln bey den Japanern so einfach und so be-

quem

quem ist, als das Handeln unserer Kaufleute; aber man wird zugeben müssen, daß sie eine Ehrlichkeit an den Tag legen, welche in Europa so selten ist, als der philosophische Geist bey den Tataren, die dadurch nur desto glücklicher sind. Wenn der Handel nicht durch Tausch geführt wird, und man die Waaren in gangbarem Werthe bezahlt, so wird in Japan weder das Gold, noch das Silber, gezählt. Man schließt die Münze in kleine versiegelte Säcke, die ein bestimmtes Gewicht halten, und in Goldstücken ungefähr 2000 französ. Livres ausmachen, ein. Die großen Summen werden in Kisten abgeliefert, deren jede 4 Säcke hält. Diese Kisten und Säcke gehen oft durch sehr viele Hände, ohne geöffnet zu werden; so sehr ist man von der Treue und Redlichkeit der Kaufleute überzeugt, die dennoch keine vorzügliche Classe im japanischen Reiche ausmachen; eine Geringschätzung, die nicht zu entschuldigen ist! Maß und Gewicht sind in allen Provinzen dieselben; dieses giebt weniger Gelegenheit zu Betrügereyen und Unterschleifen, und weniger Verwirrung im Handel.

Die Japaner haben Gold- Silber- und Kupfermünzen. Von den Goldmünzen giebt es dreyerley Arten, welche insgesamt hinlänglich rund sind. 1. Oban, oder Obanj, das größte Goldstück, Fig. 1635, gilt 10 Kobanjs, ob er gleich nur $9\frac{3}{4}$ derselben wiegt. Er ist 4 und $2\frac{1}{2}$ franz. Zoll im Diameter, und soll 1115 Aß, oder $3\frac{2}{3}$ Loth cöllnisch wiegen, und 22 Karat ungefähr fein seyn. Er enthielte also $14\frac{1}{2}$ Ducaten Gold, und wäre ungefähr 84 Mark Banco werth. An den 4 Ecken ist das Wappen oder Ehrenzeichen des Dairi oder Götzenkaisers in Japan eingedrückt, und die Oberfläche mit den hier abgebildeten Streifen bezeichnet. 2. Koban, Kobanj, oder Coupant, Fig. 1636; gilt 64 Maes, und ist etwann 23 holl. Gulden oder $11\frac{1}{2}$ Rthlr. an Werth. Es soll

der dritte Theil des vorhergehenden größern Stückes, oder Obanj, seyn, 371 Aß wiegen, auch 22 Karat ungefähr in der Feine halten; es enthielte demnach 4¾ Ducaten Gold, und wäre ungefähr 28 Mark Banco werth. Die Hauptseite A enthält, außer den über die Oberfläche laufenden Streifen, 4 die Länge herab in Einfassungen eingeprägte Schriften, davon die erste und vierte, mit a bezeichnet, das Wapen des Dairi ist. Die zweyte Schrift, b, ist ein Zeichen, welches den Werth des Stückes anzeigt. Die dritte Schrift, c, heißt Midsfugu, und ist der Name des Münzmeisters zu Jedo und Suruga. Die Neben- oder Kehrseite B, enthält in der Mitte, d, nur das Zeichen des Oberaufsehers oder Generaldirectors der Gold- und Silbermünzen in ganz Japan. Die übrigen, sowohl auf der ersten als andern Seite vorkommenden kleinen Zeichen, sind Merkzeichen von Privatpersonen, welche dieselben einschlagen, damit sie dadurch erkennen können, ob ein Kobanj schon in ihren Händen gewesen sey, oder nicht. Die Japaner ziehen die Kobanjs, welche in Jedo geschlagen sind, und tiefe Linien haben, vor; Fremde aber die andern. Sie probiren diese Münze dadurch, daß sie dieselben auf die bloße Brust legen, wo die besten ein wenig daran hängen bleiben, oder daß sie dieselben mit den Zähnen beissen, oder mit dem Messer zerschneiden. 3. Ichebo, oder Itzebo, die kleinste Goldmünze, Fig. 1637, mit dem kaiserlichen Wapen auf der einen, und dem Namen des Münzmeisters auf der andern Seite, gilt 15 bis 16 Maes, welches ungefähr 6 Mark Banco, oder 1 Ducaten, am Werthe beträgt.

Die Japaner haben mehr Gold- als Silbermünze; daher ist auch den Holländern erlaubt, jährlich etliche tausend Kobanjs mit heraus zu nehmen, und es ist ein eigener kaiserlicher Officier bestellt, Kannaba Nakama genannt, welcher alles für die Waaren empfangene Silbergeld gegen Kobanjs verwechselt; wobey aber die Holländer doch den

Scha-

Schaden leiden müssen, daß, da ein Kobanj von 55 bis 60 Maes oder Momi Silbergeldes höchstens jährlich gilt, sie ihn um 68 Maes annehmen müssen.

In Madras werden die Coupants, oder die japanischen Goldmünzen, nur zu 87 Tocques, oder $20\frac{2}{5}$ Karat fein gerechnet.

Die Silbermünzen sind entweder Silberklumpen, oder Schuits, Sennі und Doppeltsenni. Die Japaner gießen nämlich das Silber, an Gehalt $14\frac{2}{3}$ Loth fein, sowohl in länglich breiten großen und kleinen Stäben, und wägen davon 50 Taels schwer ab, binden solche in Papier, und geben es einander in Zahlungen, als auch in Form großer und kleiner Klumpen oder Bohnen, und wägen davon einander zu. Die großen Silberklumpen sind mit verschiedenen Gepräßen, unter andern dem vom Daikoku, dem Gott des Reichthumes, mit seinem Hammer, Tonne und Sack, Fig. 1638. Ihr Werth ist nicht genau, sondern nur nach dem Gewichte bestimmt. Der größte soll $14\frac{2}{3}$ Loth schwer, mithin 28 Mark 9 Schill. der kleinste ab 6 Pfenn. cölln. schwer, und folglich 11 Schill. 8 Pf. hamburger Courant, werth seyn. Ein Ita, oder Schuit, Fig. 1639, soll $10\frac{1}{2}$ Loth cölln. ungefähr wiegen, und dergestalt des Silbers 14 L. 12 Grän seyn, so, daß er also 16 M. 10 Sch. Banco werth ist. Ein Senni, oder Putje, Fig. 1640, ist auf der einen Seite mit dem Namen der Nengo, in der er geprägt ist, bezeichnet. Fig. 1641, ist ein doppelter Senni. Diese Münzen haben ein viereckiges Loch in der Mitte, woran man sie auf eine Schnur ziehen kann.

Von Kupfer haben die Japaner die Casches, welche ebenfalls ein viereckiges Loch in der Mitte haben, um sie aufreihen zu können. Sie werden aber in verschiedener Anzahl aufgereihet, bis auf 600 Stück, die eine Telle ausmachen.

Die Holländer schätzen eine Telle Silber auf 3½ Fl. ihrer Währung, welches ungefähr Mark 4 = 14 hamb. Cour. beträgt. Ein spanisches Stück von Achten wird in Zahlungen zu 7 Maes, bis 75 Conderies, angenommen.

Car. Let. Thunberg tal om de Mynt-Sorter, som i äldre och senare tider blifvit slagne och varit gängbare uti Kejsaredömet Japan (D. i. Antrittsrede, von den alten und neuen japanischen Münzen.) Stokh. 1779, 8. 2. B. (s. das 93. St. der Hist. gel. Anz. v. J. 1780, S. 753 — 755.

Das Gewicht, Pikul genannt, hat 100 Cattis, und beträgt genau 130 Pfund engl., oder beynahe 122 Pf. hamb. Gewicht.

Ihre Maße für Reiß werden, wie folget, genannt und eingetheilet. 1 Gant ist 3 Cocas. 100 Gantas heißt 1 Ickagoga. 1000 Ickgogas heißt 1 Ickmagog, und 10000 Ickmagogs heißt 1 Managoga.

Von ihrem Ellenmaße, s. den Art. Ichien.

Die japanischen Künstler sind sehr geschickt aber die Natur hat sie nicht zu Erfinden bestimmt. Die kleinen Arbeiten, welche sie mit einer erstaunlichen Feinheit machen, sind zu gleichförmig. Sie bewundern dasjenige, was die Europäer verfertigen, und machen es mit vieler Leichtigkeit nach. Dieses haben sie mit den Chinesern gemein, welche sehr gute Affen in den Küsten sind. Wenn man die Tischlerarbeiten und den Firniß der Chineser mit den japanischen zusammen hält, so kann man sie Anfangs kaum von einander unterscheiden; ein wenig Aufmerksamkeit aber ist hinreichend, um allem, was aus der Hand der Japaner kömmt, den Preis zu zu gestehen. Wie viele wahre und bleibende Vortheile würden sie sich nicht verschaffen, wenn nicht ein blindes Mißtrauen sie in ihren Inseln gefangen hielte, sondern ihnen erlaubte, selbst die Meere zu beschiffen, und die Reichthümer der Natur und Kunst den Nationen vor Augen zu legen!

Die

Die japanische Sprache ist von der chinesischen ganz unterschieden, und kömmt mit der tatarischen überein. Im Schreiben bedienen sich die Japaner theils der chinesischen Zeichen, welche in Columnen von oben herab, und zwar von der rechten Hand gegen die linke gehen, theils auch alphabetischer Buchstaben, mit denen von der rechten zur linken, und von der linken wieder zur rechten geschrieben wird. Ihre Druckerey und Mahlerey ist vollkommener, als die chinesische; aber den Europäern müssen sie in beyden nachstehen.

Die Haut der Japaner ist meistentheils gelblich, obschon einige wenige, zumahl unter dem Frauenzimmer, beynahe ganz weiß sind. Sie haben kleine Augen, und starke hohe Augenbraunen, wie die Chineser und Tataren. Ihre Nasen sind zwar nicht platt, aber doch kürzer und dicker, als die unsrigen. Sie haben schwarzes Haar. Es herrscht aber ein so ewiges Einerley in der Art sich aufzusetzen, durch ganz Japan, daß vom Kaiser bis zum Bauer, der Haarputz immer eben derselbe ist. Der nähmliche Kopfputz ist außerordentlich sonderbar. Von der Stirn an bis sehr weiter hinter, sind ihre Köpfe in der Mitte ganz glatt geschoren; die noch übrigen Haare aber, um die Schläfe herum und in Nacken, auf dem Kopfe wieder in einen fingerlangen Busch hinauf, und zusammen gebunden. Diese Bürste von Haaren wird alsdann mit weißen Faden umwickelt, und etwas rückwärts gebunden. Die Weiber behalten alle ihre Haare, flechten und rollen sie auf dem Kopfe über einer Rolle zusammen, befestigen sie mit sehr verzierten Nadeln, und ziehen die Haare alsdann auf beyden Seiten dieser kleinen Rolle heraus, daß sie die Gestalt von zwey Flügeln bekommen. Hinter diesem Kopfputze wird hernach ein Kamm eingesteckt. Nur die Aerzte und

Priester machen eine Ausnahme von der allgemeinen Mode des Haarputzes. Ihre Köpfe sind ganz glatt geschoren, wodurch sie sich von ihren übrigen Landsleuten ganz besonders auszeichnen.

Die Kleidertracht der Japaner ist noch eben dieselbe von undenklichen Zeiten her. Sie besteht aus einem oder zwey großen, langen und weiten Röcken, welche vermittelst eines Gürtels um den Leib herum befestigt sind. Das Frauenzimmer trägt sie viel länger, als die Männer, und zwar mit langen Schleppen. Im Sommer sind sie sehr leicht und dünn, im Winter aber mit Federn und Baumwolle ausgefüttert. Die Kleider der Vornehmsten bestehen aus seidenen, der Geringern hingegen aus baumwollenen Zeugen. Das Frauenzimmer trägt überhaupt mehr Röcke, und ist weit prächtiger in seinem Anzuge, als die Männer; daher man bey ihnen vielfältig mit goldenen und silbernen Blumen durchwebte reiche Stoffe antrifft. Diese Kleidung wird gemeiniglich an der Brust offen getragen. Die Aermel derselben sind sehr weit und lang, und werden zum Theil wieder zurück fest genähet, welches eine Art von Schubsack macht, in welchen sie sehr bequem ihre Hände stecken können. In diesen Taschen tragen sie gemeiniglich Papier, und allerley leichte Sachen bey sich. Leute von Stande zeichnen sich von der niedern Classe, durch ein kurzes und leichtes schwarzes Jäckchen, welches über die andere Kleidung her getragen wird, und durch weite, an beyden Seiten offene Ueberhosen aus, welche zwischen den Beinen zusammen genähet sind. Einige tragen auch Unterhosen; sie gehen aber sonst insgesammt mit bloßen Beinen. Statt der Schuhe haben sie weiter nichts, als Sandalen von Stroh. Diese werden durch einen Bogen, welcher über den Fuß herüber geht, an welchen ein zwischen der großen und der zweyten Fußzehe durchgezogener Riemen gebunden wird, an den Füßen fest gehal-

ten

ten. Im Winter trägt man leinene Fußsocken, und bey regnichtem schmutzigen Wetter wohl auch hölzerne Schuhe. An dem Gürtel hängt der Säbel, der Fächer, und eine Tobackspfeiffe; der Säbel jederzeit an der linken Seite, jedoch die Schneide oberwärts. Staatsbediente tragen zwey Säbel, wovon der eine viel länger, als der andere, ist. Männer und Weiber tragen beständig, sie mögen in oder außer dem Hause seyn, Fächer.

In Ansehung der Art, ihre Namen zu gebrauchen, unterscheiden sie sich von allen andern Nationen. Man bedient sich des Familiennamens niemahls, als bey Unterschrift in öffentlichen Verhandlungen; und der besondere Name, durch den man sich in der Gesellschaft unterscheidet, verändert sich gemeiniglich nach dem Alter und den Umständen desjenigen, der ihn führt, so, daß also ein und eben dieselbe Person 5 bis 6 Namen in ihrem Leben gehabt haben kann.

Sie rechnen ihr Alter nach ganzen Jahren, ohne darauf zu sehen, ob sie am Anfange oder Ende des Jahres geboren seyn. Man pflegt daher von einem Kinde, wenn es auch nur einige Tage vor dem neuen Jahre geboren ist, am nächsten Neujahrstage zu sagen, es ist ein Jahr alt.

Vornehme und reiche Frauenzimmer haben, wenn sie ausgehen, ein zahlreiches Gefolge von Aufwärterinnen hinter sich, welche gemeiniglich sehr schön sind. Sie fürchten nicht, ihren Männern verführerische Gesichter unter die Augen zu stellen; sie hägen so gar keine Eifersucht gegen einander. Sie kennen den edeln Stolz ihrer Männer, welcher sie gegen jeden Zufall sicher stellt. Ueberdies verehren sie ihre Männer bis in ihren Begierden; und die Unterwürfigkeit, in der sie ihre Aufwärterinnen halten, giebt der Eifersucht keinen Raum, die ein höherer Grad von Schönheit unter unsern Damen hervor bringt. Die japanischen

Frau-

Frauenzimmer leben auch fast stets in ihrer eigenen Gesellschaft, und die mehresten Männer begeben sich nur zu ihren Ehefrauen, wenn das Vergnügen sie dazu antreibt. Also ist es eine Art von Schadloshaltung, die ihnen verstattet wird, wenn sie sich artige Mädchen zu Gesellschafterinnen wählen können, denen sie ihre Reize anzuvertrauen scheinen. Da diese sie im Bade und in den geheimsten Geschäften bedienen, so würde es eine Strafe für sie seyn, wenn sie häßliche und alte Aufwärterinnen um sich sehen müßten.

Die Heurathsgebräuche der Japaner, habe ich im XXIII. Th. S. 364, fgg. beschrieben.

Obgleich der Japaner eine aufrichtige Zuneigung zu seiner Ehefrau höget, so sieht er sie doch ziemlich selten. Aber er hat Kebsweiber, mit denen er sich die Zeit vertreibt, wenn das Herz oder der Körper ihn dazu reizt. Er hat außerdem eine besondere Neigung für eine andere Art Vergnügen, welches ich nicht nennen mag. Uebrigens kann es sich treffen, daß er die Schmeicheleyen seiner Ehegattinn empfängt, ohne daß er viel von dem seinigen dazu beyträgt; dieses geschieht an verschiedenen Orten. Er speiset niemahls mit ihr, als in den glücklichen Augenblicken, worin sie seine Liebhaberinn wird; und wenn er sich mit ihr unterredet, so hütet er sich, ihr nirgend eine fremde Sache oder ein Geheimniß anzuvertrauen. Ich glaube, daß man die öffentliche Ruhe, welche in Japan herrscht, der löblichen Gewohnheit, nie mit dem Frauenzimmer von Staatssachen zu sprechen, zuzuschreiben habe. Es ist ihnen ausdrücklich verboten, ihre Männer über solche Gegenstände zu befragen.

Die Erziehung, welche die Japaner ihren Kindern geben ist einfach, aber der Familie vortheilhaft. Man ist bey ihnen nicht, wie in Europa, gezwungen, durch neue Abhandlungen, die Grundsätze der alten Erziehung zu verbeßern: Sie folgen der Natur in

der

der ersten Kindheit, und helfen der Vernunft, so bald sie sich entwickelt. Es giebt wenig Mütter in Japan, welche nicht selbst ihre Kinder säugen. Sie würden über die grausamste Delicatesse, womit die meisten unserer Damen groß thun, schamroth werden. Sie würden glauben, aufzuhören, Mütter zu seyn, wenn sie fremden und stets verdächtigen Händen die zarte Frucht einer Verbindung anvertraueten, welche sie höher schätzen als das Leben. Die erste Zärtlichkeit der japanischen Mütter für ihre Kinder wächst nur desto mehr, so wie die Bedürfnisse sich vermehren. Man kennt hier den Gebrauch der Windeln nicht; grausame Fesseln, die den zarten Gliedern der Kinder Gewalt anthun, und verursachen, daß sie fast immer verdrießlich sind, weil sie leiden! Die Japaner beschäftigen sich nicht eher mit der Bildung des Verstandes und Herzens ihrer Kinder, als bis diese verstehen können, was man ihnen sagt. Sie sind überzeugt, daß jede Art von Erkenntniß, die der Beurtheilungskraft, deren Schimmer man im sechsten oder siebenten Jahre verspüret, zuvor kömmt, eine kaum entwickelte Einbildungskraft entweder erschöpfe oder erschwäche, und schränken sich bloß auf organische Unterweisungen ein, ich meine auf die Stellung und Haltung des Körpers, auf den Gang, auf die Sprache; überdies lehren sie ihre Kinder nur die Wörter, die ihnen nöthig sind, um ihre Bedürfnisse und ihre Erkenntlichkeit zu erkennen zu geben. So bald aber der Verstand hervor leuchtet, lassen sie es sich ernstlich angelegen seyn, denselben zu bilden. Sanftmuth beleidiget ihre Lehren, und sie wissen von jenen grausamen und erniedrigenden Strafen, die einen Theil der pedantischen Uebungen unserer Schulmonarchen ausmachen, nichts. Man muß, sagen die Japaner, diejenigen Lehren liebenswürdig zu machen wissen, welche man in Ausübung gebracht sehen will. Sie haben, wie wir, Collegien

und

und Kostschulen. Diese werden von den Bonzen oder Mönchen, den einzigen Bürgern in Japan, die sich mit diesem Geschäfte abgeben, gehalten.

Die Reinlichkeit, eine Tugend, welche den Japanern so gewöhnlich, als sie den Hottentotten fremd ist, leuchtet unter andern in ihren Häusern hervor. Diese Häuser sind höchstens 7 Klafter hoch. Ein besonderes Gesez verbietet den Japanern, ihre Gebäude höher aufzuführen. Die Materialien, deren sie sich bedienen, und die Art damit zu verfahren, würden keine größere Höhe verstatten. Selbst der Palast des Kaisers hat nur ein Stockwerk. Obgleich Stein- und Marmorbrüche in Japan häufig sind, so bauet man doch nur mit Holz. Diese Bauart ist für die Austragung der vortrefflichen Firnisse, welche die Japaner sehr lieben, bequemer. Ueberdies zieht diese Nation die Bequemlichkeit einer eiteln Pracht vor; dieses aber hindert sie nicht, selbst den mittelmäßigsten Häusern ein zierliches Ansehen zu geben. Die Paläste der Großen sind nicht so kostbar, als die europäischen, aber in allem herrscht doch eine edle Einfalt. Ihre vorzüglichsten Zierrathen bestehen in gemahlten und mit Firniß überzogenen, so genannten spanischen Wänden, welche oft die Stelle der Scheidewände vertreten, in porzellanenen Vasen von mancherley Gestalt und Größe, in mit Franzen eingefaßten Matten, in Büchern, in Gemählden, welche größtentheils in Figuren von Vögeln bestehen, darin sie vorzüglich geschickt sind. In jedem Hause ist ein Zimmer für Freunde bestimmt. Hier findet man alles vereint, was der Japaner köstliches aufzuweisen hat. Es ist ein großes Gemach, welches gleichsam durch die spanischen Wände, welche man in die besonders dazu gemachten Fugen auf dem Fußboden und der Decke einschiebt, in verschiedene kleinere Zimmer abgetheilt ist. Diese Häuser halten sehr trocken. Man nimmt zum

Bauen

Bauen nur Cedern- und Tannenholz. Die Balken welche auswendig erscheinen, und die Breter, welche das Dach ausmachen, sind mehrentheils mit Firniß überzogen, und zuweilen vergoldet. Diese Balken werden mit Blumentöpfen besetzt, welches einen reizenden Anblick giebt. Die gedielten Fußböden sind 2 Fuß hoch von der Erde erhaben; auf diese legt man doppelte, 3 bis 4 Zoll dick mit Stroh ausgestopfte Matratzen. Statt unserer Glasfenster bedienen sie sich hölzerner, ins Gevierte abgetheilter Rahmen, welche mit sehr feinem weißen Papiere bezogen, und noch so ziemlich durchsichtig sind. Von Stühlen, Schränken, Bänken, Betten, Oefen, ist nichts in ihren Zimmern zu sehen. Ihre Speisen werden auf einem niedrigen, nur einige Zoll hohen Tische, und nur eine einzige Schüssel auf einmahl aufgetragen. Sie besitzen zwar Spiegel, hängen dieselben aber nie zur Zierde in ihren Zimmern auf. Diese sind von einem zusammen gesetzten und glatt polierten Metalle verfertigt, und werden nur bey der Toilette gebraucht. Der bey ihnen ziemlich harten Winter ungeachtet, wodurch sie in die Nothwendigkeit gesetzt werden, vom Nov. bis zum März ihre Häuser zu erwärmen, trifft man doch weder Oefen noch Kamine bey ihnen an. Statt dieser haben sie in der Mitte des Zimmers einen Heerd, der mit heißer Asche und Kohlen angehäuft ist; diesen bedecken sie mit einem sehr niedrigen, mit einer Decke gezierten Tische. Sie machen auch Feuer in kupfernen und irdenen Töpfen; diese Hitze ist der Gesundheit nicht zuträglich, und die Heerde verursachen öfters Feuersbrünste. Einige große Herren in der Gegend von Nanzasacki haben, nach dem Modell, welches die Holländer ihnen gegeben haben, Kamine bauen lassen; aber sie haben von dem Kaiser die Erlaubniß nicht erhalten können, Schlösser nach europäischer Bauart aufzuführen.

Die

Die Japaner haben sehr artige Gärten, welche sie mit Sorgfalt unterhalten, und welche man fast immer blühend findet. Sie sammeln das Wasser aus den kleinsten Quellen, um Cascaden und Bassins zu bilden. Da sie ihre Wohnung lieben, so beeifern sie sich, dieselbe zu verschönern, und sich hier das angenehme Nothwendige zu verschaffen.

Die Heerstraßen sind zwar nicht, wie viele in Europa, gepflastert und gestampft, dagegen aber sind die Wege in Japan reitzender, für ihre Art zu reisen bequemer, und besser unterhalten. Sie sind mit verschiedenen Reihen Tannen eingefaßt, unter denen der Wanderer einen Schirm gegen die Hitze der Sonne findet. Man beklagt sich hier zu Lande nicht, daß der Schatten der Bäume den gebaueten Feldern, die ihnen zur Seite liegen, schädlich sey, weil, wenn auch dieser Schatten die Reifung des Getraides verzögerte, man einen geringen Verlust durch ein wirkliches Gut zu ersetzen weiß. Diese Heerstraßen sind häufig, und eröffnen eine vollkommene Gemeinschaft zwischen allen Provinzen und Städten einer Insel Alle laufen auf die Hauptstadt, wie auf ihren Mittelpunct, zu. Von der Brücke von Jedo fängt man den ersten Grad aller Entfernung zu zählen an, die von tausend zu tausend geometrischen Schritten durch kleine Erhöhungen bezeichnet sind, so, daß der Reisende stets weiß, wie weit er von der Hauptstadt entfernt ist. Einige dieser Wege sind über 100 Schritt breit; keiner ist schmähler, als 60 Fuß. Man unterhält sie sorgfältig; und die Bauern, denen diese Arbeit aufgetragen ist, finden ihre Bezahlung in dem Moder und den abgefallenen Zweigen, die sie fortführen. Die Zweige erwärmen sie, und der Moder giebt den besten Dünger. Sie sind gewiß weniger unglücklich, als die Bauern in verschiedenen europäischen Staaten, welche Frohndienste verrichten müssen, die ihre Zeit wegnehmen

men und ihre Kräfte erschöpfen. Die große Menge der Heerstraßen und Brücken in Japan, zwingt die Regierung nie, dem nützlichsten Theile des Volkes eine lästige Taxe aufzulegen. Man weiß hier weder von Wegegeld, noch von Brückenzoll; und wenn beträchtliche und dringende Ausbesserungen größere Arbeiten erfordern, so werden die hiezu bestellten Arbeiter aus dem Schatze des Kaisers selbst bezahlet. Die Heerstraßen sind, in gewißen Distanzen, mit bedeckten Brunnen versehen. Man findet auf denselben eine Menge Gasthöfe; wo man mit eben so vieler Geschwindigkeit, als Reinlichkeit bewirthet wird. Sie sind mit gemeinen und abgesonderten Bädern versehen. Man findet Musikanten, Possenspieler, Mädchen und Ganymeden. Letztere Waare ist in Japan sehr beliebt. Es giebt so gar Häuser, die zur Erziehung dieser jungen Schlachtopfer einer abscheulichen Leidenschaft bestimmt sind, welche unglücklicher Weise in einem Lande, wo die Vielweiberey erlaubt ist, häufiger ist. Siehe Th. XXVI. S. 677, f. Die Mädchen sind zierlich geputzt, und sehr anziehend. Sie tanzen, singen, spielen auf verschiedenen Instrumenten. Viele unter ihnen sind in gewissen Künsten unterrichtet, die dergleichen Weibsbilder in Europa wenig kennen. Die Japaner verlangen Witz und Verstand in allem. Die Chineser, ihre ewige Nebenbuhler, kommen häufig nach Japan, bloß um das Vergnügen zu genießen, zu reisen, und die Annehmlichkeiten zu schmecken, welche eine sinnreiche Wollust über diese Heerstraßen verbreitet hat; daher man auch gemeiniglich Japan das Bordell von China nennt. Man findet überdieß bey dem Eintritt in jede Provinz und in jeden District, Pfähle, woran die Namen der Befehlshaber, der Umfang der Provinz, die Anzahl der Einwohner, die Städte und Flecken, und die Vorschriften der Polizey aufgezeichnet sind. Die Sal-

len- und Packträger sind mit geringer Bezahlung zufrieden.

Wenn man aber die Sorgfalt loben muß, mit der die Japaner ihre Wege unterhalten und verschönern, so kann man sich hingegen über ihre Art zu reisen kaum des Lachens enthalten. Ihre Reise geht sehr langsam. Diejenigen, die zu Fuße reisen, tragen Stiefel, welche oben sehr weit sind, und gegen den Fuß sehr enge zugehen. Sie stecken das untere Ende ihres Kleides in diese Stiefel, weil es ihnen hinderlich seyn würde, wenn sie es frey hängen ließen. Männer und Frauen von der niedern Classe nehmen es nicht so genau; sie schürzen sich ohne Umstände bis an den Gürtel auf, und glauben keine Unanständigkeit zu begehen, wenn sie dasjenige auf der Heerstraße sehen lassen, was sie in den Pagoden sorgfältig verbergen. Die Pferde haben Schellen um den Hals, die ein wenig größer sind, als diejenigen, welche man gewöhnlich den Maulthieren anhängt. Ohne Zweifel gefällt ihnen dieses Geräusch. Sie reiten auf eine der unsrigen ganz entgegen gesetzte Art. Sie sitzen nämlich mit kreuzweise geschlagenen Füßen auf dem Pferde. Man legt zwey Felleisen auf den Rücken des Thieres. Zwischen beyden wird ein Platz gemacht, der mit Wolle oder unbearbeiteter Seide gepolstert, und so breit ist, daß der Reiter sich bequem hinsetzen kann. Ein Bedienter hält den Zügel des Pferdes, führt es, und singt ein lustiges Lied, so wie es die japanische Musik mit sich bringt. Der Reiter ist in einen weiten Mantel von gefirnißtem Papier gehüllt, welches allem Regen widersteht, und mit einem breiten Strohhute bedeckt, der ihm zu einen Sonnenschirme dient. Diese Ausstaffierung ist in der That grotesk, gefällt aber den Japanern deshalb nicht weniger.

Man findet in Japan Privatfuhrwerke. Der geringste Herr vom Hofe hat deren 10 bis 12; Miethkutschen

kutschen aber sind hier unbekannt. Die Fremden finden für ihr Geld Palankine, welche von Menschen oder Pferden getragen werden; ein ganz bequemes Fuhrwerk, dessen Langsamkeit aber diejenigen abschreckt, die das Reiten vorziehen.

Sicherheit herrscht auf allen Heerstraßen. Die Japaner bestrafen den Diebstahl mit einer entsetzlichen Schärfe. Ueberdieß sind die japanischen Bettler nicht gänzlich ohne Nationalstolz; sie sind wenig zum Stehlen geneigt, ihre Noth mag so groß seyn als sie will.

Den Toback haben wahrscheinlicherweise die Portugiesen zuerst in Japan eingeführt. Jetzt rauchen hier Alt und Jung, Männer und Weiber beständig Toback, und blasen den Rauch durch die Nasenlöcher heraus. Eine Tasse Thee, und eine Pfeife Toback sind die ersten Höflichkeitsbezeugungen in ihren Häusern gegen Fremde. Ihre Tobakspfeiffen haben Mundstücke und Köpfe von Erz oder weißem Kupfer. Die Höhlung des Kopfes ist so enge, daß kaum eine gewöhnliche Erbse hinein geht. Der Tobak wird fingerslang so fein wie Haare geschnitten, und in Kügelchen, wie Pillen, aufgerollt, um just in die enge Mündung des Tobakspfeiffenkopfes hinein, zu passen. Dergleichen Kügelchen gehen freylich bey dem Tobakrauchen in großer Anzahl auf, da auf wenige Züge eine solche Pille aufgeraucht ist.

Von den Jammabos, oder gewissen Mönchen in Japan, welche eine sehr strenge Lebensart führen, siehe Th. XXVIII, S. 806, flgg.

Von der bey den Japanern üblichen Cur der Kolik durch das Stechen mit der Nadel, siehe im Art. Kolik.

Some observations concerning Japan, its situation, temperature, productions; customs &c. made by an ingenious person, that hath many years resided in that country; as they were communicated in treach by M. J. whence they are thus englished

by the Publisher, st. im IV. B. der Philos. Transact. 4. d. J. 1669, No. 49, S. 983 — 986.

Ambassades de la Compagnie Hollandoise d'Orient vers l'Empereur du Japon, à Par. 1687. 12. 2. Voll.

Histoire de l'eglise du Japon, par Mr. l'Abbé de T. à Par. 1659. 4. 2 Voll.

Observations critiques & philosophiques sur le Japon & sur les Japonnais, à Amst. 1780, 12.

D. übers. u. d. T. Kritische und philosophische Bemerkungen über Japan und die Japaner. Aus dem Französ. Bresl. 1782, 8. 13. u. c. h. Bog.

Geschichte der Schiffahrten und Versuche, welche zur Entdeckung des nordöstlichen Wegs nach Japan und China von verschiedenen Nationen unternommen worden; zum Behuf der Länderbeschreibung und Naturgeschichte dieser Gegenden herausgegeben, von Jo. Eph. Adelung, Halle, 1768. gr. 4. 740 S. u. 19 K. L.

Histoire & description generale du Japon, par le P. de *Charlevoix*, à Par. 1736. 4. 2 Voll. u. eb. das. in 9 Duodez.

Neue Ausl. u. d. T. Histoire du Japon, où l'on trouvera tout ce qu'on a pu apprendre de la nature & des productions du pays, du caractère & des coutumes des Habitans, du gouvernement & du commerce, des revolutions arrivées dans l'empire & dans la religion, & l'examen de tous les Auteurs qui ont ecrit sur le même sujet. Nouvelle edition enrichie de figg. en t. d. revue corrigée & augmentée, & mise dans un nouvel ordre par l'Auteur, à Par. 1754, 12. 6 Voll.

Entwurf einer Naturgeschichte des japanischen Reichs, aus des P. Charlevoir Histoire de Japon, st. im 2. Th. der mineralog. Belustig. Lpz. 1768, gr. 8. S. 154 — 176.

Engelb. Kaempferi Japoniae descriptio, st. in Dessen Amoenitat. exot. Lemgov. 1712. 4. S. 478, fgg.

The history of Japan, giving an account of the antient and present state of the government of that empire, of its temples, palaces, castles and other buildings; of its metals, minerals, trees, plants, animals, birds and fishes; of the chronology and succession of the Emperors ecclesiastical and secular; of the original descent, religions, customs and manufactures of their Natives, and of their trade and commerce with the Dutch and Chinese; written in High-Dutch by *Engelb. Kaempfer*, and translated from his original Manuscript, never before printed, by J. G. Scheuchzer; to which is added part of a Journal of a voyage to Japan, made by the English in the year 1673; illustrated with many Copper-plates. Lond. 1721, f. 2 Voll.

Histoire naturelle, civile & ecclesiastique de l'empire du Japon, composée en allemand par *Engelb. Kaempfer*, & traduite en françois sur la version angloise de J. G. Scheuchzer. Ouvrage enrichi de quantité de figures, dessinées d'après le naturel, par l'Auteur même. à la Haye 1729, f. 2 Voll. à Paris, 1758, 12. 3 Voll.

Engelb.

Engelb. Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan aus den Originalhandschriften des Verfass. herausgegeben von Chrst. Wilh. Dohm. Erster Band, Lemgo 1777, 4. 2 A. 1 B. Zweyter und letzter Band, 1779, 2 A. 15 B. n. Charten und 45 Kupfert. auf Foliobläuern.

Etwas aus E. Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan, st. im 97, 98 und 100 St. des Hannov. Magaz. von J. 1779.

Ein Auszug aus dem Kämpferischen Werke, st. im 5 Bändchen der Bibliothek der neuesten Reisebeschreib. Nürnb. 1782, 8. 1 A.

Curious account of the Inhabitans of the Empire of Japan, their government, manners and customs; in a letter from C. P. Thunberg to Jos. Banks, st. im 70 B. der Philos. Transact. a. d. J. 1780.

Schreiben des Hrn. Thunberg über die Regierungsform, Sitten und Gewohnheiten der Japaner, st. im 95 St. der Goth. g. Z. 1780. S. 776 — 780.

Das Neueste aus Japan, in einem Schreiben des Hrn. Thunberg an Hrn. Banks, st. im Gött. Taschenb. z. N. u. Vergn. fürs J. 1782. S. 1 — 15.

Hrn. Thunbergs vorläufige Nachricht von Japan und den Japanern, st. bey den krit. und philos. Bemerk. über Japan, Bresl. 1782, 8. S. 189 — 200.

Japanische Arbeit, s. Lackieren.

Japanische Erde, s. Th. XI. S. 333, f.

Japanischer Hahn, s. Th. XXI. S. 183.

Japanisches Holz, Fernambuckholz; s. Th. XII. S. 612.

Japanisches Huhn, s. Th. XXVI. S. 15.

Japanisches Papier, s. Papier.

Japanisches Porzellan, s. Porzellan.

Japanischer Thee, s. Thee.

Japanieren, Fr. Japonner, ein Wort, welches die Kaufleute, die den Porzellanhandel treiben, brauchen, und wodurch sie eine neue Art, die sie in England und Holland dem chinesischen Porzellan geben lassen, ausdrücken, dessen Werth sie vermehren wollen, wenn sie solches für japanisch ausgeben; siehe unter Porzellan.

Japara, oder **Giapara**, ein ostindianisches Königreich auf der Insel Java an der Nordküste, nebst einer

Stadt und einen Fort gleiches Namens, an dem Ausflusse eines eben diesen Namen führenden Flusses in die See. Dieser Ausfluß des Japaraflusses giebt einen sehr guten Hafen ab, in welchem allerley Schiffe einlaufen können; wie denn wirklich allerley Schiffe von den meisten, auch entferntesten, Nationen von Asien, als Javanern, Persern, Arabern, Guzuratern, Macassaroern, Chinesern, Einwohnern von Coromandel und Achin, Maleyen und Pegnanern ꝛc. denselben häufig besuchen, und alle Arten von Waaren dahin bringen, welche in Asien und fast in allen Theilen der Welt zu finden sind. Die Plätze in Japara, wo Markt gehalten wird, wimmeln daher von allerley Nationen. Das Land und die Stadt Japara hat seinen eigenen König; das Fort Japara aber, nebst allen übrigen Festungen des Landes, gehört der holländischen ostindischen Compagnie, welche größtentheils das Zimmer- und Schiffbauholz, den Reiß, das Vieh und die Früchte, welche sie zu Batavia, Amboina, Ternate und Banda gebraucht, aus diesem Königreiche zieht, als welches einen großen Ueberfluß daran hat. Diese Compagnie hat auch daselbst seinen Aufseher über die Handlung, welcher den Titel eines Residenten führt.

Japarandiba, ein brasilianischer Baum, welcher eine aschgraue Rinde, ein hartes aber markigtes Holz, und längliche, spitzige und nervige Blätter hat. Die Blumen, deren allemal drey auf einem Stiele sitzen, gleichen an Größe, Farbe und Geruch, den Rosen, und haben acht Blätter. Die Früchte sind auswendig grau, inwendig aber gelb, und sehen wie ein Apfel aus, welcher aber oben so platt ist, als ob daselbst eine Scheibe davon abgeschnitten wäre. In jeder Frucht steckt ein eckiger, herzförmiger, leberfarbiger, glänzender Stein von der Größe einer Haselnuß. Marcgrav und Piso haben diesen Baum angeführt. Bey den

neuern

neuern Schriftstellern findet man keine Nachricht, außer daß Adanson solchen unter obigen Namen erwähnt, und 8 Blumenblätter, ungefähr 100 Staubfäden, und einen Griffel mit einem kegelförmigen Staubwege beschrieben hat.

Die Blätter sollen zertheilen, daher sie auch nicht nur äußerlich auf die Gegenden der verhärteten Leber geleget, sondern auch innerlich als ein Decoct gebrauchet werden.

Japon, s. Japan.

Jaque, *Jaquette*; s. Jacke.

Jaquinia, s. Jacquinie, im XXVIII Th. S. 36, fgg.

Jar, s. Jiar.

Jard, s. Yard.

Jardiniere, nennt man eine Art Stickerey, welche am Rande der Manschetten, Kopfzeuge oder Hauben, Busenstreife u. d. gl. angebracht wird, ohne über das Ganze dieser Sachen hervor zu ragen.

Jargon, s. Rothwälsch.

Bey den Juwelieren, eine gelbe Art Diamanten, welche weniger Härte haben, als die weißen. Siehe Th. IX, S. 183.

Jargon d'Auvergne, Hyacinthenfluß; s. Th. IX, S. 183, und Th. XXVII, S. 366.

Jarmouth, s. Yarmouth.

Jaroslaw, oder Jaroslow, eine Handelsstadt im Samborer Kreise, in Galizien, am Flusse San. Sie ist wegen eines großen Jahrmarktes berühmt, welcher daselbst jährlich am Mariä Himmelfahrtstage (d. 15 Aug.) gehalten wird, und der berühmteste in ganz Polen ist. Er wird von Kaufleuten aus Persien, von Constantinopel, Venedig, Amsterdam, aus Rußland, Deutschland, Ungarn und andern benachbarten Ländern, besucht. Insonderheit wird auf demselben stark mit Vieh gehandelt; wie denn Staro-

wolsky sagt, man habe zu seiner Zeit über 40000 Ochsen und 20000 Pferde dahin gebracht.

Jaroslow, Jariolow, Jerislaw, Jeroslaw, oder Jaroslaw, eine große und wolgebaute Handelsstadt an der Wolga, im moscauischen Gouvernement in Rußland, welche wegen der vortrefflichen Juchten berühmt ist. Es sind hier ansehnliche Fabriken von allerley Arten Leinwand und wollenen Zeugen; vornämlich ist die zatrapesnowische Manufactur merkwürdig, welche schon zu Peter's I. Zeiten angelegt worden, aber erst unter der Kaiserin Anna in rechten Flor gekommen ist. Sie hat über 2000 Werkstellen, über 2000 leibeigene Arbeiter, überhaupt aber über 6000 Personen, welche Leinwand und allerley seidene und wollene Zeuge verfertigen. Die schöne russische Kirche daselbst hat im Lande wenig ihres Gleichen.

Jarre, oder Giarre, ist: 1. Ein großes Gefäß von gebrannter Erde, in welchem die Provincialen ihr Baumöhl, und auf dem Meere das süße Wasser aufbehalten. 2. Ein Getränkmaß in Frankreich, welches ungefähr 40 pariser Pinten hält. 3. Ein in den Städten der Levante, insonderheit zu Metelin, gebräuchliches Inhaltsmaß, womit man die Weine und Oehle mißt. Der Jarre zu Metelin hält 6 Oeques.

Jarret, die Kniekehle; s. Knie.

Jarsey, s. Jersey.

Järter, eine Art Fische, welche fast wie die Jäsen gestaltet, doch schmäler, länglicher und dünner sind, auch kleinere Schuppen haben. Die Floßfedern sind bläulich, die Augen goldgelb: ihr Fleisch ist sehr fett, und ganz sonderbar vom Geschmacke, vornämlich aber gut zu braten. Weil sie meistentheils in der Oder gefangen werden, so bratet man sie in den, an derselben gelegenen Städten, sonderlich zu Herbstzeiten, schlägt sie in Fässer, und übersendet sie an andere Orte, weil

sie

sie sich auf diese Weise ziemlich lange halten, und ein bereitetes Essen abgeben.

Jäschen, Jäscht; s. Gäschen, Gäscht.

Jäse, (die) oder der Jäsen, Cyprinus Jeses, in der Mark Brandenburg eine Benennung des im I. Th. S. 466, fgg. beschriebenen Alant, eines eßbaren Flußfisches, welcher auch Gäse, Giese, imgleichen Bratfisch genannt wird.

Jaseur, s. Seidenschwanz.

Jasione montana L. Schaf-Scabiose; siehe unter Scabiose.

Jasmin, Jesmin, auch von einigen Gelsamine, oder Gelsemin genannt, L. Apiaria, Gelseminum, Jasaminum, Jasminum, Ital. Gelsemino, Engl. Jasmine oder Jessamine-tree, Fr. Jasmin, nach welchem Muster einige auch den deutschen Namen Schasmin oder Schesmin aussprechen, ein Pflanzengeschlecht, welches aus Ostindien zu uns gekommen ist, des röhrenförmiger Kelch mit 5 Spitzen geendigt, und dessen Blumenblattes lange Röhre in den platten, fünffach zerschnittenen Rand verbreitet ist. In der Blumenröhre sitzen zwey kurze Staubfäden, und der rundliche Fruchtkeim trägt einen Griffel mit doppeltem Staubwege. Die glatte, eyförmige Beere enthält in zwey Fächern zwey längliche Samen. Die Einschnitte des Blumenblattes sind sowohl in Ansehung der Gestalt, als auch der Anzahl, öfters verschieden. Einige Arten zeigen gemeiniglich 8, auch wohl noch mehrere Einschnitte in dem Blumenblatte und in dem Kelche. Diese hat Hr. v. Linné von dem Jasmin abgesondert, und unter einem besondern Geschlechte angeführt, dem er den Namen Nyctantes gegeben hat, weil diese Blumen sich gemeiniglich des Nachts öffnen, und dann vorzüglich stark und angenehm riechen, am Tage aber abfallen, daher auch Dietrich im Deutschen dieses Geschlecht Nachtblume genannt hat. Man sieht aber sowohl

am Tage, als des Nachts, die Blume in ihrer Schönheit, und empfindet auch zu jeder Zeit den angenehmen Geruch davon, wie denn die abgefallenen Blumen noch den Geruch einige Zeit behalten. Wenn sie aufgeblühet sind, dauern sie kaum 24 Stunden, und fallen, wie viele einblätterige, bald ab.

Zu denjenigen Arten, welche nicht über fünf Einschnitte am Blumenblatte haben, und eigentlich Jasminarten sind, gehören folgende sechs.

1. Gefiederter weißer Jasmin, gemeiner weißer Jasmin, Veilrebe, Jasminum *Dod.* Jasminum album *Dalech. Gerard.* & *Theod.* Jasminum vulgatius flore albo *C. B.* Jasminum sive Gelseminum flore albo *J. B.* Jasminum flore albo *Besl.* Jasminum officinale, foliis oppositis pinnatis, foliolis distinctis *Linn.* Fr. Jasmin commun, Jasmin ordinaire à fleur blanche, Ital. Gelsemino bianco, Engl. common white Jasmine, wächst in Ostindien; doch hat Hr. v. Haller solchen auch auf den Felsen bey Chiavenna wild wachsend gefunden. Es ist ein niedriger schwacher Strauch, mit biegsamen, zuweilen auch gewundenen, und langen grünen Zweigen; an diesen stehen gefiederte Blätter einander gegen über, welche aus 5 oder 7 eyförmig zugespitzten, glänzenden grünen Blättchen zusammen gesetzt sind; davon stehen 4 oder 6 paarweise seitwärts, und 1 am Ende einzeln; das letzte ist etwas größer, auch öfters an einer Seite eingeschnitten. Die weißen lieblich riechenden Blumen, welche einige für die Dudaim der Hebräer halten, kommen bey uns im Jul. und August aus den Spitzen der Zweige zu einigen Stücken hervor. Gemeiniglich zeigen solche nur 4 Einschnitte, und diese sind unterwärts mit vorstehenden Läppchen besetzt, auch zuweilen etwas röthlich. Die 4 Kelcheinschnitte sind schmal und lang. Die Blumenblätter sind gemeiniglich einfarbig, zuweilen aber auch weiß- oder gelbgestreift. Der Same wird

unter

unter unserm Himmelsstriche niemals reif. Man kann diese Art entweder durch Ablegung der Zweige, welche man von der alten Pflanze nimmt, und dahin versetzt, wo sie bleiben sollen, oder aus abgeschnittenen Zweigen, welche man im Herbste zeitig einsetzt, ziehen. Bey strenger Kälte muß man den Boden zwischen diesen Pflanzen mit Lohe oder Schweinmist, oder die Pflanzen selbst mit Erbsenstroh oder etwas dergleichen bedecken, welches man bey gelindem Wetter wieder hinweg nimmt. Man muß auch die Pflanzen sogleich dahin, wo sie bleiben sollen, und zwar an eine Wand, Zaun oder Hecke, setzen, im Sommer wild daher wachsen lassen, und vor dem Ende des Märzes nicht beschneiden oder fest machen. Die Abarten mit gestreiften Blättern erfordern eine wärmere Lage, weil sie viel zärter sind, und können durch das Oculieren auf die gemeine Art fortgepflanzet werden; die weißgestreifte muß gegen Süden oder Südwest gesetzt, und in strengem Winter an ihren Aesten mit Matten oder Stroh bedecket; die gelbgestreifte aber gegen Morgen oder Abend gesetzt werden.

Nach der Erfahrung, welche Hr. Hofmed. du Roi zu Harbke angestellt hat, dauert dieser gemeine weiße Jasmin unter unserm Himmelsstriche, wenn die Winterkälte nicht gar zu hart fällt, in einem warmen bedeckten Stande; bey starkem Froste geschieht es aber wohl, daß eine junge Pflanze bis auf die Wurzel absterbt, und im folgenden Sommer wieder ihre neue Schüsse treibt. Auch Hr. Regier. R. Medikus, welcher sich seit 1772. durch verschiedene Versuche, ausländische Gewächse in dem churfürstl. botanischen Garten zu Mannheim im Freyem zu erziehen, (*) sehr verdient

(*) Man findet dieselben in den Bemerk. der kuhrpfälz. phys. ökon. Gesellschaft v. J. 1774. Lautern, 1776. 8. S. 123 — 298, und in Dessen Beytr. zur schönen Gartenkunst, Mannh. 1782, 8.

dient gemacht, hat unter andern auch mit dieser Staude Versuche angestellt, ob sie bey uns im Freyen ausdauern könne. Sie hat sich nebst ihren Aesten zwey Winter recht wohl erhalten und stark geblühet, aber nie Samen angesetzt. Doch ist sie im dritten Winter bis auf die Wurzel abgestorben; welches Hr. M. aber nicht dem Winter, sondern der Beschaffenheit des Bodens zuschreibt. Zu Manheim war ihr Standort ein steifer Letten, dessen Feuchtigkeit ihr im Winter zwar beschwerlich gewesen war, den Sommer über aber so viele Blumen getrieben hatte, daß sie unmöglich ansetzen konnte. Er glaubt also gewiß, daß sie, in einem mehr sandigen Boden, in unserm Himmelsstriche ausdauern werde. Von einer besonders schönen und großen, im Aug. 1726, in Braunschweig observirten Jasminraupe ertheilt Hr. D. Brückmann, in den Bresl. Samml. v. Aug. 1726, S. 234, f. Nachricht.

Diese sowohl ihres Nutzens, als auch des vortrefflichen Geruches wegen berühmte Staude verdient, daß man sie vorzüglich anpflanze. Sie dient, als ein Rebengewächs, zu Bekleidung der Laubhütten und Mauern. Man kann auch durch das Beschneiden artige Buschbäumchen aus ihr bilden. Ihre Blumen haben eine erfrischende, eröffnende, erweichende und lindernde Kraft, und theilen ihren lieblichen Geruch auch ausgepreßten Oehlen und andern Fettigkeiten, wie auch dem Zucker, mit. Wer sie in Menge besitzt und häufig sammeln kann, ist im Stande, nicht nur Oehle und Essenzen aus ihnen zu verfertigen, sondern sie auch überhaupt, wie die Orangenblüthen, zu nutzen. In der Arzeney werden sie zur Erleichterung der Brust verordnet. Die wie ein Pflaster aufgelegten Blätter sollen die verhärteste Geschwulst erweichen.

Die Blumen geben durch das Destillieren kein riechendes Wasser. Am meisten wird daraus ein

sch-n

schön riechendes Oehl bereitet, mit welchem die Italiäner in kleinen Gläsern handeln, welches aber selten aufrichtig, sondern meistens Mandel, oder anderes Oehl ist, welches nur mit etlichen Tropfen von dem wahren Jasminöhle angemacht worden ist. Die rechte Bereitung desselben geschieht auf folgende Art. Es werden die frischen Blumen des Jasmins, und Baumwolle, (*) die mit Beennußöhl (welches die Eigenschaft hat, daß es nicht ranzig wird,) getränkt worden, schichtweise in einem Gefäße eingelegt, gut vermacht, und an die Sonne gesetzt. Nach 24 Stunden werden die alten Blumen weggenommen, und zwischen dieselbe Baumwolle frische Blumen gelegt, wiederum der Sonne ausgestellt, und dieses so oft wiederhohlt, bis die Baumwolle einen Geruch angenommen hat, und so stark nach Jasmin riecht, als die Blumen selbst. Endlich bringt man diese Baumwolle unter die Presse, da man denn ein stark riechendes Oehl bekömmt, welches, wofern die Flaschen recht wohl verstopft werden, diesen Geruch lange behält. Oft gießt man aber auch nur das Beenöhl über die Blumen und setzt es in die Wärme.

Oder: Man nimmt ein weites Zuckerglas, thut eine Lage geschälter und zerschnittener Mandeln, welche ganz frisch sind, darein, über solche eine Lage Jasminblumen, dann wieder Mandeln, und oben Jasminblumen, und also eins um das andere, bis das Glas voll wird. Alsdann verbindet man es mit gewichstem Papier und doppelter Blase auf das beste, und stellt es etliche Tage an die Sonne. Hernach nimmt man die Blumen heraus, thut an deren Statt wieder frische hinein, verfährt damit wie zuvor, und wiederhohlt solches so lange, bis man glaubt, daß die Mandeln den Geruch genug an sich gezogen haben; alsdann presset man es, wie ein anderes Mandelöhl, aus.

Das Jasminöhl kömmt, an medicinischer Kraft, mit dem Kamillenöhle überein, und ist wider die kalten Flüsse

(*) Oder, nach du Hamel: Stücke von baumwollenem Zeuge.

Flüsse in Gelenken, wider Schmerzen und Krämpfe des Magens, der Därme und der Mutter gut, wird aber mehrentheils als ein Parfum, zu Einschmierung der Perrücken, Haare und Handschuhe, gebraucht.

Der Branntwein würde durch die Destillation eben so wenig den Jasmingeruch annehmen, welches man hingegen durch einen schlechten Handgriff bewerkstelligen kann, indem man nämlich Branntwein über das mit Jasminblumen ausgepresste Baumöhl gießt, und in einer Flasche stark herum schüttelt, da denn der Jasmingeruch das fette Oehl sofort verlassen, und in den Branntwein übergehen wird, welcher aber auch, die Flasche mag noch so gut verwahrt seyn, leicht wieder verraucht, und sich endlich gänzlich verliert.

Um Jasmin- (oder auch Tuberosen-) Essenz zu verfertigen, wird auf 1 Loth Spiritus, 1 Loth Jasmin- (oder Tuberosen-) Oehl genommen. Man läßt solches 4 Tage stehen, und rührt es zuweilen auf. Hernach wird noch 1 Quent des Oehles nachgesetzt, und 4 Tage an die Sonne oder zu einem warmen Ofen gestellet, und zuweilen wohl unter einander gerührt, und endlich über Baumwolle durch Löschpapier filtriret.

Jasmineſſig, wird wie Pomeranzenblüthenessig verfertiget. Ein Viertelpfund Blüthen werden in 2 Kannen guten Weinessig in einer wohl verwahrten Flasche, 3 bis 4 Wochen lang, an die Sonne gesetzt; alsdann gießt man sie durch ein feines Sieb, und hebt den Essig zum Gebrauche auf.

Die übrigen Arten der Zubereitungen der Jasminblüthen mit Zucker ꝛc. sind folgende.

Jasmin *en chemiſe*, oder weiß überzuckert. Man nimmt völlig aufgeblüheten Jasminblüthen die Stiele ab, taucht sie in Eyweiß, welches zu Schlamm geschlagen worden ist, wälzt sie hierauf in gesiebten Zucker herum, und legt jede, wie sie fertig ist, auf ein in einem Siebe liegendes weißes Papier; auf diesem läßt man sie auf dem warmen

Ofen

Ofen trocken werden, und bedient sich ihrer zu beliebigen Absichten.

Trockne Jasminsträuße, Fr. Bouquet de Jasmin au sec. Man nimmt schöne, wohl aufgeblühete Jasminblüthen mit den Stielen, die man auch, wenn sie zu lang sind, halb abschneidet, und bindet 3 oder 4 mit einem Faden zusammen. Jeden Strauß taucht man in, nach kleiner Fadenart gesottenen und halb abgekühlten Zucker, legt einen nach dem andern auf ein Sieb, damit er abtropfe, und bestreuet sie überall mit fein gestoßenem Zucker. Sodann nimmt man sie wieder einzeln auf ein anderes Sieb, und legt die Blüthen so, daß sie ausgebreitet bleiben. Hierauf läßt man sie in der Wärme trocken werden, und hebt sie in Schachteln, die mit weißem Papier ausgefüttert sind, an einem trocknen Orte auf.

Jasmin-Conserve. ¼ Pfund rein gelesene Jasminblüthen werden in einem Mörser mit 2 oder 3 Tropfen Citronensaft angefeuchtet, und sehr fein gestoßen. Man läßt sofort 2 Pf. Zucker nach großer Federart sieden, nimmt ihn von Feuer, läßt ihn halb kalt werden, thut alsdann die gestoßenen Jasminblüthen dazu, menget sie vermittelst eines Löffels, so gut als möglich, unter den Zucker, und thut die Conserve in Formen. So bald sie kalt geworden ist, schneidet man sie in Tafeln, so groß man sie haben will.

Jasmin-Gefrornes, Fr. Glace de Jasmin. Eine Hand voll rein gelesene Jasminblüthen werden fein gestoßen, aus dem Mörser in eine Kanne Wasser gethan, und ½ Pf. Zucker dazu geschüttet, womit man sie auf das beste vermengen muß. Wenn der Zucker zerschmolzen ist, läßt man es durch ein sehr dichtes Haarsieb laufen. Alsdann wird es in einer Eisbüchse auf Eis gesetzt, damit es gefriere. (Siehe Th. XVI. S. 616.)

Jasmin-Marmelade. Man stößt ½ Pfund wohl gelesene Jasminblüthen sehr fein, und drückt sie mit einem Rührlöffel stark durch ein Sieb, bis alles durch ist. Hierauf läßt man 1½ Pf. Zucker nach großer Federart sieden, mischet nach und nach während der Zeit, da er noch warm ist, den durch das Sieb gedrückten Jasmin darunter, und fasset endlich die Marmelade in Töpfchen zum Aufheben.

Jasmin-Drage oder Zuckerkörner, Fr. Dragée de Jasmin. Man läßt Traganth in etwas Wasser zergehen, und rührt dasselbe so lange um, bis alles zergangen ist.

Hernach

Hernach gießt man es durch ein Haarsieb, und thut es, um einen Teig daraus zu machen, mit Jasmin-Marmelade und fein gestoßener Schwerthlienwurzel zusammen in einen Mörser, stößt es, und thut von Zeit zu Zeit gesiebten Zucker dazu, bis der Teig sich verarbeiten läßt. Aus dem Mörser legt man ihn auf einen Tisch mit gesiebtem Zucker, nimmt kleine Stückchen davon einer Erbse groß, und macht sie in der hohlen linken Hand mit dem Daumen der rechten Hand rund. Wenn der Teig auf solche Art verarbeitet ist, läßt man ihn in einem Siebe 6 Tage lang auf den Ofen stehen; hernach verfährt man damit wie mit Veilchen-Zuckerkörnern, deren Bereitung ich an seinem Orte beschreiben werde. So wie man eine Lage Zuckerkörner gelegt hat, und diese abgetrocknet ist, schüttet man wieder nach Fadenart gesottenen Zucker darauf, und fährt damit so lange fort, bis die Körner groß genug geworden sind.

Jasmin-Zuckerbrod, Fr. Biscuit de Jasmin. Man thut einen Löffel voll Jasmin-Marmelade, nebst 4 frischen Eyerdottern, in eine irdene Schüssel, und ½ Pf. gestoßenen Zucker dazu; dieses alles menget man mit einem Rührlöffel recht unter einander, bis der Zucker sich mit dem übrigen wohl vereinigt hat. Hernach nimmt man das Weiße von 6 Eyern, schlägt es so lange, bis Schaum daraus wird, und rührt es unter die Eyerdotter und unter den Zucker. Gleich darauf läßt man 8 Loth Mehl durch ein Sieb sacht hinein fallen, und treibt es mit einer weißen Ruthe immer mit den übrigen Sachen herum. Nachdem alles dieses wohl unter einander gebracht ist, thut man das Zuckerbrod in papierne oder blecherne Formen, welche zuvor mit Butter bestrichen worden sind. Auf das Zuckerbrod wird etwas feiner Zucker geschüttet, damit es einen Zuckerguß bekomme; und so bäckt man es hernach in einem gelinde geheizten Ofen.

Jasmin-Zuckercand, Fr. Candi de Jasmin. Es werden Jasminblüthen gelesen, und Zucker nach Federart gesotten, den man in Zuckercandform schüttet. Wenn er bald kalt geworden ist, thut man die Jasminblüthen hinein, und taucht sie mit einer Gabel ganz langsam, eine so tief, wie die andere, in den Zucker. Auf diesen Zuckercand setzt man einen nach der Form gemachten Rost, und beschwert ihn mit einem Gewicht, damit er fest stehe. Auf allen vier Ecken werden kleine, weiße, trockne Steckchen

bis

bis auf den Boden in den Zucker gesteckt. In solcher Verfassung setzt man den Zuckerrand 24 Stunden lang auf einen warmen Ofen, in welchem das Feuer beständig in einerley Stärke erhalten werden muß. Ob der Zuckerrand fertig sey, erkennet man daran, wenn man die Steckchen heraus zieht, und sie überall wie Diamanten funkeln. Alsdann stellt man die Form schief in die Höhe, damit der Zuckerrand abtropfe. Auf diese Weise muß er 2 Stunden stehen. Hernach wird die Form auf ein weißes Papier umgestürzet, und an einem Orte, wie am andern, etwas stark darauf geschlagen.

Kleines Jasminzuckerwerk, Fr. Pastilles oder Ingrédiens de Jasmin. Man nimmt ¼ Pfund Jasmin, läßt ihm in siedendem Wasser die Kraft ausziehen, und setzt es in dieser Absicht, bis zum folgenden Tage auf einen warmen Ofen. Alsdann gießt man das Jasminwasser in ein Tuch, und drückt es stark, damit alles heraus komme. In diesem ausgedrückten Wasser läßt man 2 Quent Traganth zergehen, und drückt es durch ein Tuch, damit nichts davon zurück bleibe. Hernach wird es nebst gestoßenem Zucker in einem Mörser gethan, und noch einmal mit einander gestoßen. Während dieser Arbeit schüttet man so lange gesiebten Zucker dazu, bis ein Teig daraus wird. Alsdann wird der Teig heraus genommen, und es werden allerley Kleinigkeiten, von was für Gestalt man sie haben will, als: Müschelchen, Waizenkörner, Kaffeebohnen u. d. gl. daraus gemacht.

Eingemachte Jasminblüthen, Fr. Fleurs confites de Jasmin. Man schneidet schönen völlig aufgeblüheten Jasminblüthen die Stiele bis auf den vierten Theil ab, und läßt die Blüthen ganz; siedet hernach Zucker auf große Fadenart, nimmt ihn vom Feuer, thut die Blumen hinein, ohne sie zu waschen, und läßt sie bis zum folgenden Tage in dem Zucker liegen. Alsdann läßt man sie etwan 12 Süde thun, bis der Zucker nach kleiner Federart gesotten ist; läßt sie hierauf kalt werden, und hebt sie in Töpfchen auf.

Wenn man bloß die Blätter von den Blüthen einmachen will, nimmt man ihnen die Stiele, pflückt die Blätter ab, und behandelt sie übrigens nach der beschriebenen Art.

Jasminsyrupp. Man läßt eine Kanne Wasser kochen, nimmt ½ Pfund wohl gelesene Jasminblüthen, und thut sie in eine Terrine, gießt das siedende Wasser darauf, und bedeckt es mit einem Teller, damit der Jasmin völlig im Wasser eingetaucht liege und darin weichen könne. In dieser Verfassung wird die Terrine etwan 24 Stunden auf einen warmen Ofen gesetzt. Ferner läutert man 5 Pf. Zucker läßt ihn nach Art des gebrochenen sieden, und drückt die Blumen ganz langsam durch ein Tuch, damit sie ihr wohlriechendes Wesen von sich geben. Dieses Jasminwasser wird in den Zucker gethan, und auf das Feuer gesetzt, doch ohne es sieden zu lassen, sondern nur, damit das Wasser sich mit dem Zucker vereinige. Hernach gießt man es zusammen in eine irdene Schüssel, und setzt es 3 bis 4 Tage lang auf einen warmen Ofen, welcher, die ganze Zeit über, in der Wärme erhalten werden muß, wie man ihn zum Zuckercandmachen braucht. Man untersucht von Zeit zu Zeit den Syrupp mit einem Löffel. Wenn er als fertig angesehen werden soll, muß er wie Perlenzucker beschaffen seyn. Hernach nimmt man ihn vom Ofen hinweg, läßt ihn kalt werden, und faßt ihn endlich in Flaschen.

Oder: Man vermischt Puderzucker und Jasminblumen lagenweise mit einander, bringt diese Vermischung in Haarsieben, in den Keller, und deckt sie mit nassen Tüchern zu, da dann von der Feuchtigkeit des Kellers der Zucker in Syrupp zerfließt, welcher einen angenehmen Jasmingeruch haben wird.

Jasminsand, Fr. Sable de Jasmin. Man stößt ¼ Pf. wohl gelesene und ungewaschene Jasminblüthen in einem Mörser fein, thut sie in ½ Pf. Zucker, welcher nach großer Federart gesotten ist, arbeitet es gut durch einander, und rührt es wohl um, bis die Blumen sich mit dem Zucker völlig vereinigt haben, und der Zucker geronnen und abgekühlt ist. Hernach läßt man es durch ein Sieb laufen, damit Sand daraus werde, und macht hieron Parterren auf den Glasscheiben.

Jasminkuchen. Es wird eine Form von Papier, so groß als der Kuchen werden soll, gemacht. Hernach nimmt man ½ Pfund wohl gelesene Jasminblüthen, wirft sie in 1 Pfund Zucker, welcher nach großer Federart gesotten ist, und rührt beydes über dem Feuer mit einem Rührlöffel durch

durch einander. Wenn der Zucker zu steigen anfängt, und so weit ist, daß er bald in die Form gegossen werden soll, thut man geschwinde ein wenig Eyweiß hinein, welches mit gestossenem Zucker geschlagen, und nicht gar zu dünn ist, wodurch der Kuchen desto eher zum Steigen gebracht wird. In dieser Verfassung thut man es sogleich in die Form, und hält ein Becken mit glühenden Kohlen in einer gewissen Entfernung darüber, welches den Kuchen noch besser in die Höhe zieht.

Jasminpasten, Fr. Pâte de Jasmin. Man stößt ½ Pfund rein gelesene Jasminblüthen in einem Mörser, und menget hernach auf einem Teller ungefähr 4 Löffel voll Apfelmarmelade darunter. Alsdann siedet man 1 Pfund Zucker nach grober Federart, thut die Blüthen mit der Marmelade hinein, menget alles wohl unter einander, und läßt es etwan 12 Säde thun. Wenn nun der Teig gelecht ist, bringt man ihn in die Pastenformen, die auf Kupferblechen stehen, bestreuet ihn durch ein Sieb mit gestossenem Zucker, und läßt ihn auf einen warmen Ofen trocken werden.

2. Gefiederter röthlicher Jasmin; spanischer oder catalonischer Jasmin, Jasminum humilius magno flore *C. B.* & *Raj.* Jasminum hispanicum flore minore, externe rubente *J. B.* Jasminum humilius primum *Clus.* Jasminum majus *Gerard.* Jasminum puniceum *Dalech.* Jasminum candidi florum *Theod.* Jasminum grandiflorum, foliis oppositis pinnatis foliolis extimis confluentibus *Linn.* Fr. Jasmin de Catalogne, Jasmin d'Espagne, Engl. the spanish white Jasmine; the catalonian Jasmine. Diese Art soll das Ets Schemen der Hebräer seyn. Sie wächst in Malabar und in ganz Ostindien, auch auf der Insel Tabago. Sie ist von vielen mit der ersten Art verwechselt, oder nur als eine Varietät derselben angenommen worden; der Unterschied aber ist deutlich und beständig. Der gerade aufrechte Stängel ist holziger, stärker und höher; die jungen Zweige sind von den herunter laufenden Blattstielen gestreift; die Blättchen sind größer

und die drey letzten unter einander verwachsen, so daß sie nicht einzeln, sondern auf einmal abfallen; auch die Blumen sind größer, und auswendig röthlich. Zuweilen erscheinen mehrere als 5 Einschnitte, auch doppelte und gefüllte Blumen. Sie blüht den ganzen Sommer durch, bis in den späten Herbst. Die Blätter sind hellgrün.

Man kann diese Art durch das Ablactiren auf den oben beschriebenen gemeinen Jasmin fortpflanzen; bekömmt man aber die Pflanzen aus andern Gegenden, so muß man solche wählen, welche wohl mit Mos verwahrt und nicht vertrocknet, und an welchen die oculirten Zweige frisch und gesund sind; die Wurzeln von Mos reinigen, alle abgestandene Zweige abnehmen, die Wurzeln in einem Topf oder Kübel voll Wassers 2 Tage lang an einen Ort, wo sie vor der Kälte gesichert sind, stellen; alle trockne Wurzeln und alle Aeste 4 Zoll von dem Orte, wo sie oculirt sind, abschneiden, und in Töpfe mit frischer leichter Erde setzen, die Töpfe in ein gemäßigtes Lohbeet graben, und ihnen, nach Beschaffenheit der Witterung, Wasser und Schatten geben; nach 6 Wochen alle Schüsse, die unter dem Pfropfreise hervor kommen, hinweg nehmen; ihnen an warmen Tagen durch Oeffnung der Fenster frische Luft geben; die Schüsse, nachdem sie zunehmen, abzwicken; sie hernach an die freye Luft gewöhnen, und zu Anfange des Junius darein setzen; im ersten Sommer warm stellen und vor den Winden schützen; im Herbste in das Gewächshaus, an den kühlsten Ort desselben unter andere dauerhafte Pflanzen dahin stellen, wo man bey temperirtem Wetter die Fenster öffnen kann, und den Winter über sparsam begießen; im April die Schüsse, bis auf 4 Augen, und alle schwache Zweige hinweg nehmen, sie in ein Glashaus oder in einen tiefen Glastrog setzen; so bald sie 3 bis 4 Zoll lange Schüsse getrieben haben, die Gläser öffnen, und zu Anfange des Jun. die Pflanzen an die freye Luft stellen.

Man

Man kann sie auch in der freyen Luft pflanzen, wenn sie 2 oder 3 Jahre alt, und etwas erstarkt sind, wenn man sie im May mit Erde an ihren Wurzeln so in die Rabatten, worein man vorher Löcher gemacht hat, setzt, daß ihre Stämme dicht an einer warmen Wand stehen, die Löcher um die Wurzeln herum mit guter frischer Erde anfüllet, die Pflanzen begießt, ihre Aeste an der Wand befestiget, die längern beschneidet, die neuen Aeste immer wieder befestiget, bey annahender Kälte alle Reiser, auf welchen die Knospen stehen, oder an welchen noch verwelkte Blumen hangen, beschneidet, um die Mitte des Novembers die Bäume, wenn sie völlig trocken sind, nach Beschaffenheit der Kälte mit 1, 2 oder 3 Matten so bedeckt, daß man sie fest darüber nagelt, diese bey gelindem Wetter nach und nach, und niemals alle zugleich, und nicht alle von der Mitte des Aprils abnimmt, etwas Streu um die Wurzeln legt, und die Stämme mit Heu umwickelt, und im April alle abgestandene und schwache Zweige gänzlich, und die stärkern bis 2 Fuß lang, beschneidet.

Die Varietät mit doppelten und gefüllten Blumen kann, wie die Hauptart, fortgepflanzet werden.

3. Dreyblätteriger weißer Jasmin; azorischer Jasmin; Jasmin mit dem Epheublatt, Jasminum azoricum (s. americanum) trifoliatum, flore albo odoratissimo *Commel. Herm.* & *Grisley.* Jasminum sylvestre triphyllum, floribus rubellis umbellatis *Burm.* Jasminum album trifoliatum, flore magno *Pluken.* Jasminum azoricum, foliis oppositis ternatis *Linn.* Fr. Jasmin des Azores. Dieses immergrünende Bäumchen wächst auf den azorischen Inseln und in ganz Indien wild. Die Blattstiele stehen an den Zweigen einander gegen über, und jeder trägt 3 glänzende, glatte, länglich runde Blättchen, wovon das mittelste oder letzte größer, als die beyden seitwärts gestellten, ist. Auf der untern Fläche zeigen sich da, wo

die Aestchen der Gefäße abgehen, kleine haarige Vertiefungen. Die Kelcheinschnitte sind kurz, und die Einschnitte des Blumenblattes wie bey der ersten Art, beym Anfange seitwärts mit Lippchen besetzt, und unterwärts öfters röthlich. Der Griffel ist öfters länger als die Blumenröhre, und die beyden Staubwege scheinen verwachsen zu seyn. Die angenehm und stark riechenden Blumenbüschel dauern lange, oder es kommen vielmehr immer neue hervor.

Seine lange zarte Aeste erfordern eine Stütze, und können an 20 Fuß hoch gezogen werden. Er ist sehr dauerhaft, und kann entweder durch die Samen, oder durch Einlegung der Aeste fortgepflanzet werden. Die Samen steckt man im Frühlinge in Töpfe, 4 in einen jeden, die man 2 Tage zuvor mit frischer leichter Erde angefüllt, und durch das Eingraben in ein gemäßigtes Mistbeet etwas warm gemacht hat; bedeckt sie ½ Z. dick mit eben solcher Erde, und begießt sie, so oft man die Erde trocken findet. Ungefähr in 7 Wochen, wenn die Pflanzen sich über der Erde zeigen, setzt man die Töpfe in ein anderes, frisches und temperirtes Mistbeet, begießt sie, so oft es nöthig ist, hält bey der heißesten Tageszeit die Gläser recht hoch, bedeckt sie mit Matten, nimmt diese um die Mitte des Maymonates bey warmen trüben Wetter, oder bey gelindem Regen das erstemal hinweg, bringt die Töpfe im Jun. aus dem Mistbeete an einen wohl verwahrten Ort an die freye Luft, und stellt sie zu Anfange des Octobers in das Gewächshaus, so, daß sie bey eröffneten Fenstern, so viel als möglich, frische Luft haben, und von den Aesten niederer Bäume nicht bedecket werden; begießt sie den Winter über öfters, aber nicht stark auf einmal; setzt im März jede Pflanze besonders mit der Erde an den Wurzeln in einen Topf; gräbt diesen, bis die Pflanze frische Wurzeln getrieben hat, in ein frisches gemäßigtes Mistbeet;

setzt die Bäume, um die Mitte des Maymonates, an die freye Luft an einen Ort, wo sie vor starkem Frost sicher sind; bringt sie im Winter wieder in das Gewächshaus, und behandelt sie daselbst, wie im vorhergegangenen Winter, wo man sie vielleicht, wie den catalonischen, an der freyen Luft ziehen kann, nur daß man sie nicht so stark bedecken darf. Im Frühlinge muß man die abgestandenen Zweige hinweg nehmen. Wenn man diesen Baum durch Einleger fortpflanzen will, muß man, wie bey den Nelken, die Zweige ein mit einem kleinen Schnitte an einem Knoten im März einlegen, bei trocknem Wetter öfters begießen, und im folgenden Frühlinge in Töpfe pflanzen, welche mit leichter Erde angefüllt sind. Man kann ihn auch durch Ablactiren der Sprossen auf Stämme von dem gemeinen Jasmin fortpflanzen.

4. Großer gelber indianischer Jasmin; gelber rundästiger wohlriechender Jasmin, Jasminum indicum flavum odoratissimum *Ferrar.* Jasminum flavum odoratum *Barrel.* Jasminum foliis alternis ternatis obtusis *Royen.* Jasminum odoratissimum, foliis alternis obtusis ternatis pinnatisque, ramis teretibus *Linn.* Fr. Jasmin des Indes, wächst in Ostindien, ist baumartig und immer grün. Die alten holzigen Aeste treiben lange Zweige, welche zwar von den Blätterstielen einigermaßen gestreift, aber nicht, wie bey den beyden folgenden Arten, eckig, sondern rund sind. Die Blattstiele stehen wechselweise, und gemeiniglich trägt jeder 3, selten mehrere, große, dicke, oberwärts dunkel, unterwärts hellgrüne, stumpfe Blättchen; die seitwärts gestellten sind am innern Rande schmäler als an dem äußern. Der Kelch und das Blumenblatt zeigen gemeiniglich 5 Einschnitte; bey dem Kelche sind sie ganz kurz, bey dem Blumenblatt stumpf, und bey dem Anfange mit Läppchen verwahrt. Die Staubwege scheinen verwachsen zu seyn. Die hell-

gelben Blumen zeigen sich vom Jul. bis in den Oct. am Gipfel der Aeste in Büscheln, und riechen ungemein wohl, nicht nur, wenn sie frisch, sondern auch wenn sie schon welk und dürre geworden sind.

Man kann ihn, wie den azorischen, fortpflanzen, und muß ihn eben so behandeln. Hr. R. R. Medicus setzte im Frühlinge 1781. eine Staude hinaus, in der Hoffnung, daß vielleicht ihre Wurzeln ausdauern, und hernach frisch ausschlagen würden; zu seiner nicht geringen Verwunderung aber sind die noch spät im Herbste getriebenen Zweige bis in die Spitzen gesund, ja sogar belaubt geblieben, und er zweifelt nun nicht mehr, daß wir diesen herrlichen Geruchstrauch unserm Deutschlande eigen machen werden. Miller vermuthete schon, daß diese Art sich, wie der catalonische Jasmin, in England, an einer Wand, und mit Matten bedeckt, im Winter erhalten könnte, ob er gleich keinen Versuch damit angestellt hat. Hr. Medikus aber glaubt, daß sie nach seiner Art ganz frey gesetzt, und weit eher ausdauern müssen, weil die Aeste in der Bewegung mehr Sicherheit vor dem Verfrieren finden werden, als wenn sie durch Mauer oder Matten beschützt sind.

Aus dem Samen dieser Art soll man in Indien eine Farbe ziehen, und diese zum Kattundrucken und Malen gebrauchen.

5. Gemeiner staudiger oder strauchartiger gelber Jasmin; gelber Jasmin mit eckigen Zweigen und stumpfen Blättern; beerentragender gelber Jasmin; Jasminum luteum vulgo dictum bacciferum *C. B.* Trifolium fruticans *Dod.* Jasminum fruticens, foliis alternis ternatis simplicibusque, ramis angulatis *Linn.* Fr. Jasmin jaune commun, Jasmin jaune du bois, Jasmin jonquille, Engl. the berry - bearing Jassamine, the common yellow Jasmine, wächst in dem mittägigen Europa und in allen Morgenländern; ist

ist ein immergrünender, 3 bis 4 F. hoher Strauch, mit steifen eckigen Zweigen. Die wechselweise gestellten Blätter halten nicht einerley Ansehen. Einige, insonderheit die obersten, sind einfach; andere, und die meisten, aus 3 Blättern zusammen gesetzt, einige auch gefiedert, von 5 oder 7 Blättchen. Die dunkelgrünen, glänzenden Blättchen sind durchgehends nicht spitzig, sondern stumpf, und wo drey beysammen stehen, ist das mittelste etwas länger, von den beyden Seitenblättchen kaum entfernt, und ganz kurz gestielt. Die gelben Blumen treiben einzeln zwischen den Blättern in den Frühlingsmonaten hervor und dauern lange, sind aber klein, und geben keinen, oder doch nur einen sehr schwachen Geruch.

Dieser Sträuch erträgt in warmen trocknen Boden, und wenn er einigen Schutz hat, unsere gelinde Winter. Nur in einer zu offenen Gegend und bey harten Wintern leidet er an den Zweigen. Wenigstens ist er weniger zärtlich, als der gemeine Jasmin. Seine rebenartige Aeste oder Stängel erfordern einen Pfahl oder eine Stütze, und können an 10 F. hoch gezogen werden. Ob er gleich durch seine Blüthen keinen Geruch ausbreitet, so empfiehlt er sich doch durch seine kleine, schmale, lange, kleeartig beysammen stehende, sehr dunkelgrüne Blätter, und durch seine schöne goldgelbe Blumen, und verdient zur Mannigfaltigkeit, in Gärten-, Pflanzungen und Lustgehölzen, eine Stelle. Man kann ihn durch Nebenschüsse oder Ableger fortpflanzen, und muß ihn wie den gemeinen weißen, behandeln.

6. Italiänischer gelber niedriger Jasmin; gelber Zwergjasmin; gelber Jasmin mit eckigen Zweigen und spitzigen Blättern, Jasminum flore luteo *Beser.* Jasminum foliis alternis ternatis acuminatis *Royen.* Jasminum humile luteum *C. B.* Jasminum f. Gelseminum luteum *J. B.* Jasminum luteum *Lob.*

Theod. & *Ger.* Jasminum humile, foliis alternis acutiusculis ternatis pinnatisque, ramis angulatis *Linn.* Fr. Jasmin d'Italie, Engl. dwarf yellow Jasmine, italian yellow Jasmine, soll in Italien wild wachsen. Ist ein niedriger, immergrünender Strauch, dessen schwache Zweige streifig und eckig sind. Die Blätter variiren, wie bey der vorigen Art. Sie bestehen gemeiniglich aus drey Blättchen, worunter sich auch gefiederte und einfache befinden. Bey allen sind die Blättchen spitzig, und wo mehrere bey einander stehen, die seitwärts gestellten an der innern Seite schmäler. Der kleine Kelch und das Blumenblatt zeigen gemeiniglich 5 Einschnitte. Die Blumen sind gelb, und größer als bey dem staudigen, und haben einen angenehmen, doch nur schwachen Geruch.

Er ist zärter, als der gemeine weiße, erträgt aber doch an einer warmen Wand die Kälte unserer Winter, besonders wenn er bey strenger Kälte, mit Matten, oder sonst, bedecket wird. Man kann ihn durch Einlegung der jungen Zweige, oder durch das Oculiren und Ablactiren auf den staudigen Jasmin, fortpflanzen, und muß ihn übrigens, wie den gemeinen, behandeln.

Von denen Arten des Jasmins, welche zur Nachtblume gerechnet werden, bemerke ich nur den arabischen oder alexandrinischen Jasmin, oder die ostindische Nachtblume, auch sonst der einfache arabische Jasmin mit Pomeranzenblättern genannt, Jasminum arabicum *Cluf.* Syringa arabica, foliis mali aurantii *C. B.* Jasminum limonii folio conjugato *Burm.* & *Mill.* Flos Manoræ *Rumph.* Jasminum s. Sambac Arabum, folio acuminato *Tilli.* Nyctanthes caule volubili, foliis subovatis acutis *Royen.* Nyctanthes Sambac. foliis inferioribus cordatis, obtusis: superioribus ovatis acutis *Linn.* Fr. Jasmin d'Arabie, welche mit der andern Art, die den Namen Trauer-

baum

baum, Arbor tristis (s. Th. II, S. 379, f.) erhalten, und einen viereckigen Stängel, oval zugespitzte Blätter, und trockne Samenbehältnisse hat, gar oft verwechselt wird. Sie wird auch von einigen die arabische Syringe genannt, weil ihre Blätter unserer weissen Syringe oder dem spanischen Hohlunder ähnlich sehen, außer daß sie an dem Rande nicht gekerbt sind. Dieses strauchartige, immergrünende, und vom Frühlinge an bis in den Herbst blühende Bäumchen gehört in Indien zu Hause. Der Stängel und die alten Aeste scheinen zwar holzicht, sind aber schwach, und müssen angeheftet werden; die jungen grünen, langen, rundlichen Zweige schlingen sich zuweilen an die dabey gestellten Stäbchen. Die alten Aeste sind von den abgefallenen Blättern und Blumenstielen an vielen Orten knorrig, treiben aber auch an diesen Orten junge Sprossen. Die Blätter stehen einander gegen über auf kurzen Stielen, sind fast durchgehends einfach, hellglänzendgrün, die untern mehr herz-, die obern mehr eyförmig und zugespitzt. An den Spitzen der Zweige stehen gemeiniglich drey Blätter bey einander. Auf der untern Fläche zeigen sich bey den Abtheilungen der Adern kleine drüsichte Körperchen. Das Blumenblatt, wie auch der Kelch, hat öfters mehr als 8 Einschnitte, und diese sind, wie bey den meisten Jasmin-Arten, hinter- und seitwärts von zwo vorragenden Läppchen verlängert. Die weiße Farbe des Blumenblattes wird, wenn es zu verwelken anfängt, ins röthliche verwandelt. Der Griffel gleicht, der Länge nach, der Blumenröhre, wird nach oben zu dicker, und theilt sich in zwo abgesonderte Staubwege. Der Geruch ist ungemein lieblich, und der Pomeranzenblüthe gleich.

Dieser Jasmin erfordert eben solchen Ort und Wartung, wie der catalonische. Er kann, wie dieser, auf wilde Jasminstämme gepfropft werden; man muß

aber

aber die Reiser, wenn sie gewachsen sind, und getrieben haben, im ersten Jahre bis auf das erste Auge abnehmen, damit sie dasselbe desto besser erstärken, und hernach um so viel mehr treiben könne. Die gewisseste Art ihn zu vermehren, ist das Ablactiren. Das Oculiren geht auch an, es muß aber bey dem Einschneiden der Rinde und der Ablösung des Auges große Vorsicht gebraucht werden; dann man kann schwerlich den Augenschild erkennen, weil es gar zu zarte Gewächse und Reiser sind. Wenn sie, den Winter durch, auf eine halbe Spanne gewachsen sind, muß man sie abstutzen; dann also verdoppeln sich die Aeste, und bekommen mehr Blumen. Im nächstfolgenden Jahre beschneidet man sie, und läßt ihnen die Aeste ein wenig länger. Im dritten und vierten Jahre fährt man mit Beschneiden fort, so, daß die Aeste allezeit etwas länger gelassen werden, bis sie dick und stark genug zu seyn scheinen, und man ihnen also nichts mehr, als das dürre und wilde Holz, nebst den Wasserreisern und Wurzel- oder Nebenschossen, zu benehmen hat.

Bey dem Jasmin kann auch, wegen des ähnlichen Geruches, und nach der gemeinen Gärtnersprache, füglich ein anderes Geschlecht Platz finden, welches Afterjasmin, oder Bastardjasmin genannt wird, sonst auch den Namen wilder oder wälscher Jasmin, Randelblüh, Syringsstrauch, und von Hrn. Plauer Pfeifenstrauch erhalten hat. Es ist dieses, nach Ray's und Linné's Beschreibung, unter der Benennung Philadelphus, eine Gattung Pflanzen mit mehreren dem Blumenkelche einverleibten Staubfäden und einem Staubwege, deren Blumenkelch auf dem Fruchtknoten steht und in 4 bis 5 Stücke getheilt ist, deren Blumenkrone aus 4 bis 5 Blättchen besteht, und deren Samencapsel in 4 bis 5 Zellen getheilt ist,

und

und viele Samen enthält. Linné hat nur zwo Arten:

1. Wohlriechender Afterjasmin: weißer Bastardjasmin; weißer spanischer Hohlunder; falscher Syringsstrauch, Syringa flore albo *Clus.* Syringa italica *Lob.* Philadelphus Athenaei *C. B.* Philadelphus coronarius, foliis subdentatis *L.* ist keine deutsche Pflanze, die von irgend einem unserer Kräuterkenner jemals wild gefunden worden wäre. Denn die Hecke, worin Hr. v. Haller dieselbe zu Göttingen gesehen hat, (s. Dessen Hort. gott. S. 114,) ist zu nahe an der Stadt, und er sagt auch nur, daß sie daselbst gleichsam wild wächst. Clusius, welcher so viele Länder, und besonders auch Deutschland, um Kräuter zu suchen durchreiset hat, hat ihn nirgend wild gefunden. Linné fragt, ob sie zu Verona wachse. Ich sehe nicht, warum er solches dem um die veroischen Pflanzen so verdienten Seguier nicht glauben will, welcher ausdrücklich sagt: In silvulis prope Cogolium, & in montanis prope E. M. Virginis ædem *della Corone* reperitur, vulgoque *Canestro* nuncupatur. Es breitet sich dieser Strauch mit seinen Aesten weit aus; sie haben eine starke Markröhre und weiß bräunliche Rinde; bey den jungen Zweigen ist sie rothbräunlich, und schälet sich im Frühlinge ab, worauf die bey den ältern gewöhnliche sich einstellet. An den Aesten sitzen die gestielten Blätter einander gegen über; sie sind hellgrün, groß und breit, eyförmig, zugespitzt, von der Spitze an bis über die Hälfte am Rande weitläuftig ausgezackt, und überall mit feinen Haaren besetzt; sie fallen im Herbste ab, und im Frühlinge treiben neue, ohne vorhergegangene wahre Knospen. Im May und Jun. erscheinen an den Enden der Zweige die Blumenbüschel, welche man wegen des starken, angenehmen Geruches von weitem spüren kann. Der Kelch ist in vier weißgrünliche, breite, spitzige Einschnit-

schnitte getheilt. Die vier weißen, großen Blumenblätter sind rundlich, und stehen ausgebreitet. Die Anzahl der Staubfäden ist von 16 bis 24. Die gelblichen Staubbeutel sind mit vier Furchen bezeichnet. Der Fruchtkeim sitzt unter dem Kelche, und der Griffel theilt sich in vier Staubwege. Das eyförmige, an beyden Enden spitzige, trockene Samenbehältniß öffnet sich mit vier Klappen, und enthält in vier Fächern viele kleine Samen. Es verträgt dieser Strauch unsere Winter ohne Schaden, und nimmt mit jedem Erdreiche für lieb. Hr. du Roi will solchen zwar nicht zu Hecken empfehlen, weil diese unten bald kahl werden; da aber seine Aeste geschlank und biegsam sind, und sich nach Gefallen ziehen lassen, kann man davon artige Spaliere ziehen, welche sonderlich zur Blüthzeit ein schönes Ansehen geben. Er verträgt auch das Beschneiden mit der Scheere. Die Fortpflanzung geschieht am besten durch die bewurzelte Brut. Der Geruch wohl alles, was man davon zu genießen hat; doch können auch aus den Aesten Tobaksröhre verfertiget werden, und mit den frischen Blättern kann man Schweine mästen.

Den gefüllten Zwergafterjasmin, Philadelphus nanus, hat Miller als eine besondere Art angeführt, weil derselbe kaum über 2 Fuß Höhe erreicht, und einzelne gefüllte Blumen trägt; Hr. du Roi aber hält ihn nur für eine Varietät. Die Blumen erscheinen sehr selten, und daher hat du Hamel diesen Strauch als einen niemals blühenden angeführt. Er ist eben so wenig, als die Stammart, zärtlich.

2. Geruchloser wälscher Jasmin, Philadelphus flore albo majore inodorus *Catesb.* Philadelphus inodorus, foliis integerrimis *L.* ist in Carolina zu Hause, hat einen holzigen Stängel, und große, weiße und geruchlose Blumen.

Den Namen Bastardjasmin, oder unächter Jasmin, Jasminoides, führen auch im XXI. Th. S. 349, fgg. beschriebene Hammerstrauch, Cestrum *L.* und der dornige Jasmin.

Der dornige Jasmin, oder Jasmindorn, Lycium *Linn.* wird von einigen auch Bocksdorn, Buchsdorn, Judendorn, und Kreuzdorn, genannt; Engl. Boxthorn. Der Ritter Linné setzt dieses Pflanzengeschlecht in die erste Abtheilung seiner 5ten Classe, welche er zu Pentandria Monogynia nennt, worin diejenigen Pflanzen beysammen stehen, deren Blumen 5 Staubfäden und einen einzigen Staubweg oder Griffel haben. Dieses Geschlecht ist dem vorerwähnten Hammerstrauche genau verwandt, und Ludwig hat beyde mit einander vereinigt. Die bekannten Arten sind Sträuche, mit wechselsweise gestellten, weislich grünen, völlig ganzen Blättern und Stacheln besetzt; diese treiben aus den Winkeln der Blätter, werden 2 bis 3 Z. lang, verwandeln sich gleichsam in Aeste, und tragen gleichfalls Blätter.

1. Afrikanischer Jasmindorn mit schmalen Blättern, Jasminoides africanum, Jasmini aculeati foliis & facie; Jasminum aculeatum salicis folio; Lycium afrum, foliis linearibus *Linn.* Lycium afrum, foliis lineari-longioribus tubæ florum longiore, segmentis obtusis *Mill.* Athad der Hebräer, ist in Spanien, Portugal und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, zu Hause. Er macht einen irregulären, staudenartigen Stängel, welcher 10 bis 12 F. hoch wächst, und viele krumme, knotige Aeste treibt, die mit einer weißlichen Rinde bedeckt, und mit langen scharfen Dornen besetzt sind, woran viele Büschel schmaler Blätter wachsen. Diese Dornen treiben öfters neben sich einen oder zwo kleinere, die einige Büschel kleinerer Blätter bey sich haben. Die Zweige sind mit sehr schmalen Blättern besetzt, welche $1\frac{1}{2}$

Z. lang

Z. lang sind; an der Basis derselben kommen Büschel kürzerer und schmälerer Blätter heraus. Seine traurige schwarzrothe oder dunkel purpurfarbige Blumen stehen an den Seiten der Aeste auf kurzen Stielen, und zeigen sich im Jun. und Julius. Sie haben einen kurzen bleibenden Kelch, welcher aus einem einzigen Blatte besteht, röhrig, und am Rande in 5 Abschnitte getheilt ist. Sie sind trichterförmig, bestehen aus einem einzigen Blatte, mit einer langen gekrümmten Röhre, welche am Rande in 5 Abschnitte getheilt ist. Sie haben 5 Staubfäden, welche fast so lang sind, als die Röhre, mit gerade stehenden Kölbchen. In der Mitte befindet sich ein rundlicher Eyerstock, welcher einen Griffel unterstützt, der länger ist als die Staubfäden, und oben eine dicke zwospaltige Narbe hat. Aus dem Eyerstocke wird nachgehends eine runde fleischige Beere, welche, wenn sie im Herbste reif ist, eine gelbliche Farbe hat, und verschiedene harte Samen in sich schließt.

Man kann ihn entweder aus Samen, oder aus abgeschnittenen Zweigen, oder Ablegern, fortpflanzen. Den Samen muß man im Herbste, bald nachdem er reif geworden ist, säen; denn, wenn dieses erst im Frühlinge geschieht, geht er selten in demselben Jahre auf. Hat man den Samen in Töpfe gesäet, so muß man diese, den Winter über, in ein altes Lohbeet graben, und bey strenger Kälte mit Erbs- oder anderm Stroh bedecken, bey gelindem Wetter aber unbedeckt lassen, damit sie die Feuchtigkeit erhalten können. Im Frühlinge muß man die Töpfe in ein gemäßigtes Mistbeet graben, welches verursachen wird, daß die Pflanzen bald aufgehen werden. Dieselben kann man alsdann, so bald keine strenge Kälte mehr zu befürchten ist, an die freye Luft gewöhnen; und wenn sie 3 Z. hoch sind, kann man sie aus den Töpfen nehmen, einzeln in besondere mit lettiger Erde angefüllte Töpfe und

im

im Schatten seßen, bis sie frische Wurzeln bekommen haben. Sodann kann man sie an einen bedeckten Ort stellen, wo sie bis in den Herbst bleiben können. Alsdann muß man sie entweder in ein Gewächshaus bringen, oder unter das Gerähme eines Mistbeetes seßen, um sie vor der strengen Kälte zu verwahren, wo man sie eben so, wie die Myrthen und andere dauerhafte Gewächshauspflanzen, behandelt. Wenn aber die Pflanzen stark geworden sind, kann man etliche wenige in das freye Feld in eine warme Lage seßen, wo sie in gemäßigten Wintern gut fortkommen. Wenn die abgeschnittenen Zweiglein dieser Pflanzen im Julius in eine schattige Rabatte gesteckt und gehörig begossen werden, so werden sie Wurzeln bekommen, und hernach müssen sie eben so, wie die aus dem Samen gezogenen Pflanzen, behandelt werden. Er kann in wärmern Ländern zu Gehägen gebraucht werden.

2. Italiänischer Jasmindorn mit kürzern schmalen Blättern, einer kürzern Blumenähre, und cyrunden sich ausbreitenden Abschnitten, Lycium italicum, foliis lineari-breuioribus, tubo florum breuiori, segmentis oualibus patentissimis *Mill.* Diese Sorte ist vermuthlich eine Spielart der afrikanischen, und kömmt, nach Miller'n, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie macht einen irregulären staudenartigen Stängel, wie die vorhergehende, wird aber selten über 4 bis 5 F hoch. Die großen Blätter sind kürzer und etwas breiter, als der ersten Sorte ihre, die Büschel kleiner Blätter aber sind schmäler. Die Röhre der Blume ist kürzer. Der Rand ist tiefer in ovale Abschnitte getheilt, welche sich ausbreiten. Der Kelch ist kurz und in spißige Abschnitte getheilt. Die Blumen und Früchte sind ebenfals kleiner. Dieser Unterschied war in allen denjenigen Pflanzen, welche Miller zwey bis dreymal aus dem Samen gezogen hatte, bleibend. Sie blühet mit der ersten fast zu glei-

cher Zeit, und kann auch auf eben dieselbe Art fortgepflanzet werden; auch erfordern die Pflanzen die nämliche Cultur.

3. Europäischer Jasmindorn; Jasmindorn mit kegelförmigen Blättern; stachelicher Bastard-Jasmin mit einem Weidenblatte, und einer kleinen purpurröthlich weißen Blume, Jasminoides aculeatum, salicis folio, flore paruo ex albo purpurascente *Michel.* Lycium salicifolium, foliis cuneiformibus; Lycium europaeum, foliis obliquis, ramulis flexuosis teretibus *L.* wächst in den südlichen Theilen von Europa wild, und verdient nicht nur seines romantischen Wuchses wegen, eine Stelle in den englischen Lustgärten, sondern ist auch in Ansehung seiner großen Menge Blüthen, welche von den Bienen häufig besuchet werden, nicht weniger Aufmerksamkeit werth. Er macht viele staudenartige irreguläre Stängel, welche 8 bis 9 F. hoch werden, und viele irreguläre Zweige treiben, welche mit einer weißen Rinde bedeckt, und mit sehr starken Dornen besetzt sind. Die Blätter, welche bis im Winter bleiben, und sodann abfallen, sind unten an dem Boden schmal, werden aber gegen oben zu breiter, und haben eine blaßgrüne Farbe. Im Frühjahre, so bald nur die mildere Sonne Blumen des Gewächsreiches hervor bringt, ist er mit hell purpurfarbigen Blüthen gleichsam überschüttet, und so blühet er ununterbrochen fort, wenn gleich alle andere Pflanzen sich zum Winterschlafe anzuschicken scheinen, bis harte Herbstfröste einfallen. Seine erste Blüthen im Frühlinge, welche zwischen den Zweigen und Blättern hinter jedem Blatte zu 2, 3, 4 bis 5 hervor kommen, liefert er am alten Holze; und so, wie der Baum seine Sommerzweige ausschießt, welche zuweilen zu einigen Ellen in der Länge wachsen, setzt er auch immer neue Blüthen an, welche täglich mit dem Wuchse des Sommerschusses auf- und fortblühen,

blühen, bis kein Trieb mehr in der Natur ist. Dabey dauert er unsere härteste Winter sehr wohl aus, läßt sich leicht fortpflanzen, scheint mit dem schlechtesten Boden zufrieden zu seyn, und wächst schnell in die Höhe. Er treibt nicht allein unzählige Wurzelausschößlinge jährlich aus, sondern kann auch eben so gut durch Schnittlinge fast unendlich vermehret werden. Jeder ausgeschnittene, 5 bis 6 Z. lange Zweig schlägt, zu rechter Zeit in die Erde gesteckt, Wurzel, und treibt frische Zweige aus. Eben dadurch, daß er 2 bis 3 Schritt um seinen Stamm, so häufige Wurzelbrut austreibt, wird er ein unbequemer Gast in gutem Gartenlande; er könnte aber an Zäunen, Hecken, wüsten und unbebaueten Plätzen, zumal an den Dörfern herum, mit Nutzen, und ohne den geringsten Nachtheil für andere Gewächse, gezogen werden. Von dem schnellen Wachsthume dieses Strauches geben seine jährige, 3 bis 4 E. lange Ausschößlinge aus der Wurzel, und eben so lange Sommerzweige, den deutlichsten Beweis. Er erhält sich in diesem schnellen Wachsthume von einem Jahre zum andern, doch mit dem Unterschiede, daß seine lange schwankenden Zweige, der babylonischen Gängegeweide gleich, sich nach der Erde wieder herunter richten, wenn man sie auch bey einer gewissen Anlehnung und Stütze zu einer Höhe von 7 bis 8 F. gebracht hat. In Ansehung seines sonderbaren Wachsthumes, wenn er ganz frey steht, und die Erde um sich her mit seinen niederhängenden Zweigen bedeckt, verdient dieser Strauch eine vorzügliche Stelle in Gehägen für Fasanen, Rebhühner und anderes kleines Wildbret, da er noch dazu in den kältesten Wintern von keinem Hasen verbissen und beschädiget wird. Zur Feuerung möchte er wohl, als Buschholz betrachtet, die Weide übertreffen, weil sein Holz etwas härter ist. Zur Bedeckung von kleinen Nischen und von Berceaus, desgleichen Wände und

Mauern dem forschenden Auge zu verstecken, ist er ein herrlicher Strauch, wofern man ihm nur eine kleine Anlehnung oder Stütze zu verschaffen sucht. Man darf nur seine Zweige neben einander hinlegen, und ihnen eine willkührliche Richtung geben, so wachsen sie schmiegend in dieser Richtung fort, und der geübteste Kenner kann getäuschet werden, das für bloße Natur zu halten, was zum Theil unbemerkte hülfreiche Kunst ist. Er verdient um desto mehr zu diesem Gebrauche in englischen Pflanzungen genutzet zu werden, da er von Insecten, welche, leider! nur zu oft das schönste Laub der schattenreichsten Bäume zernagen und verunstalten, ganz frey ist. Nur die reinliche fleißige Biene schwärmt auf seinen Blüthen herum; und zwar lieben ihn die Bienen nicht blos aus Hunger, wenn keine andere Nahrung mehr für sie vorhanden ist, sondern eben so vorzüglich, wie Linden-, Saubohnen-, Steinklee- und Hederichblüthen.

v. H. Abhandlung über den europäischen Jasminbaum, st. im 3 St. des 2. B. des Gothaischen Magaz. der Künste und Wissensch. 1778, gr. 8. S. 187—195.

4. Barbarischer Jasminbaum mit lanzenförmigen dicken Blättern, und dreyspaltigen Kelchen; Bastardjasmin mit einer kleinen weißen Blume, Jasminoides aculeatum polygoni folio, floribus parvis albidis *Shaw*. Lycium foliis lanceolatis crassiusculis, calycibus trifidis *L.* wächst in Africa wild. Er hat einen staudenartigen Stängel, welcher 7 bis 8 F. hoch wird, und verschiedene irreguläre Zweige treibt, welche mit starken Dornen bewaffnet, und mit kurzen, dicken, lanzenförmigen, ovalen Blättern besetzt sind, welche ohne Ordnung stehen. Die Blumen zeigen sich im Jul. und August an den Seiten der Zweige, sind klein und weiß, und machen kein sonderliches Ansehen. Die Mündung der Blumenkelche ist in 2 bis 3 Lappen zertheilt. Die Blumenkronen sind inwendig blaßröthlich. Die Beeren sind eyrund und gelb.

Man

Man kann ihn, wie den afrikanischen Jasmindorn, aus abgeschnittenen Zweiglein ziehen, und muß ihn beynahe eben so behandeln; er ist aber so zart, daß er in unsern Gegenden nicht in der freyen Luft fortkömmt. Die Pflanzen müssen daher in Töpfen gehalten, und im Herbste in ein Glashaus gesetzt werden.

5. Sinesischer Jasmindorn mit eyrunden lanzenförmigen Blättern, zerstreuten Aesten und einzeln sich ausbreitenden Blumen, die neben an den Zweigen heraus kommen, mit einem längern Griffel, Lycium chinense foliis ouato lanceolatis, ramis, diffusis, floribus solitariis patentibus alaribus, stylo longiori, wächst in Sina wild. Er macht schwache, unordentlich zerstreute Stängel, welche sehr hoch wachsen und eine Stütze erfordern. Seine Aeste werden bisweilen in einem Jahr 12 F. lang. Die untern Blätter sind länger als 4 Zoll, und in der Mitte 3 Z. breit; sie haben eine glänzende grüne Farbe, eine dünne Consistenz, und stehen ohne Ordnung auf allen Seiten der Zweige. Wenn die Schößlinge in der Länge zunehmen, so nehmen die Blätter in Ansehung der Größe ab, und sind, gegen den obern Theil des Gipfels zu, nur 1 Z. lang, und $\frac{1}{4}$ Z. breit; sie sitzen auf allen Seiten dicht an den Stängeln. Die Blumen kommen einzeln an jedem Gelenke, gegen den obern Theil der Zweige zu, heraus, und stehen auf kurzen zarten Stielen; sie haben eine blasse Farbe mit kurzen Röhren. Der Rand breitet sich mehr aus, als an einer der andern Sorten, und der Griffel ist um ein beträchtliches länger, als die Röhre der Blumen. Diese Sorte blühet im Aug. Sept. und Oct. Die Pflanze ist sehr dauerhaft, und behält die Blätter bis im Nov., wo sie verwelken. Sie vermehrt sich stark durch die kriechenden Wurzeln, welche sich auf allen Seiten sehr weit ausbreiten; und die einge-

steckten abgeschnittenen Zweiglein bekommen eben so leicht Wurzeln, als die Weiden.

6. Jasmindorn mit Meerportulakblättern, Korallenbäumchen, Jasminoides sinense halimi folio longiore & angustiore *du Ham.* Lycium halimifolium foliis lanceolatis acutis *L.* wächst in China wild. Er macht einen staudenartigen Stängel, welcher 4 bis 5 F. hoch wird, und viele irreguläre Zweige treibt, die mit einer sehr weißen Rinde bedeckt, und mit wenigen kurzen Dornen besetzt sind. Die Blätter sind ungefähr 3 Z. lang, und in der Mitte 1 Z. breit; sie stehen wechselsweise an den Zweigen, und haben eine blasgrüne Farbe. Die Blumen erscheinen im Jun. und Julius. Die darauf folgenden kleinen runden Beeren werden im Herbste reif, und sind alsdann so roth wie Korallen. Man zieht diese Sorte aus den abgeschnittenen Zweiglein, welche man im Frühlinge, ehe sie zu treiben anfangen, in eine gegen Morgen liegende Rabatte setzt, wo sie sehr leicht einwurzeln werden. Man muß dieselben aber nicht eher, als erst im Herbste, versetzen; alsdann kann man sie einsetzen, um Wände damit zu bedecken. Da die Blätter so lange grün bleiben, als an irgend einem andern Gewächse, welches das Laub fallen läßt, so schicken sie sich zu diesem Behuf sehr gut.

7, Jasmindorn mit länglichen, eyrunden, dicken Blättern, welche büschelweise wachsen, mit stärkern Dornen, Lycium capense, foliis oblongo-ouatis crassiusculis confertis, spinis robustioribus, ist auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hause. Er macht staudenartige ästige Stängel, welche 7 bis 8 F. hoch werden, und lange starke Dornen haben, die verschiedene Büschel von Blättern auf sich haben. Die Zweige sind mit kleinen, länglichen, eyrunden Blättern besetzt, welche ohne Ordnung stehen; machmal kommen sie in kleinen Büscheln aus einem Punc-

te

te heraus, bisweilen sind sie einzeln, und stehen auf allen Seiten des Stängels. Sie haben eine glänzende grüne Farbe, eine ziemlich dicke Consistenz, und bleiben das ganze Jahr hindurch grün. Diese Sorte ist sehr dauerhaft, und hält den Winter in freyer Luft aus, wenn sie an einer gegen Südost gelegenen Wand steht. Man kann sie entweder aus Ablegern, oder aus abgeschnittenen Zweiglein, wie die erste Sorte, ziehen. Wenn die Pflanzen erstarkt sind, kann man sie in eine warme Lage bringen, wo sie bey einer geringen Bedeckung ausdauern werden. Die Zweige dieser Sorte sind viel stärker, als der vorhergehenden Sorte ihre, und bedürfen also keiner Unterstützung.

8. Jasmindorn mit schmalen, lanzenförmigen, büschelweise wachsenden Blättern, und kurzen spitzigen Kelchen, Lycium angustifolium, foliis linearilanceolatis confertis, calycibus brevibus acutis *L.* Diese Sorte hat sehr viel Aehnlichkeit mit der ersten, doch sind die Zweige nicht so stark mit Dornen bewaffnet, und haben eine weiße Rinde. Die Blätter sind breiter, haben ein glänzenderes Grün, und stehen an jedem Gelenke in Trauben. Die Blumen sind kleiner, dunkel purpurroth, und haben kürzere Kelche, welche in scharfe Abschnitte getheilt sind. Sie blühet mit der ersten Sorte zu gleicher Zeit, bringt aber bey uns keinen Samen. Da sie nicht so dauerhaft, als die vorhergehende Sorte ist, so muß sie in strenger Kälte beschützet werden. Daher muß man die Pflanzen in Töpfen halten, sie im Winter in ein Gewächshaus bringen, und, wie andere dauerhafte Gewächshauspflanzen, behandeln. Man kann sie aus abgeschnittenen Zweiglein, oder aus Ablegern, auf eben die Art wie die erste Sorte, ziehen.

9. Glatter Jasmindorn, mit lanzenförmigen, wechselsweise stehenden, immergrünen Blättern, Lycium inerme, foliis lanceolatis alternis perennanti-

bus *L.* macht einen starken holzigen Stängel, welcher 6 bis 7 F. hoch wächst, und viele glatte Zweige treibt, die mit einer braunen Rinde bedeckt sind und keine Dornen haben. Sie sind mit lanzenförmigen Blättern besetzt, welche ungefähr 3 Z. lang, und fast ½ Z. breit sind, auf kurzen Stielen wechselsweise an den Zweigen stehen, eine dunkelgrüne Farbe haben, und das ganze Jahr hindurch bleiben. Die Blumen sind weiß, und wie die andern dieses Geschlechtes gestaltet. Diese Pflanze kömmt, wenn sie in einer warmen Lage und auf einem trocknen Boden steht, in freyer Luft fort; sie wächst aber langsam, und wird, den Sommer über, nicht viel über 3 bis 4 Z. größer. Sie läßt sich auch schwer ziehen; denn die Zweige, welche man ablegt, bekommen kaum in zwey Jahren Wurzeln, und die abgeschnittenen Zweiglein sind auch schwerer zum Wachsthum zu bringen. Die beste Zeit sie zu pflanzen, ist im May. Man muß sie aber in Töpfe, welche mit leichter lettiger Erde angefüllt sind, setzen; diese Töpfe muß man alsdann in ein altes Loh-Beet graben, und mit Glocken oder Handgläsern bedecken, um alle äussere Luft von denselben abzuhalten. Man muß dieselbe auch alle Tage vor der Sonne beschützen. Diese abgeschnittene Zweiglein müssen die Woche hindurch einmahl, aber nicht zu starck, begossen werden. Wenn sie zu Anfange des Augustes Wurzeln bekommen, muß man sie ausheben und in kleine Töpfe setzen, die man einige Zeit im Schatten hält, und bis zu Ende des Oct. unter andere dauerhafte ausländische Pflanzen an einen bedeckten Ort stellt, alsdann aber unter das Gerähme eines Mistbeetes bringt. Wenn die Pflanzen erstarkt sind, kann man sie aus den Töpfen nehmen, und in das freye Feld in eine warme Lage setzen, und darf sie nur bey strenger Kälte bedecken.

Einige andere Sorten, welche zu dem Geschlechte des Lycium gehören, s. im Art. Celasterbaum, im VII. Th. S. 761, fgg.

In den Actis Acad, Sc. Imp. Petropolit. a. d. J. 1778, erzählt Hr. Rath Kölreuter die Versuche, durch welche er aus der Vermischung verschiedener Arten des Jasmindornes, Bastarde hervorkommen sah. Sie gelangen mit dem afrikanischen und europäischen, er mochte nun diesen mit jenem, oder jenen mit diesem befruchten; mit dem afrikanischen und barbarischen, doch nur selten, wenn der leztere mit dem Staube des erstern befruchtet wurde; mit dem barbarischen und europäischen, doch nur, wenn der erstere mit dem Staube des lezten bestreuet wurde; so gar mit einem Bastarde aus dem afrikanischen und barbarischen, wenn er mit dem Samenstaube des reinen afrikanischen geschwängert wurde. Mit eben diesen Bastarden und dem europäischen gelang es nicht; eben so wenig mit dem barbarischen und dem so genannten Korallenbäumchen.

Jasmin, (After-) siehe oben, S. 188.
— — (alexandrinischer) s. oben, S. 186.
— — (amerikanischer Ipomaea Quamoclit *L.*; s. unter Trichterwinde.
— — (arabischer) s. oben, S. 186.
— — (azorischer) s. oben, S. 181.
— — (Bastard-) s. oben, S. 188, und 191.
— — (blauer falscher) spanischer rainweidenblätteriger Hohlunder, Syringa persica *L.*; siehe Th. XXIV. S. 329.
— — (catalonischer) s. oben, S. 179.
— — (dorniger) s. oben, S. 191. fgg.
— — (dreyblätteriger weißer) s. oben, S. 181.
— — (gefiederter röthlicher) s. oben, S. 179.
— — — — weißer) s. oben, S. 170.
— — (gelber, gemeiner staudiger) s. oben, S. 184.

Jasmin, (gelber, indianischer) s. oben, S. 183.
— — (— italiänischer niedriger) s. oben, S. 185.
— — (gemeiner, gelber staudiger oder strauchartiger) s. oben, S. 184.
— — (— — weißer) s. oben, S. 170.
— — (indianischer gelber) s. oben, S. 183.
— — (— — großer) Bignonia radicans *L.*; s. unter Trompetenblume.
— — (italiänischer gelber) s. oben, S. 193.
— — (spanischer) s. oben, S. 179.
— — (staudiger oder strauchartiger) s. oben, S. 184.
— — (tausendblätteriger) Ipomaea Quamoclit *L.*; s. unter Trichterwinde.
— — (unechter) s. oben, S. 191.
— — (wälscher) s. oben, S. 188.
— — (weißer dreyblättriger) s. oben, S. 181.
— — (— gefiederter oder gemeiner) s. oben, S. 170.
— — (wilder) s. oben, S. 188.
— — (Zwerg-) s. oben, S. 185.
Jasmin-Baum, Plumeria rubra *L. Jacqu.*; s. Plumerie.
Jasmin-Blüthen, eingemachte, s. oben, S. 177.
Jasmin-Conserve, s. oben, S. 175.
Jasmin-Dorn, s. oben, S. 191, figg.
Jasmin-Dragee, s. oben, S. 175.
Jasmin-Essenz, } s. oben, S. 174.
Jasmin-Essig, }
Jasmin-Gefrornes, s. oben, S. 175.
Jasmin-Holz, s. Citronenholz, im VIII. Th. S. 169.
Jasmin-Kuchen, s. oben, S. 178.
Jasmin-Marmelade, s. oben, S. 175.
Jasmin-Oehl, s. oben, S. 173, f.

Jasmin-Pasten, s. oben, S. 179.
Jasmin-Raupe, s. oben, S. 172.
Jasmin-Sand, s. oben, S. 178.
Jasmin-Sträuße, (trockne) s. oben, S. 175.
Jasmin-Syrupp, s. oben. S. 178.
Jasmin-Zuckerbrod,
Jasmin-Zuckercand, } s. oben, S. 176.
Jasmin-Zuckerkörner, s. oben. S. 175.
Jasmin-Zuckerwerk, (kleines) s. oben, S. 177.
Jaspachat, s. im Art. Jaspiß.
Jaspe, s. Jaspiß.
Jaspieren, Fr. Jasper, einer Sache ein jaspißartiges Ansehen geben, So hat man z. B. jaspierte oder jaspißartige Etamine, Fr. Etamines jaspées; s. Th. XI. S. 668. f;

Die Buchbinder nennen einen grün und rothen, und überhaupt auch einen marmorierten oder mit allerley Farben angestrichenen Schnitt eines Buches jaspiert, oder auf Jaspißart gesprengt, Fr. Tranche jaspée, oder Jaspure.

Jaspiß, (*) L. Jaspis, Fr. Jaspe, Ital. Diaspro, Pers. Jasep, ein glasartiger, feiner, undurchsichtiger, (zuweilen

(*) Das Wort Jaspiß, ist durch mehrere Sprachen bekannt, da es der Lateiner und Holländer Jaspis, und der Franzose Jaspe schreibt: auch im Hebr. יַשְׁפֵה und Griech. Ἴασπις. Woher aber das Wort seinen Ursprung habe, darüber können die Gelehrten sich nicht vereinigen. Aldrovand, welcher von den Steinen alles gesammelt hat, was zu seiner Zeit bekannt war, erzählt in seinem Museo metallico, S. 854, daß viele behaupteten, daß der Jaspiß von einer Schlangenart Aspis den Namen habe, weil er nicht nur in dem Kopfe dieser Schlange erzeugt würde, sondern auch sogar mit verschiedenen Farben, wie diese Schlange, geschmückt sey. (Multi dictum volunt Jaspidem, quasi in Aspide genitum, cum lapidem hujus generis ex Aspidis capite erumpere esse crediderint, ideoque varus coloribus refertum, ad instar serpentis Aspidis, esse divulgarunt.) Allein, da Aldrovand diesen Ableitungsgrund selbst für unzulänglich zu halten scheint, welcher übrigens keiner Widerlegung würdig ist, so fährt er fort: Isidorus habe dieses Wort von Ἴασις, grün, ableiten wollen, weil er vorzüg-

weilen halb durchsichtiger,) ziemlich harter, auf dem Bruche körniger Kiesel, welcher von sehr verschiedener Farbe, bald einfarbig, bald mehrfarbig oder bunt, gefunden wird; eine gute Politur annimmt, und daher unter die Halbedelsteine gerechnet wird, ob er gleich oft große und lange Gebirge ausmacht.

Was die übrigen Namen betrifft, welche die Schriftsteller von dem Jaspiß brauchen, so nennen ihn diejenigen, welche ihn unter die Felssteine rechnen, Felsstein von lebhaften Farben, um ihn dadurch von andern Steinen dieser Art zu unterscheiden. Der Name Petrosilex hat beynahe eben die Bedeutung; man erklärt ihn nämlich für einen Kiesel, der zu den Felssteinen gehört. Die Namen des Ritters Linné Silex margaceus rupestris, und Silex rupestris nudus opacus cinereus, haben in der Hauptsache eben diese Bedeutung. Eben so der Name des Wallerius, Petrosilex jaspideus, da ein anderer Name eben dieses Schriftstellers Jaspis unicolor s. variegata, auf dessen verschiedene Farben zielet. Die Benennungen des Hrn. v. Bomare, Sixum subtilius, macht den Jaspiß zu einen Felsstein von der feinern Art. Woltersdorf, wenn

züglich eine grüne Farbe hat. (Verum, sagt er: quia in hoc lapide color potissimum viridis commendatur; hinc *Isidorus* etymum a voce γραικαίας deriuat, qua viriditatem significari perhibet.) Er selbst ist geneigt zu glauben, weil das lateinische Wort und das griechische ἴασπις geschrieben werde, daß man es von *ia*, welches im Plural Violen bedeutet, und von σπέος, eine Ritze oder Höhle, ableiten müsse, weil vielleicht der blaue Jaspiß zuerst in den Höhlen des Berges Ida entdeckt worden sey. Wie weit hergeholt aber alle diese Ableitungen seyn, sieht ein Jeder, Hr. v. Bomare, im 1 Th. der Mineralogie, S. 282, hält dafür, daß das Wort Jaspiß von dem hebräischen Jesphe herkomme. Nun wird zwar das Wort יָשְׁפֵה von diesem Steine gebraucht, und auch durch Jaspiß übersetzt; da aber die Kenner dieser Sprache kein hebräisches Stammwort wissen, woher sie das Wort יָשְׁפֵה ableiten sollen, so bleibt doch der eigentliche Ursprung des Wortes Jaspiß zweifelhaft.

wenn er ihn Corneus opacus polituram admittens, colore variegato, nennt, nimmt zweyerley Gattungen von Hornsteinen, durchsichtige und undurchsichtige, an, beschreibt aber außerdem diesen Stein genau genug. Charteuser nennt ihn Lapis granatulus, granulis siliceis firmiter connexis, und Hr. geh. Bergr. Herhard Petra vitrescibilis opaca, fractura aspera fere granulata. Im Französis. hat ihm Hr. v. Bomare nach den Namen Pierre de roche de couleurs vives gegeben. Der Holländer bedient sich ebenfalls des Wortes Jaspis, und setzt zum Unterschied der Farben, wenn sie bunt, grün, roth, gelb, braun ꝛc. ist, die Worte bonte, graene, roode, geele. bruyne Jaspis hinzu.

Hr. Diac, Schröter (1) versteht unter Jaspiß den einfachen edeln Kiesel. Vogel (2) versteht unter den Jaspissen diejenigen Kiesel, welche beym Zerschlagen in halbkugelichte, erhabene und eingebogene Stücke zerspringen, dabey aber ganz undurchsichtig und sehr hart sind, und mit dem Stahle Feuer geben. Die kleinsten Theilchen sind, wie er zugleich anmerkt, in den Jaspissen unsichtbar, daher auch diese Steine mehrentheils glatt aussehen, ob es gleich auch Jaspisse giebt, die auf ihrem Bruche schuppicht oder körnicht sind. Man findet sie selten einzeln auf Feldern, sondern in festen Klüften oder Gängen, und in den Felsenbrüchen. Hr. v. Justi (3) rechnet den Jaspiß unter die Hornsteine, und giebt von ihnen diesen Begriff: „Der Jaspiß ist nichts anders, als ein feiner „Hornstein von bunten Farben.“ Er beruft sich, zum Beweise, sowohl auf sein Gefüge und sehr zartes Korn,

(1) Im 1. Th. der vollständ. Einleit. in die Kenntniß und Geschichte der Steine und Versteiner., S. 349, und im 3. B. des litholog. Lexikon. S. 18.

(2) Im pract. Mineralsystem, S. 125

(3) Im Grundriß des Mineralreichs, S. 214.

Korn, als auch auf die übereinstimmende Härte, das Feuerschlagen und andere Eigenschaften. Es findet sich aber auch einfarbiger Jaspiß, daher scheint der Begriff dieses Schriftstellers zu enge zu seyn. Hr. v. Cronsted (4) sagt, daß unter dem Namen Jaspiß alle dunkle Kieselsteine, die im Bruche einem dürren Thone gleichen, verstanden würden. Er glaubt zugleich, daß der Jaspiß keine bekannte Eigenschaft besitze, wodurch man ihn von dem gemeinen Kiesel unterscheiden könne, es müsse denn diese seyn, daß die Jaspisse leichter schmelzen; ja, wenn man einen Jaspiß mit frischem Bruche und gefärbten Bolus gegen einander halte, so könne man sie, ohne ihre Härte geprüft zu haben, gar nicht von einander unterscheiden. Allein, die Jaspisse haben doch allemal ein feineres Korn und eine lebhaftere Farbe, als die gemeinen Kiesel; selbst alsdenn zeigt sich der Unterschied, wenn beyde angeschliffen sind. Wenn Linné (5) den Jaspiß als einen bloßen dunkeln aschgrauen Feldkiesel (Silex rupestris nudus opacus cinereus) betrachtet, so passet sein Begriff nicht einmal auf alle einfache Jaspisse; so wenig man dem Wallerius (6) beytreten kann, wenn er die Jaspisse hochgefärbte Feldkiesel nennt, ob gleich sein Begriff dadurch einigermaßen bestimmter wird, daß er hinzu setzt, er sey von hoher und lieblicher Farbe, ob gleich ganz undurchsichtig, und lasse sich zu einem vollkommen schönen Glanze poliren. Hiemit kömmt Hr. v. Bomare (7) beynahe überein. Er sagt: „Dieser Stein ist überhaupt von einer frischen, „schönen und melirten Farbe, jedoch ganz undurch„sichtig. Er ist sehr hart, schlägt mit dem Stahl „leicht Feuer, läßt sich arbeiten wie Marmor, und „nimmt eine glänzende Politur an, weil seine Theile „auf

(4) Im Versuche einer neuen Mineralogie, S. 67. f.
(5) Systema Nat. S. 71. n. 13.
(6) Mineralreich, S. 128.
(7) Mineralogie, 1. Th. S. 272.

„auf das genaueste mit einander verbunden sind. Er „fließt im Feuer, und schmelzt zu einem derben dichten „Glase.“ Wenn Hr. Brückmann (8) den Jaspis einen quarzartigen Stein nennet, so pflichtet er vermuthlich denen bey, welche den Jaspiß zu den glasartigen Steinen zählen, und bey ihm eine Kieselerde zum Grunde legen; denn dieses hat er mit dem Quarze gemein.

Der Jaspiß gehört unter diejenigen Steine, die schon in der h. Schrift vorkommen, und folglich den ältesten Völkern bekannt waren. Unter andern kömmt dieses Wort Ezech. 18, 13. vor. Man glaubt, daß der Jaspiß in Offenb. Joh. 4, 3. der Opal des Nonnus, beym Plinius und Linné sey.

Ge. Wolfg. Wedel exercitatio de Jaspide sacræ scripturæ, Jen. 1702, 4.

Der Jaspiß war den ältern Schriftstellern nicht unbekannt, obgleich aus demjenigen, was ich davon anführen werde, erhellen wird, daß sie schwerlich unsern Jaspiß unter dem ihrigen verstehen konnten. Theophrast (9) gedenkt desselben; er sagt aber von ihm weiter nichts, als daß er, wie der Schmaragd, in Cypern gefunden werde. Ich schließe daraus, daß er ihn als einen sehr bekannten Stein, für sein Zeitalter ansehen konnte. An einem andern Orte (10) sagt er: „Der wahre Schmaragd ist sehr selten, denn „er scheint aus dem Jaspiß zu entstehen. Man sagt, „es sey in Cypern ein Stein gefunden worden, der halb „Schmaragd und halb Jaspiß war, und also durch „das Wasser noch nicht verändert worden ist.“ Hill giebt sich am angeführten Orte sehr viel Mühe, diesen Stein zu errathen; er fällt endlich gar darauf, ob es nicht ein an seinen äußersten Enden feinerer und nicht so

(8) Abh. von Edelsteinen, Brschw. 1773, S. 259.

(9) Von den Steinen, S. 197, der deutschen Ausg.

(10) S. 155, f. eben dieser Ausgabe.

so gemeiner Jaspiß gewesen sey; denn damals, fährt er fort, war ein grüner und durchsichtiger Jaspiß nicht so selten. Plinius sagt, B. 37, C. 29, Viret & sæpe translucet Jaspis. Ich will mich in diesen Streit nicht einmischen, glaube aber, daß Hill diesesmal den Sinn des Theophrast nicht getroffen habe, und daß seine Erklärung so gar dem Zusammenhange der Rede bey dem Theophrast entgegen sey, zumal, wenn wir annehmen, daß die Alten die zu ihrer Zeit bekannten Jaspisse genau genug kannten.

Was Plinius (11) von dem Jaspiß wußte, besteht in Folgenden: Der Jaspiß sey grün und oft durchsichtig. Er werde in Indien, Cypern, Persien, und an mehrern Orten, die er anführt, gefunden. Der beste sey derjenige, welcher etwas von der Purpurfarbe an sich habe, auf diesen folge der rosenrothe, und nach diesem derjenige, der dem Schmaragde gleicht. Die vierte Art werde von den Griechen Borea genennet, weil er dem Morgenroth im Herbste gleiche; dieses sey eben die Jaspißart, welche Jaspis aërizusa genennet werde. Er sey bisweilen auch dem Sarder ähnlich, ja oft habe er eine violette Farbe an sich. Man habe noch viele andere Gattungen vom Jaspiß, sie hätten aber den Fehler, daß sie entweder bläulich, oder wie Krystalle, oder wie schwarzen Beeren, gefärbt wären. Der Jaspis terebinthizusa sey von vielen Jaspißarten zusammen gesetzt, und verdiene diesen Namen nur in uneigentlichem Verstande. „Ganz „Orient", fährt er, nach einigen eingestreuten Anmerkungen über andere Fehler des Jaspiß, fort: „hat „den Jaspiß, der, wenn er dem Schmaragde gleichet, und querüber eine weiße Linie hat, Grammatias, und wenn er mehrere weiße Linien und Streifen „hat,

(11) Histor. natur. Lib. XXXVII, Cap. 37, S. 279, der Mülerischen Ausgabe.

„hat, Polygrammos genannt wird. Man pflegt dem „Jaspiß auch eine magische Kraft beyzulegen, indem „er diejenigen stärken soll, welche öffentlich reden müs„sen.“ Indem aber Plinius diese Kraft eine vanitatem magicam nennet, so ist leicht einzusehen, daß er diese vorgebliche Kraft selbst sehr bezweifle, zumal da er sich so ausdrückt, er wolle hier beyläufig diese magische Kraft rügen (coarguere).

Die Schriftsteller der mittlern Zeit hielten dafür, daß der Jaspiß von dem Achate gar wenig unterschieden sey, ja, daß vielleicht dasjenige, was man jetzt Achat nennt, ehedem Jaspiß genannt worden wäre. Imperati (12) sagt ausdrücklich, daß der Jaspiß heut zu Tage Achat genannt werde; Boot (13) aber sagt gar, der Jaspiß sey von dem Achate bloß durch seine geringere Härte unterschieden. Dieses macht wahrscheinlich, daß die alten unter ihrem Jaspiß einen ganz andern Stein verstanden haben, als derjenige ist, den wir jetzt also nennen. Denn, wenn Plinius von dem Jaspiß sagte, daß er oft durchsichtig sey, so kann dieses jetzt von keiner einzigen unserer Jaspißarten gesaget werden. Vermuthlich waren es demnach Achate, die sie hier meinten, denen sie gleichwohl keine gänzliche Durchsichtigkeit beylegten, sondern nur eine größere Durchsichtigkeit, als die eigentlichen Jaspisse haben. Nach dieser Anmerkung hätte Imperati Recht, wenn er behauptete, man nenne das jetzt Achat, was die Alten Jaspiß nannten. Dieses giebt mir Gelegenheit zu zeigen, wie man den Jaspiß von dem Achate, von dem Hornsteine, und von dem Kieſel unterscheiden könne;

(12) Hist. natur. Lib. 23, Cap. 10, S. 711. Jaspis hodie Agathes immutato a lapide Achate nomine dicitur, generatione pyritæ similis.

(13) Historia gemmar. & lapid. Lib. 2, Cap. 100, S. 250. Jaspis ab Achate non differt, nisi quod mollior sit, & propterea non ita exacte poliri vt Achates possit.

könne; denn es können Fälle vorkommen, wo man sie unter einander verwechseln könnte.

Ungeachtet der Achat, als ein edler Hornstein, und der Jaspiß, als ein edler Kiesel, nicht leicht mit einander verwechselt werden können, so können sich doch Fälle ereignen, wo es gewissermaßen schwer wird, beyde von einander zu unterscheiden. Denn da der Achat, eben so wie der Jaspiß, alle Farben anzunehmen pflegt, der Jaspiß aber, insonderheit wenn er in dünne Stückchen geschnitten und gut polirt ist, bisweilen einiger Durchsichtigkeit fähig wird: so ist dieses eben der Fall, wo beyde, zumal von ungeübten Liebhabern, leicht verwechselt werden könnten. Hr. Brückmann lehrt sie uns folgender Gestalt unterscheiden: „Der Jaspiß unterscheidet sich darin von dem „Achate, daß er erstlich undurchsichtig, oder doch nur „selten in etwas durchscheinend ist; zweytens, daß er „im Anbruche rauh, etwas körnicht oder schuppicht „angetroffen wird; drittens findet man ihn nicht nieren„oder nesterweise, sondern als unförmliche derbe Stücke, „und nicht selten in großen Klüften und Gängen.

Der Unterschied des Jaspisses von dem Hornsteine hänget gänzlich von seiner Entstehung ab. Eigentlich haben beyde einerley Entstehungsart; denn sie sind nur darin unterschieden, daß vor der Conzelation bey dem Jaspiß das krystallinische Fluidum durch die beygemischte Thonerde verdickt und undurchsichtig, bey dem Hornstein hingegen dasselbe mehr verdünnt, und daher halbdurchsichtig ist. Je zärter dabey die Erdtheilchen sind, mit welchen sich dieses Fluidum in gehöriger Quantität vereiniget, desto mehr Durchsichtigkeit erhält das daraus entstehende Congelatum. Das Congelat bey dem Jaspiß und bey dem Hornstein ist daher nichts anders, als eine genugsame Quantität eines krystallinischen Fluidum; ist diese größer, so wird daraus ein Hornstein; ist sie geringer, so wird

es ein Jaspiß (14). Ueberhaupt iſt der Hornſtein von dem Achate, dem Weſen nach, nicht unterſchieden.

Wie man ihn von den Kieſeln unterſcheiden könne, lehrt Hr. geh. D. B. R. Gerhard (15). „Die Un„durchſichtigkeit, und der körnige ungleiche Bruch, „geben genugſam äuſſere Kennzeichen ab, den Jaspiß „von dem Kieſel zu unterſcheiden; und Cronſted hat „vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß er mit „dem Bruche eines trocknen Thones ſehr viel Aehn„lichkeit habe; und auf die Art auch nur, muß man „die körnige Bauart, die ihm beygeleget wird, verſte„hen, indem es ſich wohl nicht möchte erweiſen laſſen, „daß er aus wirklichen einzelnen Körnern zuſammen „gebacken ſey. Die Oberfläche iſt mit der innern „Subſtanz einerley, und er unterſcheidet ſich auch da„durch ſchon von den Kieſeln. In der Härte wird „er gemeiniglich von dem Kieſel übertroffen; er iſt aber zäher und nicht ſo ſpröde, wie der Kieſel, und „daher rührt es, daß er mit dem Stahle nicht ſo „ſcharf, wie dieſer, Feuer ſchlägt, und bey dem „Schleifen keinen ſo ſtarken Glanz annimmt.“ Da Hr. Gerhard hier ſagt, daß der Kieſel den Jaspiß an Härte übertreffe, ſo merke ich bey dieſer Gelegenheit an, daß Imperati verſichert, daß der Jaspiß zwar nicht ſo hart ſey, als der Sapphir, der Rubin und der Ballaß aber doch härter, als alle übrige Edelſteine. In unſern Tagen, wo man die Härte der Edelſteine genauer kennt, kann man dieſes nicht behaupten.

Der Jaspiß gehört, ſeinem eigentlichen Geburtsorte nach, zu den Steinarten der Ganggebirge, und er macht daſelbſt nicht allein Gänge und Klüfte, welche auch Erz führen, ſondern man trifft auch ganze

(14) S. Walchs Naturgeſchichte der Verſteinerungen, Th. 1, S. 14.

(15) Beyträge zur Chymie und Geſchichte des Mineralreichs, Th. 1, S. 149.

Berge, und also völlige Brüche von dieser Steinart an, wovon unter andern nicht allein ein Berg unweit den narzinskischen Gruben in Rußland, welcher ganz aus Jaspiß besteht, sondern auch die caucasischen Berge einen Beweis abgeben, welche, wie Hr. Prof. v. Güldenstädt versichert, an ihrer nördlichen Seite aus Jaspißbänken bestehen, in welchen dem ungeachtet schöne Bleyerzgänge streichen. Hr. Collegienrath Palas (16) meldet, daß sich in der Gegend von Orskaja ganze Jaspißberge, Hügel, Felder und Schichten von verschiedenen Farben, auch mit Dendriten, wie auch dann und wann mit Markasitwürfeln, finden, und daß die Kirgisen von dergleichen Jaspißarten ihre Grabhügel verfertigen sollen. An manchen Orten wird aber der Jaspiß auch in Geschieben gefunden, auf welche Art er, wie Hr. Gerhard (17) meldet, in Schlesien, in der Gegend von Löwenberg und Bunzlau sehr häufig vorkömmt, und die wahrscheinlich von den hinter liegenden hohen Gebirgen abgerissen sind. Jaspiß, welcher als Geschiebe auf Feldern, auf und nahe unter der Oberfläche der Erde, oder über und unter der Dammerde, gefunden wird, wird Feldjaspiß genannt. Diejenigen Jaspisse, welche wie Kiesel gestaltet sind, werden jaspißartige Kiesel genannt; sie gehören daher zu denjenigen Jaspissen, welche entweder in Geschieber vorkommen, oder die vielleicht durch das Fortrollen im Wasser abgeschärft sind, und dadurch eine Kieselgestalt erlangt haben. Ihrer gedenkt Guettard, in den mineralog. Belustig. Th. 3, S. 16, und sagt, daß sie theils schön roth, theils grün, grünlich, blumicht, oder marmorirt wären.

Der Jaspiß wird an so vielen Orten gefunden, daß es beynahe nicht möglich ist, sie alle zu nennen. Ein

(16) Reisen durch verschiedene Provinzen des russ. Reichs, 1 Th. Petersb. 1771, S. 260.

(17) Beyträge ꝛc. 1. Th. S. 151.

Ein ansehnliches Verzeichniß solcher Orte liefert Hr. Diac. Schröter (18).

Bey den Schriftstellern kömmt der Jaspiß bald als ein Geschlecht, bald als eine Geschlechtsgattung, vor. So wird von verschiedenen Gelehrten der Lasur, der Heliotrop, und der Malachit, als eine Geschlechtsgattung vom Jaspiß angesehen. Dahin gehören Walch, Bomare, Wallerius ꝛc. Andere hingegen, als: Linné, Cronsted, Baumer, Vogel, v. Justi, Scopoli ꝛc. sehen den Jaspiß als eine bloße Gattung an, und trennen den Lasurstein, den Heliotrop und den Malachit, von demselben; ich glaube aber nicht, daß hier unter den Schriftstellern ein wesentlicher Widerspruch sey. Diejenigen, welche den Lasur, Heliotrop und Malachit unter die Jaspisse zählen, sehen auf gewisse wesentliche Eigenschaften, welche beyde Steinarten unter sich gemein haben, und vielleicht gar auf chemische Proben; diejenigen aber, welche beyde trennen, finden wieder andere Eigenschaften, die ihnen nicht gemeinschaftlich zukommen. Viele werfen z. B. den Malachit gar aus der Classe der Steine heraus, und weisen ihm seinen Platz unter den Kupfererzen an.

Doch, der Jaspiß sey ein Geschlecht oder nicht, so muß er doch selbst unter ein Hauptgeschlecht der Steine gehören. Welches ist aber nun sein Geschlecht, wovon er eine Gattung ist? Hierüber sind die Meinungen der Lithologen getheilt. Hr. Diac. Schröter setzt ihn, gedachtermassen, unter die Kiesel. Eben das thut Walch, Baumer, Bromel, Vogel, Scopoli, und Cronsted. Denn, ob gleich Letzterer den Jaspiß als eine Gattung von Hornstein, den er Bergkiesel nennt, betrachtet, so ist doch sein Hornstein nichts anders, als unser Kiesel, den er auch von dem Feuer-

(18) Einleit in die Kenntniß ꝛc. 1. Th. S. 367, f. und lithol. Lex. 3. Band, S. 40, f.

Steine, welchen er den gemeinen Kieſel nennt, unterſcheidet. Eben das glauben diejenigen, die den Jaspiß unter die glasartigen Steine ſetzen, weil bey dieſen die Kieſelerde zum Grunde liegt; dahin gehören unter andern Gerhard (19) und Wallerius (20). Andere, als: Wallerius (21), und Gmelin (22), leiten ſeinen Urſprung von einer Thonerde her. Letzterer beweiſet dieſes aus folgenden Gründen. „Er verwittert nicht ſo geſchwinde in der freyen Luft und im Waſſer, ſondern behält Feſtigkeit und Farbe länger. Im Bruche iſt er nicht ſo glatt, als die andern Kieſelarten, ſondern vielmehr rauh, und gleichſam körnig, oder wie ein vertrockneter Thon. Dazu kömmt noch, daß man den Jaspiß ſehr oft im Thon antrifft, und daß man ſeine ſtufenweiſe Entſtehung gleichſam mit Händen greifen kann; daß man z. B. im Thal Lande, Dalarne, (Dalecarlien,) und zwar im Kirchenſpiele Orſa, in dem Sandſteine, welcher zu Schleifſteinen gehauen wird, ganze Druſen von rothen Eiſenthon, und einige Meilen weit in dem Sernafelſen, in einem weit härtern Sandſteine, rothen Jaspiß von dergleichen Farbe und von gleichem Anſehen antrifft; daß man in Sardinien roth- und braunaderigen Jaspiß gefunden hat, welcher an der einen Ecke noch ein weicher rother Eiſenthon war; daß man oft in dem Jaspiß bey der chemiſchen Zergliederung Thonerde gewahr wird, wiewohl dieſe Beymiſchung zufällig iſt. Selbſt die häufige Beymiſchung fetter und Eiſentheilchen, welche der Jaspiß mit dem Thone gemein hat, giebt der Muthmaßung ein Gewicht; denn kein Jaspiß iſt ohne Eiſentheilchen, und einige Unterarten, welche in Ungarn Sino-

(19) Beyträge x. 1. Th. S. 143, vergl. mit S. 76.
(20) Mineralogie, S. 124.
(21) Syſtema mineralogiæ, To. 1, S. 319.
(22) Linnäiſches Naturſyſtem des Mineral. 1. Th. S. 584.

Sinopel heissen, enthalten dessen oft so viel, daß man 12 bis 15 Pfund Eisen, welches nach dem Rösten von dem Magnet angezogen wird, aus dem Centner gewinnt. Daher kömmt es auch, daß der Jaspiß, wenn er auch das Glüheseuer aushält, ohne seine Farbe zu ändern, oder zu springen, oder Risse zu bekommen, doch in einem starken Schmelzfeuer viel leichter fließt, als andere Kieselarten, und gemeiniglich zu einem schwarzen Glase wird." Diejenigen, welche den Jaspiß von Thonerde herleiten, sagen, daß er vielleicht durch Abscheidung der ihm beygemischten Alaunerde entstanden sey. Andere haben dem Jaspiß ein ganz anderes Geschlecht angewiesen. Hr. v. Bomare setzt ihn mit dem Jaspachat und Jasponyx unter die Felssteine und Wacken. Linné, welcher ihn in seiner ältern Ausgabe des Natursystem unter die Lapides vitrescentes gesetzt hat, bringt ihn unter die Lapides arenatos, und mit den Felssteinen unter ein Geschlecht. Hr. Brückmann hat ihn unter den quarzigen oder glasartigen Steinen. Hr. v. Justi (23) behauptet gerade das Gegentheil, denn bey ihm muß man den Jaspiß unter den feuerfesten Steinen suchen. Hr. Cartheuser (24) hat ein Geschlecht, welches er Lapides granatulos nennet, unter welchen der Jaspiß steht. Hr. Klein (25) aber, welcher überhaupt gern neue Namen schuf, um seinen Endzweck dunkel zu schreiben, zu erreichen, nennet das Geschlecht, darunter bey ihm der Jaspiß steht, Matthiolithen.

Was ist aber die Ursache dieser Verschiedenheit im Denken? und kann man es denn nicht zuverlässig entscheiden, auf welcher Seite das Recht sey? Ich muß sagen, daß man noch mit dem Jaspiß die wenigsten chemischen Proben angestellt habe, und die wenigsten Schriftsteller haben

(23) Grundriß des gesammten Mineralreichs, S. 214, §. 406.
(24) Elementa mineralogiæ, S. 28.
(25) Lucubratiuncula prior de lapidibus.

den Grund angegeben, warum sie dem Jaspiß diesen oder jenen Platz angewiesen haben. Gewissermaßen ist auch eine genaue Untersuchung des Jaspisses, wegen der innigsten Vereinigung seiner Theilchen, sehr schwer. Brückmann behauptet es, und mit ihm noch einige, daß dieser Stein im stärkern Feuer fließe, und noch eher als der Hornstein fließe. Diese scheinen einigen Grund vor sich zu haben, daß sie ihn unter die glasartigen Steine sezen, und Hr. v. Justi kann es auf keine Weise entschuldigen, daß er ihn unter die feuerfesten Steine sezt. Hr. v. Bomare behauptet zwar, daß man es mit ziemlichem Grunde vermuthe, daß es ein völlig reifer Felsstein seyn müsse, aber er hätte uns seinen ziemlich wahrscheinlichen Grund nicht verschweigen sollen. Dieses, daß man es an seinem Bruche und an seinen Eigenschaften, welche die gefärbten und ungefärbten Jaspiden mit einander gemein haben, sehe, macht den Leser nach dem Beweise noch lüsterner. Dieses endlich, daß er so gar im Porphyr statt des Feldspathes liege, und daß daraus zu folgen scheine, daß der Felsstein ordentlicher Weise die Mutter des Jaspisses sey, beweiset noch nicht, daß er unter die Felssteine gehöre, so wenig man ihn unter das Geschlecht der Schmaragde sezen kann, weil der Jaspiß bisweilen die Mutter vom Schmaragd ist. Wir müssen es der Zukunft überlassen, ob sie durch mehrere Entdeckungen der Wahrheit ein Licht anzünden werde, und wollen uns diesesmal begnügen, sie darum unter die Kieselsteine zu sezen, weil sie mit diesen noch die meiste Aehnlichkeit haben. Sie sind glasartig wie die Kiesel, denn sie lassen sich, wie ich weiter unter zeigen werde, in ein wirkliches Glas verwandeln; sie haben aber, ausser dem krystallinischen Fluidum, eine beygemischte Thon- oder Sanderde zum Grunde, welche man bey verschiedenen chemischen Proben so gar gefunden hat. Es ist gleichwohl merkwürdig, daß, da man die Kiesel nur in einzelnen Stücken auf den Feldern und in den Flüssen findet, der Jaspiß hingegen nicht nur einzeln gefunden wird, sondern auch, wie ich bereits erwähnt habe, bisweilen große und weitläuftige Gebirge ausmacht.

Der Jaspiß wird in fast unzähligen Veränderungen gefunden, und dieses giebt mir Gelegenheit von der Eintheilung dieser Steine etwas ausführlicher zu han-

handeln. Man könnte bey dieser Eintheilung auf seinen Gehalt und auf seine Farbenmischung sehen. Im ersten Sinne sagt Baumer (26): „Der Jaspiß ist „von ganz verschiedener Feine und Härte. Die feinen „nehmen eine sehr schöne, die groben eine schlechtere „Politur an. Mancher ist so grob, daß er einer ge„ringen Wacke nicht viel unähnlich sieht, und manche „kommen der Feinheit der Hornsteine und Krystalle „sehr nahe." Doch wir wollen unser Augenmerk lieber auf die Farbenmischung richten, weil dieses der gewöhnlichste Weg ist, dem die Naturforscher gefolgt sind.

Der Jaspiß ist entweder einfarbig, oder mehrfarbig. Einfarbiger Jaspiß, L. Jaspis vnicolor, Fr. Jaspe d'une seule couleur, wird derjenige genannt, welcher nur eine einzige Farbe hat. Man hat den Jaspiß, einfarbig betrachtet, von allen möglichen Farben, als: weiß, grau, gelb, roth, blau, grün, braun, schwarz.

1. Ist die Farbe weiß, so heißt er weißer Jaspiß, L Jaspis vnicolor alba, Fr. Jaspe blanc. Wenn er ganz weiß ist, und einen undurchsichtigen Krystall gleicht, so heißt der **Milchjaspiß**, Jaspis vnicolor lactea, vermuthich Galactites s. Galaxia *Plin.* Fr. Jaspe galactite, oder Jaspe couleur de lait; man findet ihn in Schlesien und im Zweibrückischen. Siehe auch **Milchstein.**

2. Grauer Jaspiß, Jaspis vnicolor subalba, Jaspis vnicolor cana *Waller.* Fr. Jaspe gris. Dahin gehört a) der eisengraue oder grünliche, (weil er in das Olivengrün spielt, Jaspis vnicolor ferrea, Fr. Jaspe d'un gris de fer, oder Jaspe verdâtre, den man für den Basaltes des **Plinius** hält, und welcher ohne Zweifel mit dem Basanites einerley ist. **Plinius** beschreibt

(26) Naturgeschichte des Mineralreichs, Th. 2, S. 159, f.

denselben als eine Marmorart, eisengrau, und sehr hart. Uebrigens ist der Basalt, bekanntermaßen, kein Marmor, sondern eine sehr harte säulenförmig gewachsene Felsensteinart, dessen feinere Gattung sich, wie der Jaspiß, schleifen und poliren läßt. v. Bomare sagt, der eisengraue Jaspiß werde bisweilen Schmaragdfluß, L. Mare smaragdinum, genennet; allein, er sey höchstens nichts weiter, als die Mutter des Schmaragdflusses. Wenn aber dieses ist, so gehört ihm der Name eines Jaspisses nicht, man mag nun den Schmaragdfluß als einen unechten Quarz, oder als einen gefärbten Spath betrachten. b) Der weißgraue, L. Corioides, welcher an Farbe dem grauen Haupthaare gleicht. Beyderley Sorten finden sich in Schlesien.

3. Gelber Jaspiß, Jaspis vnicolor flaua, Fr. Jaspe jaune, heißt, wenn er ganz gelb ist, Jaspis cerea *Plinii*. Wenn er wachs oder honigfarbig ist, heißt er Melites (von μελι, Mel, das Honig). Gleicht er aber der Farbe des Terpenthins, so heißt er beym Plinius Jaspis terebinthizusa, und in so fern er dadurch einige Aehnlichkeit mit dem Onyx erhält, Jaspis onychina.

4. Rother Jaspiß, Jaspis vnicolor rubescens, Jaspis phrygia *Plinii*, (weil man ihn vermuthlich aus Phrygien erhielt,) Fr. Jaspe rouge, ist entweder dunkelroth, oder purpur-, pfirsichblüth- rosen- oder fleischfarbig. Der dunkelrothe und blutfarbige ist beym Boot unter den Namen Lapis sanguinalis bekannt, und beym Imperati heißt derselbe Hæmachates, Hæmatojaspis, Blutjaspiß, Fr. Jaspe sanguin, nicht nur seiner Blutfarbe, sondern auch seiner vermeintlichen Wirkung wegen, daß er das Blut stillen soll, wenn er auch nur äusserlich am Körper getragen, oder auf solchen, eine Zeitlang, gelezet wird. Zuweilen gleicht er auch dem Sarder an Farbe. Unter den ro-

then

then Jaspissen giebt es auch eine Art, welche mit dem rothen Porphyr viel Aehnlichkeit hat, und von Vielen mit ihm verwechselt wird. Siehe **Porphyr**. Die rothen Jaspißarten sind die gemeinsten; und enthalten viel Eisen. Eines zinnoberhaltigen wird weiter unten Erwähnung geschehen.

5. Blauer Jaspiß, Jaspis vnicolor cærulea, Fr. Jaspe bleu, ist schön himmelblau, und sieht dem Lasursteine ähnlich, mit dem man ihn nicht verwechseln muß. Der Jaspiß hat ein reines Blau ohne Mischung; der Lasurstein hingegen ist ein blauer Felsstein, der mit Kies- und Goldkörnern vermischt ist.

Jaspis aërizusa, wird von **Dioscorides** ein zum Türkiß gehöriger Edelstein genannt, welcher undurchsichtig wie der Türkiß, und himmelblau ist. **Plinius** nennt ihn Borea; Andere nennen ihn **Kupferjaspiß**. Wenn dieser Stein wirklich unter die Türkisse gehört, so führt er den Namen von Jaspiß mit Unrecht, der ihm vielleicht darum gegeben wurde, weil derjenige, der denselben zuerst gefunden hat, ihn für einen blauen Jaspiß hielt. Eigentlich ist der Türkiß ein Knochen; man hat aber auch wahre Kiesel, die wie ein Türkiß gefärbt sind; auch einen solchen konnte **Dioscorides** meinen. Hr. Prof. **Gmelin** (27) nennt ihn den bläulichen Jaspiß, Jaspis cærulescens, Fr. Jaspe bleuâtre, und sagt, daß er viel härter als der Lasurstein sey, von dem er sich eben durch die Härte unterscheidet. Gemeiniglich ist er graublau, wie der schlesische, und der vom Flusse Thermodera beym **Plinius**; selten ist er hoch- dunkel- oder hellblau, (turchino,) wie in Persien und am kaspischen Meere; und noch seltener violett, wie der cappadocische.

6. Grüner Jaspiß, Jaspis viridis, Fr. Jaspe verd, ist an Farbe entweder dem Schmaragde, oder den

(27) Linnäisches Natursystem des Mineralreichs, Th. 1, S. 591.

den Oliven, oder anderm Grasgrün, gleich. Er wird oft unrichtig mit dem Malachit verwechselt; aber er ist weit härter als dieser; giebt am Stahl Feuer, welches der Malachit nicht thut, und enthält kein Kupfer, welches doch der Malachit enthält. Ueberdies hat der ganz grüne Jaspiß die Eigenschaft, wenn er vorher stark geglühet worden, im Finstern zu leuchten. Man nennt ihn daher phosphorescirender Jaspiß, Jaspis viridis phosphorescens. s. pavonius *Adrov.* Beym **Plinius** heißt er Mare smaragdinum; bey **Kentmann**, Jaspis smaragdo similis. Die Franzosen nennen ihn Preome oder Prime d'émeraude. Er nimmt eine schöne Politur an; wird in Schlesien, Steyermark, Sachsen ꝛc. und an der kaspischen See gefunden. Siehe auch **Malachit-Achat.** Hr. **Gerhard** versichert, daß die mehresten Jaßpißarten, der grüne also nicht allein, phosphoresciren. Sonst ist bekannt, daß mehrere Steine, wenn sie vorher geglühet worden sind, im Finstern leuchten; s. **Leuchtende Steine.**

Vom jaspißartigen **Nierenstein**, oder **Griesteinjaspiß**, einer Jaspißart, welche grün ist, und einen trüben, und gleichsam fetten Glanz hat; s. unter **Nierenstein.**

7. **Brauner Jaspiß.** Jaspis vaicolor spadicea, Fr. Jaspe brun, ist bald röthlich-, bald gelb-, leberkastanien-, oder kaffebraun. Alle braune Jaspißarten enthalten viel Eisen.

8. **Schwarzer Jaspiß**, Jaspis unicolor atra Fr. Jaspe noir; wird häufig zu Probiersteinen gebraucht; doch muß er alsdann nicht vollkommen poliert werden, weil er sonst das Gold und Silber nicht wohl abreibt. Der feine schwarze Basalt, welcher, wie der eisengraue, zu Probiersteinen genommen wird, kann ebenfalls kaum von den schwarzen Jaspiß unterschieden werden, wenn er gut geschliffen und poliert ist. Einige nenen den vollkommen schwarzen Jaspiß wenn

er

er die Farbe der Steinkohle hat, Thracier Jaspiß, oder Lapis thracius. Er findet sich sehr häufig in dem obersten Kalklager der venetianischen Kalkgebirge, in Schlesien, Böheim, Finnland, und bey Néskott in Jemtland. Man glaubt Theophrast und Plinius, die ebenfalls von dem Lapide thracio reden, verstehen darunter den schwarzen Jaspiß; aller Wahrscheinlichkeit nach aber verstehen die Alten darunter entweder eine Art Steinkohlen, oder den Gagath, welche beyderseits zum Theil eine gute Politur annehmen. Es ist dieses daraus zu schließen, weil Plinius sagt: Calx aqua accenditur & Thracius lapis; nur muß man diese Worte so auslegen: der Stein aus Thracien brennt, wie der Kalk, wenn er mit Wasser gelöschet wird. Der schwärzliche, welcher gleichsam wie mit einem Rauche angelaufen, oder wie mit Nebel oder Wolken durchzogen ist, heißt Capnias; Capnias jaspidea, Fr. Jaspe à nubecules.

Hat der Jaspiß mehr als Eine Farbe, so wird er bunter, mehrfarbiger, vielfarbiger, gesprenkelter oder sprenklicher Jaspiß, Jaspis multicolor oder variegata, Jaspis particulis subtilissimis, solida, opaca, variegata *Waller*. Jaspis subtilis eleganter colorata variegata *Carth.* Fr. Jaspe fleuri, Ital. Diaspro fiorito, genannt. Diese Farben sind entweder unter einander gemischt, daß sie schielen, oder von einander unterschieden und abgesondert, daher der Stein fleckig, streifig, sprenklich und von verschiedenen Farben erscheint. Bunten Jaspiß, welcher Flecken wie Augen hat, nennen die Franzosen Jaspe Argus; hat der Jaspis anders gefärbte Adern und Striche, so wird er Jaspis venosa, Fr. Jaspe veiné genannt. Da die Farbenmischung bey den Jaspissen so sehr verschieden ist, so würde man auch sehr viel Namen nöthig haben, wenn man alle Verschiedenheiten bemerken wollte. Man hat daher den kürzesten Weg gewählt, und die

Grund-

Grundfarbe zum Grunde der Benennung gemacht. Ist der Grund vom Jaspiß weiß, und mit vielen oder wenigen andern Farben, mehrentheils mit Gelb und Schwarz, vermengt, so nennt man ihn weißsprenklichten Jaspiß, Jaspis variegata albescens, Fr Jaspe fleuri blanc. Es giebt auch weiße Jaspiß, welcher so durchsichtig wie der Achat, und mit dunkelrothen Flecken Streifen gezeichnet ist, wie auch weißen oder weißgelblichen Jaspiß mit gelben und gelbbraunen Flecken, worin er dem Pantherthiere gleicht, daher er gemeiniglich Pantherstein, Lapis pantherinus, Jaspis pantherina, Fr. Jaspe panthérin, genannt wird. Graugesprenkelter Jaspiß, Jaspis variegata gryfea, Fr. Jaspe fleuri gris, ist mit rothen oder andern Farben vermischt. Gelbgesprenkelter Jaspiß, Jaspis variegata flaua, Fr. Jaspe fleuri jaune, wird gemeiniglich rothfleckig gefunden, wie in Italien; es giebt auch strohgelben mit braunen Adern. Rothgesprenkelter Jaspiß, Jaspis variegata rubra, Fr. Jaspe fleuri rouge, ist gemeiniglich mit Grün oder Schwarz sowohl getüpfelt, als auch gereift. Es giebt auch rothen mit Braun oder Gelb gemischt, oder mit braunen Adern, oder mit weißen Adern, oder mit bläulichen Flecken. Der rothe Jaspiß mit weißen Strichen und Flecken, wird Schriftjaspiß, Grammatias, Garamantias, Poligrammos, genannt; hat er nur einen Streif oder Querlinie, so heißt er Grammatias; hat er mehrere weiße Flecken, Polygrammos. Grüngesprenkelter Jaspiß, Jaspis variegata viridis, Fr. Jaspe fleuri verd, wechselt mehrentheils mit Roth ab, oder ist rothbunt. Der grüne Jaspiß mit rothen Tüpfelchen, und blutrothen Flecken oder Adern, oder der grünlich und bläulich gesprenkelte, ist der orientalische Jaspiß, oder so genannte Heliotrop, von welchem ich weiter unten besonders handeln werde. Es giebt auch grünen Jaspiß mit weißen und rothen Flecken,

z. B. bey Turnau in Böheim; grünen Jaspiß mit weißen oder mit blauen Ader, Prasius leucoclorus *Aldrov.*; grünen Jaspiß mit gelben Flecken oder Augen; graugrünen Jaspiß mit braunen Flecken und Wolken. Ein grüner oder rother Jaspiß, welcher Flecken von Chalcedon in sich hat, die mehrentheils wie Schnee oder Speichel aussehen, wird Chalcedonjaspiß, Jaspis chalcedonica, Jaspis chalcitica *Plin.* Jasponyx chalcedonio mixtus *Wall.* Fr. Jaspe calcedoine, genannt Jaspiß mit Chalcedon, oder Chalcedon mit Jaspiß vermischt, erscheint häufig genug; und ein solcher Stein gehört alsdann unter die Jaspachate, wovon ich weiter unten handeln werde. Wenn aber Jaspiß und Chalcedon über einander, und gleichsam wie Schichten, liegen, so ist diese Erscheinung seltener. Braungesprenkelter Jaspiß, Jaspis variegata fusca, Fr. Jaspe Heuri brun, findet sich weiß getüpfelt und gefleckt; man hat auch braunen Jaspiß mit grünen oder schwarzen Tüpfelchen oder Flecken. Diese verschiedene Jaspißarten sind der Grund verschiedener Eintheilungen der Gelehrten, von welchen Hr. Schröter (28) die von Charleton, Gerhard, Scopoli, Bertrand, Wallerius, Vogel, v. Bomare, Cartheuser und Gmelin anführt.

Am ausführlichsten hat Hr. Prof. Gmelin die verschiedenen Abwechslungen der Jaspisse folgender Gestalt angegeben. Man hat

1. Grünen Jaspiß.

1) ganz grün. 2) grün mit einem trüben und gleichsam fetten Glanze; Griessteinjaspiß. 3) grünlich; Jedde. 4) grün mit rothen Tüpfelchen; morgenländischer Jaspiß. 5) grün mit blutrothen Flecken. 6) grün mit weiß und rothen Flecken. 7) grün mit weißen oder blauen Adern. 8) grün mit blutrothen Adern. 9) grün mit gelben Flecken; Pantherstein. 10) graugrün mit braunen Flecken und Wolken.

Ro-

(28) Einleit. in die Kenntniß ꝛc. 1 Th. S. 359—361 und Lithol. Lex. 3 B. S. 24—29.

2. Rothen Jaspiß.
1) ganz roth; (zuweilen überaus hoch und brennend von Farbe. 2) roth mit weißen Adern. 3) roth und braun gemischt. 4) roth mit braunen Adern. 5) roth mit bläulichen Flecken. 6) roth und gelb gemischt. 7) roth mit vielen gelben Flecken und Adern.

3. Gelben Jaspiß.
1) ganz gelb. 2) strohgelb mit braunen Adern. 3) gelblich mit rothen Flecken.

4. Braunen Jaspiß.
1) röthlichbraun. a) grobkörnig; Sinopel. b) feinkörnig, oder stahlderb) 2) gelbbraun. 3) leberbraun. 4) kastanienbraun. 5) kaffebraun. 6) braun mit schwarzen Tüpfelchen und Flecken. 7) braun mit Flecken von grünen Jaspiß. 8) braun mit weißen Tüpfelchen und Flecken, braunsprenklicher Jaspiß.

5. Schwarzen Jaspiß.

6. Eisengrauen Jaspiß.

7. Grünen Jaspiß.

8. Bläulichen Jaspiß.

9. Weißen Jaspiß.
1) ganz weiß; Milchjaspiß. 2) weiß mit gelb und schwarz vermischt, weissprenklicher Jaspiß. 3) weiß und beynahe durchsichtig, wie ein Achat, mit größern und kleinern dunkelrothen Flecken von unbestimmter Gestalt und dunkelrothen Streifen oder Bändern, an welchen die Flecken mit einer undurchsichtigen, milchweißen, zuweilen gelben Linie eingefaßt sind, (antik und selten). 4) weiß mit gelben und gelbraunen Flecken; Pantherstein.

10. Jaspiß mit Adern, oder auch mit Flecken von Quarz. a) einfacher. b) eisenschüssiger.

11. Jaspiß, welcher mit einer Wolke überzogen ist; Capnias.

12. Jaspiß mit grauen Flecken oder Adern vom Onyx oder Achat; Jasponyx. Jaspachat.

13. Jaspiß mit Flecken von Chalcedon, die wie Schnee oder Speichel aussehen; chalcedonischer Jaspiß.

14. Kreuzjaspiß.

Unter allen Jaspißarten hat der dunkelgrüne oder bläuliche Jaspiß mit blutrothen Flecken, welcher schlechthin nur der morgenländische oder orientalische Jaspiß, Jaspis orientalis, Fr. Jaspe oriental, auch der Heliotrop, oder Heliotropierstein, Sonnenwen-

dejaspiß, Sonnenwendestein, Heliotropius, Ital. Heliotropio, Fr. Héliotrope, genannt wird, den Vorzug. Der Name Heliotrop kommt aus dem Griechischen, von ἥλιος, die Sonne, und τρέπω, ich kehre mich, ich wende mich, her, weil er, wie Plinius (29) sagt, wenn er in ein Faß mit Wasser geleget, und an die Sonne gestellet wird, einen blutrothen Schein von sich giebt. Stella (30) setzt noch hinzu, man könne auch ausser dem Wasser die Sonne, wie in einem Spiegel, die Finsternisse und den untergehenden Mond sehen. Wir müssen die Ableitung für wahr annehmen, weil die Alten uns dieselbe also gelehret haben; allein die Probe hält sie keinesweges. Plinius selbst bezeugt, daß dieses insonderheit der äthiopische Heliotrop thue; folglich sieht er es nicht als eine allgemeine Erscheinung an, und wenn es das nicht ist, so ist auch der Ableitungsgrund nicht richtig. Hill und Woodward nennen diesen Stein den Blutstein, und der lat. Name Lapis sanguinarius ist ebenfalls gebräuchlich; Ital. Diaspro sanguigno. Man hat dabey aber auf die blutrothen Flecken, die er hat, gesehen; man muß ihn aber nicht mit dem eigentlichen Blutsteine (Hæmatites) verwechseln, dessen Unterschied von unserm Steine ich weiter unten zeigen werde. Boot sagte, daß man den Heliotrop zu seiner Zeit nur schlechthin Jaspis orientalis genannt habe. Hill (31) fällt dieser Meinung bey, und entschuldigt sie so gar. „Das Heliotropium, oder der Blutstein," sagt er: „ist auch von dieser Art, und ist sehr wenig von „dem orientalischen Jaspiß unterschieden, wenn anders

(29) Hist. nat. Lib. 37, cap. 10. Caussa nominis, quoniam deiecta in vas aquæ, fulgorem solis accendit, sanguineo repercussu.

(30) Interpretamenti gemmarum P. 2. c. 7. Eadem extra aquam speculi modo solem accipit, deprehenditque eclipsin, splendentem lunam ostendens.

(31) In den Anmerkungen zum Theophrast, S. 127, f.

„ders noch ein Unterschied zwischen beyden ist.“ Er hatte vorher von europäischen Jaspissen, welche Flecken und Puncte haben, geredet. Wenn nun der Heliotrop, den er hier beschreibt, ebenfalls ein europäischer Jaspiß ist, so muß folgen, daß man den Heliotrop in Orient und in Occident finde; wäre aber dieses, so dürfte man ihn hinfort nicht mehr schlechthin den orientalischen Jaspiß nennen. So findet man auch in Orient Jaspisse, die kein Heliotrop sind; daher ist diese Benennung allerdings zu unbestimmt. Wenn ihn einige Schriftsteller Lapis cæruleus nennen, so scheinen sie den Heliotrop mit dem Lasursteine zu verwechseln; denn der Heliotrop ist nie blau, sondern allemal grün. Wallerius beschreibt ihn sehr deutlich: Jaspis variegata obscure viridis, punctulis intense rubris. Im Franz. heißt er: Jaspe verd à points rouges; Jaspe à taches rouges, à veines rouges; Jaspe fleuri verdâtre ou bleuâtre.

Alle Schriftsteller kommen darin überein, daß sie den Heliotrop einen durchsichtigen Stein, welcher rothe Flecken hat, nennen, im übrigen aber gehen ihre Beschreibungen auf manche Art von einander ab. Hill nennt seine Farbe ein bläuliches Grün mit roth untermengt, wo die Farbe sehr dunkelroth, die Vermischung aber mehr flecken- als aderweise ist. Auf diesen Umstand mögen wohl diejenigen gesehen haben, welche unsern Stein Lapis cæruleus nennen; allein sie haben dazu keinen Grund. Denn da die grüne Farbe dieses Steines nur bisweilen in das Bläuliche spielt, so ist der Stein darum noch nicht blau zu nennen. Cronsted (32) sagt von unserm Steine weiter nichts, als daß er grün sey, und rothe Puncte habe. Die Verfasser des Universallexicon (33), und

Boot

(32) Versuch einer neuen Mineralogie, S. 68.

(33) Im 12. Bande, S. 1275.

Boot, (34) schreiben diesem Steine nicht nur rothe Puncte zu, sondern auch Adern, von welchen die Erstern sagen, sie wären quer durchgezogen. Stella sagt, die Farbe dieses Steines gleiche dem Porree, doch sey sie trübe oder wolkicht. (35) Woodward (36) versichert, daß der Heliotrop statt der rothen weiße oder gelbe Flecken habe, und daß auch bisweilen Achat oder Krystall mit seiner Masse vermischt sey. Das letzte ist möglich; allein, da die ältesten Schriftsteller keine andere, als rothe, Flecken kennen, so ist ein Stein, wenn er auch gleich grün ist, wenn er weiße oder gelbe Flecken hat, kein Heliotrop mehr. Die grüne Farbe ist hier nicht das eigentliche Unterscheidungszeichen; denn man hat auch einfarbige grüne Jaspisse; und der Malachit, welcher ein pappelgrüner Stein ist, wird von vielen unter die Jaspisse gerechnet, wohin auch die meisten Schriftsteller den Heliotrop zählen. Imperati (37) sagt von dem Heliotrop, daß er eine Gattung von Jaspiß sey, eine dunkelgrüne Farbe habe, und eine sehr schöne Politur annehme; an manchen Stellen sey er durchsichtig, an manchen habe er blutrothe Puncte oder Adern; er habe eben die Härte, die der Praser hat, doch sey er etwas weicher als der Chalcedon, und härter als der Achat. Wenn Imperati sagt, daß der Heliotrop an manchen Stellen durchsichtig sey, so versteht er dieses von einer mehrern Durchsichtigkeit, wie man von den Achaten sagt, daß sie halb durchsichtig seyn; allein Boot sagt, daß der orientalische Jaspiß alsdann Heliotrop genennet würde, wenn er halb durchsichtig wäre.

(34) Hist. gemmar. & lapid. Lib. 2. c. 104.

(35) Am ang. O. Heliotropium porracei coloris est, sed nubilo & represso.

(36) Physikalische Erdbeschreibung, S. 688.

(37) Hist. natur. Lib. 23. Cap. 10. 11.

Es erhellet hieraus, daß die Nachrichten von dem Heliotrop ziemlich widersprechend sind; die mehresten Schriftsteller kommen doch in folgenden Stücken überein: 1. daß der Heliotrop unter den Jaspiß gehöre, und also muß er undurchsichtig seyn; 2. daß er grün sey, doch so, daß die grüne Farbe mancherley Veränderungen leidet; 3. daß er blutrothe Flecken habe, wodurch er sich aber als eine besondere Gattung unter den Jaspissen, oder, wenn man lieber will, unter den jaspißartigen Steinen unterscheidet.

Verschiedene Benennungen, welche ich vorher angeführt habe, und verschiedene Umstände, welche diesem Steine zukommen, verursachen, daß man ihn leicht mit andern Steinarten, von welchen er unterschieden werden muß, verwechseln könnte. Man hat ihn nämlich zu unterscheiden: 1. Von dem eigentlichen Blutsteine, Hæmatites. Diese Blutsteine gehören eigentlich unter die Eisenerze, sind schmutzigroth, und haben ihren Namen daher erhalten, weil man ihnen die Kraft zuschrieb, daß sie ein sicheres blutstillendes Mittel wären (s. Th. X. S. 555). Der Heliotrop ist niemals ganz roth, sondern hat nur einzelne, bald mehrere, bald wenigere rothe Flecken. 2. Von dem eigentlichen Jaspiß. Ich gebe denjenigen Beyfall, welche den Heliotrop als eine Gattung vom Jaspiß ansehen, folglich darf man zwischen diesem Steine und zwischen dem Jaspiß keinen wesentlichen Unterschied suchen, sondern bloß einen solchen, der in zufälligen Dingen besteht. Man hat einen einfarbigen grünen, auch einen einfarbigen rothen Jaspiß, unser Stein aber ist grün und roth zugleich. Boot behauptet zwar, daß die erfahrnen Edelsteinkenner ihn an seiner Halbdurchsichtigkeit von dem Jaspiß unterscheiden; allein er kann diese entweder nicht haben, oder wenn er sie hat, so kann er nicht unter die Jaspisse gehören. So viel scheint gewiß zu seyn, daß der Heliotrop

trop an Härte alle Jaspisse übertrifft, welches aus der ungemeinen Politur, die er annimmt, zu schließen ist; und in so fern haben verschiedene Schriftsteller nicht Unrecht, wenn sie unsern Stein den vorzüglichsten Jaspiß nennen 3. Von dem Malachit. Diejenigen, welche den Malachit unter die Kupfererze bringen, sind der Mühe, Unterscheidungszeichen zwischen ihm und dem Heliotrop zu suchen, überhoben. Diejenigen aber, welche ihm unter den Steinen seine Stelle anweisen, unterscheiden ihn von dem Heliotrop durch den Mangel der rothen Puncte, durch die pappelgrüne Farbe, und durch die mindere Härte, welche verursachet, daß der Malachit die Schönheit der Politur, welche man bey dem Heliotrop findet, nicht annimmt. 4, Von dem St. Stephanssteine. Alle Steine mit rothen Puncten pflegen die Lithologen St. Stephanssteine zu nennen. Wenn man also einen Jaspiß fände, dessen Grundfarbe nicht grün wäre, und der auf seiner Grundfarbe rothe Tüpfel hätte, so wäre dieses ein Stephansstein; wäre der Boden grün, so wäre es ein Heliotrop. Die grüne Farbe ist es also, welche beyde unterscheiden würde. Die eigentlichen Stephanssteine sind entweder Achate oder Kalksteine; von beyden ist der Heliotrop leicht zu unterscheiden. Vom Achat unterscheidet sich der Heliotrop durch seine gänzliche Undurchsichtigkeit; vermuthlich haben also diejenigen Schriftsteller, welche von einem halbdurchsichtigen Heliotrop reden, einen Stephansstein in der Hand gehabt, und folglich einen Achat mit dem Heliotrop verwechselt. Von demjenigen Stephanssteine, der ein Kalkstein ist, ist der Heliotrop gar leicht zu unterscheiden, nämlich theils durch das Scheidewasser; mit welchem der Kalkstein brauset, der Heliotrop aber nicht; theils durch das feinere Korn und die größere Härte, welche der Heliotrop hat, und welche man, wenn der Stein unbearbeitet ist, leicht durch den Au-

genschein unterscheiden kann; ist aber der Stein polirt, so bekömmt ein Kalkstein, und wenn es ein Marmor wäre, nie die Schönheit der Politur, welche der Jaspiß überhaupt, und der Heliotrop insonderheit, annimmt.

Wenn wir den Heliotrop unter die Jaspisse rechnen, oder wenigstens eingestehen, daß derselbe mit dem Jaspiß unter ein Geschlecht der Steine, welches wir Kiesel nennen, gehöre, so muß der Heliotrop auf eben die Art, wie ich weiter unten von dem Jaspiß zeigen werde, entstehen. Viele Schriftsteller gedenken des Heliotrops gar nicht, und haben ihn also unstreitig unter die Jaspisse versteckt. Dergleichen vermuthet Imperati von dem Dioscorides, welcher von dem Jaspiß sagt, daß er bisweilen dem Schmaragd, bisweilen dem Krystall u. s. w. gleiche; er spricht, die Alten haben unter dem Namen des Jaspisses mehrere Steine, als: den Heliotrop, den Chalcedon u. s. f. begriffen, quæ, fährt er fort, licet diversorum, sint colorum, ejusdem tamen sunt generationis & constitutionis. Dem aber widerspricht es nicht, daß der Heliotrop eine weit größere Härte, als der Jaspiß, hat, da selbst unter den Jaspissen eine sehr verschiedene Härte gefunden wird. Es folgt gar nicht daraus, daß der Heliotrop aus andern Bestandtheilen, als der Jaspiß, bestehe; es folgt nur daraus, daß die Bestandtheile bey dem Heliotrop viel genauer zusammen hängen, als bey dem Jaspiß. Und dazu können verschiedene Ursachen Gelegenheit gegeben haben. Die Theilchen können, ihrer Natur nach, feiner seyn, daher nothwendig ein stärkerer Grad des Zusammenhängens entstehen muß; ja bey einerley Beschaffenheit der Bestandtheile kann eine genauere Verbindung der Theile Statt haben, wenn sich keine fremde Theile dazu gemischt haben.

Ehedem brachte man den Heliotrop bloß aus den Morgenländern, und deswegen wurde er gedachtermaßen auch nur schlechthin der morgenländische Jaspis genannt. Plinius schreibt, daß er in Aethiopien, Afrika und Cypern gefunden werde; Boot thut noch Indien hinzu; und Brückmann nennt uns noch Abyssinien und Böheim, als Oerter, wo sich Heliotrop findet. Man trifft ihn auch in den gobischen Wüsten, in der Mungaley, an.

Was die Größe des Heliotropes betrifft, so sieht man ihn in den Cabineten nicht allzu häufig. Dieses scheint zu beweisen, daß die Erzählung des Boot (38) ziemlich unwahrscheinlich sey, daß es nämlich unter den Heliotropen oft so große Stücke gebe, daß man daraus Leichensteine machen könne. Von dem Werthe desselben sagt Boot, daß er den Werth des gemeinen Jaspisses nicht weit übertreffe. Nach seiner Versicherung kann man einen aus diesem Steine verfertigten Becher für 200 Thaler kaufen, und die kleinern kosten selten noch einmal so viel, als was das Graben auf solche Steine kostet. Die Alten haben wohl sehr wenig auf den Heliotrop gegraben; indessen wird er doch noch zu mancherley Dingen gebraucht, da er sich gut bearbeiten läßt. Man legt ihn, insonderheit in kleinen Stücken, in die Cabinete, und ihr Werth ist nicht eben der geringste, doch wird der orientalische dem occidentalischen allemal vorgezogen, welchen Vorzug er, seiner mehrern Härte und Schönheit wegen, verdient.

Was Plinius, Stella, Boot und die Verfasser des Universallexicon von seinem verschiedenen Nutzen in der Medicin sagen, verdient nicht, hier angeführt zu werden. Daß man ihm die Kraft, dem Gifte zu widerstehen, zuschreibt, ist wohl die Ursache, daß

(38) Am ang. O. cap. 105.

man auf diesen Stein bisweilen einen Scorpion eingegraben findet, (39) wenn er nicht gar auf diese Art bereitet und bey sich getragen, wider den Stich der Scorpionen gut seyn soll.

Bey den mehrfarbigen Jaspissen ist bisweilen eine sonderbare Abwechselung der Farben; und daher ist leicht zu glauben, daß zufälliger Weise darin allerley Figuren vorkommen, wenn sie gehörig bearbeitet und polirt werden. Unsere Vorfahren machten daraus viel Wesens, und einer großen Anzahl solcher Steine, bey deren Bildern und Vorstellungen die Einbildungskraft oft das beste thun muß, ist so gar die Ehre wiederfahren, daß sie in Abbildungen vorgestellet worden sind. Um nur etwas davon zu sagen, (denn in unsern Tagen ist der Werth der Bildsteine gar sehr gefallen,) will ich dasjenige, was Kundmann (40) hat, anführen. Er verwahrte einen vielfarbigen Jaspiß, auf welchem eine gelbe Binde oben und unten schwarz eingefaßt lag; rosenfarbige Jaspisse mit weißen Binden und Linien, die ein Stück von einem Bastion vorstellen; grünliche Jaspisse mit einem schwarzen Kreutze; einen weißlichen Jaspiß mit einem rothen Zirkel in der Mitte; röthliche und weiße Jaspisse mit braunrothen Streifen und weißen Linien, welche wie Festungen gebildet sind; einen weißen Jaspiß, worauf eine nach der Länge hin gelegene Stadt von rother Farbe in gelblichem Grunde, und vorn mit einer Citadelle versehen, auf der einen Seite aber von einem Strohme umflossen, zu sehen ist; ein fast von allen Farben gebildeter großer Jaspiß, welcher eine Stadt mit vielen Festungswerken darstellt. Dergleichen Bilder könnte ich

(39) Beyspiele davon kommen in dem Museo Graueliano, S. 44, vor.

(40) Rariora naturæ & artis, S. 207, flg. vergl. mit Tab. XI, Fig. 26, 30, 31, 45, 57 — 60, und 64.

ich aus andern Schriftstellern noch viele mittheilen, wenn ich nicht allzu weitläuftig zu werden befürchten müßte. Allein eines Jaspisses muß ich noch gedenken, welcher nur erst in den neuern Zeiten entdeckt, oder wenigstens bekannter geworden ist, und den Namen Bandstein oder Bänderjaspiß, Jaspis fasciatus oder fasciis distinctus, Jaspis variegata fasciata *Waller.* Silex polyzonias rupestris, stratis diversicoloribus *Linn.* Fr. Jaspe strié, Jaspe à zones, führt. Einige nennen ihn Genantstein, von einem Orte dieses Namens in Sachsen, wo er gefunden wird. In Schweden nennt man ihn Dannemorakiesel. Es ist eine Jaspißart, welche aus lauter in der Farbe abwechselnden, aber sehr genau mit einander verbundenen Lagen und Schichten bestehen. Man hat ihm diesen Namen beygelegt, weil er auf seiner Oberfläche verschieden gefärbte, aber in geraden Linien fortlaufende Streifen hat, welche bald dicker, bald dünner sind, dem polirten Steine aber das Ansehen eines buntgestreiften Bandes geben. Man findet diesen Bänderjaspiß an verschiedenen Orten. Eine Art desselben trifft man, wie Hr. geh. R. Reinhard (41) meldet, im Baden-Durlachischen, wie auch bey Wolfitz in Obersachsen an. Derjenige aber, welcher diesen Namen eigentlich führt, oder wenigstens, der zuerst als ein Bänderjaspiß entdeckt worden ist, wird in Sachsen bey Freyberg, zu Altenberg, und bey Gießhübel in einem eigenen Flötze gefunden, und nimmt eine überaus schöne Politur an. Man findet ihn bald schmaragdgrün mit weißen Querlinien; bald roth mit weißen Zügen; bald grün mit violeten Bändern, bey Genantstein; bald roth mit schwarzen Bändern, bey Goldberg in Schlesien; bald gelblich mit grauen Bändern, bey Töplitz; bald mit weißen und schwarzen

(41) S. Dessen vermischte Schriften, n. 37.

Streifen, in Sachsen bey Altenberg und Gießhübel, und in Schweden bey Dannemora. Der freybergische hat auf weißem Grunde rothe und grüne Streifen. Die Bandjaspisse sind jetzt, da man sie an mehrern Orten findet, eben keine Seltenheit mehr; man hat sich aber wohl vorzusehen, daß man die wahren Bandjaspisse nicht mit bandartigen Wacken verwechsle. Die Entstehung des Bandsteines war diese, daß verschiedene Lagen, deren jede eine eigene Farbe hatte, sich auf einander setzten, und solchergestalt durch die Congelation mit einander sehr genau verbunden wurden.

Zu den besondern Jaspißarten gehören auch der antike Serpentinstein, der Asbestjaspiß, der Korallenjaspiß, und der dendritische Jaspiß.

Der antike Serpentinstein, von den Italiänern Serpentino antico, und Verde antico, Fr. Pierre serpentine antique, Verd antique, Holl. antique Serpentyn-Steen, genannt, hat in eben der Rücksicht, wie der wahre Serpentinstein, den Namen bekommen, weil unter seiner Farbe und der Farbe einer Schlangenhaut eine Aehnlichkeit seyn soll. Er ist, nach Hrn. Brückmann (42), eine sehr harte Jaspißart, dessen Grundfarbe bald dunkel, bald hellgrün, jedoch niemals schön und lebhaft ist. Auf seinem Grunde sieht man hellgrüne, gelbliche und weißliche, größtentheils längliche, vierseitige und würfelichte Flecken, welche unordentlich durch einander liegen, sich zum öftern durchschneiden, und daher zuweilen ordentliche Kreuze vorstellen. Die Flecken in dieser Steinart sind ebenfalls so hart, daß sie am Stahle Feuer geben, und werden gar richtig von Hrn. v. Cronsted für feldspathartig gehalten.

Ueber das Geschlecht, dahin man diesen Stein zu setzen hat, sind die Lithologen nicht ganz einig. Herr Brückmann

(42) Abh. von den Edelsteinen. S. 269, der neuern Ausgabe.

mann erklärt sich, erwähntermassen, und zwar mit Recht, für den Jaspiß. Hr. v. Cronsted gedenkt seiner zweymal, aber auch als zwey besonderer Steine. Den ersten, den er schlechthin Serpentino antico nennt, hat er unter den zusammengesezten Felssteinen als eine Gattung des Ophiten angesehen, und beschreibt ihn als einen weißen Stein mit runden schwarzen Drüsen. Der zweyte, welcher bey ihm Serpentino verde antico heißt, und eigentlich der Stein, von dem ich hier spreche, ist, steht bey ihm unter dem Porphyr, und wird als ein grüner Porphyr mit hellgrünem Feldspathe beschrieben. Hr. Vogel (43) sieht ihn für einen kieselichten Stein an, und nähert sich also der Meinung des Hrn. Brückmann; denn der Jaspiß ist ein edler Kiesel. Eben das behauptet Pott, (44) ob er ihn gleich insonderheit unter die grünen Saxa bringt, und ihn solchergestalt von den Kieselsteinen ausdrücklich unterscheidet.

Brückmann und Pott behaupten, daß der Serpentino antico der Ophit der Alten sey, ob man gleich in den Schriften der Alten keine entscheidende Nachricht darüber findet. Indessen sind doch alle diejenige Stücke, die man aus Italien zu uns bringt, und für antiken Serpentinstein ausgiebt, nach Hrn. Diac. Schröters Urtheile, nicht sowohl ein Serpentinstein, als vielmehr ein jaspißartiger Stein, wie unser Serpentino antico ist.

Ob der Serpentino antico, und der Serpentino verde antico, zwey verschiedene Steinarten seyn, ist noch nicht gehörig entschieden. Brückmann nimmt beyde Namen für gleichgeltend an, Cronsted aber trennt sie; und wenn sein Serpentino antico weiß ist, schwarze Flecken und kalkartige Theile hat, so gehört er freylich nicht hieher, aber es gebührt ihm auch der Name eines antiken Serpentinsteines nicht.

Man nimmt durchgehends an, daß der Serpentino antico ehemals aus Aegypten, Arabien und Griechenland, nach Rom gebracht worden sey. Man verfertigte daraus Säulen und andere Zierrathen; und zu unsern Zeiten werden Dosen und andere Stücke dar-

(43) Praktisches Mineralsystem, S. 103, f.

(44) Erste Fortsetz. der Lithogeognosie, S. 50.

daraus gearbeitet, wiewohl derselbe niemals eine vollkommen glänzende Politur annimmt.

Hr. v. Justi (45) hat in der Grafschaft Mannsfeld einen Jaspiß entdeckt, welchen er Asbestjaspiß nennt, weil er Asbestflecken in sich hat. Er ist von Farbe dunkel- und fast blutroth, allenthalben mit einem blassen Grün vermischt, und es kommen bisweilen auch weiße Flecken darin vor. Die grünen Flecken machen nicht selten einen langen Streif, über 1 Zoll breit, in der Länge des ganzen Steines aus, bisweilen sind sie nicht größer als eine Linse, allemal aber sind diese grüne Streife oder Flecken Asbest, welcher hindert, daß der Jaspiß keine gute Politur annimmt, er kann aber dem ungeachtet zu mechanischem Gebrauche dienen, und würde, seines guten Ansehens wegen, viele Liebhaber finden. Hr. Brückmann gedenkt noch einer andern Art von Asbestjaspiß, dessen Grund dunkelgrün ist, die Asbeststreife aber gelbgrünlich aussehen. Hr. Past. Meinecke (46) hat in der Gegend um Oberwiederstedt, in der Grafschaft Mannsfeld, ebenfalls einen Asbestjaspiß, welcher aber von demjenigen, den Justi beschreibt, in etwas unterschieden ist, entdeckt. Nach dem Berichte des Hrn. M. ist es ein grüner, faserigter, unreifer Asbeststein, welcher hin und wieder mit rothen und braunen Jaspißflecken durchsprengt ist. Er findet sich auf Feldern und Angern einzeln unter andern Kieselarten, auch unter der Dammerde und dem darauf folgenden Lehm, in der daselbst befindlichen, mit Erde und Sand vermischten, Lage größerer und kleiner Kiesel, welche ungefähr 2 F., mehr oder weniger, mächtig ist. Eigentlich bestehen diese Kiesel aus weißlichem und bräunlichem Quarz,

(45) Neue Wahrheiten, 8 St. S. 93, und chymische Schriften, 2 B. S. 3[illegible].

(46) Verzeichniß von Edelsteinen, erste Fortsetz. S. 203, f. Naturforschers, 3 St. S. 138, f.

Quarz, rothen, gelblichen und braunen Jaspiß, und aus grünen, braunen und gelblichen Asbestflecken und Streifen. Sie sind sämmtlich eisenschüssig; und ob sie gleich nicht an allen Stellen durch das Schleifen eine vollkommene Glätte und einen Glanz annehmen, so bekommen doch einige Stücke, wegen Mischung der Farben, ein angenehmes Ansehen; besonders verursachet der Asbest einen Schimmer, wie die Katzenaugen. Am besten nehmen sie sich aus, wenn sie gerundet oder schildförmig geschliffen werden. In etlichen dieser Kiesel ist der Jaspiß noch so weich und thonartig, daß er am Stahl kein Feuer giebt. In etlichen hat sich das Strahlichte des Asbestes gar verloren, und die grüne Farbe ist in eine gelbe übergegangen.

Diejenige Jaspißart, welche auf ihrer Oberfläche lauter kleine neben einander stehende Buckeln, wie kleine Erbsen, hat, nennt man Korallenjaspiß, Jaspis corallina, Corallioiaspis, Fr. Coralline, Holl. Corallyne. Man findet diese Jaspißart bey Freyberg in einem besondern Flötze, welches Henkel (47) sehr genau beschrieben hat. Da dieser Jaspiß überaus selten ist, so ist dieses wohl die Ursache warum man in den Schriften der Mineralogen und Lithologen so wenig Nachricht von ihm findet. Er wird, wie Vogel (48) anmerkt, auch Korallenstein genannt. In dem Museo Oudaaniano, S. 137, kommt ein Beyspiel davon unter dem Namen Corallynen vor. Die Benennung Korallenjaspiß ist vielleicht daher entstanden, weil man die weißen Buckeln für versteinte Korallen angesehen, oder, weil man geglaubt hat, daß dieser Jaspiß eine Aehnlichkeit mit manchen versteinten oder natürlichen Korallen habe.

Wenn

(47) Kiesshistorie, S. 323, f.

(48) Pract. Mineralsystem, S. 127.

Wenn der Jaspiß mit dendritischen Figuren, als: Bäumen, Sträuchen, Wäldern ꝛc. bezeichnet ist, wird er dendritischer Jaspiß, Jaspis dendritica, Dendrojaspis, Fr. Jaspe arborisée, Holl. gearboriseerde Jaspis, genannt. Er gehört folglich unter die mehrfarbigen Jaspisse, obgleich seine Grundfarbe allemal einfarbig ist. So wird z. B. im Leerischen Catalogus, S. 188, ein grauer dentrischer Jaspiß, Jaspe rare arborisée de gris, angeführt. Es bedarf keines Beweises, daß solche baumähnliche Figuren auf dem Jaspiß eben das seyn, was dergleichen Figuren auf allen Dendriten sind, nämlich zufällige Bildungen. Wenn Einige auf dem Jaspiß Kräuter gesehen haben wollen, so sind es vermuthlich nur zufällige dendritische Figuren gewesen, welche sie für wirkliche Kräuter gehalten haben. Uebrigens ist der dendritische Jaspiß sehr selten. In dem Leerischen Verzeichnisse kommen nur zwey Beyspiele vor. In dem herzogl. Cabinet zu Weimar findet sich, wie Hr. **Schröter** meldet, ein jaspißartiger Stein mit schwarzen eisenhaltigen, dendritischen Figuren.

Ueber die Entstehung des Jaspisses, sind die meisten Naturforscher darin einig, daß er aus Thon entstanden sey. **Walch** (49) erklärt dessen Entstehung folgendermassen: „Der Jaspiß entsteht aus einer Congelation, wenn nämlich das Wasser mit zarten, fremden, thonigen Erdtheilchen dermassen geschwängert ist, daß es nicht bloß trübe, sondern gar dick wird, und folglich seine Durchsichtigkeit gänzlich verliert, der Thon aber ein gemeiner Thon ist.“ **Baumer** (50) nimmt Thon und Eisen an. „In dem „Bruche,“ sagt er: „gleicht er einem dürren Thone, „und

(49) Systemat. Steinreich, 3 Th. S. 67.
(50) Naturgesch. des Mineralr. Th. 1, S. 255, f.

„und scheint auch denselben, nebst dem Eisen, zum „Grundstoff zu haben; wegen des leztern schmelzt er „auch leicht im Feuer.“ Schon vor ihm kam Hr. v. Cronsted (51) auf diese Vermuthung. Er sagt: „Wenn man einen Jaspiß mit frischem Bruche, und „gefärbten Bolus gegen einander hält, so kann man „sie, ohne ihre Härte geprüft zu haben, gar nicht von „einander unterscheiden. In Dalekarlien, im Kirch„spiele Orsa, findet man druſenweiſe in dem Sand„Steine, der zu Schleifſteinen gehauen wird, einen „rothen Bolus. Einige Meilen weiter in den Serna„felsen erhält man in einem weit härtern Sandſteine „einen rothen Jaspiß von selbiger Farbe und einerley „Ansehen. An andern Orten findet sich der Jaspiß „mit solchen fetten Theilen, wie der cölnische Thon, „die Röthelkreide, und andere Thonarten, zu haben „pflegen. Bisweilen erhält man Jaspiß, welcher „Wasser sauget. Sollte man also wohl muthmaßen „dürfen, daß der Jaspiß ein verſteinerter Bolus, ein „verſteinerter Röthelſtein, oder Terre verte sey? daß „er, so wie diese, Thon und Eisen zum Grundstoff „habe, (ob gleich die Härte hindert, daß man selbige „nicht leicht heraus bringen kann, wie es denn schwer „ist, ein Eisenglas zu reduciren,) ferner, daß dieser „Bolus oder Thon, mit einigen andern Theilen, z. B. „mit dem Kalke, in eine Masse, die nach einer vor„hergehenden Auflösung, durch ein gewisses Schei„dungsmittel, das wir nicht bestimmen können, einge„drungen, Kiesel hatte werden sollen; endlich, daß „der überflüssige Bolus davon abgesondert worden, „und sich an die Oberfläche oder die Stellen, wo er „sich abgesondert hat, angesezt habe“? Baumgärtner (52) meldet, daß man darum, weil der Jaspiß schon

(51) Versuch einer neuen Mineral. S. 69.

(52) In einer Anmerk. zu seinem übersezten Theophrast, S. 133.

schon anfängt körnicht zu werden, behaupten wolle, daß er aus einer märgelhaften Erde seinen Ursprung haben müsse. Man könnte dieses einräumen, wenn man dabey einen thonigen Märgel annimmt. Linné (53) entscheidet hier gar nichts; wenn er aber gleichwohl sagt: Hic argillam margam induratam perfecte refert, so kann man leicht merken, zu welcher Seite er sich lenkt.

Die Entstehung der so verschiedenen Farben der Jaspisse, und ihrer mannichfaltigen Veränderungen, ist nicht schwer zu erklären. Man nehme nur an, daß der Thon, woraus der Jaspiß entstand, oder das Wasser, mit welchen dieser Thon sich vereinigte, oder beydes gefärbt waren, so wird man den Umstand begreifen können. Alle Farben der Steine entstehen aus mineralischen oder martialischen Dünsten. War die Masse, woraus der Jaspiß entstand, von einerley Farbe gesättigt, so entstand daraus einfarbiger Jaspiß, welcher, nach Beschaffenheit der ursprünglichen Farbe, weiß, grün, roth, braun ꝛc. seyn kann. Bey den mehrfarbigen Jaspissen muß man sich die Sache also vorstellen. Der weiche Thon war bereits gefärbt, und der machte bey dem Jaspiß, welcher daraus entstand, die Grundfarbe aus; auf diesen Thon fiel ein gefärbtes Wasser entweder tropfenweise, oder nicht. Im ersten Falle entstand der gefleckte Jaspiß; im andern Falle wurde dieses Wasser mit dem Thone in unordentlichen Lagen hin und her gemischet, oder es konnte sich mit dem Thone in ordentlichen Strichen und Gängen vereinigen. Im ersten Falle entstanden allerley bunte Figuren, die sich durch das Anschleifen am ersten offenbaren; im andern Falle aber entweder runde Zirkel, oder gerade Streifen, und auf diese Art ist der eigentlich sogenannte Bän-

der-

(53) Syst. naturæ, S. 71.

der Jaspiß entstanden. Einige leiten den Ursprung der Farben der Jaspisse vom Eisen her. Nun kann zwar das Eisen einige Farben in diesem Steine erzeugen; allein, die Farben der Jaspisse sind allzu sehr verschieden, als daß sie von einerley Metall herrühren könnten.

Bey dieser Gelegenheit ist die Frage zu untersuchen: ob der Jaspiß verwittern könne? und ob seine Farbe, wenn wir die künftigen Mittel ausnehmen, unbezwinglich sey? Man sollte glauben, daß die große Härte, welche dem Jaspiß eigen ist, keines von beyden zulassen werde; allein, verschiedene Schriftsteller versichern das Gegentheil. Hr. **Brückmann** widerspricht dem **Wallerius**, welcher die Verwitterung der Jaspisse an der Luft und unter freyem Himmel läugnete. „Allein," sagt er: dieses ist wi„der die Erfahrung; denn man findet, daß der Jas„piß, vornämlich der grüne und rothe, in freyer Luft „von der Witterung nicht nur aus einander falle, „sondern auch seine Farbe verliere. Dieses geschieht „am ersten, wenn er auf einem vitriolischen Boden „liegt, oder selbst eisenhaltig ist." **Baumer** widerspricht hierin Hrn. **Brückmann**, welcher dem eigentlichen Jaspiß die Verwitterung gänzlich abspricht, und es nur von gröbern Felssteinen einräumet. Man hat Grund zu glauben, daß **Baumer** hier die mehreste Wahrheit auf seiner Seite habe; denn, wenn ein Jaspiß rein, oder wenn es ein eigentlicher Jaspiß ist, so sind dessen Bestandtheile viel zu zusammenhängend, als daß man eine Verwitterung annehmen dürfe; ist er aber eisenhaltig, oder mit fremden Theilen vermischt, so können vielleicht diese fremdartige Theile verwittern, die dem Jaspiß eine andere Gestalt geben, wenn auch gleich die Verwitterung keines von den Jaspißtheilchen

getroffen hat. Schütte (54) bezeugt dieses in Absicht auf die Farbe, daß sie nämlich einiger Verwitterung fähig sey. Die blutrothe Farbe wird, nach seiner Anzeige, durch die Sonnenstrahlen, und durch die Gewalt der Luft, röthlich, gelb, oder milchfarbig. Er führt zugleich ein Beyspiel aus Becher's Physica subterr. L. 1, Sect. 3, C. 4, an, welcher durch chemische Feuer die blutrothe Farbe des Jaspisses in Milchfarbe aenderte. Ob man aber von der Gewalt eines chemischen Feuers auf eine natürliche Verwitterung oder Ausbleichung der Farbe schließen dürfe, daran ist fast zu zweifeln.

Im Feuer verhält sich der Jaspiß verschiedentlich. Im Glühefeuer bleiben die Jaspißarten, sowohl der Farbe als auch größtentheils der Härte nach, unverändert, ohne daß sie zerspringen, oder Risse bekommen. Bringt man ihn aber in ein starkes Schmelzfeuer, so zeigt sich bey einigen Arten ebenfalls eine Veränderung; andere schmelzen zu einem, gemeiniglich schwarzen, Glase, welches von den dabey befindlichen Kalktheilchen herrührt, indem die davon befreyte glasartige Erde der Schmelzung gänzlich widersteht. Wenn, nach des Hr. geh. O. B. R. Gerhard (55) Anzeige, der Jaspiß mit 3 Theilen eines feuerbeständigen, besonders mineralischen, Laugensalzes geschmolzen wird, so erhält man einen wirklichen Kieselsteinsaft, in dem Filtrum aber bleiben allezeit Eisentheile und zuweilen etwas Thonerde, übrig, welches aber bey Stücken, die an einem Orte gebrochen, sich abändert, so, daß diese letztere Beymischung in einigen vorhanden ist, in andern aber fehlt, und woraus deren Zufälligkeit erhellet. Wenn die glasartige Erde aus dem

(54) Oryctogr. Jenens. Cap. 5, §. 14, S. 89, der Ausgabe des Hrn. D. Merkel.
(55) Beytr. zur Chymie, Th. 1, S. 150.

dem Jaspiß rein geschieden, und mit Laugensalz eingeschmolzen wird, giebt sie ein vollkommenes Glas.

Hr. v. Cronsted hat angemerkt, daß einige Jaspißarten Wasser einsaugen. Nach Hrn. Brückmann's Erfahrungen thun dieses nur diejenigen, welche noch nicht gänzlich verhärtet sind, welche vielen Thon, und, nach dessen Verhältniß, wenig Kieselerde enthalten. Es finden sich dergleichen Jaspißarten auf Island und den Inseln Färder, in Norwegen.

Versteinerungen in Jaspiß verwandelt, oder wo die Mutter Jaspiß ist, sind eine große Seltenheit, so, daß man noch vor einigen Jahren ihre Existenz, und gar ihre Möglichkeit läugnete. In unsern Tagen sind Beyspiele davon bekannt geworden. Hr. Prof. Ferber (56) hat zuerst verschiedene Conchylien und einen Belemniten in Jaspiß bekannt gemacht. Hr. Prof. Gmelin (57) nennet uns eine Cacadumuschel vom heiligen Damm unweit Rostock, und einen strohgelben Stein bey Lessa in Böheim, in welchem sich versteinte Zähne finden, und der vermuthlich ein wahrer Jaspiß ist. (58) Hr. Diac. Schröter besitzt in seiner Sammlung einen jaspißartigen Nucleus eines Nautiliten, und einen braunrothen Jaspiß von Altdorf, auf welchen ein Ammonit und ein Alcyonium liegen, welche beyde ebenfalls in Jaspiß verwandelt sind. Die neuesten Entdeckungen davon hat Hr. Pagenhofmeister Fuchs (59) in Potsdam gemacht, welcher

(56) Briefe aus Welschland, S. 16, 29, 91.
(57) In seinem linnäischen Natursystem des Mineralr. Th. 1, S. 586.
(58) S. auch Walchs Beobachtung von versteinerten Conchylien in Jaspis, im 4. St. des Naturforschers, Halle, 1774, gr. 8. S. 202, flg.
(59) Beschäftigungen der berl. naturforsch. Gesellsch. Th. 4, S. 518; und 13. St. des Naturforschers, S. 100, flg.

cher in seiner Gegend Jaspiß mit Trochiten und Entrochiten, welche so gar noch ihre kalkartige Natur beholten haben, gefunden hat. Eben Derselbe fand auch in seiner Gegend einen Jaspiß mit Korallen, welche mit Scheidewasser brausen; zwey Kettensteine, davon der eine durch und durch feiner Jaspiß war; eine Herzmuschel, welche roth- und weißbunter Jaspiß ist; ein Stück schwarzbraunen Jaspiß mit einer Kammuschel; bey Berlin, Jaspachat mit Trochiten und Entrochiten u. d. gl.

Ob gleich in dem Jaspiß selten Versteinerungen liegen, so können doch verschiedene Körper eine jaspißartige Natur in der Versteinerung annehmen. Daß in dem Jaspiß keine Versteinerungen wie in einer Mutter liegen können, beweiset Walch (60) daher, weil der eigentliche Jaspiß nicht lager- sondern nesterweise bricht; folglich sinken die Körper, welche auf eine solche Masse zu liegen kommen, eher unter, als daß sie sich mit derselben vereinigen sollten. Aber das ist wohl möglich, daß ein Körper jaspißartig werden kann; und das geschieht so oft, als sich solche Theilchen in einen Körper ziehen, aus welchem der Jaspiß entsteht. Das gewöhnlichste Petrefact dieser Art, sind die jaspißartigen Hölzer, welche bey Coburg, in Böheim, in Hessen und im sächsischen Erzgebirge sehr schön gefunden werden. (61) Man redet auch von jaspißartigen Muscheln und Schnecken, (62) diese aber dürften doch wohl sehr sparsam vorkommen; denn die Masse, daraus ein Jaspiß wird, ist viel zu dick,

(60) Naturgesch. des Mineralr. Th. 1, S. 15, Th. 2, Abschn. 1, S. 10.

(61) Walchs Naturgesch. der Versteiner. Th. 3, S. 20. Brückmanns Abh. von Edelsteinen, S. 97. Baumers Naturgesch. des Mineralr. Th. 1, S. 256. Vogels pract. Mineralsystem, S. 126.

(62) Baumer und Brückmann, a. ang. O. Gerhard, S. 152.

dick, als daß eine Muschel oder Schnecke durch die Calcination so weite Oeffnungen bekommen könnte, als zum Eindringen einer solchen Masse erfordert werden; doch ist, wie auch einige der vorher angeführten Beyspiele beweisen, ein jaspißartiger Steinkern einer Muschel allerdings möglich. Bey dem Holze ist dieses noch eher möglich, weil es nicht nur an und vor sich selbst viel weicher, als eine Conchylie, ist, sondern weil auch die Pori des Holzes im Wasser vergrössert, und dadurch nachgebender werden. Kräuter im Jaspiß läugnet Walch, und vermöge des obigen Grundes, warum der Jaspiß keine Mutter der Versteinerungen seyn kann, würden wir es ebenfalls mit ihm läugnen, wenn uns nicht die oben angeführten Blätterabdrücke in einem wahren Jaspiß vom Gegentheile überzeugten. Sonst sagt Hr. Bruckmann: „Alle diese Versteine„rungen trifft man niemals in den Gängen und Klüf„ten des wahren Jaspiß an, welcher auch jederzeit um „ein merkliches schwerer ist, als die jaspißartigen „Versteinerungen, und kann man dieses unter andern „an den jaspißartigen Hölzern deutlich wahrnehmen."

Das Verhältniß des Jaspiß in Rücksicht auf die Minern lehret uns, daß er, obgleich nur selten, eine wahre Metallmutter ist. Hr. Prof. Gmelin hat, a. ang. O. S. 583, f., folgende Beyspiele gesammelt. „Man trifft bey Ololayos in Siebenbürgen, „und bey Schemnitz in Niederungarn, bey der letztern „Bergstadt, Silberglaserz und Bleyglanz, bey Nied„nobanya in Oberungarn gediegenes Kupfer, bey Claus„thal Rothgülden, bey Freyberg in Sachsen Bley„glanz, in den caucasischen Gebirgen andere Bley„erze darin an. Bey St. Georgenstadt fand man „ehemals einen Jaspiß, welcher mit Silber durch„wachsen war. Zuweilen ist Kies, Blende und Bley„glanz darin eingesprengt: und nicht selten findet man

„ihn mit Glaskopf, oder einem andern Eisensteine. „Vielleicht gehört auch die Bergart, welche zu Vil„lach in Kärnthen bricht, vom eingemischten Zinnober „eine schöne rothe Farbe hat, und sich wie der schön„ste Jaspiß schleifen und poliren läßt, und der jas„pißartige Hornstein von Schneeberg in Sachsen, wel„cher mit gediegenem baumartigen Wismuth durch „und durch durchwachsen ist, und sich sehr schön schlei„fen und poliren läßt, ebenfalls hieher."

Der eisenhaltige Jaspiß, Jaspis martialis, Ferrum jaspioides, wird insgemein Sinopel, oder Zinnopel, Sinopis, Fr. Jaspe Sinople, Jaspe martial, genannt. Hr. v. Cronsted versichert, daß man aus dem Centner 12 bis 15 Pfund Eisen erhalten könne. Bäumer, welcher diesen Stein zwischen den Jaspiß und Lasurstein setzt, sagt davon folgendes: „Der Si„nopel ist theils grob- theils feinkörnig, und von ver„schiedener, z. B. gelber, röthlicher, rother, hochro„ther, brauner und leberbrauner Farbe. Er wird in „Sachsen, Böheim, Ungarn, Schweden und Norwe„gen, gefunden. Bruchsteine davon sind auch in un„sern Grieslagen und sandigen Aeckern unter den Kie„selsteinen vorhanden." Hr. v. Cronsted nimmt drey Gattungen an: 1. Den grobkörnigen; dieser ist roth und röthlich braun, und wird in den ungarischen Goldgruben gefunden. 2. Den stahlderben oder feinkörnigen; dieser ist röthlich braun, und wird in Altenburg in Sachsen, gefunden. 3. Den schlackendichten, im Bruche glänzenden; dieser ist entweder leberbrau, oder hochroth, oder gelb; die ersten beyden Arten findet man in Lonjbanshütte, in Wermeland, und in Spänwick, in Norwegen, die dritte aber in Böheim. Nach Hrn. Brünniche Versicherung macht der Sinopel in den ungarischen Goldgruben mächtige Gänge aus, und wird mit Nutzen auf Gold verarbeitet. Hrn. Riuman und Scopoli Beschreibung des

Si-

Sinopels, habe ich im Art. Eisen, im X. Th. S. 562, f. angeführt.

Bisweilen wird der Jaspiß die Mutter anderer Edelsteine. Ich will zwar jetzt nicht untersuchen, ob Theophrast Recht habe, wenn er behauptet, daß der Schmaragd aus dem Jaspiß zu entstehen scheine; allein das gab doch dem gelehrten Engländer Hill Gelegenheit zu folgender Anmerkung: „Der Jaspiß ist „oft die Mutter des Prasers, so wie es dieser letzte„re vom Schmaragd ist; man nennt ihn daher die „Wurzel oder die Mutter des Schmaragdes, denn man „findet diesen Edelstein zuweilen an ihn angewachsen, „und in dem Praser selbst giebt es Theile, die von „dem ächten Schmaragde schwer zu unterscheiden sind, „Der Jaspiß kömmt in der Farbe, und dem Scheine „nach, dem Praser und dem Schmaragde oftmals sehr „nahe; und wenn man erwäget, was wir schon in „Ansehung der ursprünglichen Entstehung der Edel„steine beobachtet haben, so darf man sich gar nicht „verwundern, wenn sie sich zuweilen in einer andern „Substanz enden, und sich gleichsam in selbige einzu„pflanzen scheinen, oder wenn man sie noch öfter an „einander angewachsen und in sich einverleibet an„trifft.“ Wenn wir demnach den Jaspiß als eine Mutter anderer Edelsteine betrachten dürfen, so wird es hingegen nicht leicht geschehen, daß er eine Mutter von Erzen sey. Denn gesetzt auch, er habe, wie der vorgeschriebene Sinopel, Eisentheilchen in sich, so ist er darum noch kein Eisenerz; doch will Baumer (63) in verschiedenen Jaspissen Erzäderchen angetroffen haben, und ich habe vorher aus Hrn, Gmelin mehrere Beyspiele angeführt. An den geschliffenen Jaspissen sieht man zuweilen kleine Flecken oder Aederchen, welche wie Bley oder Silber aussehen; sie sind es aber

(63) Naturgesch. des Mineral. Th. 2, S. 160.

darum nicht, sondern bloß Ueberbleibsel und Spuren von der Bleyscheibe, welche man zu seiner Politur gebrauchte. Hr. Bergr. Lehmann (64) hat eine gleiche Beobachtung von einem angeschliffenen Hornsteine gemacht.

Daß der Jaspiß zuweilen auch eine Mutter von dem Asbest abgebe, davon dient der oben beschriebene Asbestjaspiß zu einem Beweise.

Die Alten schrieben dem Jaspiß große Heilungskräfte zu. Boot erzählt von dem rothen Jaspiß, daß er das Blut stille, daß ein jeder Jaspiß den Abortus verhindere, wider die Epilepsie gut sey, die Gedanken stärke und in Ordnung erhalte, und den Stein verhindere, wenn man zu der Zeit, wenn die Sonne in den Scorpion tritt, auf den Jaspiß einen Scorpion schneidet. Doch macht Boot hiebey sogleich die Anmerkung, daß eine solche Meinung abergläubig und thöricht sey. Lesser (65) erzählt aus dem Worm daß der grüne Jaspiß, wenn er in Silber gefaßt, und 24 Stunden an der Brust, wo inwendig das Mundloch des Magens ist, getragen wird, wider die fallende Sucht helfe. Und Baumgärtner meldet, daß die Alten ihn gegen das allzu starke Bluten gebraucht haben, (66) und daß man ihm die Kraft beylegte, das zu befürchtende Mißgebären zu verhindern. Der grüne mit weißen Streifen, insonderheit wenn sie sich durch-

(64) Abh. von den Metallmüttern, S. 241, f.

(65) In der Litholtheologie, S. 1325, §. 682.

(66) Dieses gilt, wie ich bereits gemeldet habe, nur von einer, nämlich der rothen Jaspißart. Man gab dieser daher den Namen des Blutsteines, weil er, wie Aldrovant, in seinem Museo metallico, S. 884, sagt, das Blut aufhält, es mag von welchen Theilen des Körpers fließen, als es will. Aliquin lapis sanguinalis ab effectu cognominatur, quoniam sanguinem a quacunque humani corporis parte manantem, cohibet.

durchkreuzen, soll dem Gifte wehren. In Spanien wird der grüne Jaspiß, welcher in einer Ravine, el Barranco de San Juan genannt, in dem Theile der Sierra novada, durch welchen der Fluß Gremil nach Granada geht, gefunden wird, als ein allgemeines Hülfsmittel wider allerley Beschwerden gebraucht, indem er besondere Wirkungen äussern soll, wenn er über den Magen getragen, oder auf den Theil des Körpers, wo seine Kräfte erfordert werden, gebunden wird. Einige haben rothe Adern und sind sehr hart, andere haben weiße Adern, und sind nicht so hart; aber die Kraft von beyden soll gleich seyn.

Alle seine vermeinte Tugenden finden sich in einem gedruckten Blatt, welches ohne Jahrzahl zu Granada gedruckt ist, und den Titel führt: Maravilosas virtudes de la piedra Jaspe verde sacades de muchos autores y confirmadas con muchas experiencias. Er wird nicht nur, wie oben angezeigt ist, gebraucht, sondern auch gepülvert, heilt er, mit Milch vermischt, alte Wunden, Schlangenbisse, goldene Ader, und ist gut für das Gesicht: aber, was das beste von allem, er ist ein vortreffliches Mittel wider Bezauberung und Hexerey. Johann Fragosa in seiner Cirurgia universal redet, in seinem Verzeichniß einfacher Heilmittel, davon, unter dem Worte Jaspiß, und beruft sich auf den h. Epiphanius. Auch *Morales* in seiner Historia medicinal de lo que se trahe de Indias, S. 18, ingl. *Galenus*, L. 9. de facultat. simplic. *Plinius*, L. 36. c. 7. und L. 37. c. 9. *Dioscorides*, L. 5. c. 117, und sein Commentator *Laguna*. Zufolge der erst genannten Schrift, ist seit 1772. viel Begehr darnach gewesen.

Wenn aber auch gleich der Jaspiß in der Medicin gar keinen wesentlichen Nutzen hat, so kann er doch sonst zu allerley Dingen mit Vortheil angewendet werden. Die feinsten und schönsten Jaspißarten wurden bey den Alten sehr geachtet. Sie schnitten nicht nur darauf, wie auf andern Edelsteinen, sondern schnitten auch aus denselben Bilder, verschiedene Gefäße,

fäße, Prachtstücke u. d. gl. wovon noch jetzt viele Ueberbleibsel aus dem Alterthume vorhanden sind. Sonst aber lässet sich der Jaspiß, weil er, oben gedachter Maßen, vielmahls in großen Stücken gefunden wird, auch zu Altären, Säulen, Taufsteinen, Kammen, Tischblättern, Petschaften, Messerheften, Degengriffen, Knöpfen, Bildern und andern Sachen, verarbeiten. Man schneidet ihn in dieser Absicht, mit einer kupfernen Säge, und bedient sich dabey des Schmergels, da er denn eben so, wie der Achat, bearbeitet wird. In einigen Gegenden werden die Jaspisse zu Flintensteinen geschliffen, dergleichen viele nach der Türkey gehen. Unweit Dresden gegen Plauen war, wie Keyßler, (67) meldet, nach des berühmten Hrn. v. Tschirnhausen Angeben, eine Jaspißschneide- und Polirmühle angelegt, welche durch Böttichern verbessert worden. In dem Hofplaße dieser Mühle liegen noch etliche Fuder von sächsischem Jaspiß, der damahls dahin gebracht worden; das Werk aber ist ganz eingegangen, und in eine Polirmühle für Spiegel verwandelt worden. Den weißen Jaspiß brauchen die Künstler, wenn sie verschiedene Metalle poliren wollen; insonderheit werden die mit Blattgold vergoldeten Körper damit polirt, wodurch das Gold nicht allein glänzend gemacht, sondern auch fester an den Körper angedrückt wird. Eine grobe Art Jaspiß wenden die walachischen Bauern in Pochwerken, statt des Pocheisens, zur Zerkleinerung milderer Steinarten an. (68) Man kann auch den Jaspiß, eben so wie den Kiesel, zum Glasmachen (nur nicht zum weißen Glase) gebrauchen. Hieraus ist zugleich der Werth des Jaspisses zu erkennen; und er würde theurer seyn, wenn

(67) Reisen ꝛc. 2. B. Hannov. 1776, 4 S. 1322, f.

(68) Brünnich Mineralogie, St. Petersb. 1781, 3. S. 61.

wenn er nicht so häufig wäre. Dem ungeachtet wird er durch Kunst nachgemachet.

Dieser künstliche oder nachgemachte Jaspiß kann insonderheit auf folgende Art überaus schön zuwege gebracht werden. Man nimmt ungelöschten Kalk, weicht ihn in Eyweiß und Leinöhl ein, und macht daraus verschiedene Kugeln; in deren ein thut man ein gepülvertes Lack, sie roth zu machen; in die andere Indig, sie blau zu machen; in eine andere Grünspan, sie grün zu machen, und in die andern andere Farben; eine aber, oder zwey davon behält man weiß auf. Nachdem man alle diese Kugeln, eine nach der andern so flach wie den Teig zu einer Pastete gemacht, und sie alle zusammen schichtweise über einander her, und die weißen mitten hinein gelegt hat, schneidet man mit einem Messer von diesen Scheiben, die ganze Länge hindurch, große Schnitte, und mischet dieselben, nachdem man sie alle zerschnitten hat, in einem Mörser untereinander, um sie darin vollends recht klein zu zerstoßen, da man denn einen schönen Jaspiß haben wird, welchen man hernach mit einer Mauerkelle, oder auch mit den bloßen Händen, auf die Säule oder Tafel, welche man damit überziehen will, auftragen, und mit der Kelle so lange überstreichen und poliren kann, bis man sieht, daß er darauf hängen bleibt. Wenn nun alles polirt ist, und man etwann aus Versehen kein Oehl, sondern blos Eyweiß dazu genommen hätte, so darf man das leztere nur noch kochen lassen, und so siedend heiß über die Materie her gießen, und es so lange darüber her rinnen lassen, bis es eintrocknet. Dieses Oehl zieht sich alsdann hinein, und giebt diesen Jaspiß einen vortrefflichen Glanz. Ist aber gleich anfangs Leinöhl dazu genommen, und ungelöschter Kalk darein geweicht worden, so ist es nicht nöthig, etwas weiter hinzu zu thun. Wenn solches alles geschehen ist, lässet man das damit überzogene Stück vollends im Schatten trocknen. Von diesem Jaspiß kann man auch Rosenkränze machen, wenn man die Kügelchen dazu in einer Form abdruckt, und sie hernach in Leinöhl wirft, darin abzutrocknen und gleichsam überfirnisset zu werden.

Will man dergleichen schwarzen Jaspiß haben, so nimmt man Wasser, worin lebendiger Kalk abgelöscht worden, nebst Scheidewasser und grünen Nußschalen, lässet diese darin weichen, und vermischt alles mit einander.

Alls-

Alsdann nimmt man die Schwärze, und streicht sie mit einer Bürste auf eine Säule, Tafel, oder dasjenige, was man auf Jaspißart zurichten will. Wenn dieses geschehen ist, steckt man die Säule, Tafel ꝛc. also schwarz in einen Mistshaufen, und vermischet jede von diesen Farben mit gedachtem Teige, nach dem man die Züge davon stark oder schwach von Farbe haben will; auch mischt man wohl noch etwas gemeines Honig mit Wasser von arabischen Gummi darunter. Hiebey ist zu merken, daß man von jeder Farbe, welche man stärker, als andere, haben will, ein mehreres dazu nehmen muß, um eine recht gute Schattirung zu bekommen. Hierauf nimmt man jede Sorte von diesem Teige besonders, und macht daraus kleine, einen Finger oder Daumen dicke, Rölchen, und rollet sie zwischen zwey wohl auf einander passenden Brettern, um sie zu der Dicke zu bringen, wie man sie zum bestimmten Gebrauche haben will. Hernach legt man sie auf ein reines Bret, oder auf Papier, und lässet sie zween Tage lang, aber ohne Feuer und ohne Sonne, austrocknen; zulezt aber muß man sie, um sie vollends recht trocken zu bekommen, an die Sonne oder an das Feuer legen, da sie denn, wenn sie solcher Gestalt getrocknet worden, in ihrer gehörigen Vollkommenheit sind, sich ihrer zu bedienen.

So werth man auch noch jezt, insonderheit den schwarzen und den Bänder-Jaspiß, insonderheit aber die italiänischen Jaspißarten, halten mag, so wird man diesen Stein doch nicht, wie die Alten gethan haben, über das Gold setzen. Der Vers der Alten ist bekannt:

Auro quid melius? Jaspis. Quid Jaspide? Virtus.

Warum ihn aber die Alten dem Golde vorzogen, davon lag der Grund vielleicht in den großen Heilskräften, welche sie dem Jaspiß beylezten.

Es giebt auch, erwähnter Maßen, Jaspisse, welche mit Achat, Onyx, oder Krystall durchwachsen sind, und daher Jaspachat, Jasponyx und Krystalljaspiß, Crystallojaspis, genannt werden.

Der

Der Jaspachat hat daher seinen Namen, weil Achat und Jaspiß in einer Steinart vereinigt sind. Die lateinischen Namen Jaspachates und Jaspiachates haben eben diesen Ursprung. Beym **Bomare** kömmt der Name Petrosilex semipellucidus vor, weil er von ihm und von verschiedenen andern unter die Felssteine gerechnet, und, wenigstens zum Theil, nämlich so weit er Achat ist, unter die halbdurchsichtigen Steine gehört. Der Ritter v. **Linné** nennt ihn, in seinem Natursystem, Silex rupestris cortice lacteo subdiaphanus, und Silex marmoreus rupestris; in dem Museo Tessiniano aber Silex pseudo-Achates. Beym **Wallerius** wird er Silex semipellucidus intrinsece compactus mollior genannt. Die Franzosen nennen ihn Jaspagathe, Jaspe-Agathe, Jaspiachate, und die Holländer Jaspis-Agaat. Er gehört unter diejenigen Steine, von welchen bey den Schriftstellern sehr viel Widersprüche vorkommen. Man hält ihn bald für einen unreifen Achat, und nennt ihn Achates immatura, bald für einen mit dem Jaspiß verwandten Stein, bald für einen Stein, welcher an das Geschlecht der Hornsteine und der Kiesel gar keinen Anspruch machen kann. Ich nehme das Wort in seinem eigentlichen Verstande, und verstehe darunter einen Stein, welcher Jaspiß und Achat zugleich ist, wo sich also halbdurchsichtige Achattheilchen mit undurchsichtigen Jaspißtheilchen vereinigt haben. In manchen Fällen findet man mehr Achat als Jaspiß, und in andern mehr Jaspiß als Achat. Hill (69) hält für Jaspachat, denjenigen Achat, welcher mit dem Jaspiß verwandt zu seyn scheint; eine Erklärung, welche vielleicht die Meinung derjenigen auszudrucken scheint, welche den Jaspachat für einen unreifen Achat erklären. Einen sol-

(69) In dem Theophrast, nach Baumgärtners Uebersetz. S. 188.

solche Gedanken hänget Wallerius: (70) denn bey ihm ist Jasva hat derjenige Stein, welcher die Farbe eines grünen Jaspisses mit rothen Tüpfeln hat. Ueberhaupt scheinen beyde Schriftsteller zu behaupten, daß bey dem Jaspachate kein wahrer Jaspiß zum Grunde liege, oder, daß in andern Fällen kein Jaspiß mit dem Achate verbunden sey. Man kann ihnen hierin unmöglich beypflichten, sondern es sind wirkliche Jaspißtheile, die sich in dem Achate befinden. Es ist dieses daher zu beweisen, weil man wirklich Steine findet, wo die Jaspisadern noch nicht reif genug sind, und daher die Politur nicht so schön annehmen, wie der Achat. Dieses wäre nicht zu begreifen, wenn es auch Achat wäre. Man rechnet daher billig den Jaspachat unter die Achate, und diejenigen Steine, welche mehr Jaspiß als Achat haben, unter die Jaspisse. Eben daher kömmt es auch vermuthlich, daß einige Schriftsteller den Jaspachat unter die Achate, andere aber unter die Jaspisse zählen. Hr. v Bomare (71) nennt ihn einen Jaspiß. Er sagt: „Diese Jaspißart, „ welche eine schöne Politur annimmt, theilt sich in „ kleine ungleiche Stücke von unbestimmter Figur. „ Seine Theile sind schuppicht, wie vom Kalksteine. „ Er ist mit weißen Strichen, und kleinen halbdurch„ sichtig scheinenden Adern durchzogen. Der Grund „ seiner Farbe ist dunkel, und fast gänzlich undurch„ sichtig.“ Man sieht aus dieser Beschreibung, daß Hr. v. Bomare sie nur nach einigen vor ihm gelegenen einzeln Stücken verfertigt habe; denn es giebt sehr viel Beyspiele, worauf diese Beschreibung nicht passet.

Nicht

(70) Im Mineralreich, S. 119. In dem Systema mineralog. To. 1, S. 315, f. scheint er sich für diesen Stein günstiger zu erklären, und ihn für wahren Achat und Jaspiß zu halten, und sagt daher auch, er sollte eigentlich Achates jaspideus heissen.

(71) In seiner Mineralogie, 1 Th. S. 281 der Uebersetz.

Nicht bey allen Jaspachaten ist der Grund undurchsichtig; wie wollte man sonst die Achate nennen, in die sich Jaspiß eingemischt hat? Man muß also den Unterschied unter dem Jaspachat, und dem Achat und Jaspiß gar aufheben, oder sich in seiner Beschreibung so ausdrucken, daß es auf alle Fälle passe. Auch Wallerius hat, in seinem System, den Jaspachat unter den Jaspiß gesezt. Er sagt, daß Jaspiß- und Achattheilchen seine Bestandtheile seyn, es seyn aber mehrentheils Chalcedontheile, ob gleich andere Achattheilen (der Achat ist beym Wallerius ein Geschlechtsnahme,) hier beygemischt seyn könnten. Deswegen sezt er vom Jaspachat folgende Arten: 1. Jaspachates nebulosus; Capnias *Plinii*; darunter versteht er den mehrentheils rothen Jaspiß, wenn er vom Achat dergestalt überzogen, oder damit versetzt ist, daß man den Jaspiß durch den Achat, wie durch einen Nebel sieht. 2. Jaspachates venosus; Jaspis leucochloros; der Jaspiß, wenn er Achatadern hat; die Farbe ist bey solchen Jaspachaten verschieden. 3. Jaspachates maculosus; Jaspis chalcidica *Plin.* Jaspis chalcedonica; der Chalcedon, welcher Flecken und Adern von Jaspiß hat. Diese Flecken oder Adern können verschiedene Farben haben; sind sie aber gelb und roth, und so geordnet, daß sie die Haut eines Leoparden oder Panterthieres vorstellen können, so heißt ein solcher Stein Jaspis pantherina; s. oben S. 222. 4. Jaspachates punctatus; Onychipuncta *Plin.* Der bunte Jaspiß mit weißen Puncten, wie mit Schneeflocken durchsezt. 5. Jaspachates stratosus, welches der Jasponyx ist. Beym Ritter v. Linné (72) steht unser Jaspachat unmittelbar bey dem Achat, und ist von dem Jaspiß ausdrücklich getrennet. Er hat ihn unter denjenigen Steinen, denen er den Geschlechtsnah-

(72) Systema nat. S. 70. der neuesten Ausgabe.

namen Petrosilex gegeben hat, und beschreibt ihn als einen halbdurchsichtigen Stein, welcher verschiedene Farbe, aber eingesprengte undurchsichtige Theilchen habe; adspersis squamulis s. atomis vagis, opaciori-bus. Da er ihn in der Beschreibung der Tessinischen Naturaliensammlung (73) für einen unechten Achat erklärt, so giebt er doch wenigstens die nahe Verwandtschaft unsers Steines mit dem Achate zu. Ist er aber auch ein unechter Achat? Wenn man, wie viele Schriftsteller thun, unter dem Hornsteine und den Kiesel keinen wesentlichen Unterschied annehmen will, lässet es sich entschuldigen, im gegenseitigen Falle aber, den man noch immer für den richtigsten zu halten hat, ist diese Beschreibung nicht hinreichend, denn man kann sich unreife Achate gedenken, welche gleichwohl keine Jaspachate sind. Wenn sich aber der Ritter, am angeführten Orte seines Natursystems, auf Hrn. Baumer und Cronsted beruft, und vorgiebt, daß der erste den Jaspachat unter dem Namen Petrosilex jaspideus, der letztere aber unter dem Namen Petrosilex beschrieben habe, so irret er; denn beyde reden bloß vom Jaspiß, und gedenken des Jaspachates mit keiner Sylbe. (74)

Der Jaspachat zeigt sich in sehr vielen Abänderungen, welche aber bloß zufällig sind, und daher kaum beschrieben werden können. Ist der Grund davon Achat, so hat er alle mögliche Farben, die dem Achate zukommen, der Jaspiß aber zeigt sich bald in einzelnen oder mehrern, größern oder kleinern Flecken oder Strichen. Ist der Grund davon, oder der größte Theil, undurchsichtig, und also Jaspiß, so ist seine Farbenmischung ebenfalls sehr verschieden, und von den

(73) Mus. Tessinian. 8, n. 5.

(74) S. Baumers Naturg. des Mineralr. Th. 1, S. 255. Cronsted Versuch einer neuen Mineral. S. 66, f. der ersten deutschen Ausgabe.

den halbdurchsichtigen Achattheilchen muß man ein gleiches sagen. Dabey ist nicht zu läugnen, daß sich bisweilen in den Achat, oder Jaspiß, eine ganz fremde Materie gemischt hat, welche weder hornstein- noch kieselartig ist; alsdann aber sollte man den Stein nicht unter die Jaspachate zählen, sondern ihn lieber einen unreinen Achat oder Jaspiß nennen. So findet man z. B. im Jaspiß bisweilen Quarzflecken, welche aber darum keine Achattheile sind, wenn sie auch wegen beygemischter fremder Materie trübe seyn sollten; das ist also kein Jaspachat, sondern bloßer Jaspiß.

Der Jaspachat gehört unter diejenigen Steine, welche durch eine Congelation entstehen, und man muß sich seine Erzeugung folgender Gestalt vorstellen. Wenn das Wasser in der Congelation der Steine durch eine beygemischte Thonerde trübe wird, so entsteht daraus der Achat. Wenn nun dieses Wasser, aus welchem der Achat entspringt, an manchen Orten so stark mit zarten Erdtheilchen geschwängert ist, daß es durch diesen Zusatz seine Durchsichtigkeit verliert, an andern Orten aber, wo wenigere Erdtheilchen beygemischt sind, halbdurchsichtig bleibt, so entsteht daher ein Stein, welcher halb Achat und halb Jaspiß ist; und das ist der Jaspachat. Linné giebt diesen Stein für ein Product aus einem marmorartigen Kalke aus, (natus e calce marmorea aut Gur,) und sagt, daß er mit sauern Geistern aufbrause. Von dem eigentlichen Jaspachate kann man dieses nicht sagen, da weder der Achat noch der Jaspiß brausen; er muß also eine andere Steinart vor sich gehabt haben, von welcher ich oben sagte, daß man sie lieber unreinen Achat oder Jaspiß nennen sollte; wenigstens giebt es viele Jaspachate, welche mit sauern Geistern nicht aufbrausen.

Es giebt Jaspachate, welche in ihrer Mischung überaus wenig Achat haben, zuweilen nur einige ganz kleine Flecken, die man vielleicht kaum bemerkt, wenn nicht der Stein zu

einem Täfelchen geschnitten und bearbeitet ist. Hingegen hat man auch Beyspiele, wo es sich mit dem Jaspiß also verhält, so, daß im Achat nur einzelne Stückchen Jaspiß liegen. Hiebey ist merkwürdig, daß sich in Gegenden, wo nur Jaspiß bricht, nur selten Jaspachat finden läßt; hingegen da, wo die Achate zu Hause sind, wird man die Jaspachate nur selten vermischen. Dieses scheint denen das Wort zu reden, welche den Jaspachat lieber unter den Achat, als unter den Jaspiß, sezen wollen.

Der wahre Jaspachat nimmt eine sehr schöne Politur an; daher behauptet er auch in den Sammlungen der edlern Steine allemal seinen Platz. In so fern hat er auch seinen bestimmten Werth, welcher höher oder niedriger ist, nach dem seine Politur schöner oder schlechter ist. Nach Linné Berichte wird er in Schweden zu Sahlberg und Dannemora gefunden. Hr. v. Bomare meldet, daß er auch in Provence, und an unterschiedenen andern Orten, gefunden werde, vielleicht da, wo Achat und Jaspiß in Menge liegt.

Ist der Jaspiß mit Onyx vermischt oder verwachsen, so wird er Jasponyx genannt, L. Jasponyx, Jaspis onychite mixta *Waller.* Bey dem Plinius wird er Onychipuncta genannt, weil man vermuthlich zu seiner Zeit einen Jaspiß kannte, welcher nur Puncte vom Onyx hatte. Im Französ. heißt er Jaspe-Onyce, Jaspe-Onyx oder Jasponyce. Dieser Begriff, daß der Jasponyx ein solcher Stein ist, wo im Jaspiß Onyx anzutreffen ist, und zwar dergestalt, daß beyde Steine auf das genaueste mit einander verbunden sind, wird von manchen Schriftstellern beybehalten, von andern aber anders bestimmet. Hr. Brückmann (75) behält diesen Begriff bey; „im Jasponyx," sagt er: „ist Jaspiß von allerley Farbe, welcher mit „Onyx vermischt und zusammen gewachsen ist." Er sezt

(75) Abh. von Edelsteinen, S. 104.

setzt aber hinzu: „Andere rechnen auch den Feuerstein, „Achat und Krystalle hieher, und nennen deren Ver„bindung mit Jaspiß, gleichfalls Jasponyx.“ Das thut zurörderst Wallerius. (76) „Wenn ein Jaspiß,“ sagt er: „mit Feuerstein, oder mit Achatadern oder „Flecken vermengt ist, heißt er Jasponyx;“ und bald darauf fährt er in einer Anmerkung fort: „Da mei„stentheils solche Kiesel und Achatarten, welche bleich„roth von Farbe, und den Nägeln auf den Fingern „gleich sind, ihm Jaspißsteine angetroffen werden, so „ist dieser daher Jasponyx genennet worden.“ Auch Vogel (77) ist hieher zu rechnen, denn bey ihm ist Jasponyx derjenige Jaspiß, unter den sich etwas achatisches gemischt hat. Endlich gehört auch Hr. v. Bomare (78) hieher, welcher vom Jasponyx folgendes sagt: „Wenn der halbdurchsichtige Kiesel oder „Achat sich im Jaspiß in durchscheinenden Adern ver„räth, und im das Ansehen des Onyx giebt, nennt „man einen solchen Stein Jasponyx.“ Das ist auch die Ursache, warum Verschiedene, unter denen ich nur noch den Wallerius, in seinem Syst. min. To. I. S. 315, anführe, den Jasponyx und den Jaspachat ganz für einerley halten; es sind aber solche Schriftsteller, welche den Achat für einen Geschlechtsnamen halten, worunter nun der Onyx Geschlechtsgattung ist. Da aber doch im Jaspachat sehr oft Chalcedon liegt, wie Wallerius selbst sagt, und so gar sagt, der mehreste Jaspachat habe in seiner Mischung Chalcedon: so wäre es doch wohl besser, den Jasponyx von dem Jaspachate zu trennen; sonst müßte auch der Achatonyx wegfallen. Hr. v. Justi (79) hält die im

(76) Mineralreich, S. 133, 189.

(77) Pract. Mineralsyst. S. 126.

(78) Mineralogie, Th. 1, S. 281.

(79) Grundriß der Mineralr. S. 215.

Jaspiß befindlichen fremdartigen Theilchen für Chalcedon; dann bey ihm ist Jasponyx derjenige Jaspiß, der halbdurchsichtige Flecken hat, welche aus Chalcedon bestehen. Endlich giebt es noch Andere, welche in Absicht auf die Bestandtheile des Jasponyx gar nichts bestimmen. Hieher gehört Kessler, (80) dann er nennt diejenige Sorte von Jaspiß, welche mit einer weißen Wolke umfangen ist, Jasponyx. Vielleicht gehört auch Dioskorides hieher, welcher vom Jasponyx anmerkt, daß er gleichsam schleimicht aussehen müsse.

Wir haben demnach eine vierfache Meinung der Gelehrten von Jasponyx. Einige nehmen bey ihm wahren Onyx an; Andere machen die fremde Theilchen zu Achat; noch Andere zu Chalcedon; und noch Andere bestimmen hierin gar nichts. Können diese Meinungen zugleich bestehen? Diese Frage hat nicht den Sinn: ob es Jaspißarten giebt, welche Onyx; andere, die Achat, und noch andere, welche Chalcedon in sich haben; dann das wird Niemand läugnen. Die Frage geht vielmehr dahin: ob der Jaspiß, Jasponyx genannt werden müsse, er möge nun Onyx oder nicht, und im letztern Falle Achat oder Chalcedon in sich haben. Diese Frage wird wohl ein Jeder läugnen, welcher bedenkt, daß ein Stein, in welchem nicht Onyx ist, kein Jasponyx seyn könne. Der lateinische Begriff des Wallerius: Jaspis onychite mixta, ist richtiger, als seine Beschreibung von diesem Steine. Er beruft sich zwar auf den Redegebrauch bey den Schriftstellern, aber dieses mußte ihm zugleich eine Gelegenheit werden, wider sich selbst zu sprechen. Er sagt: „Dies muß auch hier erinnert werden, daß die meisten „Steinbeschreiber den Stein Jasponyx genannt haben, so „bald eine Jaspißart eine Vermischung von der Farbe, die „den Nägeln an den Fingern gleicht, gehabt hat, ohne dar„nach zu fragen, ob die eingemengten Tüpfel oder Flecken „von einer andern Steinart, oder nicht, wären. Es „scheint, daß dieses Henkel (81) zum Theil gethan habe. „Auf solche Art bleibt zwischen gesprenkelten Jaspiß und „Jasp-

(80) Lithologie, S. 411, §. 260.

(81) In Ephem. Nat. Cur. To. V. S. 340.

„Jasponyr kein Unterschied. Sprenklicher Jaspiß hat wohl „blutrothe Flecken, ist aber deswegen kein Jasponyr, weil „die Flecken in dem sprenklichen Jaspiß von keiner Achatart „sind." Durch die letztere Anmerkung scheint Wallerius dasjenige selbst zu bestätigen, was ich oben wider seinen Begriff erinnert habe. Achat ist auch kein Onyx, folglich ist der mit Achat vermischte Jaspiß kein Jasponyx. Ueberdies hat Wallerius und v. Bomare, der ihm folgt, unter dem Jasponyx eine Art gesetzt, welche auf der einen Seite Jaspiß, auf der andern Onyx ist. Lauter Beweise, daß bey dem Jasponyx wahrer Onyx gegenwärtig seyn müsse.

Alle diejenige Schriftsteller, welche des Jasponyx Erwähnung thun, haben ihn als eine Gattung des Jaspiß betrachtet, und unter den Jaspiß gesetzt. Wo demnach der Jaspiß unter dieses oder jenes Geschlecht gesetzt ist, da hat der Jasponyx gleiches Schicksal. Ich habe hievon bey dem Jaspiß ausführlicher gehandelt. Das ist aber beynahe ganz unverantwortlich, daß Hr. v. Bomare ihn unter die Felssteine und Wacken setzt. Dann, da er das Wort Felsstein anders, als Linné, nimmt, bey dem der Jaspiß auch unter den Felssteinen steht, bey ihm aber Felssteine diejenigen Steine sind, deren Aeußeres und Inneres sehr ungleichartig sind, oder die aus mehrern Steinarten zusammen gesetzt sind, so kann der Jaspiß kein Felsstein seyn, weil er nicht aus ungleichartigen Theilen besteht, noch weniger aus mehrern Steinarten zusammen gesetzt, sondern eine Kiesel ist, mit ihm einerley Entstehungsart hat, und bloß durch die Feinheit der Theilchen und der Farbe von ihm unterschieden werden kann.

Der Jasponyx entsteht, wie der Jaspiß und Jaspachat, durch eine Congelation. Wenn sich zu einer dickern Masse, woraus nach der Verhärtung ein Jaspiß wird, eine dünnere gesellet, welche bey der Verhärtung halbdurchsichtig bleibt, und diese die Farbe

vom Onyx annimmt, und eben dadurch zum Onyx wird: so entsteht ein Stein, welcher Jaspiß und Onyx in einer vereinigten Masse ist, und diesen Stein nennt man Jasponyx.

Wallerius und v. Bomare führen folgende Gattungen von Jasponyx an. 1. Trüber Jasponyx, Jaſponyx onyche tectus, Capnias, Fr. Jaſpe-onyx trouble. Es ist dieses, nach Bomare Beschreibung, ein blaßrother, undurchsichtiger Jaspiß, in welchem sich Wellen von räucherigem Achat leichter unterscheiden lassen, indem sie wie ein dicker Nebel darin liegen. Auf einer Seite sieht man reinen Jaspiß, und auf der andern eine Art Onyx oder Achat. 2. Gefleckter oder sprenklicher Jasponyx, Jasponyx mit Flecken, Jaſponyx punctis onychinis distinctus, Onychipuncta *Plinii*, Fr. Jaſpe onyx moucheté. Dieses ist ein grünlich oder röthlicher Jaspiß, in welchem Achattheile von blasser Sarder- oder Carneolfarbe, wie Puncte eingestreut sind. Diese Flecken oder Töpfelchen formiren sowohl Streifen als Lagen. 3. Chalcedonjaspiß, chalcedonischer Jaspiß, Jaſponyx chalcedonio mixtus, Jaſpis chalcedonica, Jaſpis chalcidica *Plin.* Fr. Jaſpe-Calcedoine. Er ist, nach Wallerius, von grüner oder rother Farbe, und hat Flecken von Chalcedon in sich, welche mehrentheils dem Schnee oder Speichel gleichen. Bomare hingegen sagt, es seyn weißliche, schneeartige Flecken von milchichtem Quarze, welche die Jaspißstücke bedecken.

Der Jasponyx wird überhaupt an Orten, wo der Jaspiß häufig bricht, ob wohl nicht sehr oft, gefunden; insonderheit zu Flesels, zu Cambaya, auf der Insel Island, zu Mainz, auf dem thüringischen hohen Gebirge, zu Walkenried und Zweybrücken.

Jaspiß, (Asbest-) s. oben, S. 236, f.
— — (Bänder-) s. oben, S. 233, f.
— — (blauer) s. oben, S. 219.

Jas-

Jaspiß, (bläulicher) s. oben, S. 219.
— — (Blut-) s. oben, S. 218.
— — (brauner) s. oben, S. 220.
— — (braungesprenkelter) s. oben, S. 223.
— — (bunter) s. oben, S. 221.
— — (Chalcedon-) s. oben, S. 223, und 262.
— — (dentritischer) s. oben, S. 238.
— — (einfärbiger) } s. oben, S. 217.
— — (eisengrauer) }
— — (eisenhaltiger) s. oben, S. 246, f.
— — (Feld-) s. oben, S. 212.
— — (gelber) s. oben, S. 218.
— — (gelbgesprenkelter) s. oben, S. 222.
— — (gesprenkelter) s. oben, S. 221.
— — (grauer) s. oben, S. 217.
— — (graugesprenkelter) s. oben, S. 222.
— — (Griesstein-) s. oben, S. 220.
— — (grüner) s. oben, S. 219.
— — (grüngesprenkelter) s. oben, S. 222.
— — (grünlicher) s. oben, S. 217.
— — (Korallen-) s. oben, S. 237.
— — (Kreutz-) s. oben, S. 224, und 234, und Kreutz-Stein.
— — (Krystall-) s. oben, S. 252.
— — (künstlicher) s. oben, S. 251, f.
— — (Kupfer-) s. oben, S. 219.
— — (mehrfärbiger) s. oben, S. 221.
— — (Milch-) s. oben, S. 217.
— — (morgenländischer) s. oben, S. 224.
— — (nachgemachter) s. oben, S. 251, f.
— — (orientalischer) s. oben, S. 224.
— — (phosphorescirender) s. oben, S. 220.
— — (rother) s. oben, S. 218.
— — (rothgesprenkelter) } s. oben, S. 222.
— — (Schrift-) }
— — (schwarzer) s. oben, S. 220.

Jaspiß, (schwärzlicher) s. oben, S. 221.
— — (Sonnenwende-) s. oben, S. 224.
— — (sprenklicher) }
— — (Thracier) } s. oben, S. 221.
— — (vielfarbiger) }
— — (weißer) s. oben, S. 217.
— — (weißgrauer) s. oben, S. 218.
— — (weißsprenklicher) s. oben, S. 222.
Jaspißartige Etamine, s. oben, S. 203.
Jaspisartiges Holz, s. oben. S. 244.
Jaspisartige Kieſel, s. oben, S. 212.
Jaspißartige Muſcheln u. Schnecken, s. ob., S. 244.
Jaspisartiger Nierenſtein, s. oben, S. 220.
Jaspisartige Verſteinerungen, s. oben, S. 243, fgg.
Jasponyx, s. oben, S. 258, fgg.
Jäten, s. Gäten.
Jatropha, die Brechnuß, oder Purgiernuß; s. in P.
Jatte, s. Mulde, Spühlkumm.
Jauch, ein Feldmaß; s. Jauchert.
Jauch, ein Narr; s. Gauch 2, im XVI. Th. S. 481.
Jauche, s. Gauche, im XVI. Th. S. 488.
Jauchert, (das) ein Wort, welches im Oberdeutſchen am üblichſten iſt, wo es auch Jauch, Juch, Jauchart, Juchart, und Juchert, lautet, obgleich in andern Gegenden ein Jauch oder Jeuch von einem Jauchart noch verſchieden iſt. Es iſt ein Feldmaß, welches ungefähr mit unſern Morgen überein kömmt, aber nicht an allen Orten gleich iſt, und bald von Aeckern allein, bald aber auch von Wieſen, Weinbergen, Holzungen u. ſ. f. gebraucht wird. Am Rheinſtrohme hält ein Juchart 300 rheinl. Quadratruthen; in Baſel aber 140 baſeler Quadratruthen, oder, nach rheinl. Maß, 287 Ruthen, 72 Schuh, 92 Zoll, 54 Gran und 40 Scrupel ins Gevierte. Im Oberelſaß hat ein Jeuch oder Mannwerk 180 Quadratruthen, jede von 15 Fuß; anderthalb Jeuch aber ma-

machen daselbst ein Juchart oder ein Thauen. Zu Mömpelgard hat das Juchart 300 Quadratruthen, jede von 10 Schuh; im Durchlachschen aber, wo Acker, Juchart und Morgen ohne Unterschied gebraucht werden, 116 Quadratruthen. Ein Juchart Reben oder Weinberge hält in Zürich 320 Quadratruthen; in Bern, an Aeckern und Wiesen 31250 berner Quadratfuß; ein Waldjuchart aber 45000; und in Bayern an Waldungen 400 Quadratruthen, die Ruthe zu 10 Fuß und den Fuß zu 12 Z.

In einigen Orten ist es männliches Geschlechtes, der Juchart. Es scheint zunächst aus dem Lat. Jugerum entlehnt zu seyn, welches eben dieselbe Bedeutung hat, aber mit Jeuch, von Joch abstammet und eigentlich so viel Acker bedeutet, als ein Mann mit einem Joch Ochsen des Tages über pflügen kann. Juchart, ein Morgen, was ein Zug des Tages eeren mag, Pictor. Jugerum, secundum quod communiter accipitur, est spatium terræ, quod unum aratrum potest arare in die, Balbus im Catholico. S. Haken, Morgen, Pflug u. s. f. welche auf ähnliche Art gebraucht werden. Das Nieders. und Holsteinische Juk, Jück oder Juck, welches hin und wieder gleichfalls als ein Feldmaß für Morgen gebraucht wird, ist auch nichts anders als das Nieders. Juk, ein Joch; siehe Joch.

Jauchzen, seine Freude durch ein lautes Freudengeschrey an den Tag legen, und in weiterer Bedeutung, besonders in der edlen Schreibart, den höchsten Grad der Freude empfinden und äußern. Da nun Josua hörete des Volkes Geschrey, daß sie jauchzeten, 2 Mos. 32, 17. Da jauchzete alles Volk und sprach, Glück zu dem Könige, 1. Sam. 10, 24. Die Völker freuen sich und jauchzen, daß du die Leute recht richtest, Ps. 67, 5. In der höhern Schreibart auch mit der dritten Person des persönlichen Gegenstandes. Jauchzet dem Herren alle Welt, Ps. 98, 4. Imgl. mit der zweyten Endung der Sache; des Sieges jauchzen.

Dieses Zeitwort, welches in unsern alten Denkmählern nicht vorkömmt, ist ein Frequentativum von dem in Hochdeutschen unbekannten jauchen, welches noch in den niedrigen Sprecharten juchen lautet, griech. ἰαχειν, und mit demselben von dem Zwischenworte juch, im Oberd. jauch, griech. ιω, ιου, Lat. io, dem natürlichen Ausbruche der lauten ausgelassenen Freude, abstammet. Mit dem ey oder hey verlängert lautet dieses Zwischenwort auch juch hey! wovon man im Nieders. sagt, sein Vermögen verjuchheyen, mit Freuden durchbringen, daher ein solcher Verschwender auch ein Juchheyer genannt wird. So wie unser jauchzen, von dem Oberd. jauch! herstammet, so hat man von juch! in den niedrigen Sprecharten juchzen, welches daselbst aber nur von der ausgelassenen, mit Schreyen begleiteten Freude des großen Haufens, besonders betrunkener Leute, üblich ist, dagegen jauchzen auch in der edlen, besonders dichterischen Schreibart gebraucht wird. Das griech. ιαχχαζειν, kömmt damit selbst in der Form überein.

Jauchzer, der Ausruf juch! als ein Ausbruch der wilden Freude betrachtet; ein Ausdruck, welcher so niedrig ist, als dieser Ausruf selbst, ob ihn gleich **Günther** in die Dichtkunst aufgenommen hat: Laß die freyen Jauchzer klingen. Im gem. Leben Juchzer.

Jauer, Jawer, L. Ducatus Jauravienſis, eins der größten und volkreichsten Fürstenthümer in Niederschlesien, welches gegen Morgen an die Fürstenthümer Liegnitz und Schweidnitz, gegen Mittag an Böheim, davon es durch einen Strich des sudetischen Gebirges geschieden wird, gegen Abend auch an Böheim und an die Fürstenthümer Glogau und Sagan, gränzet, und seit 1742 dem Könige von Preußen gehört. Es ist mehrentheils bergig. Der Strich des sudetischen Gebirges, welcher dasselbe gegen Süden und Westen von Böheim scheidet, begreift den Flinsberg oder die Abondburg, die Iserwiese, und das Riesengebirge, zu welchem der Seifenberg, der Krummhübel, der Bomberg, die Schneekoppe und andere, gehören.

Die

Die Schnee- oder Riesenkoppe ist der höchste Berg des Riesengebirges und in Schlesien, ja, einer der höchsten Berge in Europa. Es raget, als ein Riese, unter den benachbarten auch hohen Bergen hervor, und ist die meiste Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt. Diejenigen, welche ihn bestiegen haben, berechnen den Weg, von seinem Fuße an bis zu seinem höchsten Gipfel, auf 3 deutsche Meilen; und Eph. Schilling, ehemaliger Rector zu Hirschberg soll durch mathematische Werkzeuge ausfindig gemacht haben, daß seine senkrechte Höhe 30 Stadia, oder 22500 rheinl. Schuh betrage. Wenn diese Höhe gewiß wäre, so wäre dieser Berg der allerhöchste in Europa; allein, es ist an der Richtigkeit der Messung sehr zu zweifeln. Denn wenn der Berg diese Höhe hätte, so würde sein Gipfel nicht nur die meiste Jahrszeit, sondern beständig mit Schnee und Eis bedeckt, und die Kälte auf demselben weit heftiger und unerträglicher seyn, als sie wirklich befunden wird. Der höchste Gipfel ist ein steiniger, steiler und hoher Fels von weitem Umfange, auf welchen Christoph Leopold Graf v. Schafgotsch (dessen Familie dieser Berg gehört,) 1668 eine Capelle erbauen lassen, welche 1681 eingeweihet, und dem heil. Lorenz gewidmet worden ist, und in welcher jährlich fünfmal römischkatholischer Gottesdienst gehalten wird, nähmlich am Feste der h. Dreyeinigkeit, an Mariä Heimsuchung, am Tage des h. Lorenz, an Mariä Himmelfahrt und Geburt. Von diesem höchsten Gipfel sagt man, er sey 4500 rheinl. Schuh über die umliegenden hohen Berge erhaben; der Weg an demselben hinan, werde, von dem sogenannten Kamm an, eine kleine deutsche Viertel-meile geschätzet; und der steinernen Stufen, auf welchen man hinan steige, wären 11 bis 12000.

Das Fürstenthum bringt zwar nicht so viel Getreide hervor, als zum Unterhalte seiner zahlreichen Einwoh-

wohner erforderlich ist, (ob gleich der lembergische Kreis, und zum Theil auch der bunzlauische, einen Ueberfluß daran haben,) es hat aber andere natürliche Vortheile und Nahrungsmittel. Die Berge sind mit Holze reichlich bewachsen; insonderheit hat der bunzlauische Kreis die größten Wälder im Niederschlesien. Es sind Steinkohlen und Mühlsteine vorhanden. In den Bergen liegen viele Erze verborgen; Eisen- und Kupferbergwerke werden auch wirklich bearbeitet. Ueber Hirschberg am Riesengebirge findet man Topase, Amethyste, Chalcedone, Opale, Carneole, und andere Edelsteine. Man hat einen Sauerbrunnen und berühmte warme Bäder; s. Th. XXIII, S. 755, fgg. Der hirschbergische Kreis ist ein Schauplatz unzähliger natürlicher Merkwürdigkeiten. Von den Manufacturen und Fabriken werde ich hernach handeln.

Die Elbe hat hier am Riesengebirge ihre Quellen. Die Iser hat sie hier ebenfalls und zwar auf der Iserwiese unter dem Riesengebirge, tritt aber bald in Böheim ein. Der vornehmste Fluß, welcher das ganze Fürstenthum, der Länge nach, d. i. von Mittag gegen Mitternacht, durchfließt, ist der Bober, welcher aus dem Fürstenthume Schweidnitz kömmt, unweit Kupferberg in das Fürstenthum Jauer eintritt, und unter Leschen dasselbe wieder verläßt, indem er in das Glogauische tritt. Der Queis, Quisius, welcher hier seinen Anfang nimmt, hat eine doppelte Quelle: eine auf der Iserwiese, welche nach Fegebeutel, Queise und Friedberg fließt; die andere über dem Dorfe Giehren oder gar über Egelsdorf, welche nach Steinau und Queisbach fließt, und sich bey Friedberg mit der ersten vereiniget. Bald darauf macht der Queis die Gränze zwischen dem Fürstenthume Jauer und der Oberlausitz, und vermischt sich endlich im Fürstenthume Sagan mit dem Bober. Die wüthend:

Neysse oder das jauerische Wasser fließt zwar als ein mäßiger Bach bey der Stadt Jauer vorüber, läuft aber bisweilen vom Regen und Schneewasser so stark an, daß er durch seine Ueberschwemmungen Schaden anrichtet. Der Zaken entspringt auf dem Riesengebirge, und entsteht aus 3 Bächen, einer, welchen der gemeine Mann den Zakala nennt, kömmt von Zakelberge, von welchem er auf 100 Ellen tief herab stürzt, und von der Kranichwiese; der zweyte oder der große Zaken entspringt nicht weit vom Katzenstein bey der Pumpelwiese; und der dritte, oder der kleine Zaken kömmt von der greifensteinischen Gränze her, geht durch den Münchwald, und fällt bey Oberpetersdorf in den großen Zaken. Der vereinigte Fluß geht über Warmbrunn nach Hirschberg, und nahe dabey in den Bober. In eben diesen Fluß ergießt sich auch die vom Riesengebirge kommende Lomnitz. Die Katzbach entsteht im hirschbergischen Kreise über Ketschdorf, und geht in das Fürstenthum Lignitz.

Man zählet im Fürstenthume Jauer 13 Städte, als: Jauer, Hirschberg, Schmiedeberg, Schönau, Warmbrunn, Kupferberg, Löwenberg (gemeiniglich Lemberg genannt,) Greifenberg, Friedberg am Queis, Liebenthal (Lübenthal, oder Löwenthal,) Lähn, Bunzlau, Naumburg am Queis. Es giebt hier Meilenlange Dörfer, ja überhaupt die größten und längsten Dörfer Schlesiens, insonderheit im hirschbergischen Kreise. In einem Dorfe sind bisweilen 200 und mehrere Familien; und sie werden nicht allein von Bauern, sondern auch von Handwerken, insonderheit von Leinwand- und Schleyerwebern bewohnt, deren Waaren weit und breit ausgeführet werden. Die Leinwand hat sich auch so gar in Holland so berühmt gemacht, daß daselbst insgemein alle schlesische Leinwand nur jauerische Leinwand genannt wird.

Das

Das bunzlauer irdene Geschirr ist auch bekannt und beliebt.

Dieses Fürstenthum steht unter der Oberamtsregierung zu Breslau, und unter der Kriegs- und Domänenkammer zu Glogau, und ist in 4 Kreise oder Weichbilder, als: den jauerischen, hirschbergischen, löwenbergischen und bunzlauischen Kreis abgetheilt. Die Hauptstadt heißt gleichfalls:

Jauer, Jauravia, Jauravium, Javoria, Javorium, und liegt an der so genannten wüthenden Neyß oder dem jauerischen Wasser. Sie hat ein altes Schloß, welches den ehemaligen Fürsten zur Wohnung gedient hat, 1648 zwar abgebrannt, aber von den Ständen der Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz wieder hergestellet worden ist. Die Häuser, welche den Marktplatz umgeben, sind mit Lauben versehen, unter welchen man im Regenwetter trocken gehen kann; allein, sie verunzieren die Häuser und Stadt, und machen das unterste Stockwerk der Häuser vorn heraus fast unbrauchbar.

Jauge, s. Draht-Maß, Visier-Maß.

Jaune, s. Gelb.

Jauner, s. Gauner.

Jauniſſe, s. Gelbsucht.

Jauva, s. Juva.

Java, Fr. Jave, l'Iſle de Java, Ital. Giava, insgemein Großjava, zum Unterschiede von Kleinjava oder Baly, genannt, ist eine große, etwa 300 Meilen im Umfange habende, asiatische Insel auf dem indianischen Meere. Sie liegt nahe bey der Insel Sumatra, welche sich ihr gegen Nordwesten befindet, und von der sie durch einen Arm des Meeres, welcher die Meerenge von Sonda oder Sunda genannt wird, abgesondert ist. Gegen Norden hat sie die Inseln Banca und Borneo; gegen Nordosten, die Insel Madura; gegen Osten, die Insel Baly, und gegen Süden

das

das indianische Meer, welches dieselbe von dem Lande der Eintracht absondert.

Die natürliche Eintheilung dieser Insel ist die, da sie in die Küsten, und in das Innere des Landes, eingetheilet wird. Die Küste gegen Norden, welche die beste, und wegen ihrer Fruchtbarkeit sowohl, als auch der Bequemlichkeit zur Handlung, die volkreichste ist, steht unter der Botmäßigkeit der holländischen ostindischen Compagnie, welche daselbst verschiedene Städte und Forts besitzt, und Besatzungen darin unterhält, nach dem es die Sicherheit der Handlung erfordert. Und eben daher wird diese südliche Küste von Java, welche sonst das Königreich Jacatra in sich begriff, jetzt das Compagnieland genannt. Die östliche und südliche Küste besitzen einige noch unbezwungene Könige oder Prinzen, welche sich hinter eine lange Reihe von Gebirgen, welche von Abend gegen Morgen quer durch die Insel läuft, und hinter ein Gestade begeben haben, welches sehr gefährlich, und voll Felsen und Klippen ist, daher man diese südliche Küste als höchst gefährlich für die europäischen Schiffe ansieht, weswegen auch die holländische ostindische Compagnie, aus Furcht vor dem Schiffbruche, ihren Schiffen diesen Weg zu nehmen verbietet. Das Innere des Landes steht unter der Botmäßigkeit verschiedener Könige und kleinerer Fürsten, indem fast eine jede Stadt ihren eigenen Fürsten oder König hat. Es sind aber von denselben vornämlich nur folgende drey Könige und deren Reiche zu bemerken: der von Mataran, der von Bantam, und der von Cheribon, oder Tsieribon. Diese drey Könige sind von einander unabhängig und völlig souverän, da hingegen die andern Könige und Fürsten von ihnen, und zwar die mehresten von dem Könige von Materan, Vasallen, sind, als welcher sie bey Gelegenheit einiger Kriege, durch Hülfe der holländischen ostindischen Compagnie,

unter seine Bothmäßigkeit gebracht hat, indem diese Compagnie ihm diese Prinzen zu unterwerfen für gut befunden hat. Gewissermaßen aber sind diese Könige Vassallen von der holl. ostindischen Compagnie, indem sie ihre Macht und ihr Ansehen nicht länger behaupten können, als die Compagnie will, welche sie unterstützt, daher sie dann die Freundschaft dieser Compagnie beyzubehalten suchen müssen, und sich auch wirklich nach deren Sinne richten. Damit die holl. Compagnie sich dieser Könige und Fürsten desto mehr versichern möge, hält sie denselben eigene Garden, sie läßt aber denselben Gewalt über die Unterthanen und Einkünfte.

Was die Beschaffenheit des Landes betrifft, so ist diese Insel eine der schönsten und fruchtbarsten auf der Welt. Alles kömmt daselbst leicht fort, und vermehrt sich ungemein. Die Tage und Nächte sind beständig von gleicher Länge; die Wärme ist daselbst gemäßigt, und immer gleich. Von Bächen und Ströhmen ist das Land nicht allein überflüssig, sondern auch so gleichförmig und bequem durchschnitten, daß man sie nicht besser vertheilt sehen kann, wodurch nicht nur der Ueberfluß und die Fruchtbarkeit des Landes, sondern auch die Bequemlichkeit der Einwohner und der Schifffahrt gar sehr befördert wird, indem die meisten derselben schiffbar sind. Diese Insel hat eine überaus große Menge von Einwohnern, so, daß es in allen Straßen auf dem Lande und in den Städten beständig davon wimmelt, worüber man sich um so weniger verwundern wird, wenn man die ausnehmende Fruchtbarkeit dieser Insel erwäget, welche sehr viele Leute aus andern Ländern, insonderheit die Chineser, dahin zieht, als welche sehr geneigt sind, sich daselbst niederzulassen, wie sich dann auch jährlich viele dahin begeben. Eben diese Chineser sind es auch, welche sowohl durch ihren Fleiß im Feld- und Gartenbau die

Frucht-

Fruchtbarkeit der Insel, als auch durch ihre Handlung den Abgang des Ueberflusses, den dieselbe hervor bringt, ungemein vermehren, indem sie zu beyden besser aufgelegt sind, als die Javaner, welche mehr betriegerisch, als arbeitsam, sind.

Die Naturproducte, welche dieses Land hervor bringt, bestehen hauptsächlich in Reiß, welcher vornämlich den Reichthum dieser Insel ausmacht. Er wächst daselbst in unbeschreiblicher Menge und von vorzüglicher Güte. Einigermaßen kann man die in Java wachsende Menge dieser Feldfrucht daraus abnehmen, daß die holl. ostindische Compagnie, von Java aus, alle ihre Schiffe, die moluckischen Inseln, und das Vorgebirge der guten Hoffnung, mit Reiß versieht, und nach jedem von diesen Orten jährlich ein damit völlig beladenes Schiff absendet. Hienächst bringt diese Insel Gerste in Menge, wie auch verschiedene vortreffliche Gewürz- Spezerey- Droguerey- und Arzeneywaaren, insonderheit Pfeffer, Ingber, Cardamomen, Zuckerrohr, (welches, wenn es reif ist, eine doppelte Mannslänge hat,) Cocosnüsse, Oehl, Indig (den die Chineser daselbst bauen,) Opium, Arek, Vogelnester, Manguas, Citronen, Bananes, Goldäpfel, und kurz, alle diejenigen Gattungen von Früchten, die in andern indianischen Ländern wachsen, hervor. Es giebt sehr viel Wälder in Java, vornämlich auf den Gebirgen, welche damit sehr dick besetzt sind, wovon das viele Bauholz ein Beweis ist, welches man von daher zum Schiffbau holet, nebst anderm Holze, wie man denn unter andern Bäumen auch Cedern daselbst findet. Die gemeinsten aber sind die Cocosbäume und der Bamboo. Weinberge sind nicht in Java, wohl aber um Batavia, als welche die Holländer angelegt, und zu einer solchen Fruchtbarkeit gebracht haben, daß sie in zwey Jahren dreymal Frucht tragen; denn so bald die Traube abgebrochen ist, beschnei-

schneidet man den Weinstock von neuem, und innerhalb 15 bis 16 Wochen kann man abermal reife Trauben lesen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde aus Arabien der Kaffeebaum hingebracht, welcher sehr wohl angeschlagen ist. Ueberdies giebt es auch in Java heilsame Bäume, von welchen das beste Benzoe gesammelt wird. Von zahmen Thieren giebt es Rindvieh, Büffel, Schweine, Böcke, Ziegen und Schafe, welche letztere von auswärts hinein gebracht werden, aber nicht so gut fortkommen, als in kalten Ländern; imgleichen Pferde, die zwar klein, aber sehr stark und munter sind, und beständig einen sehr hurtigen Paß gehen. Die Wälder, Gebirge und unbewohnten Oerter sind ein Aufenthalt der Tieger, Rhinoceros, wilden Büffel, Hirsche und Schweine, Marder, wilden Katzen, Zibethkatzen, und einer großen Menge Affen, deren etliche fast Menschengestalt haben. Sonst sind auch in dem Gewässer vielerley Arten von Fischen, wie auch Austern. Aus dem Mineralreiche findet man in Java Kupfer, ja so gar Gold.

Was die Handlung, von und nach Java betrifft, so haben wir bey derselben, insonderheit drey Nationen zu betrachten, von denen die Handlung getrieben wird, nämlich die Europäer, die Javaner, und die Chineser, welche sich in Java niedergelassen haben. Unter den Europäern sind die Engländer die ersten gewesen, welche gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts sich auf der Insel Java fest gesetzt haben, welches anfänglich durch öffentliche Gewalt, und endlich durch Tractaten mit den Königen von Java zu Jacatra und Bantam geschehen ist. Im J. 1617. kamen die Holländer nach Java, und bemächtigten sich des Forts und Contoirs der Engländer zu Jacatra, worauf diese ihre Handlung vollends nach Bantam zogen, und so lange fortsetzten, bis ihnen im J. 1680. auch diese Stadt von den Holländern abgenommen wurde, von welcher

Zeit

Zeit an die Holländer unter allen Europäern die einzigen geblieben sind, welche auf Java Etablissements haben, und dahin Handlung treiben. Ehe noch die Holländer von Bantam Meister wurden, trieben die Javaner, ihrer Neigung zur Handlung zu Folge, schon eine ansehnliche Handlung sowohl in den verschiedenen Häfen ihrer Insel, als auch in den entferntesten Orten Indiens. Ungeachtet nun diese Handlung sehr abgenommen hat, und die Holländer sich alle nur ersinnliche Mühe gegeben haben, sie gänzlich zu ruiniren, so wird sie doch noch immer fortgesetzt, wegen der vielen Flüsse und Häfen der Insel, wo die Holländer nichts zu befehlen haben. Die Orte, wo sie ihre meiste Handlung treiben, sind die Häfen von Groß- und Klein Java, Sumatra, Siam, Malacca, Borneo, Celebes, Bouton, die moluckischen Inseln, Banda, Solor und Timor; doch müssen sie für die moluckischen und andere davon dependirende Inseln, als von welchen die Holländer ganz allein Meister sind, von der Compagnie Erlaubniß und Pässe haben, welche aber dieselbe nicht anders, als mit schweren Kosten ertheilt. Sie handeln auch über das Meer nach Batavia; und dieses ist ihr größter Handel, wegen der daselbst zusammen kommenden verschiedenen Nationen, die aus allen Theilen Asiens sich daselbst einfinden. Die vornehmste Waare ihres Handels ist Reiß, den sie entweder andern zuführen, oder bey andern abholen. Es giebt aber auch einige unter ihnen, die mit allem demjenigen, was in der Insel wächst und erzeuget wird, insonderheit mit Pfeffer, Cocosnüssen, Oehl, Zucker, Cardamomen, Opium, Indig, Vogelnestern, Pferden, Arek, Benzoe (welches man aber auch von der Insel Borneo häufig dahin bringt,) Ingber, Kupfer und Gold ꝛc. handeln; wofür sie vielerley Arten seidene Stoffe von der Küste aus Coromandel und Bengala, und vornämlich Patoles von Surate, Foras, Lack,

durchsichtiges Harz, Schildkrötenschaalen, Zinn, Bley, Porzellan, Thee, Sandelholz, Elfenbein ꝛc. zurück bringen. Sie erhandeln auch allerley europäische Waaren, ingleichem Zimmet, Muskatennüsse und Gewürznelken. Ihre Handlung im kleinen besteht in allerley europäischen und asiatischen, und insonderheit in den auf der Insel Java selbst erzeugten Waaren, mit welchen sie ihre Kramläden und Gewölbe sehr ordentlich und nett auszuzieren wissen. Eben dieses, was ich bisher von der Handlung der Javaner gesagt habe, gilt auch von den Chinesern, welche sich unter den Javanern in großer Menge niedergelassen haben, und mit den Eingebornen des Landes die Handlung theilen, wiewohl die Holländer seit 1740, da die Chineser sich wider sie empöreten, und sich schon der Vorstädte von Batavia bemächtigt hatten, diese Chineser ziemlich ausgerottet haben,

Javaris, eine Art wilder Schweine auf der amerikanischen Insel Anguille; s. unter Schwein. (Wildes)

Javart, ein Geschwür an der Fessel oder Köthe eines Pferdes; s. unter Köthe.

Javelle, s. Reisbund, Schwaden.

Javelot, Schießschlange; s. unter Schlange.

Javort, s. Th. XXVIII, S. 6.

Jaxer, s. Jauer.

Jay, s. Elster.

Jayama, eine indianische Benennung der im II. Th. S. 32, fgg. beschriebenen Ananas.

Jayet, s. Gagath.

Jazyger, (von den Ungarn eigentlich Jaizi, Bogenschützen, und daher in lat. Urkunden des Mittelalters Baliſtarii, Baliſtæi, und verderbt Philiſtæi, Philisteer, genannt,) ein Volk slavischen Ursprunges in Oberungarn, bewohnt ein Land, welches nord- und ostwärts von der Hevesер, südwärts von der Szolnoker, und westwärts von der Pesther Gespannschaft ein-

eingeschlossen ist, und sich ungefähr 4 Meilen in die Länge, und 2 bis 3 in die Breite erstreckt, und guten Ackerbau und Viehzucht hat. Das Volk macht etwas über 80000 Seelen aus, und zahlt an Contribution 57173 Fl. 6. Kreuzer. Das Land der Jazyger enthält 5 privilegirte Marktflecken und 8 Dörfer. Ihre Sprache ist die ungarische. Sie stehen nebst den Cumaniern unter dem Großgrafen (Palatine) von Ungarn, oder, in dessen Ermangelung, unter dem königl. Statthalter, welche auch den Titel eines Grafen und Richters der Jazyger führen.

Ibametara, eine Art von indianischen Pflaumenbaum; s. *Acaja*, im I. Th. S. 218.

Ibe, der Ibenbaum s. Taxbaum.

Ibéixuma, ein brasilianischer Baum, welcher runde Früchte von der Größe eines Spielballes trägt, die, wenn sie reif sind, schwarz aussehen. Diese Früchte sind auswendig mit braunen Höckern besetzt, und enthalten eine kleberige Substanz, welche in fünf gleiche Abschnitte zertheilt ist, in deren jedem eine Anzahl brauner, länglich runder Samen, von der Größe der Senfkörner, liegen. Die Rinde dieses Baumes ist ebenfalls kleberig, und thut den Einwohnern eben dieselben Dienste, wie die spanische Seife.

Ibenhausen, ein Dorf $\frac{1}{4}$ Meile von Göppingen im Würtembergischen, ist wegen des dortigen Sauerbrunnens berühmt. Man hält das dort fließende Wasser für mineralischer, als das Göppinger; s. Th. XIX, S. 272. Es brauset stark mit sauern Dingen, woraus nach der Evaporation ein bitteres Mittelsalz erscheint. Von alkalischen Flüssigkeiten wird es trübe, und es setzt sich ein weißes Sediment; von der Solution des Bleyzuckers wird es milchicht, und setzt sich weiß. Hieraus erhellet, daß ein starkes erdiges Principium darin seyn müsse. Es setzt auch im Brunnen ein starkes Concretum an, welches mit sauern Din-

gen heftig streitet, und auf der Zunge einen subtilen penetranten Geschmack erreget; wie dann auch aus demselben, wenn es calcinirt worden ist, der Magnet Eisentheilchen auszieht. Ueber dem Wasser spielt eine bunte Haut, und am Rande soll ein grünliches Salz gerinnen. Die Gallapfel färben das Wasser bluthroth.

Brebisii neue le Beschreibung des Sauerbrunnen zu Ibenhausen. Rotenburg, 1723, 8.

Zückertis Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands, 2te Aufl. Königsb. 1776, gr. 8. S. 585 f.

Iberis, s. den folgenden Artikel.

Iberpflanze, Bastard-Bauernsenf, Iberis *Dill.* & *Linn.* Thlaspidium *Rivin* & *Tourn.* ein Pflanzengeschlecht, welches sich von allen nahe verwandten, aus der Familie der Kresse, oder derjenigen, welche vier abfallende Kelch- und vier kreuzweise gestellte Blumenblätter, nebst vier langen und zwo kurzen Staubfäden, und einen Griffel haben, durch die ungleiche Größe der vier Blumenblätter unterscheiden läßt. Es stehen nämlich die beyden äusserlichen der Blume näher an einander, und sind viel größer, als die beyden innern. Da auch diese viel kleinere Blättchen sich bey manchen Arten rückwärts biegen, hat Planer darin eine Aehnlichkeit mit einer Schleife finden wollen, und daher dieses Geschlecht Schleifenblume genannt. Die fast rundliche, platte, vorwärts eingekerbte, und gleichsam mit einem scharfen Rande eingefaßte, kurze Schote öffnet sich mit schifförmigen Klappen, und die eyförmigen Samen sitzen an der spitzigen Scheidewand. Linné setzt dieses Pflanzengeschlecht in die erste Abtheilung seiner 15ten Classe, die er Tetradynamia Siliculosa nennet, worin diejenigen Pflanzen beysammen stehen, deren Blumen vier lange und zwo kurze Staubfäden haben, die Samen aber in kurzen Schoten wachsen. Er hat folgende 12 Arten.

1. Stau-

1. Standige immerblühende Iberpflanze, mit keilförmigen glatträndigen und zugestümpften Blättern insgemein der canadische oder immerblühende cretische Federbaum genannt, Iberis semperflorens frutescens, foliis cuneiformibus integerrimis obtusis *Linn.* Thlaspi latifolium polycarpon, leucoji foliis *Boec.* Leucojum fruticosum umbellatum persicum, foliis leucoji instar sempervirentibus *Morif.* Thlaspi persicum *Riv.* Thlaspi fruticosum, folio leucoji, semperflorens *Seb.* Engl. shrubby Thlaspidium. Dieser kleine, weiche, immergrünende Strauch wächst in Sicilien und Persien wild. Er wird selten über 1½ Schuh hoch, und hat viele zarte Zweige, welche sich ausbreiten, und, wenn sie nicht unterstützet werden, auf die Erde fallen. Diese Zweige sind, gegen ihr Ende zu, mit Blättern besetzt, welche das ganze Jahr über grün bleiben. Im Sommer kommen die Blumen, welche weiß sind, und in einer Dolde wachsen, am Ende der Schößlinge heraus. Diese Blumen erhalten ihre Schönheit sehr lange, und auf sie folgen immer andere, so daß die Pflanzen fast 8 Monate lang, vom Sept. bis zu Anfange des Jun., nicht ohne Blumen sind, welches die Pflanze zu einer schätzbaren Zierde der Gärten macht. Die Pflanze ist etwas zart, daher wird sie im Winter insgemein in den Gewächshäusern gehalten. Setzt man sie daselbst vorn unter andere niedrige Pflanzen, so macht sie eine schöne Abwechselung, indem sie den ganzen Winter hindurch blühet. Ungeachtet sie aber insgemein also behandelt wird, so kömmt sie doch in gemäßigten Wintern auch in der freyen Luft fort, wenn sie in einer warmen Lage, und auf einem trockenen Boden steht. Wenn man sie bey starkem Frost mit Matten, Erbsen- oder anderm Stroh bedeckt, kann man sie sehr wohl erhalten. Diejenigen Pflanzen, welche in dem freyen Felde stehen, kommen auch weit besser fort, und brin-

gen mehrere Blumen, als diejenigen, welche man in Töpfen hält. Doch muß der Boden, in den man sie setzt, nicht zu fett, auch nicht zu naß seyn; denn sonst würden sie im Sommer zu frech werden, und folglich die Kälte im Winter so leicht nicht ausstehen können. Wachsen sie aber auf einem trocknen kiesigen Boden, oder auf Schutt, so werden ihre Triebe kurz, und nicht so stark mit Säften angefüllt seyn, folglich werden sie auch der Kälte besser widerstehen können. Diese Pflanze bringt in unsern Gegenden selten Samen, daher muß man sie aus den abgeschnittenen Zweiglein ziehen. Wenn man dieselben in einem der Sommermonate einsetzt, und sie von der Sonne im Schatten erhält, auch gehörig begießt, so werden sie in zween Monaten Wurzeln bekommen; hernach kann man sie entweder in Töpfe, oder in Rabatten, wo sie bleiben sollen, setzen.

Man hat von derselben eine Varietät im scheckigen gelbgestreiften Blättern, die in einigen Gärten solcher Liebhaber, die an dergleichen Pflanzen ein Vergnügen haben, gezogen wird. Diese ist nicht so dauerhaft als die einfarbige Sorte, daher man sie auch im Winter etwas zarter behandeln muß. Man kann sie ebenfalls aus abgeschnittenen Zweiglein ziehen.

2. Immergrüne staudige Iberpflanze, mit gleichbreiten, spitzigen und glattrandigen Blättern, Iberis foliis semper virens frutescens, foliis linearibus acutis integerrimis *Linn.* Thlaspi montanum sempervirens *C. Bauh.* Thlaspi montanum candidum *Dalech.* Thlaspi creticum perenne, flore albo *Barrel.* Engl. evergreen mountain Candy Tuft. Man findet sie in Candia an Felsen wild. Sie hat einen niedrigern Wuchs, als die erste; sie wird selten über 6 bis 8 Zoll hoch, auch werden die Zweige nicht so holzig, sondern sind vielmehr grasartig. Die Blätter bleiben das ganze Jahr hindurch grün, und die Blumen dauern eben so lange, als

als der ersten Sorte ihre. Sie bringt bey uns selten Samen, sondern wird aus den Zweiglein fortgepflanzt, welche im Sommer leicht Wurzeln bekommen. Die Pflanzen müssen eben so, wie die erste Sorte, behandelt werden, und kommen in der freyen Luft fort.

3. Doldenförmige krautartige Iberpflanze, mit lanzettförmigen und scharf zugespitzten Blättern, wovon die untern einen sägenartig gezahnten, die obern aber einen glatten Rand haben, Iberis umbellata herbacea, foliis lanceolatis acuminatis; inferioribus serratis, superioribus integerrimis *Linn.* Thlaspi umbellatum creticum, iberidis folio *Bauh.* Draba, s. Arabis, s. Thlaspi Candiæ *Dod.* Thlaspidium creticum *Riv.* wächst in Spanien, in Florentinischen, und auf der Insel Creta, wild, und ist eine niedrige jährige Pflanze. Sie wird selten über 5 bis 6 Z. hoch, und treibt, wenn sie Platz hat, auf allen Seiten Aeste: stehen sie aber so dicht beysammen, so werden sie lang und schwach. Ihre Frucht bildet flache halbkugelrunde Sträuße. Man kann sie aus dem Samen ziehen, denn man dünn, zu verschiedenen Zeiten, in die Rabatten der Blumengärten säet. Man hat sie auch vormals zum Einfassen der Rabatten gebraucht, wozu aber alle niedrige jährige Pflanzen sehr unschicklich sind, weil sie der Absicht nicht gemäß sind, welche darin besteht, daß sie verhindern sollen, daß die Erde nicht in die Wege falle, welches aber die Pflanzen niemals hindern können: und ob sie gleich, so lange sie blühen, ein schönes Ansehen geben, so währt dieses doch nur ungefähr 2 oder 3 Wochen, und sie werden nachher sehr unscheinbar. Daher muß man alle diese Sorten von Blumen auf kleine Plätze in die Rabatten der Blumengärten säen, wo sie unter andern Blumen ein gutes Ansehen haben werden; und wenn man sie zu zwey bis drey verschiedenenmalen aussäet, werden immer neue Blumen

auf die alten, bis in den Herbst, folgen. Man hat von dieser Sorte zwey verschiedene Varietäten; eine mit rothen oder bläulichen, und eine andere mit weißen Blumen; die weiße aber ist in den Gärten nicht gemein, sondern man verkauft insgemein den Samen der sechsten Sorte dafür; man kann sie auch schwer unterscheiden. Da diese Pflanzen das Versetzen nicht wohl vertragen, so muß man, wie gesagt, den Samen dünn auf gewisse Flecke säen, und muß die Pflanzen, wenn sie ziemlich erstarkt sind, verdünnern, und etwan nur 6 bis 8 zum blühen beysammen stehen lassen. Werden sie solcher Gestalt behandelt, so werden sie Nebenzweige treiben, und viel stärker blühen, und ihre Schönheit länger behalten, als wenn sie zu dick beysammen stehen. Diese Pflanzen erfordern weiter keine Cultur, als daß man sie vom Unkraute reinige.

4. Wohlriechende krautartige Iberpflanze, mit gleichbreiten, nach oben zu erweiternden, und sägenförmig gezahnten Blättern; wahrer cretischer Senf mit einer rothen und weißen Blüthe, Iberis odorata herbacea, foliis linearibus superne dilatatis serratis *Linn.* Thlaspi umbellatum creticum, flore albo odoro, minus *C. Bauh.* Sie ist jährig und wächst auf den schweitzerischen und allobrogischen Alpen wild, und wird in den Gärten um der Varietät willen gezogen. Sie ist niedriger und hat kleinere Blumen, als die doldenförmige, aber einen angenehmen Geruch. Sie kann übrigens, wie diese, fortgepflanzet, und muß eben so behandelt werden.

5. Iberpflanze mit ausgeschweiften Blättern, und einem krautartigen, nackenden und einfachen Stängel; Felsenkresse, Heidekresse, Sandkresse, Steinkresse; kleines Täschelkraus, mit eingeschnittenen Blättern, Iberis nudicaulis herbacea, foliis sinuatis, caule nudo simplici *Linn.* Iberis foliis pinnatis

natis caule nudo non ramoso *Hall.* Nasturtium petræum *Tabern.* Bursa pastoris minor, foliis incisis *Bauh.* Bursa pastoralis minor *Dod.* Man findet sie in ganz Europa, auf sandigen unfruchtbaren Hügeln, und an andern Orten, und sie kömmt also selten in die Gärten. Die Blätter derselben sind klein, und bis an die Mittelrippe in viele Lappen zerschnitten; sie breiten sich auf der Erde aus, und zwischen ihnen kömmt ein nackender Stiel heraus, welcher 2 bis 3 Z. lang ist, und oben kleine Dolden weißer Blumen hat. Es ist dieses eine jährige Pflanze, deren Same im Herbste an diejenigen Orte gesäet werden muß, wo die Pflanzen bleiben sollen. Sie erfordern keine andere Cultur, als daß man sie fleißig vom Unkraute reinige. Dieses jährige Pflänzchen findet sich öfters zweymal im Jahre, im Frühlinge und auch noch spät im Herbste, und wird von den Schafen begierig aufgesuchet.

6. Bittere krautartige Iberpflanze, deren Blumen an Traubenkämmen stehen, und deren Blätter lanzenförmig, gespitzt und ziemlich gezahnt sind; bitterer doldentragender Feldsenf, Iberis amara herbacea, foliis lanceolatis acutis subdentatis, floribus racemosis *Linn.* Iberis foliis obverse lanceolatis, floribus umbellatis *Guettard.* Iberis foliis dilatatis dentatis, floribus umbellatis *Hall.* Thlaspi umbellatum arvense, iberidis folio *C. Bauh.* Thlaspi umbellatum arvense amarum *J. Bauh.* Thlaspidium folio iberidis *Riv.* Thlaspi amarum *Tabern.* Diese Sorte ist in der Schweitz zu Hause, und hat viel ähnliches mit der dritten, ist aber in der Gestalt der Blätter davon unterschieden. Ihre Wurzel ist jährig. Ihr Stängel ist aufrecht, und treibt nach oben zu Aeste. Die Blätter sind saftig; die Blumen sind weiß, und machen also mit den rothen eine schöne Abwechselung.

7. Iberpflanze mit eyrunden Blättern, wovon die an dem Stängel glatt und saftig sind, und den Stängel umfassen, Iberis rotundifolia herbacea, foliis ovatis: caulinis amplexicaulibus laevibus succosis *Linn.* Iberis rotundifolia, foliis subrotundis crenatis *Royen.* Thlaspi alpinum, folio rotundiore carnoso, flore purpurascente *Tourn.* Sie wächst auf den Alpen wild. Ihre Wurzel ist bleibend, und lauft tief in die Erde. Ihre Blätter sind glatt und weich; diejenigen, welche unmittelbar aus der Wurzel kommen, sind oval, fleischicht, am Rande gekerbt, und sitzen auf eigenen Stielen. Der Stängel wird 4 bis 5 Z. hoch, und ist mit kleinen länglichen Blättern besetzt, welche die Stängel mit ihrer Basis halb umfassen. Die Blumen stehen am Ende des Stängels in einer runden, enge beysammen stehenden Dolde; sie haben eine purpurrothe Farbe, gleichen den Blumen der Wiesenkresse, und kommen im Junius zum Vorschein: es folgt aber bey uns selten ein Same auf dieselben. Man kann diese Sorte aus dem Samen ziehen, den man im Herbste auf eine schattige Rabatte säet. Wann die Pflanzen stark genug geworden sind, daß sie zum Versetzen taugen, müssen sie wieder in eine schattige Rabatte, wo sie bleiben sollen, gesetzet, und fleißig vom Unkraute gereiniget werden.

8. Staudenartige Iberpflanze mit schmalen spitzigen Blättern und halbkugelrunden Blumenbüscheln; Iberis linifolia frutescens, foliis linearibus acutis, corymbis hemisphæricis *Linn.* Thlaspi lusitanicum umbellatum, gramineo folio, purpurascente flore *Tourn.* Diese Sorte wächst in Spanien und Portugal wild. Sie hat eine große Aehnlichkeit mit der zweyten, die Stängel aber breiten sich nicht so weit aus. Sie wachsen gerade, werden ungefähr 7 bis 8 Z. hoch, sind holzig und bleibend. Die Blätter sind sehr schmal, und werden selten über 1 Z. lang, ste-

stehen dünn an den Stängeln, und haben keine Stiele. Die Blumen wachsen in halbrunden Dolden oben an dem Gipfel des Stängels, und sind purpurroth. Sie blühet im May und Jun., bringt aber hier selten guten Samen. Man kann diese Sorte aus den abgeschnittenen Zweiglein ziehen, die man eben so behandeln muß, wie bey der ersten Sorte angezeigt worden ist. Einige von den Pflanzen kann man in eine warme Rabatte in einen trocknen Boden setzen, wo sie die Kälte unserer gewöhnlichen Winter sehr wohl vertragen können. Man wird aber wohl thun, wenn man 2 bis 3 Pflanzen in Töpfen hält, die man im Winter unter einen Glastrog setzen kann, um die Sorte zu erhalten, im Fall diejenigen, welche in der freyen Luft stehen, von der strengen Kälte zu Grunde gerichtet würden.

9. Stein-Iberpflanze, mit einen lanzettförmigen, gleichbreiten, fleischigen, spitzigen, glatträndigen und mit Haaren eingefaßten Blättern, Iberis saxatilis suffrutescens, foliis lanceolato linearibus carnosis acutis integerrimis ciliatis *Linn.* Thlaspi saxatile, vermiculato folio *Bauh.* Lithonthlaspi tertium fruticosius, vermiculato acuto folio *Column.* wächst in Italien und dem mittägigen Frankreich, an trocknen sandigen Orten, wild.

10. Staudige Iberpflanze, deren Blätter an ihrer Spitze gezahnt sind, Iberis gibraltarica frutescens, foliis apice dentatis *Linn.* wächst bey Gibraltar wild, und hat dicke, große Blätter.

11. Arabische krautartige Iberpflanze, deren Schötchen an ihrer Grundfläche und Spitze in zwo Lappen getheilt, und deren Blätter eyrund und glatt sind, und einen glatten Rand, aber keine Adern haben, Iberis arabica herbacea, foliis ovatis glabris aveniis integerrimis, siliculis basi apiceque bilobis *L.* kömmt aus Arabien und Cappadocien. Ihre Wurzel ist jährig; ihr Stängel ist niedrig, und ihre Blumen sind purpurroth.

12. Gefiederte krautartige Iberpflanze, mit gleichbreiten und in Querstücke zertheilten Blättern, Iberis pinnata herbacea, foliis linearibus pinnatifidis *L.* wächst in den mittägigen Europa an den Küsten wild. Ihre Blumen und Schoten formiren flache Sträuße.

Ilex, s. Steinbock.

Ilibiraba, heißt in Brasilien ein Baum, welcher rosenförmige Blüthen, und Früchte von der Größe der Kirschen trägt, worin verschiedene Kerne sitzen, die man mit dem süßen, und etwas harzig und scharf schmeckenden Fleische der Frucht ißt. Man gebraucht in Brasilien die Blätter und Blumen, mit Camara (eine Art Lantana) vermischt, zum Fußwasser bey Kopfschmerzen, die Blumen allein aber zur Zubereitung eines Augenwassers.

Ilipitanga, heißt beym Marcgrave und Piso der brasilianische Kirschbaum, welcher die rothe Plinie ist, Plinia rubra *Linn.*; s. Plinie.

Ibis, ägyptischer Kropfvogel, ehemals der Nilreiher genannt, ein großer ägyptischer Vogel, welchen viele Schriftsteller mit dem Storche verwechselt, und ägyptischen Storch genannt haben. Aber der Ibis ist kleiner als der Storch, und hat, nach Proportion, einen längern Hals und längere Beine. Man findet sie weiß und auch schwarz, und Aegypten nebst der afrikanischen Küste ist ihr vornehmster Aufenthalt; doch hat man auch einen lange Jahre zu Versailles gehalten, davon Perrault nachher die anatomische Beschreibung in den Schriften der pariser Academie der Wissensch. geliefert hat, der weiße Vogel wird vom Ritter Linné zum Geschlechte des Brachvogels oder Nimmersatt (Tantalus) gerechnet, und unter Benennung Tantalus Ibis, also bezeichnet: facie rubra, rostro luteo, pedibus gryseis, remigibus nigris, corpore rufescenti-albido. In der 10ten Ausgabe des

lin-

linnäischen Systems heißt er noch Ardea capite laevi corpore albido, rostro flavescente apice pedibusque nigris; beym Hasselquist Ardea Ibis tota alba, pedibus atris unguibus arcuatis maximis; beym Dodart und Brisson Ibis candida. Fr. l'Ibis blanc. Die Farbe seines Gefieders über den ganzen Körper ist ein schmutziges Weiß, welches einigermaßen in das Röthliche spielt; die großen Flügelfedern aber sind schwarz. Der Kopf ist rings herum von Federn entblößt, aber mit einer rothen runzeligen Haut bekleidet. Der glatte Schnabel ist an seiner Wurzel dick und fahlgelb, vorn aber aurorfarbig und abgestumpft; übrigens seiner ganzen Länge nach, etwas unterwärts gekrümmt; die Spitze des Schnabels schließt sich vorn nicht, indem dieser Vogel die Schlangen und Eidechsen, die seine gewöhnliche Nahrung sind, nicht mit der Spitze, sondern mit der Seitenschärfe des Schnabels wie mit einem Scheermesser entzwey schneidet. Die Beine sind unten roth und schuppig; die Klauen schmal, spitzig und schwärzlich. Er klappert mit seinem Schnabel, beynahe wie die Störche. Sein Fleisch ist röthlich, wie am Lachs, und soll, wenn gleich der Vogel schon lange Zeit todt ist, weit später, als das Fleisch anderer Vögel, der Fäulniß unterworfen seyn. Dieser Vogel ist für Aegypten äußerst nützlich, weil er, nach der Zurücktretung des ausgetretenen Niles, die Felder von den in ungeheurer Menge zurück gebliebenen Schlangen, Fröschen, Eidechsen, Fischen u. s. w. befreyet. Die alten Aegypter beteten ihn als eine Gottheit an, und balsamirten ihn nach seinem Tode, weil sie ehemals dadurch, vermittelst der Isis, von einer fürchterlichen Menge geflügelter Schlangen, welche der Wind aus Lybien nach Aegypten getrieben haben soll, waren befreyet worden. Es stand daher das Leben darauf, wenn Jemand einen Ibis tödtete. Und weil

man

man glaubte, daß dieser Vogel auch aus keinem giftigen oder unreinen Wasser saufe, reinigten sich auch die ägyptischen Priester nur mit demjenigen, aus welchem sie einen Ibis trinken gesehen hatten. Ueberhaupt hat dieser Vogel gegen alle Schlangen, welche dem Menschen oder den Früchten einigen Schaden zufügen, einen sehr großen Haß, und verzehrt sie nicht nur lebendig, sondern auch, wenn sie schon todt und stinkend sind, und eben dadurch wendet er die Pest von Aegypten ab. (*) Man erzählt von ihm, daß er, wenn er Verstopfung hat, mit seinem Schnabel sich das Wasser in den After sprütze; daher einige diesem Vogel die Ehre anthun, ihn für den Erfinder der Klystiere auszugeben. (**) So will man auch, daß man von seiner Gestalt die meisten Buchstaben, von seinen mannichfaltigen Stellungen und Wirkungen aber die Geometrie erfunden habe. Daß er seine Eyer durch den Schnabel lege, und nur allein in Aegypten leben könne, und anderes Wunderbares mehr, was die Alten von diesem Vogel behauptet haben, hat Gesner bey seinem Ibis zusammen getragen.

Bey der Versammlung der königl. Acad. d. Wiss. zu Berlin, am 28. Oct. 1773, zeigt Hr. Prof. Sulzer den gegenwärtigen Mitgliedern einen Vogel aus dem Geschlechte der Störche, welcher nach Hasselquist's Beschreibung, in seiner ägyptischen Reise der wahre Ibis der Neuern zu seyn schien. Er war von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze der Klauen 4 Fuß lang, und von der Erde nur 1 Fuß hoch, hatte ganz weiße Federn, und, bis an die schwarze Spitze, durchaus einen gelben Schnabel. Seine Zehen und Klauen sind ebenfalls schwarz. Er war von dem

(*) Avertunt pestem ab Aegypto, cum volucres angues ex vastitate Libyæ vento africo invectas interficiunt atque consumunt; ex quo fit, ut ille nec morte vivae noceant, nec odore mortuæ. *Cicero de nat. deor.* L. I. §. 36.

(**) *Plin. hist. nat.* Lib. 8, c. 27.

dem oranienburger Jäger Weinreich, an einem See, nicht weit von einem Trupp gemeiner Reiher, welche ihn verfolgten, geschossen worden, und ist jezt in dem academischen Cabinete zu sehen.

Gazette litter. de Berl. 1773, S. 355.

Berlin. Sammlungen, 6 B. 3 St. S. 269, f.

Nach dem Plinius, Belon, und Ray, giebt es auch einen schwarzen Ibis, welcher aber weit seltener, als der weiße, ist. Die Aegypter sollen ihn Jeheras nennen. Klein nennt ihn Numenius holofericus, den Seidenbracher, wegen des Seidenglanzes seiner schwarzen Farbe. Schenkel und Füße sind braunroth, und die Zehen schwarz.

Ibisch, Ibischpappel, Ibischwurz *Ibiscus*; siehe *Althæa*, im I Th. S. 589.

Icaco. Unter diesem Namen hat Plümier ein eigenes amerikanisches Pflanzgeschlecht beschrieben, welches Marcgrav Guaiera, Linné Chrysobalanus, und Dietrich Cacaopflaume, Andere Cocoapflaume, Coccopflaume, die schwarze Pflaume, oder amerikanische Pflaume, genannt haben, und welches mit unsern Pflaumen und Aprikosen viele Aehnlichkeit, und einen glockenförmigen, fünffach getheilten Kelch, fünf längliche, ausgebreitete Blumenblätter, 10 Staubfäden und einen dreyfachen kurzen Griffel mit stumpfen Staubwegen hat, und eine große, eiförmige, saftige Frucht trägt, deren Nuß mit fünf Furchen durchzogen ist, und sich mit fünf Klappen öffnet. Engl. Cocoa plum. Maiden plum.

Die Sorten sind:

1. Gewöhnliche Cacaopflaume, Chrysobalanus Icaco *Linn.* Chrysobalanus frutex, Cotini fere folio in summitate deliquium patiente, fructu ouali cæruleo osſiculum angulosum continente *Catesb.* Chrysobalanus fruticosus, foliis orbiculatis alternis, floribus laxe racemosis *Brown.* Chrysobalanus Icaco, foliis ouatis emarginatis, floribus racemosis, caule fruticoso

Miller. Diese Sorte wächst in Süd-Amerika und Westindien, insonderheit aber nahe an dem Meere, auf der Bay von Honduras, und den bahamischen und caraibischen Inseln, wild. Sie machte einen staudenartigen, von 3 bis höchstens 10 Schuh hohen Stängel, welcher verschiedene Seitenzweige treibt, die mit einer dunkelbraunen, weißgefleckten Rinde bedeckt sind. Die Zweige sind mit wechselsweise stehenden, kurzstieligen Blättern besetzt, welche ungefähr 2 Z. lang, ziemlich rund, stumpf, ungekerbt, glatt und glänzend, und von einer dicken lederartigen Substanz sind. Aus den Flügeln der Blätter, ingleichem aus der Abtheilung der Zweige, kommen die Blumen heraus, welche lockern Büscheln wachsen, klein, weißlich und ohne Geruch sind, und viele Staubfäden haben, die mit den Blumenblättern zusammen hangen, und sich mit gelben Kölbchen endigen. Auf die Blüthen folgen eyrunde Früchte oder Pflaumen, welche ungefähr 1 Z. oder etwas darüber, dick, zuweilen ganz glatt, zuweilen aber der Länge nach mit 5 bis 7 Furchen gestreift sind. Die Farbe ihrer Haut ist, nach Beschaffenheit des Bodens, bald hellroth, bald dunkelroth oder schwarz, bald blau, bald gelb, bald weißlich, bald aus allen diesen Farben gemischt. Das unter dieser Haut befindliche wenige Fleisch ist weiß, und hat die Consistenz eines gekochten Apfels, und einen zugleich etwas zusammenziehenden, nicht unangenehmen Geschmack. Der Stein dieser Früchte ist von verschiedener Figur, allemal aber oval zugespitzt, runzelig, und zuweilen mit 5 bis 7 Ecken versehen; er enthält einen hohlen, süßen, eßbaren Kern von gleicher Gestalt. Man genießt die Früchte entweder roh, oder mit Essig eingelegt. Die Spanier auf der Insel Cuba machen eine Conserve daraus.

2. Purpurrothe Cacaopflaume, Icaco fructu purpureo *Plum.* Chrysobalanus purpurea, foliis de-

compositis, foliis ouatis integerrimis *Mill.* Die Blätter stehen einander gegen über, und bestehen aus 6 bis 7 gefiederter Lappen.

Da diese Bäume in den warmen Gegenden von Amerika einheimisch sind, so kommen sie in unsern kältern Gegenden nicht fort, wenn sie nicht in einem warmen Glashause gehalten werden. Man kann sie aus dem Samen ziehen, den man aus ihrem Vaterlande verschreiben muß. Dieselben säet man im Frühlinge in kleine, mit leichter sandiger Erde angefüllte Töpfe, welche man in ein Lohbeet gräbt, und öfters, aber nicht zu viel auf einmal, begießt. In 6 Wochen werden die Pflanzen aufgehen; und 4 Wochen hernach muß man sie, sorgfältig von einander abgesondert einzeln in besondere, mit leichter Gartenerde angefüllte Töpfe setzen, wieder in ein Lohbeet graben, und so lange im Schatten erhalten, bis sie aufs neue eingewurzelt sind, bey warmen Wetter mit Luft erfrischen, und sie im Sommer öfters, aber sparsam, begießen. Im Herbste muß man die Pflanzen in das Glashaus bringen, und in das Lohbeet eingraben. Im Winter darf man sie nicht viel begießen, weil sonst ihre Blätter abfallen würden.

Jcan, eine Wurzel; s. Ikan.

Ich, das persönliche Fürwort der ersten Person.

In Briefen hat man es lange für eine Art von Ehrerbietung gehalten, das Fürwort ich, so viel als möglich ist, zu verschweigen. Nachdem Ew. — Hrn. Bruder gestern gesehen, habe von demselben vernommen u. s. f. Der gute Geschmack hat diese gezwungene Höflichkeit größten Theils wieder verdränget! allein gegen einen Höhern, von dessen Geschmack man noch nicht überzeuget ist, muß sich derselbe immer noch oft genugsam unterwerfen.

Im Oberdeutschen von dem 7ten Jahrh. an ih, in den gemeinen Mundarten nur i und ei, Angels. ik, im Dän. jeg, im Schwed. jak, im Isländ. eg, bey dem Ulphilas ik, bey dem krimmischen

Tatarn ich, bey den Griechen εγω, im Böotischen ιωγα, ιαγε, im Lat. ego, im Ital. io, im Franz. je, im Engl. I, im Span. yo, bey den Sclavoniern ja, ga, bey den krainerischen Wenden jest, im Lettischen es, selbst bey den Hebräern, wenigstens als ein Suffixum der Zeitwörter, ». Man wird sich um diese allgemeine Uebereinstimmung fast aller bekannten Sprachen, welche selbst in der Deklination dieses Fürwortes sichtbar ist, nicht verwundern, wenn man erwäget, daß die Natur uns lehret, durch die mit dem ich verbundene Einziehung des Athems, sein eigenes Individuum zu bezeichnen.

Da nun dieses ich der natürliche Ausdruck seines eigenen Individui ist, so legt sich die ganze Vorstellung, welche ein jeder von seiner Person hat, durch den Ton an den Tag, mit welchem er das ich ausspricht, und man wird schon durch dessen Hülfe sehr tiefe Blicke in das Herz eines jeden thun können.

Wenn ich hier eine Verschiedenheit des Tones der Aussprache des Wortes Ich behaupte, so verstehe ich unter dem verschiedenen Tone, nicht den besondern Accent, welcher in einer Rede oder auch im Gespräche auf das Ich geleget wird, um den Gegensatz gegen eine oder mehr andere Personen, oder auch sonst eine Nüance der Rede auszudrucken; sondern ich verstehe hier darunter den Ton, mit welchem alle Menschen, nach ihrem verschiedenen Charakter, auch nicht selten nach ihrem verschiedenen Stande, Vermögen und Ansehen, das Ich verschieden aussprechen. Jener Ton gehört zur Declamation im Reden; dieser aber, von dem ich hier rede, zu der Characteristik der Menschen.

Es ist sehr schwer, von bloßen Tönen so zu schreiben, daß man sich verständlich macht. Ich werde also nur die am stärksten von einander abstechenden Beyspiele von Tönen, womit das Ich so verschieden ausgesprochen wird, hier anführen können, um meine Leser in den Stand zu setzen, diese Beobachtungen, wenn sie Lust dazu haben, in feineren Nüancen selbst anzustellen.

Dem aufmerksamen Beobachter entdeckt sich der Character der Menschen eben sowohl in dem Tone der Sprache, als in den Minen. Das Wort Ich ist unstreitig einem jeden das interessanteste unter allen Wörtern. Der bloße Ton der Aussprache dieses Wortes, allein genommen, giebt schon einen nicht ganz unsichern Maßstab ab, wie groß die Begriffe seyn, die ein jeder von sich selbst hat, und wie groß

das

das Zutrauen sey, welches er auf seine Kräfte, seine Fähigkeiten, seinen Stand, sein Vermögen, auch auf seine Verwandschaften, setze; hinzugefügt aber zu andern Umständen, aus denen man von dem Aeusserlichen eines Menschen auf seinen Character schließen kann, keine geringe Vermehrung der Größe der Wahrscheinlichkeit mache. Wie weit ist das Ich eines aufgeblasenen jungen Magisters, von dem Ich eines wahrhaftig großen Gelehrten, welcher so viel gelernt hat, daß er in jeder Wissenschaft sieht, wie viel wir Menschen nicht wissen, selbst im Tone unterschieden! Das Ich eines honigsüßen jungen Herren, von dem Ich eines alten grämlichen Geizhalses; das Ich einer Bethschwester, von dem Ich einer Coquette; das Ich des Windbeutels, von dem Ich des bescheidenen Mannes; das Ich des muthigen, heitern Menschenfreundes, von dem Ich des kleinen hinterlistigen, der nur immer auf seinen Vortheil sieht; das Ich des Beherzten und des Furchtsamen, des Stolzen und des Demüthigen, des Wollüstlinges und des Stoikers — Welch eine große Verschiedenheit in der Aussprache aller dieser Ich! In dem Ich des jungen Herren, etwas anschmiegendes, süßes, gezogenes; in dem Ich des grämlichen Geizigen etwas knurrendes, welches mit dem Knurren eines am Knochen nagenden Hundes nicht wenig Aehnlichkeit hat. Das Heulende, dem Tone einer Nachteule gleichende in dem Ich der Bethschwester: das schreyende, hoch und dennoch stumpf tönende in dem Ich des Windbeutels; das tiefe sich immer gleiche Ich des bescheidenen Mannes; das fast unhörbare ganz an das folgende Wort hinan gezogene, und dennoch mit einem Stammeln hervorgebrachte Ich des Furchtsamen; der scharfe Ton in dem Ich des Beherzten, der scharfe, aber weit tiefere Ton, und die kleine Pause, welche der Stolze nach der Aussprache eines so hochachtungswürdigen Wortes, um den ganzen Werth der großen Idee fühlen zu können, macht; alles dieses, (nur das Ich der Coquette ausgenommen, als welches, wegen seiner großen Veränderlichkeit, besonders studiret werden muß,) fällt so sehr in das Ohr, und kann von Jedem so leicht bemerket werden, daß ich eine sehr überflüssige Arbeit thun würde, wenn ich mich bey der Beschreibung dieser Töne länger aufhalten wollte.

Bey denjenigen, welche schwach genug dazu sind, ihren Character von äussern Umständen, z. B. von ihrem Stande, von ihrem Vermögen, von ihrer Schönheit, und oft von noch größern Kleinigkeiten, einrichten zu lassen, hat auch alles dieses einen großen Einfluß auf den Ton der Aussprache des Ich, und macht es sehr veränderlich. Wie sehr ist der Ton der Aussprache des Ich eines Edelmannes, von dem Ich des Bauern; das Ich des Postmeisters, von dem Ich des Postillions; das Ich des Kirchenrathes, von dem Ich des demüthigen Candidaten; wie sehr sind überhaupt alle die Ich der verschiedenen Stände, bey allen denen Leuten, welche, erwähntermaßen, keinen Character und kein Herz, welches über ihren Stand erhaben ist, besitzen, von einander unterschieden! Dieser Unterschied ist vorzüglich alsdann leicht zu bemerken, wenn diese Personen mit einander in Gesellschaft sind, und sich mit einander unterreden. Wenn das geendigt ist, so nimmt jeder gemeiniglich den Ton des Ich, welcher ihm eigenthümlich ist, wieder an, und die Veränderung wird oft so groß daß sie gerade das Gegentheil von dem vorigen ausmacht.

Diese Verschiedenheit des Tones in der Aussprache des Wortes Ich, erstreckt sich, im Ganzen genommen, so gar auf verschiedene Länder und Städte. Das Ich in den demokratischen Cantons der Schweiz, klingt anders, als das Ich in den aristokratischen; das Ich des Spaniers anders, als das Ich des Holländers; das Ich des Franzosen macht einen ganz andern Ton als das Ich des Engländers. Das Ich des Deutschen — Doch das ist so verschieden, als die Character der verschiedenen Bewohner seiner Kreise sind. Das Ich des Brandenburgers, ist von dem Ich des Sachsen sehr verschieden. Mit den großen Städten ist es eben so. In einigen, wo die Menschen zur Verschönerung der natürlichen Ordnung, und um sich desto mehr von den Wilden zu unterscheiden, in Classen vertheilt sind, hat so gar jede Classe ein eigenes Ich, und ist sehr eifersüchtig darauf, daß ja keine andere Classe den ihr gehörigen Ton des Ich annehmen möge. Das Ich einiger Städte ist den Fremden verhaßt; das Ich anderer gefällt ihnen.

Noch eine Art von Leuten muß ich anführen, die einen sehr veränderlichen Ton des Ich haben, die bey dem besten

Cha-

Character oft den häßlichen Ton des Ich annehmen; deren Ich gemeiniglich vor der Mahlzeit ganz anders klingt, als nachher; die oft in einer Woche, alle Verschiedenheiten der Töne, womit das Ich nur immer ausgesprochen werden kann, durchgehen, und doch im Grunde, so bald es auf die Tugend und Rechtschaffenheit ankömmt, einen sehr gleichen und beständigen Character haben können. Das sind die Hypochondristen, bey denen der Ton des Ich, mehr von ihrem Magen, als von allen andern Umständen, herrührt. Gemeiniglich haben sie den Ton des bescheidenen Ich; oft den furchtsamen, vornämlich im Winter bey schlechtem und feuchtem Wetter; zuweilen bey recht heitern Tagen auch wohl den beherzten Ton.

Diejenigen, die es in der Kunst, sich zu verstellen, sehr weit gebracht haben, und Geberden annehmen können, welche sich zu dem, was sie sagen, gar nicht passen, bringen das Ich in so verschiedenen und mannigfaltigen Tönen hervor, daß man daraus auf ihren wahren Character im geringsten nicht schließen kann. Es ist ihnen aber dem ungeachtet beyzukommen. Man darf nur auf den Ton des folgenden Wortes Achtung geben. Gemeiniglich legen sie das, was sie dem Ich genommen hatten, darauf. Ein Mensch, der sehr von seinen werthen Selbst eingenommen ist, und einen Hang zur Prahlerey hat, wird in einer Gesellschaft, wo er beydes nicht zeigen darf so bald er von sich, oder von dem, was er gethan hat, spricht, zwar das Ich nicht in dem eigentlichen Tone der Prahlerey hervor bringen; das folgende Wort aber wird sicher den Accent haben, welcher eigentlich auf dem Ich hätte liegen sollen. Vorzüglich bey den Ausdrücken: ich drohte ihm; ich befahl ihm; ich überzeugte ihn u. s. w.

Die Physiognomie scheint jetzt wieder Mode zu werden. Sollte es nicht eine beträchtliche Verbesserung derselben seyn, wenn man ihr auch ein Tonognomie hinzu fügte?

91 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1769.

Ichien, Ichin, Inck, oder Tattamy, heißt in Japan ein gewisses Längenmaß, womit die daselbst fabricirten seidenen und andere Zeuge gemessen werden. Dieses Maß ist auf allen Inseln, aus welchen dieses Reich besteht, von gleicher Größe. Jeder Kaufmann hat nicht nur dergleichen Ichins, nach welchen er

die Waaren abmißt und verkauft, in seinem Laden, sondern man sieht auch fast an jeder Straßen-Ecke öffentliche Ichins hängen, wo der Käufer hingehen kann, um zu sehen, ob man ihm ein falsches Ellenmaß gegeben habe, oder nicht. Eine solche Elle ist ungefähr 6 Fuß lang, in 6 Theile und jeder Theil wieder in 10 andere, eingetheilt, daß also der ganze Ichin 60 Eintheilungen hat, und beynahe 3 holländ. Ellen macht.

Ichnevmon. Diese griechische Benennung, welche wörtlich: der Nachspurer oder Aufsucher, Investigator, heißt, (von ἰχνεύειν, nachspüren,) wird von den Zoologen einer Art vierfüßiger Thiere und einem Insectengeschlechte, beygeleget.

1. Unter den vierfüßigen Thieren, heißt Ichnevmon die so genannte Pharaonisratze, Pharaonismaus, ägyptische Ratze, Schweinratze (wegen der spitzigen Schnauze, indianische Maus, Mausehund der Holländer, Fr. Rat de Pharaon, welches Thier von Klein und einigen andern Naturforschern unter die Wieseln gerechnet, und die ägyptische Wiesel, oder das ägyptische Spurwieselchen genannt, weil man es sehr häufig in Aegypten antrifft, wiewohl es auch in Indien und den ganzen südlichen Asien, wie auch in Afrika bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, keine Seltenheit ist,) von Andern aber zum Geschlechte des Frettchens oder der Frettwiesel (Viverra) gerechnet, und vom Ritter Linné, unter dem Namen Viverna Ichnevmon, also bezeichnet wird: cauda e basi incrassata sensim attenuata, pollicibus remotiusculis; Ichnevmon, Mus Pharaonis *Arist. Plin. Aelian. Oppian. Belon. Gesn. Aldrov Jonst. Charlet.* Mus indicus & Lutra Aegypti *Jonst. Charlet.* Meles digitis mediis longioribus, lateralibus æqualibus, vnguibus subuniformibus *Hasselq.* l'Ichnevmon ou la Mangouste *Briss.* Ichnevmon, Mus Pharaonis vulgo, pilis ex albido & nigricante

cante variegatis vestita *Ejusd.* la Mangouste *de Buffon & Bomare.* Mustela ægyptiaca, Mus Ægypti, Damulo, Donola, Lutra Ægypti *Klein.* Mustela glauca *Rumph.* Serpenticida s. Muncos *Alpin.* Mustela s. Viverra Indis Mangutia *Garc.* Ichnevmon indicus s. orientalis; the indian ichnevmon; l'Ichnevmon des Indes *Sebae.* Dieses Thier ist ungefähr so groß wie der Buchmarder, dem es auch in der Bildung sehr nahe kömmt; denn es hat einen kleinen Kopf, eine spitzige Schnautze, kurze und runde Ohren, einen kurzen Hals, welcher mit dem Kopfe beynahe von einerley Dicke ist, einen länglichen Leib, kurze Füße und einen langen Schwanz, welcher aber nicht so haarig ist, wie bey dem Buchmarder. Zwischen den längern steifen Haaren, welche theils schwärzlich oder aschgrau, theils weißlich oder gelblich sind, findet man noch auf dem ganzen Körper ein kürzeres wollichtes Haar, welches eine röthliche Farbe hat. Bey dem Männchen sowohl, als auch bey dem Weibchen, bemerkt man nahe bey dem After eine besondere Oeffnung, welche mit den zwey gewöhnlichen Gängen der Natur nichts gemeinschaftliches hat, und eine Art von Beutel, worin eine stark riechende Feuchtigkeit enthalten ist. Man sagt, daß der Ichnevmon, wenn es sehr heiß ist, diesen Beutel öffne, um sich abzukühlen.

Der Ichnevmon hält sich sehr gern an den Ufern des Wassers auf. Er begiebt sich bey großen Ueberschwemmungen in hoch gelegene Gegenden, und nähert sich oft bewohnten Gegenden, um seinen Raub aufzusuchen. Er schleicht sich ganz stille fort, und läßt sich im Nothfalle keinen Umweg verdrießen. Zuweilen trägt er den Kopf in die Höhe, zieht den Leib kurz zusammen, und erhebt sich, so hoch er kann, auf seine Beine. Zuweilen scheint er zu kriechen, und sich, wie eine Schlange, auszudehnen. Oft setzt er sich auf

seine Hinterpfoten; noch öfters schießt er, wie ein Pfeil, auf seine Beute los.

Diese Thiere halten sich vornämlich in großer Menge an dem Ufer des Niles und anderer Flüsse auf, wo sie den Schlangen, Eidechsen, Fröschen, Schnecken Insecten, Ratzen, Mäusen, Vögeln, Wiesen, und andern Thieren nachstellen; denn sie fressen ohne Unterschied alles Fleisch von lebendigen Thieren. Wegen ihrer sehr kurzen Schnautze und ihres engen Maules wird es ihnen zwar unmöglich, große Sachen zu fassen, und mit ihren Zähnen darauf einzubeissen; sie wissen sich aber für den Mangel der Waffen und Stärke durch Behendigkeit und Muth schadlos zu halten. Eine Katze, welche weit größer und stärker, als der Ichnevmon selbst ist, erwürgt er ohne viele Umstände. Die größten Hunde fällt er an, und macht sie entweder zu einem Angriff schüchtern, oder zur Gegenwehr unfähig. Er fürchtet sich weder vor einem erboßten Hunde, oder einer heimtückischen Katze, noch vor dem Bisse einer Schlange, sondern verfolgt sie alle mit einer wahren Blutbegierde, bis er sie fassen und tödten kann. Er frißt so gar die allergiftigste Schlange, die Brillenschlange, ohne Schaden; denn er kennt ein allgemeines Gegengift. So bald er die Wirkung irgend eines Giftes fühlt, eilt er sogleich, sein Rettungsmittel, besonders aber eine gewisse Wurzel, welche die Indianer Chiri (*) nennen, und welcher sie die Eigenschaft eines der sichersten und kräftigsten Gegenmittel wider den Biß der Schlangen und Ottern zuschreiben, aufzusuchen. Man will so gar bemerkt haben, daß er die erwähnte Wurzel zu vergraben pflege, um sich entweder dadurch wider alles Gift vorher in Sicherheit zu setzen, oder sich dadurch zu

(*) Kämpfer giebt hiervon in seinen Amoenitat. exot. S. 574 und Hr. v. Büffon im XI Th. seiner Hist. nat. à Par. 1769, 8. S. 135, in der Anm. c), ausführliche Nachricht.

zu heilen. Die Krokodilleneyer sind für ihn ein eben so leckeres Essen, als die Hühner- und Vogeleyer. Er tödtet und verzehrt so gar die jungen Krokodille, ob diese gleich, wenn sie aus dem Eye gekrochen sind, gar bald eine merkliche Stärke besitzen. Daß er aber, wie man erzählt hat, dem Krokodille, wenn dieser mit offnem Maule schläft, in den Rachen springe, ihm die Leber, und anderes Eingeweide zerfresse, und sich alsdann durch den Bauch dieses Thieres seinen Weg durchnage, dieser Umstand ist von den neuern Naturforschern, welche in Aegypten gewesen sind, für ganz falsch befunden worden.

Die Naturkundigen haben zwar in der Meinung gestanden, daß es mehrere Arten solcher Ichnevmons oder Pharaonisratzen gebe, weil man bald größere, bald kleinere, bald verschieden gezeichnete einzelne Thiere dieser Art gesehen hat. Wenn man aber erwäget, daß viele in Häusern aufgezogen worden sind, und, wie andere zahme Hausthiere, mancherley Abänderungen erlitten haben, so wird man gar leicht begreifen, daß hier die Verschiedenheit sowohl der Farbe, als der Größe, weiter nichts, als Abänderungen, ankündigen, aber keine besondere Gattungen vorstellen können; um so viel weniger, da Hr. Graf v. Büffon selbst, an zwey lebendigen, und vielen andern ausgestopften ägyptischen Ratzen, die zwischen ihrer Größe und ihren Farben vorfallenden Mittelarten gesehen, und bemerkt hat, daß keine von der andern durch ein deutliches und beständiges Merkmal unterschieden war. Es hat bloß das Ansehen, als ob die Pharaonis-Ratzen in Aegypten, wo sie gleichsam unter die Hausthiere gehören, etwas größer, als in Indien, wären, weil sie hier nie die Freyheit verlieren, oder zahme gemacht werden.

Seba beschreibt im 1 B. seines Thesaur. S. 66, Tab. 41, einen kleinen Ichnevmon, den er selbst le-

ben-

bendig beseſſen, und von Ceylon erhalten hatte, als ein sehr unreinliches Thier, welches auf keine Weise zu bändigen oder zahm zu machen war. Dagegen hielt sich der Präsid. v. Robien in Frankreich ein solches kleines Thier, welches mit seinem Herren so vertraut lebte, daß dieser, aus wahrer Zuneigung, es beständig in seinem Hute bey sich trug, und sowohl die Artigkeit als auch Reinlichkeit seines Thierchens rühmte.

Die Stimme des Thieres ist schwach und sanft, gleich einem Gemurmel. Nur alsdann läßt es ein durchdringend helles Geschrey hören, wenn man es schlägt oder böse macht. Uebrigens erweisen die Aegypter ihrem Ichnevmon alle Merkmale der Verehrung; und er verdiente noch jetzt, häufiger gezogen und besser geschonet zu werden, indem er, gedachter Maßen, eine große Menge schädlicher Thiere, besonders die Krokodille, vertilget, und ihre Eyer so gar unter dem Sande zu finden weiß. Die Krokodille pflegen eine solche Menge Eyer zu legen, daß man vor ihrer Vermehrung zittern müßte, wenn der Ichnevmon sie nicht schon im Keimen ausrottete: dieser aber nöthigt den Krokodill, um von den 400 Eyern, welche er auf einmal zu legen pflegt, nur einige zu retten, solche, so bald der Nil wieder in seine Ufer getreten ist, auf eine kleine Insel zu tragen.

Der Ichnevmon hat ein schnelles Wachsthum, aber nur ein kurzes Leben. Aristoteles behauptet, die Katzen und Ichnevmons brächten so viele Junge zur Welt, als die Hunde; sie fräßen dieselben oft lebendig auf, und lebten ungefähr 6 Jahre. In gemäßigten Erdstreichen, und noch weniger in unsern kältern, kann der Ichnevmon nicht wohl auferzogen oder lange am Leben erhalten werden, wenn man sich die Erhaltung desselben auch noch so sehr angelegen seyn lieſſe. Der Wind ist ihm gefährlich, und die Kälte tödtlich. Um beyden Uebeln auszuweichen,

und seine Wärme nicht einzubüßen, legt er sich rund zusammen, und verbirgt seinen Kopf zwischen den Schenkeln.

Weil diese Thiere Scheuern und Häuser von Mäusen reinigen, haben sie bey den Aegyptern, wie bey uns die Katzen, einen Rang unter den Hausthieren bekommen, und werden in dieser Absicht zahm gemacht; da sie sich aber in den Häusern nicht vermehren, so bringt das Landvolk die Jungen nach den Städten zum Verkauf.

Das Fleisch dieses Thieres wird, wie Niebuhr (*) versichert, von den Arabern gegessen.

Ausser dieser eigentlich so genannten Pharaonisratze, giebt es noch von dieser Art verschiedene Varietäten; nämlich:

Der sogenannte ceylonische Fuchs, Ichnevmon s. Vulpecula zeylonica *Sebæ*, sonst auch Quil und Quirpele, von den Hollandern aber Kwalje genannt, Fr. Renard de Ceylon, Engl. the Fox of Ceylon. Er ist kein eigentlicher Fuchs, ob er gleich, in Ansehung des Körpers, dem Fuchse gleich kömmt. In dem linnäischen System steht er unter den Frettwieseln, und zwar als eine Unterart von der Pharaonisratze. Klein setzt ihn unter das Wieselgeschlecht, und nennt ihn die ceylonische Wiesel, Mustela ceylonica. Dieses Thier hat auch wirklich einen Kopf wie die Wiesel, große, helle und lebhafte Augen, und kurze runde Ohren. Der untere Kiefer ist viel kürzer als der obere, und beyde sind mit scharfen Zähnen besetzt. Der Hals ist lang, die Füsse aber sind kurz, und mit 5 dicken Nägeln bewaffnet. Der Schwanz ist rauch und dick. Die Haare sind ziemlich lang, röthlich, mit Grau untermengt. In Ansehung der Größe gleicht

(*) Beschreibung von Arabien, S. 167.

gleicht dieses Thier, welches ziemlich wild und unreinlich ist, einer Katze. Es durchwühlet gern die Erde, nagelt alles Holzwerk und weiche Sachen entzwey, klettert auch gern auf die Bäume. Seine Nahrung besteht in Wurzeln, Pflanzen, Spinnen, und andern Insecten und Würmern.

2. Der Mungo, Mungos, oder Schlangentödter, Serpenticida s. Munco, *Rumph.* Mustela glauca *Linn.*; siehe unter Mungos.

3. Einige rechnen auch den Muffer, den Stinkfuchs, oder das Stinkthier in Neuspanien und Surinam, Viverra Mephitis *L.* hieher; siehe Stinkthier.

II. Unter den Insecten, rechnet man zum Ichneumongeschlechte sowohl die so genannten Raupentödter, Mouches-Ichneumones, als auch die Schlupffliegen oder Schlupfwespen, Guêpes-Ichneumones, wovon an seinem Orte gehandelt wird.

Ichnographie, (wörtlich: die Beschreibung der Fußstapfen einer Sache, von ἰχνος, vestigium,) der Grundriß eines Gebäudes; ein Riß, welcher die Eintheilung eines Gebäudes im Grunde desselben nach einem horizontalen Durchschnitt darstellt; Fr. le plan oder plan ichnographique d'un édifice. Siehe Abriß, Plan.

Icho, ein Staudengewächs auf den Gebirgen in Peru, welches dienen soll, das Queckſilber aus seinem Erze zu schmelzen, wozu sonst viel Holz erfordert wurde. Es soll solches ein Hüttenmeister daselbst **Rodrigo de Torres** erfunden haben.

Ichoglan, s. Itschoglan.

Ichthyocolla, Fischleim, Hausenblase; s. Th. XXII, S. 469.

Icicariba, ist beym **Marcgrav** und **Piso** der brasilianische Name des dortigen Elemiharzbaumes; siehe Th. X, S. 705

Jcoglan, s. Itschoglan.

Jconographie, eine Beschreibung der Bilder, die Kenntniß alles dessen, was die Bildhauerkunst und Malerey betrifft; insonderheit die Kenntniß alter Bilder, alter Statüen, und anderer Denkmähler des Alterthumes.

Jconologie, die Erklärung der alten Monumente. Insonderheit heißt in der Malerey und Bildhauerkunst Jconologie ein Unterricht, wie man die Götter und Helden der Fabel, oder die Handlungen und Leidenschaften berühmter Menschen, nebst den Attributen, welche sie characterisiren, gehörig vorstellen soll.

Ictterus, Fr. Ictere; s. Gelbsucht.

Idlis, die Kaninchenwiesel, Mustela Furo *Linn.*; siehe Wiesel.

Idæa, *Vaccinium Vitis Idæa Linn.*; s. Preiselbeere.

Idæa baccа, *Idæus rubus*; s. Himbeere.

Idealische Schönheit, bey den Malern; siehe Schönheit.

Idem; dieses Ausdruckes bedient man sich, um die Person, oder die Sache, die man schon vorher genannt hat, nicht noch einmal nennen zu dürfen; eben derselbe, oder eben dasselbe.

Idemist, Fr. Idémiste, nennt man, im familiären Scherz, eine Person, die in einer Versammlung allemal der Meinung der Andern beypflichtet, es sey nun aus Gemächlichkeit, oder aus Schwäche des Geistes, oder aus Menschenfurcht u. s. w.; ein Jaherr, Jabruder; siehe Th. XXVIII, S. 6.

Ides, s. *Idus*.

Idis, eine Art Glasperlen; siehe unter Perle.

Idiosynkrasie, eigene Beschaffenheit. Man versteht darunter die einem jeden menschlichen und thierischen Körper besonders eigene Beschaffenheit, sowohl in Ansehung der Mischung seiner flüssigen Theile, als auch

auch in der Einrichtung seines Nervensystemes, vermöge welcher mancher Mensch, oder manches Thier, sich gegen gewisse äussere Dinge ganz anders verhält, als andere Menschen oder Thiere zu thun pflegen. Daß z. B. einige Menschen vom Anblick oder von der Gegenwart einer Katze, einer Spinne, einer Maus, oder eines Frosches, ohnmächtig werden, daß Andere einen Abscheu vor Wein, oder vor Käse haben, und daß die Katzen, wenn sie Marum verum riechen, lächerliche Sprünge machen, u. s. w. ist eine Idyosinkrasie.

Iditiot, nennen die Blumisten eine braune Nelkensorte mit milchfarbigen Streifen.

Idria, Ydria, oder Hydria, eine kleine Stadt im östreichischen Friaul, zwischen Krain und der Grafschaft Görz, welche unmittelbar unter der inneröstreichischen Hofkammer zu Grätz steht. Sie liegt in einem tiefen Thale zwischen hohen Bergen und unfruchtbaren Hügeln, an dem Flüßchen Yderscheza oder Idria, enthält ein Schloß, und ungefähr 270 zerstreut liegende Häuser. Was diesen Ort hauptsächlich berühmt macht, ist das herrliche und reiche Queckſilberbergwerk, welches wegen der reichen Ausbeute, die es giebt, eine der ergiebigsten Quellen der Einkünfte der kaiserlichen und königlichen Kammer ist, und wovon ich an seinem Orte ausführlicher handeln werde.

Idus, oder wie einige auch schreiben, *Eidus* (*), war bey den alten Römern der Name, den sie 8 Tagen in jedem Monate beylegten, so, daß sie dieselben rückwärts zählten, und zwar machten sie im März, May, Jul. und October am achten, in den übrigen Monaten

(*) Vom hetrus-ischen Worte iduo, ich theile, weil solcher Tag den Monat gleichsam theilet und macht, daß die nach ihm folgenden Tage ihren Namen von dem folgenden Monate bekommen.

then aber am sechsten Tage des Monates den Anfang damit; d. i. in den gedachten vieren fielen die Idus auf den 15ten, in den andern allen aber auf den 13ten Tag des Monates. Denn den ersten Tag in jedem Monate nannten sie Calendæ; darauf folgten im März, May, Jul. und Oct. sechs, in den übrigen Monaten aber nur 4 Nonæ; auf solche kamen hernach Idus, und sodann die Calendæ des folgenden Monates.

Die Idus kommen 8 Tage nach den Nonis, es mögen nun die Nonæ am 5ten oder 7ten Tage kommen; d. i. die Idus sind allemal entweder der 13te oder der 15te Monatstag; der 13te, wenn die Nonæ der 5te sind, und der 15te, wenn die Nonæ der 7te sind. Nach dem Tage der Nonarum und gleich am folgenden Tage, welches der 6te oder 9te ist, sagt man octavo Idus, oder nono Idus, und so weiter bis zum 12ten und 14ten Tag, welchen man durch pridie Idus bezeichnet. Am 13. oder 15ten Tage der Iduum schreibt man Idibus. Diese Art, die Tage zu rechnen, ist noch jetzt in der römischen Kanzeley und im Kalender des Breviarii gebräuchlich.

Der Tag der Iduum selbst war durchaus dem Jupiter heilig, daher ihm auch an demselben allemal ein Schaf geopfert wurde, und es giengen an demselben andere Solennitäten mehr vor. Denn an den Idibus Januariis war den Tibicinibus erlaubt, Frauenkleider anzuziehen, und so durch die Stadt zu schwärmen. An den Idibus Februariis wurde auf der Insel Tiberina dem Faunus ein feyerliches Opfer gebracht. An den Idibus Martiis stattete man einer gewissen Göttinn, Anna Perenna ihren Dienst ab, wobey man allerley Gaßereyen anstellte, sonderlich aber sich auf grünen Grase an der Tiber belustigte, sich einander fleißig zutrank, und wünschte, ut annare & perennare commode liceret (daß die Göttinn einen Jeden das Jahr glücklich wolle zurück legen lassen.) Seit dem aber Cäsar an diesem Tage war ermordet worden, hielt man ihn für einen unglücklichen Tag. An den Idibus Aprilis feyerte man das Fest der Einweihung des Tempels, welchen Q. Fabius dem Jovi Victori gelobet hatte. An den Idibus Majis feyerten die Kaufleute das Fest des Merkur, und wuschen sich aus

dessen Brunnen vor der Porta Capena; und die vestalischen Jungfern warfen an diesem Tage gewisse gemachte Bilderchen von dem Ponte Sublicio in die Tiber. An dem Idibus Juniis schwärmten die Tibicines abermals in Weibskleidern durch die Stadt, und kamen dabey in dem Tempel der Minerva zusammen. An den Idibus Quinctilibus oder Juliis versammelten sich die römischen Ritter auf dem Campo Martio, zogen zu Pferde, in ihren Trabeis, und mit Oehlzweigkränzen auf den Häuptern, zum Tempel der Ehre, und von da auf das Capitolium, zum Andenken eines erhaltenen wichtigen Sieges über die Völker in dem Latio. Sonst war dieser Tag besonders dem Castor und Pollux gewidmet. An den Idibus Sextilibus oder Augustis feyerte man das Fest der Diana, woran die Frauen mit brennenden Fackeln in den Wald der Diana Aricina gingen, und die Diana verehrten, dergleichen auch die Jäger thaten. Auch schienen zu diesem Tage Herr und Knecht einerley zu seyn, und es war insonderheit für die Sclaven ein Tag der Fröhlichkeit, an dem sie sich lustig machen durften, weil an demselben ehemals Servius Tullius auch nur von einer Sclavin geboren worden war. An den Idibus Septembribus schlug der oberste Prätor den gewöhnlichen Jahrnagel ein, und war der Tempel des Jupiter Capitolinus eingeweihet worden. An den Idibus Octobribus wurde dem Mars auf dem Campo Martio ein Pferd geopfert. An den Idibus Novembribus wurde ein solennes Gastmal dem Jupiter gehalten. An den Idibus Decembribus wurde ein Wettrennen mit den Wägen angestellet, und das Pferd, welches sich am besten gehalten hatte, alsdann dem Mars geopfert.

Sonst mußten an den Idibus auch die geborgten Gelder wieder bezahlet werden, (*) und die Schulknaben ihr Schulgeld an 8 Assibus mit bringen, (**) welches 2 Gr. $3\frac{1}{5}$ Pf. be-

(*) Hæc ubi locutus foenerator Alphius
Jamiam futurus rusticus,
Omnem relegit Idibus pecuniam:
Quærit Kalendis ponere.
HORAT. *Epod.* II.

(*) — — — qui macro pauper agello
Noluit in Flavi ludum me mittere, magni

Quo-

beträgt, und für die großen Römer auf einen ganzen Monat gewiß nicht viel heißen kann; wiewohl doch Einige es nicht für das Schulgeld annehmen wollen, was der Dichter sagt, sondern von einem Exempel, welches ihnen aufgegeben worden, zu Hause nachzurechnen, was von einem Capitale auf so oder so lange Interessen müßte gegeben werden, weil das Schulgeld nicht monatlich, sondern jährlich, abgetragen worden sey.

1. Je! in den gemeinen Mundarten, besonders Niedersachsens, der verkürzte Name Jesus, so fern er in Ausrufungen gebraucht wird. Herr Je! o Je! Die ähnlichen Herr Jemi! Herr Jemini! O Jemini! scheinen ähnliche Verdrehungen dieses Namens zu seyn. Siehe Jemini.

2. Je, das in Niedersachsen und im gem. Leben der Obersachsen veränderte Zwischenwort ey! welches oft auch nur ie und i lautet, und von Einigen auch also geschrieben wird. Je nun, so sey es. Je, machen Sie doch keine Umstände. Da das seine Jünger hörten, entsatzten sie sich und sprachen: Je wer kann denn selig werden! Matth. 19, 25.

2. Je, ein Partikel, welche überhaupt eine Allgemeinheit bedeutet, sowohl der Zeit, als der Sache.

1. Der Zeit.

1. Sowohl eine beständige ununterbrochene Fortdauer zu bezeichnen, als auch für immer, zu allen vorkommenden Zeiten und Gelegenheiten. Es ist je einer reicher als der andere, immer. Es betrügt je einer den andern, immer. Wo man es zur Verstärkung der Bedeutung auch wohl zu wiederholen pflegte; je und je, zu allen Zeiten. Wie ich je und

Quo pueri magnis e centurionibus orti,
Lævo suspensi loculos tabulamque lacerto,
Ibant octonis referentes idibus æra.
HORAT. Sermon. L. I. Sat. 6.

je nicht wohl beredt gewesen, 2. Mos. 4, 10. Ich habe dich je und je geliebt, Jer. 31, 3. Je zuweilen, je zu Zeiten, je bisweilen, für zuweilen, bisweilen, zu Zeiten, kommen auch noch zuweilen im gem. Leben der Hochdeutschen vor.

In dieser ganzen Bedeutung ist es im Hochdeutschen für sich allein veraltet, wo man es in derselben nur noch in der R. A. von je her kennet, d. i. von allen Zeiten, oder doch von einer sehr langen Zeit her, von Anfange an. Er hat von je her nichts getaugt. Das ist von jeher seine Lieblingsmeinung gewesen.

Auch hat der Gebrauch dieses Wörtchens, da es eine austheilende oder distributive Eigenschaft hat, scheint, ein Ueberbleibsel dieser Bedeutung zu seyn. Sie giengen je zwey und zwey, es giengen ihrer zwey zusammen. Sie giengen je vier, je acht. Von den allen soll je ein Paar zu dir hinein gehen, 1. Mos. 6, 20. Aus allerley reinem Vieh nimm zu dir je sieben und sieben, Cap. 7, 2. Wofür man auch mit Auslassung des je sagt, sie giengen zwey und zwey.

2. Für jemals, zu irgend einer vergangenen oder zukünftigen Zeit, im Gegensatze des nie, im Oberdeutschen je. Wer hat solches je gesehen und je gehöret? Es. 66, 8. Wer hat Gott gelehret, Sir. 1, 3. Habt ihr auch je Mangel gehabt? Luc. 22, 35. Die Aufrichtigkeit ist die letzte Tugend, von der wir uns je trennen sollten. Nach andern verneinenden Wörtern, als: kein, Niemand, ist es überflüssig und widrig; z. B. nie ist das je erhöret worden.

II. Der Sache, für jeder, wo es im eigentlichen Verstande doch nur noch in den Zusammensetzungen jeder, jezlich, jedweder, jemand u. s. f. üblich ist. Indessen scheint noch ein gedoppelter Gebrauch dieses Wörtchens davon abzustammen.

1. Da es eine austheilende oder distributive Bedeutung in Ansehung ganzer Sätze hat, in Verbin-

dung

dung mit dem nachdem. Es ist gleichgültig, ob dieses oder das geschieht, je nachdem die Umstände es erfordern.

2. Vor zwey auf einander folgenden Comparativis, wo es eine Vertheilung eines gleichen Maßes oder Verhältnisses über beyde bezeichnet, und jedem derselben vorgesetzet wird. Es wird je länger, je schlimmer, d. i. nach dem Maße, wie die Zeit wächset, nach eben demselben Maße nimmt auch der schlimme Zustand an innerer Stärke zu. Je höher du bist, je mehr dich demüthige, Sir. 3, 20. Je länger hier je später dort. Je größer Schelm, je besser Glück.

Je! es schlägt! ein Ausruf des Bergjungen, wenn er im Hordhäuschen (s. Th. XXV, S. 215,) hört 10 und 4 schlagen; da dann die Jungen bey der ersten die Beth- und Aufsetzstunde halten, und bey der andern Schicht machen.

Je länger je lieber, eine Benennung verschiedener Gewächse, theils wegen des angenehmen Geruches der Blüthen, theils wegen des Geschmackes der Wurzeln, je länger man dieselben käuet, je süßer sie schmecken; als.

1. Des Solanum Dulcamara *Linn.*; s. Nachtschatten.

2. Der Lonicera Caprifolium, und der Lonicera Periclymenum L.; s. Geiß-Blatt.

3. Des Chamæpitys *L.* oder der Feldcypresse; s. Th. VIII, S. 513.

4. Der Myosotis scorpioides arvensis; s. Mäuse-Ohr.

Jean, Jeanne; s. Johann.

Jean blanc, (Messire) der weiße Hans, eine Art Birn; s. Th. V, S. 455.

Jean gris, (Messire) der graue Hans, eine Art Birn; s. eben daselbst.

St. Jean, Sanct Johannis-Insel, ist der Name einer großen und einiger kleinen, dem Könige von Frankreich gehörigen Inseln in Nordamerika, in dem Meerbusen St. Laurentii, Acadien gegen Norden. Die große Insel St. Jean ist nicht viel über 25 bis 30 französ. Meilen lang, und in der Mitte nur 1 M. breit. Sie hat beynahe die Gestalt eines Kreuzes, und auf beyden Seiten Spitzen. Die Seite nach dem festen Lande zu, ist mit Felsen versehen, und macht zwey Meerbusen. Das Land ist gut, hat viel schönes Gehölz, gute Weide, und einen Ueberfluß an Wildbret. Der Stockfischfang ist bey dieser Insel allezeit gut gewesen, und der Stockfisch, welcher daselbst gefangen wird, ist eben so gut groß, als derjenige, welcher bey Terreneuf und auf der großen Bank gefangen wird. Im J. 1758 eroberten die Engländer diese Insel.

St. Jean de Portorico, s. Portorico.

Jecutu, ist der brasilanische Name der Pflanze, von welcher die Mechoacanne oder weiße Rhabarber kömmt; s. Mechoacanne.

Jedo, Jeddo, Jendo, Jedum, Yedo und Yendo, eine Stadt in Japan, auf der Insel Niphon, von welcher sie sowohl, als von dem Reiche Japan, die Hauptstadt und die Residenz des weltlichen Kaisers ist. Sie ist eine von den fünf großen Handelsstädten, welche zu den Kammergütern des Kaisers, oder zu den Ländern der Krone gehören, und wird für die erste, ansehnlichste und größte im ganzen Reiche gehalten, weil die Menge ihrer Einwohner überaus groß ist. Sie liegt in der großen Landschaft Tookaido, in einer großen Ebene, unten an einer fischreichen Bay, die aber im übrigen sehr niedrig ist, und einen schlammigen Grund oder dergleichen Lehm hat; daher die Schiffe, welche eine etwas beträchtliche Ladung haben, nicht bis zur Stadt gehen können, sondern 1

oder 2 Meilen unterhalb ausgeladen werden müssen. Ein großer Fluß, welcher auf der westlichen Seite der Stadt seine Quelle hat, und von Einigen Tonkato oder Tonkon genennet wird, geht durch dieselbe, und stürzet sich durch fünf Mündungen in den Hafen. Jede hat ihren besondern Namen und eine prächtige Brücke. Die vornehmste dieser Brücken, welche zugleich wegen ihrer Größe und Bauart die berühmteste ist, wird Niponbas, oder Hafen von Japon, genennet. Er hat 42 Klafter in die Länge. Von gedachter Brücke werden, als von einem allgemeinen Mittelpuncte, alle Entfernungen der Oerter im ganzen Reiche abgemessen und gerechnet. Die Stadt ist ein Pflanzgarten von Künstlern, Handwerkern und Kaufleuten; inzwischen wird doch, wegen der Menge müßiger Mönche und Hofleute, wie auch wegen der schweren Zufuhr der Lebensmittel und anderer Bequemlichkeiten, alles daselbst theurer, als an irgend einem andern Orte des Reiches, verkauft. Die vornehmsten Straßen dieser Stadt, deren sehr viele, und die meisten 180 Ellen lang sind, haben auf beyden Seiten eine Menge wohlverwahrter Läden von Kaufleuten, Künstlern, Zeug- und Seidenhändlern, Materialisten, Götzenverkäufern, Buchhändlern, Schmelzwerkhändlern, Apothekern, und andern. Ein aufgehangenes schwarzes Tuch bedeckt die eine Hälfte des Ladens. Die Werkstätte gehen auf der Seite der Straße etwas hervor, und man sieht daselbst schöne Muster oder Zeuge von demjenigen ausgelegt, was man verkauft und in den Läden machet.

Jedso, s. unter Kamtschatka.

Jehova- oder Jehovah-Thaler, nennt man diejenigen Münzen, worauf der strahlende hebräische Name Gottes vorkömmt. Dahin gehören:

1. Ein rarer, im Interregno geschlagener, Thaler der schwedischen Reichsstände, da sie Sigismund III.

den Gehorsam aufgekündigt hatten. Auf einer Seite zeigt sich der hebräische Name Gottes JEHOVAH, um und um mit Strahlen umgeben. *Moneta Nova.* Auf dem Revers, das gekrönte schwedische Wappen, indessen Mittelschilde die Korngarbe, als das Stammwappen des königl. Hauses Wasa zu sehen ist. *Regni Suecie.* 1600. Man hat dergleichen auch mit den Jahrzahlen 98 und 99, welche neben dem Wappen stehen.

2. Ein um die Zeit, da Sigismund noch starke Prätension an Schweden machte, geschlagener Thaler. Av. CAROLUS. D. G. HÆRE. PRIN. SUECIÆ. Des Prinzen geharnischtes Brustbild, mit dem Regimentsstabe, das Wappen vor sich haltend. Inwendig: DEUS. SOLATIUM. MEUM. Rev. Der strahlende Name Gottes Jehova: *Moneta. Nova. Stockholm.* Um den äußersten Rand: FORTITUDO. MEA. JEHOVA. 1601. Man hat ihn auch von 1603.

3. Dergleichen. Av. GUSTAVUS. ADOLF. D. G. DESIGN. REX. SUECIÆ. Z. PRINCEPS. HÆR. Des jungen Königes geharnischtes und belorbertes Brustbild, mit der Feldbinde und dem Regimentsstabe in der rechten Hand. Ueber dem Haupte der Name JEHOVAH. Die innere Umschrift: GLORIA. ALTISSIMO. SUORUM. REFUGIO. Rev. Der Heiland, und zu dessen Rechten drey Wappen unter einer Krone. SALVATOR. MUNDI. SALVA. NOS. 1615. auch von 1616, und 17.

4. Dergleichen. Av. GUSTAVUS ADOLF. D. G DESIGN REX. SUECIÆ. Z. PRINCEPS. HÆRE. Belorbertes Brustbild im Harnische, und drüber der strahlende Name Jehovah. Die innere Umschrift: GLORIA. ALTISSIMO. SUORUM. REFUGIO. Rev. Unter einer Krone drey Wappenschilde: VIII. SUENSKE. MARK. 1617. Ist auch IV Mark.

5. Ein

5. Ein münsterischer Friedensthaler. Av. MONASTERIUM WESTPHALIÆ. Diese Stadt im Prospect, darüber die strahlende Sonne, und eine Hand aus den Wolken, einen Palm- und Oehlzweig haltend: unten zur Rechten: E. K. Rev. der Name Jehova in Strahlen, darunter zwey aus den Wolken hervor ragende zusammengefügte Hände, und in einem Kranze von Palm- und Oehlzweigen folgende Schrift in sechs Zeilen: GEDACHTNUS DES ALLGEMEINEN FRIEDEN-SCHLUSSES IN MUNSTER. 1648. 24. 8bris.

Ein nürnberger Thaler. Av. MONETA. ARGENTEA. REIP. : NORIMBERGENSIS. Die in ein Dreyeck gestellten drey nürnbergischen Wappen, zwischen Oehl- und Palmzweigen. Rev. Die Stadt, und darüber der strahlende Name Jehovah: SUB UMBRA ALARUM TUARUM. Unten: MDCLXXX. in einer Cartouche. Ist von verschiedenen Stämpeln und Jahren.

Jelle, ein Fahrzeug; siehe Gölle 2. im XIX. Th. S. 256.

Jemini! ein in Deutschland an vielen Orten, in der Sprechart des Pöbels gebräuchlicher Ausruf. In den Erzählungen zur Kenntniß des nordischen Heidenthums, aus dem Dän. Hamb. u. Kiel, 1778 und aus diesen, im 48. St. der nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anzeig. v. J. 1778, und im 88. St. der gel. Beytr. zu den Braunschw. Anz. v. e. d. J. findet man folgende Erläuterung über den Ausruf: O Jemini!

„Der Ausruf: O Jemini! welcher dem Alterthume seinen Ursprung zu danken hat, wird verschiedentlich gebraucht. Haben durch Versetzung einiger, Zusammenziehung und gänzliche Verwerfung anderer Buchstaben viele Wörter und Redensarten aus dem Alterthume verstümmelt zu uns kommen können, so ist nichts leichter, als daß aus O Gemini, O Jemini, (O Jemine) hat entstehen

stehen können. Ueberdies ist die Verwechselung des G mit dem Jod sehr leicht wegen der ähnlichen Aussprache, so wie auch das G von dem Obersachsen so weich wie das Jod oft ausgesprochen wird, daß man kaum einen Unterschied unter beyden, dem Klange nach, bemerkt. Diese Gemini der Römer waren die beyden Zwillingsbrüder, Castor und Pollux, welche sie bey verschiedenen Gelegenheiten als Schutzgötter erkannten, und vorzüglich als Seegötter und Beschützer gegen die Seeräuber göttlich verehrten. Catull widmet in dem Gedichte, worin er das Schiff lobt, womit er ein Paar Reisen nach Asien und wieder nach Italien zurück gethan hatte, dasselbe auf das feyerlichste dem Castor und Pollux. Der häufige Gebrauch unter den Deutschen mag vielleicht noch von den alten heidnischen Cimbriern herrühren, welche schon vor Christi Geburt in Gesellschaft der Teutonen in Oberitalien eindrangen, die Stadt Rom selbst in Schrecken setzten, und die benachbarten Länder durch ihre häufige Seeräubereyen so sehr beunruhigten, oder da die Römer tiefer in Germanien eindrangen, und bey den spätern Völkerwanderungen, vorzüglich in dem mittlern Zeitalter, da die Völker aus Scandinavien die fränkischen, englischen und italiänischen Küsten so häufig von der See her anfielen, worauf sich nachher eine Nation in die andere gleichsam verlor, und durch häufige Kriege mit den verschiedenen Sitten und Religionen anderer Nationen bekannt wurden. Wenn dem Tacitus zu trauen wäre, so müßte die Verehrung des Castor und Pollux sehr alt unter den Deutschen seyn, indem er berichtet, daß bey den Naharvalen ein diesen Göttern geweiheter Hain geheiliget wurde, dessen Gottheit Alcis hieße, worin Dithmar die Namen Alf, Alff, Elf, Berggötter oder gewisse Geister der nordischen Völker hat finden wollen, die wohl schwerlich den Deutschen haben bekannt seyn können. So gewiß es also wohl ist, daß dieser Wunsch der Römer bey solchen Gelegenheiten unter unsern Vorfahren gebräuchlich und bis auf unsere Zeiten fortgepflanzet worden ist, so passend war er auch in heidnischen Zeitaltern bey dergleichen Gefahren. Der Ausruf: O Jemine! O Jemine! bedeutet also: Hilf Castor und Pollux, stehe uns bey!"

Diese

Diese Ableitung setzt, nach des gelehrten Hrn. Hofpr. Stosch Urtheile, verschiedene Dinge voraus, welche schwer zu erweisen seyn möchten. Erstlich, daß der Ausruf O! Gemini, als ein Verwunderungs- oder Hülfsausruf, bey den Römern, und besonders den Seefahrenden, gebräuchlich gewesen, weil ihn die Deutschen von ihnen sollen angenommen haben. Allein, obgleich die Römer Me Castor, Aedepol, als Schwurwörter gebrauchten, so wird man doch O! Gemini bey keinem einzigen Schriftsteller finden. Zweytens: die alten Cimbrier sollen diesen Ausruf von den Römern gelernet und nach Deutschland gebracht haben. Aber, wenn man nicht beweisen kann, daß er wirklich unter den Römern gebräuchlich gewesen ist, so fällt auch diese Muthmaßung von selbst hinweg. Drittens, daß der Ausruf O! Jemini, von den scandinavischen Völkern, welche die fränkischen, englischen und italiänischen Küsten von der See her anfielen, sollte ausgebreitet worden seyn, hat ebenfalls keine Wahrscheinlichkeit; denn von wem sollten ihn diese gehört haben? Auf den fränkischen und englischen Küsten ist er nicht gebräuchlich, und in Italien findet man ebenfalls keine Spur davon. So ist es auch gar nicht glaublich, daß man solchen heidnischen Ausruf werde angenommen haben, in diesen Zeiten, da man alles, was nur irgend aus dem Heidenthume herstammete, zu vertilgen suchte, und die Mönche mit vieler Heftigkeit dagegen eiferten. Was aus dem Tacitus, de mor. Germ. Cap. 43, erwähnet wird, daß bey den Naharvalen dem Castor und Pollux ein besonderer Hain geheiligt gewesen, gehört ganz sicher unter die Irrthümer dieses und anderer römischen Schriftsteller, die so gern ihre eigene Gottheiten auch bey andern Völkern finden wollten.

Man hört noch an verschiedenen Orten in Niederdeutschland, unter dem Pöbel, den Ausruf Herr Jes!

oder Herr Je! welcher ohne Zweifel einen Mißbrauch des Namens Jesus zum Grunde hat; und von eben solchem Mißbrauche soll, nach einiger Meinung, das Wort Herr Jemini! entstanden seyn, und so viel heißen, als: Herr Jesu mich nicht, oder mir nie, nämlich strafe mich nicht, laß mir nie dergleichen begegnen! Diese Ableitung ist, ob sie gleich nicht so gelehrt ist, doch viel wahrscheinlicher, besonders weil das Wort Herr, damit verknüpfet wird, welches sich zu dem lateinischen Gemini gar nicht schicken würde.

Jemteland, Jempterland, Jemtland; s. Jämtland, im XXVIII. Th. S. 816. fgg.

Jena, eine obersächsische Stadt im Fürstenthume Eisenach unweit der Saale, welche an ihrer Ost- und Südseite fließt, in einem angenehmen Thale zwischen Hügeln und Bergen, auf und an welchen viel Wein wächst. Die vornehmste Nahrung hat diese Stadt von der dortigen, 1548 von Churf. Johann Friederich zuerst gestifteten und nach seinem Tode 1558 eingeweiheten berühmten Universität, welche der Sächsisch-Ernestinischen Linie gemeinschaftlich zugehört. Die durch C. G. Buder's vortreffliche Sammlung historischer und juristischer Bücher verstärkte, und an und für sich schon sehr beträchtliche Universitätsbibliothek, und durch die Freygebigkeit des jetzt regierenden Herzoges von Weimar und Eisenach neu errichtete Anstalt zum Accouchement (s. Th. XXII. S. 550, fgg.), und das erkaufte Walchische Naturaliencabinet, wie auch der schöne botanische Garten, verdienen vorzüglich bemerket zu werden. Es wird auch hier eine besondere Art baumwollener Mützen gewirket, welche mit einer Art wie von Felbel aufgeschlagen sind, und weit debitiret werden. Imgleichen ist das jenaische Bier (s. Th. V, S. 26,) berühmt, und die jenaische Seife, beliebt. Die dasigen Jahrmärkte fallen: 1) Can-

Cantate; 2) zwey Tage vor Aegidii, und 3) Sonnt. vor Simon Juda.

Unweit der Stadt, geht von dem Dorfe Wölnitz ein Thal an, welches von beyden Seiten mit ziemlich hohen Bergen eingeschlossen ist. In demselben ist ein Brunnen, welcher aus einem Berge quillt, und von dem Churf. Johann Friedrich, der sich hier nach einer Jagd vor Müdigkeit niedergesetzt hat, der Fürstenbrunnen genennet wird. Sein Wasser ist hell und klar, und wo es aus der Quelle kömmt, führt es noch nicht die geringste tophsteinartige Materie mit sich; aber einige Büchsenschüsse weiter hin, nachdem es über einen Boden von festem Tophsteine geflossen ist, überzieht es Holz, Wurzeln, Kräuter, Steine, Schnecken, und andere hinein gelegte Sachen; ungefähr innerhalb 3 Monaten mit einem weißlichen Tophsteine.

Jenipan, oder Jenipapan, eine Art indianischer Kürbisse, welche lichtgrau von Farbe, etwas länglich, und so groß wie ein Aenteney sind. Die Schale ist nicht so hart, wie an den gemeinen Kirbissen, und enthält ein weißliches Fleisch, welches mit vielen kleinen platten Körnern vermengt ist. Dieses alles zusammen steckt man in den Mund, sauget den Saft heraus, und speyet die Körner weg. Der Geschmack ist etwas scharf, doch annehmlich, und nicht ungesund. Der Stamm des Baumes gleicht einer Aesche, geht gerade in die Höhe, und wird ziemlich hoch; er hat keine Aeste, bis an den Gipfel, wo sie auf einem Büschel hervor brechen. Die Rinde ist hellgrau, wie auch die Frucht selbst. Das Holz dient zu Arthelmen und andern dergleichen Dingen.

Jenner, s. oben, S. 15, Jänner.

Jennet, s. unter Narzisse.

Jequitinguaen, s. Seifenbaum.

Jerbuah, oder Gerbua, ist der arabische Name eines kleinen vierfüßigen Thieres, welches von Einigen unter

ter die Hasen gerechnet, und mit dem im XXII. Th. S. 182, f. beschriebenen Erd- oder Springhasen verwechselt, von Andern den Kaninchen, von Ritter Linné aber den Mäusen beygezählet, und unter dem Trivialnahmen Mus Jaculus (der Springer) also bezeichnet wird: Mus cauda elongata floccosa, palmis subpentadactylis, femoribus longissimis, brachiis brevissimis, d. i. eine Art Mäuse, mit einem sehr langen flockigen Schwanze, sehr kurzen Vorderfüßen, welche vier Zehen und den Ansatz zu einer fünften Zehe ohne Nagel haben, aber sehr langen Hinterfüßen; Mos ægyptius pedibus posticis longissimis, cauda extremo villosa *Hasselquist*; Mus ægyptius (die ägyptische Maus) *Plin.* & *Gesn.* Agnus filiorum Israel *Alpin.* Mus montanus, Rat de montagne, (ägyptischer Bergratze oder Bergmaus) der in Aegypten wohnenden Franzosen; Cuniculus pumilio saliens, cauda longissima *Gmel.* Erdhase Ejusd. fliegender Hase Strahlenb. Cuniculus minor caudatus dauricus *Muss. petrop.* Cuniculus s. Lepus indicus, Utias dictus indianisches Kaninchen, indianischer Hase) *Aldrov.* in Aegypten Djarbua; in Arabien Jerbua oder Gerbua nach Shaw, woraus le Brün Gerbo, und Hr. v. Büffon, um dem Worte ein französisches Ansehen zu geben, Gerboise gemacht hat; in Sibirien und bey den Mungalen Alagtaga oder Alactacha und Olact tscha; in Rußland Semijanoi Saiz oder Babuk. Dieses Thierchen ist von der Größe einer Ratze, in Ansehung seiner Gestalt aber weicht es in vielen Stücken von den Ratzen ab. Der Kopf ist fast eben so gebildet, wie bey den Kaninchen, nur sind die hervorstehenden schwarzen Augen größer. Der obere Kinnbacken ist viel größer, als der untere, und ragt über diesen hervor. Das Maul ist mit einem Knebelbarte von langen, schwarzen und weißen Haaren eingefaßt. Der Schwanz ist dreymal so lang als der Körper, und überall mit kurzen, dicken

dicken, an der Spitze aber mit langen, sanften Haaren besetzt. Die fünfthalbzehigen Vorderfüße sind kaum 1 Zoll lang, und dienen dem Thiere gar nicht zum Gehen, sondern nur um sich fest zu halten, und die Speisen an den Mund zu bringen. Die dreyzehigen Hinterfüße aber sind weit länger als der ganze Körper, bloß auf ihnen geht und steht das Thier; sein Gang aber besteht aus lauter schnellen Sprüngen; es kann auf einmal 5 bis 6 F. weit springen. Ohren und Füße sind fleischfärbig. Der Obertheil des Kopfes und der Rücken sind mit röthlichen oder fahlen, der Unterleib aber, die Seiten und die Schwanzspitze mit weißlichen Haaren bedeckt.

Jeremiade, s. das Folgende.

Jeremias, Fr. Jerémie, ein Mannsname, insonderheit eines von den so genannten vier großen Propheten.

In Beziehung auf die Klaglieder Jeremiä, sagt man figürlich von Jemanden, der immer wehklagt, jammert, wimmert, winselt, nichts als Unglück und Böses prophezeyet: er singt Klaglieder wie Jeremias, (vulgo: er klagt, wie ein altes Weib. Daher nennt man auch zuweilen in familiären Styl, ein wimmerndes und anhaltendes Wehklagen, womit man Andern beschwerlich fällt, eine Jeremiade.

Jericho-Rose, Anastatica *L*; s. unter Rose.

Jeriolaw, Jeroslaw; s. Jaroslow.

Jerken, Yarken, die Hauptstadt und Residenz des Cantaisch oder obersten Chans, in dem Königreiche oder Lande Kashgaar, in der freyen Tatarey, an den Ufern des kleinen Flusses Jlac. Sie ist ziemlich groß, sehr volkreich, und die Niederlage derjenigen Waaren, welche die Handlung zwischen Indien und dem nördlichen Theile von Asien, imgleichen zwischen Tangut und Siberien, wie auch der großen Bucharey und China, ausmachen. Es werden daselbst auch aller-

ley

ley baumwollene und seidene Zeuge gemacht und verhabdelt.

Jersey, Jarsey, Engl, Gearsey, L. Garnesēja und vor Alters Caesarea, eine Insel an dem britannischen Meere, in der großen Bay, welche man Mont St. Michel nennt, zwischen den Vorgebirgen la Hogue in der Normandie, und Terebelle in Bretagne, ist, nebst der Insel Garnsey (Guernsay,) der Ueberrest des Herzogthumes Normandie und der erblichen normännischen Länder, welche von Wilhelm dem Eroberer, der Krone von England zufielen. Sie liegt 20 Meilen südwärts von Garnsey, 1 Meilen von der französischen Küste, und 72 von der englischen. Sie ist 12 engl. Meilen lang, 6 bis 7 breit, und hat 30 im Umfange. Sie wird durch Klippen und Triebsand beschüzt, welche die Schifffahrt herum gefährlich machen. Auf der nördlichen Seite sind die Klippen so hoch, daß ihre Gipfel 40 bis 50 Faden senkrecht von der See aufsteigen, welches sie auf dieser Seite unzugänglich macht; auf der Mittagseite aber sind die Klippen fast mit dem Wasser gleich. Der westliche Theil der Insel war ehemals sehr gutes Land, jezt aber ist er durch die Winde, welche aus der Tiefe bis zum Gipfel der höchsten Klippen Sand aufwerfen, zu einer Wüste geworden. Einige von den höchsten Gegenden haben gutes und schönes Land, da hingegen andere sandig, kiesig oder felsig sind. Die niedern Gegenden haben ein fruchtbares Erdreich. Der mittlere Theil ist etwas bergig, aber mit Hecken und Obstgärten so bepflanzt, daß er in einer gewissen Entfernung wie ein zusammen hängender Wald aussieht. Die Thäler unter den Bergen werden von schönen Bächen bewässert, welche außer einer ziemlichen Anzahl Walkmühlen, auch 40 Mahlmühlen treiben. Das Rindvieh und die Schafe sind klein; die leztern aber geben schöne Wolle, und ihr Fleisch hat einen an-

ge-

genehmen Geschmack, welches man dem kurzen Grase zuschreibt. Die Pferde taugen, wie in Garnsey, nur zum Ziehen. Das einzige Wildbret sind Hasen und Kaninchen. Die Insel bringt allerley Bäume, Wurzeln und Kräuter, wie auch Korn, hervor; von letzterm aber nicht so viel, als die Einwohner brauchen, weil sie sich hauptsächlich auf die Strumpfmanufactur, auf Handlung und Schifffahrt, auf starken Anbau der Obstbäume zum Cyder, und auf Vermehrung der Hecken und Gänge legen. Ihre Felder sind gemeiniglich mit großen Erdwällen, von 6, 8 bis 10 Fuß hoch, und von verhältnißmäßiger Dicke, umgeben, welche mit lebendigen Hecken und Bäumen bepflanzt, und deren viele mit Steinen ausgefüttert sind. In manchen Jahren verfertigen sie 24000 Oxhoft Cyder, doch führen sie wenig aus, daher sie auch, wie auch wegen des wohlfeilen Preises der Weine und des Branntweines, der Malzgetränke wenig bedürfen. Im Winter düngen sie das Land mit Meergras (Vraie,) und im Sommer bedienen sie sich desselben zur Feuerung; auch die Asche davon ist zur Verbesserung des Landes sehr gut. Die Butter und das Honig sind vortrefflich, daher sie viermal so theuer, als die französischen, verkauft werden. Hummer, Krebse, Austern, Meerbutten, Platteissen, Makrelen, sind hier in Menge, ingleichem in den Teichen auf der Insel Karpfen und Aale. Die Luft ist sowohl hier, als in Garnsey, sehr gesund. Man ist aber hier den Stürmen von den Abendwinden ausgesetzt, und die Ebbe und Fluth ist zwischen der großen Kette von Klippen, welche die Insel umringen, dermaßen reissend, daß die Schifffahrt für diejenigen, welche nicht mit dieser Küste bekannt sind, sehr gefährlich wird. Man redet hier sowohl englisch, als französisch, doch das letztere am gewöhnlichsten.

Die vornehmsten Oerter auf der Insel sind St. Helier und St. Aubin. St. Helier, die Hauptstadt, liegt sehr bequem und angenehm in der Bay von St. Aubin, denn es hat das Meer gegen Südwest, und wird gegen Mitternacht durch Berge geschützet. Es hat ein steinernes Bollwerk und einen guten Hafen, besteht aus etwan 400 Häusern, und hat an 2000 Einwohner. St. Aubin, ist der beste Hafen auf der Insel, welcher am meisten besucht wird. Der Ort ist nach dem neuern Geschmack wohl gebauet, und wird vornämlich von Kaufleuten und Eigenthümern der Schiffe bewohnet. Der Hafen wird durch ein mit Bastionen versehenes Fort, und durch ein Bollwerk, welches mit dem Fort zusammen hängt, und eben so, wie das zu Garnsey, in die See läuft, beschützet. Kein Schiff kann, ohne unter den Kanonen vorbey zu segeln, in denselben einlaufen. Ein Kriegsschiff von der sechsten Linie kann hier zur Zeit der Ebbe, und ein Schiff von 200 Tonnen zu allen Zeiten Wasser genug haben. Ein Fahrzeug von 130 Tonnen kann mit der halben Fluth einlaufen; größere und Kriegsschiffe aber müssen auf der Reede bleiben, wo ein guter Ankergrund ist.

In Kriegszeiten handeln die Einwohner nach England und Neufoundland, und rüsten Kaper aus, welche gemeiniglich eine Menge Prisen aufbringen; in Friedenszeiten aber treiben sie ein ziemliches Verkehr nach Frankreich, Spanien und Portugal. Ihre vornehmste Manufacturen sind gestrickte Strümpfe, welche man Jersey - Stockes nennt, und noch einige Wollarbeiten, zu deren Unterhaltung ihnen jährlich 2000 Stein Wolle aus England zu ziehen verstattet wird.

Die Anzahl der Einwohner in Jersey rechnet man auf 20000 Seelen. Ihre Sitten sind eine Mischung von englischen und französischen; der französischen

Spra-

Sprache aber geben sie auf der Kanzel und vor Gerichten den Vorzug, und sie sprechen dieselbe besser, als die Einwohner der südlichen Provinzen von Frankreich.

Die Regierung der Insel wird durch einen Gouverneur verwaltet; dieser darf zwar nicht in den bürgerlichen Gerichten erkennen, doch wird, wegen seines Amtes, seine Gegenwart oft im Gericht erfordert, wenn entweder Acten, die den Dienst des Königs, oder die öffentliche Ruhe und Sicherheit betreffen, passieren sollen. Kein Einwohner darf ohne des Gouverneurs Erlaubniß aus der Insel wegziehen, und kein Fremder sich darauf niederlassen.. Endlich ist sein unmittelbares Amt die Aufsicht über die königlichen Castelle, über die Besatzungen, und über die Landmiliz. Diese letztere ist in der Kleidung und Kriegszucht den regulären Truppen ähnlich, besteht aus 5 Regimentern zu Fuße und 2 Compagnien zu Pferde. Ueber dieß sind in solchen Gegenden auf der Küste der Insel, wo der Feind landen könnte, Wachthäuser errichtet, und verschiedene Batterien von etwan 50 Achtzehnpfündern angelegt.

Die Einwohner sind durch königliche Freybriefe für ein freyes Volk erkläret worden, welches als eingeborne Engländer behandelt wird. Sie sind, als ein Eigenthum der Krone, von allen parlamentarischen Hülfsgeldern (Subsidien) befreyet.

Diese Insel ist, so nahe unter den Augen der Franzosen, immer ein unangenehmer Anblick für sie, und besonders im Kriege, wegen der vielen Kapereyen, der Kauffartheymarine sehr lästig und nachtheilig. Der Besitz dieser Insel würde Frankreich auch wegen seiner Lage sehr nützlich seyn, da sie nur 25 engl. Meilen von der Küste Englands entfernt liegt, und zur Beobachtung des Einganges am Canal dienen könnte. Sie ist aber, eben dieser Ursache wegen, der Krone Großbritannien, zumal da sie nur 12 englische Meilen von der normandischen Küste entfernt ist, sehr wer h,

und daher sind die Befestigungen, welche die Insel von der Natur hat, noch durch die Kunst vermehrt, und immer mit hinlänglichen Truppen besetzt worden. Die Nordseite der Insel ist, erwähntermaßen, steil und unzugänglich, die Südseite aber niedriger und fast dem Meere gleich. Die Zugänge sind überhaupt wegen der vielen Felsen, Sandbänke, und der hin und wieder angelegten Schanzen, beschwerlich. Außer den zwey guten Städten, St. Helier, und St. Aubin, hat die Insel zwey Castelle, deren eines Fort Elisabeth, von der Königin dieses Namens, unter deren Regierung es angelegt ist, den Namen führt, nachher unter Carl I. sehr erweitert und zu unsern Zeiten noch fester geworden ist. Ein anderes gutes Castell, Mont Orgueil, beschützt das Land auf einer andern Seite. Die Besatzung zu Jersey besteht, aus dem 78, 83 und 95 Regimente, welche etwan 100 Mann Invaliden, und 2280 Mann reguläre Truppen ausmachen; dazu kömmt aber die Landmiliz, welche 3000 Mann stark ist, und im Nothfalle sind fast alle Mannspersonen zur Vertheidigung bewaffnet. Die sämtlichen Einwohner sind der engländischen Regierung sehr getreu und ergeben. Alle diese Umstände machen eine Eroberung der Insel sehr schwer, und der Nutzen würde vielleicht demjenigen, was darauf verwendet werden müßte, nicht das Gleichgewicht halten. Indessen hatte das französische Ministerium doch im Jahr 1778, da der Marschall von Brogolio mit einem Corps an der normandischen Küste stand, einen Anschlag mit auf diese Insel gemacht, allein, der Marschall verlangte zur Eroberung von Jersey 15000 Mann, und man unterließ das Project. Im Jahr 1779 wagte der wegen seines lebhaften Geistes so bekannte Prinz von Nassau mit einer von ihm angeworbenen Legion ein n Versuch, konnte aber nicht zur Landung kommen, und gieng sogleich unverrichteter Sache wieder zurück. Er dankte seine Soldaten ab, und dachte nicht mehr an Jersey.

Der Anführer der Legion von Nassau, Bar. von Rüllecourt, wurde nebst dem größten Theile der abgedankten Legion von dem Ritter von Luxemburg wieder in Dienst genommen. Der Ritter, ein Günstling des Königs und expectorirter Hauptmann der Leibwache, ließ sich durch den Bar. von Rüllecourt zu einer neuen Expedition gegen Jersey, auf welche man in der Stille die größten Zurüstun-

stungen machte, bereden. Rüllecourt, ein kühner Mann, der in Frankreich, wo man ihn zwar als einen tapfern Officier kannte, aber keiner besondern Achtung würdigte, sein Glück nicht hatte finden können, und deswegen bey der ehemaligen baarer Conföderation in Dienste gegangen war, und sich in Polen distinguirt hatte, nach der Vertilgung der polnischen Conföderation aber wieder nach Frankreich zurück gekommen, und von dem Prinzen von Nassau, der sein ihm ähnliches beherztes Temperament liebte, als Oberstlieutenant seiner vorerwähnten Legion angesetzt war, konnte bey dem Ritter von Luxemburg desto leichter Eingang finden, da er als Anführer bey dem verunglückten ersten Versuche auf Jersey, die beste Kenntniß haben mußte. Er versprach dem Ritter, Jersey einzunehmen; dieser machte dazu ein ganzes Jahr hindurch Anstalten, die ihn auf 100,000 Livres kosteten, und hatte endlich eine Legion von beynahe 1400 Mann dazu angeworben, und mit allem Nöthigen versehen. Den 5. Jan. 1781. wurde die Insel von dem Bar. von Rüllecourt mit französischen Völkern überfallen; allein, da er zu schwach war, konnte er sie nicht behaupten, und verlor selbst das Leben. Eine umständliche Geschichte dieser letztern französischen Unternehmung auf Jersey, welche viel Sonderbares und gewissermaßen Romantisches hat, (indem sich bey der Legion ein Officier des Großmoguls aus Indien, Emir Suad, einfand, welcher nach Europa gekommen war, um seine Kenntnisse zu erweitern, und, mit orientalischer Hitze, durchaus Engländer tödten wollte,) und welche die Engländer selbst eine außerordentliche Begebenheit, eine Begebenheit ohne Beyspiel, nennen, findet man unter andern, im 2 St. des 1. Jahrg. des polit. Journals, v. Febr. 1781, S. 154 — 167.

Von Neu-Jersey, einer ehemaligen englischen Colonie in Nordamerika, welche jetzt zu den 13 vereinigten nordamerikanischen Staaten gehört; s. in N.

Jerun-Crochen, eine Münze, welche in den Ländern des türkischen Kaisers geschlagen wird, und daselbst für einen halben Ducaten gangbar ist.

Jerusalem, die Hauptstadt in Palästina, auf dem Berge Zion. Das alte, aus der biblischen Geschichte bekannte, Jerusalem hieß zu Abrahams Zeiten Salem, hernach Jebus. Das heutige Jerusalem steht in der Mitte und auf dem besten Platze der alten Stadt, welche von Titus Vespasianus, 70 Jahre nach Christi Geburt, zerstöret wurde, nimmt aber nicht den ganzen Umfang derselben ein. Was damals übrig blieb oder wieder aufgerichtet wurde, ließ Kaiser Aelius Hadrianus, bey einer Empörung der Juden, im J. 136, völlig schleifen, und auf der Stelle, wo die Stadt gewesen war, eine neue aufbauen, welche mit römischen Bürgern besetzt wurde, unter den Namen Aelia Capitolina bekam. Indessen wurde doch der alte Name Jerusalem, unter den christlichen Kaisern, der neuen Stadt wieder gewöhnlich beygelegt. Die Juden, denen Kaiser Hadrian den Zugang zu dieser Stadt, bey Todesstrafe, verboten hatte, erlangten von K. Julian, im 4ten Jahrhundert, die Erlaubniß, ihren Tempel wieder herzustellen, wozu er selbst die Kosten hergeben wollte. Allein, da zu verschiedenen malen Feuer aus der Erde brach und die Bauleute verbrannte, so unterblieb dieses Vorhaben, welches nachher nie wieder versucht wurde.

Nachdem Jerusalem eine Zeit lang unter der Herrschaft der morgenländischen Kaiser gestanden hatte, gerieth es nach und nach in die Gewalt der mittlern persischen Könige, der muhamedanischen Araber, der seldschukischen Osmanen, und der abendländischen Christen, die bey ihrem ersten Kreuzzuge, 1098, Jerusalem eroberten, und ein christliches Königreich daselbst errichteten, welches aber durch die ägyptischen Sultane bald zernichtet wurde. Hierauf herrschten abwechselnd die Sultane von Damascus und von Bagdad über diese Stadt, bis sie wieder den Sultanen von Aegypten unterwürfig wurde. Seit 1517, da der

türkische Sultan Selim I. Herr über Aegypten wurde, steht nun Jerusalem unter den türkischen Kaisern, die sich, in ihrem Titel, Diener und Herren dieser heiligen Stadt nennen.

Auf der Ost- und Westseite steht die jetzige Mauer, welche 1534. erbauet wurde, auf der Stelle der alten gegen Süden und Norden aber hat die heutige Stadt einen engen Umfang, so, daß der eizentliche Berg Zion nun außerhalb derselben ist. Falsch ist es aber, daß Golgatha oder der Calvarienberg innerhalb der Mauern ist, ob man ihn gleich den Pilgrimmen betrieglicher Weise darin zeigt. Der Davidsthurm ist ein verfallenes Castell, welches von den Pisanern in der Periode der Kreuzzüge, soll erbauet worden seyn.

Die Straßen und Häuser des heutigen Jerusalems sind schlecht, und man hat kein anderes, als Regenwasser, welches man in Cisternen für das ganze Jahr sammelt. Die Einwohner sind theils muhamedanische Türken und Araber, theils Juden, (und zwar sowohl Kariaten, als Talmudisten,) welche daselbst 7 Synagogen haben, theils griechische, armenische, syrische, koptische ꝛc. und römischkatholische Christen. Diese leztern haben, nebst den Griechen, Armeniern und Kopten, Antheil an der Kirche des heil. Grabes, wofür sie den Türken viel bezahlen müssen. Die Katholiken dürfen allein Messe bey dem vermeinten h. Grabe lesen; doch ist allen Christen verstattet, ihre Andacht bey demselben zu verrichten, wie denn auch jede christliche Secte ihre Mönche bey dieser Kirche hat. Die Griechen besitzen das Chor derselben. Die Katholiken haben auch das Kloster zum heil. Erlöser, welches den Vätern vom h. Lande, einem Zweige des Franciscanerordens, gehört, und mit Mönchen aus allerley Nationen besetzt ist. Der Guardian desselben ist päbstlicher Commissarius im ganzen Orient,

und ertheilt den Ritterorden des heil. Grabes. Er wird alle 3 Jahre abgelöset. Die europäischen Pilgrimme werden, ohne Rücksicht auf ihre Secte, in diesem Kloster sehr wohl verpfleget. Die Apotheke desselben ist vortrefflich versehen, und in derselben wird der Balsam von Jerusalem verfertiget. Die armenischen, koptischen, syrischen Christen haben auch ihre Kirchen und Klöster; am meisten aber die Griechen. In demjenigen, welches an die Kirche des heil. Grabes stößt, wohnt ihr Patriarch von Jerusalem und ganz Palästina, Syrien und Arabien, unter dem die Bischöfe von Bethlehem und von Nazareth stehen.

An der Stelle des ehemaligen jüdischen Tempels steht die muhamedanische Hauptmoschee, welche, nach denen von Mecca und Medina, für die heiligste gehalten wird. Der so genannte Pallast des Pilatus ist die Wohnung des türkischen Muselim, oder Befehlshabers von Jerusalem und dem dazu gehörigen Districte.

Der Oehlberg, welcher von den Olivenbäumen den Namen hat, womit er noch jetzt zum Theil bewachsen ist; liegt $\frac{1}{4}$ Stunde von Jerusalem, gegen Morgen, und ist der höchste unter den Bergen, welche Jerusalem umgeben. Zwischen demselben, und dem Berge, worauf Jerusalem steht, ist das Thal Josaphat, durch welchen der Regenbach Kidron fließt.

Figürlich nennt man den Himmel und die Herrlichkeit der Seligen, das neue Jerusalem, das himmlische Jerusalem ꝛc.

In der Andachtssprache heißt zuweilen Jerusalem, eine Versammlung von Personen, welche Geschmack an geistlichen Betrachtungen und heiligen Gesprächen finden, im Gegensatz Aegyptens, d. i. der Weltkinder.

Jerusalems-Apfel, siehe unter *Malum.*

Jerusalems-Artischocke, eine Benennung der in Niedersachsen so genannten Erdäpfel, oder Erdartischocken, Helianthus tuberosus *Linn.*; s. Th. XI, S. 223, fgg.

Jerusalems-Blume, Lychnis chalcedonica; s. unter Lychnis.

Jerusalems-Korn, Hordeum coeleste *Linn.*; s. Th. XVII, S. 434, f.

Jerusalems-Kreuz, Lychnis chalcedonica; s. unter Lychnis.

Jerusalems-Salbey, s. unter Salbey.

Jesche, in einigen oberdeutschen Gegenden die Geiß, oder das Weibchen des Steinbockes; s. Steinbock.

Jese, Jesen, Jesesfisch, Jessen, Jäse; s. Alant, und Alose.

Jesmin, s. Jasmin.

Jessen, s. Jese.

Jesuaten, ein Mönchs- und Nonnenorden, welcher vom heil. Johannes Colombini, einem Edlen aus Siena, um das J. 1365 gestiftet, und vom Pabst Urban V. im J. 1367 bestätigt wurde. Den Namen Jesuaten bekamen die Mönche dieses Ordens deswegen, weil ihr heiliger Stifter beständig den Namen Jesus im Munde führte. Man nannte sie auch Clericos apostolicos conventus S. Hieronymi, Fr. Clercs apostoliques de S. Jérôme, weil sie für den h. Hieronymus eine ausnehmende Verehrung bezeigten, und ihm ihre mehresten Kirchen und Bethäuser widmeten. Sie folgten übrigens der Regel des heil. Augustinus. Pabst Clemens IX. hob 1668. diesen Mönchsorden auf; Nonnenklöster dieses Institutes aber findet man noch hin und wieder in Italien. Die Jesuaterinnen führen eine sehr strenge Lebensart; gehen in weißem Tuch gekleidet, mit einem ledernen Gürtel, lohfarbigen Mantel, und einem weißen Schleyer

Jesuit, der Name eines vom heil. **Ignatius von Loyola**, unter dem Namen der Gesellschaft Jesu, L. Societas Jesu, Fr. la Compagnie ou Societé de Jésus, gestifteten, vom Pabst **Paul III.** im J. 1540 und 1543. bestätigten, seit einigen Jahren aber in den mehresten Staaten aufgehobenen, doch zum Theil auch wieder errichteten, geistlichen Ordens, welche das tridentinische Concilium Clericos regulares nennt; nach dem Lat. Jesuita, Fr. Jésuite.

Gerade um die Zeit, als **Luther** und **Calvin** durch ihre Trennung von der römischen Kirche, die Grundfeste des päbstliches Stuhles erschütterten, fand derselbe an dem neu errichteten Orden der Gesellschaft Jesu eine kräftige Stüze; und was ihm von den Reformatoren auf einer Seite entrissen wurde, das gewann diese Kriegsschaar Jesu und des Pabstes auf der andern Seite doppelt wieder, indem sie durch ihre Missionen einen großen Theil der übrigen Welt zum christlichen Glauben brachte, und Feuer und Schwert zu Hülfe nahm, wo freundliche Ueberredung und Gründe nichts fruchten wollten. Keine Ordensgesellschaft hat sich so weit ausgebreitet, und einen so großen Einfluß in die politische Verfassung der Staaten gehabt, als diese. Es verdient daher eine kurze Geschichte der Errichtung, des Geistes, der Gesetze, der Regierung, und der Schicksale dieses so berühmten Ordens, im gegenwärtigem Werke in aller Absicht eine Stelle.

Wenn man die geschwinden Schritte, mit welchen diese Gesellschaft sich dem Reichthume und der Macht genähert hat, die bewundernswürdige Klugheit, mit welcher sie regiert ist, und den unermüdeten systematischen Geist, mit dem alle ihre Plane ausgeführt sind, überdenkt: so könnte man leicht dazu gebracht werden, dem Erfinder dieser besondern Einrichtung einen außerordentlichen Verstand zuzuschreiben, und voraus zu

setzen, daß er den Plan mit der tiefsten Politik angelegt und verfertigt habe. Gleichwohl aber haben die Jesuiten, eben so wie andere Mönchsorden, das Daseyn des ihrigen, nicht dem großen Verstande des Stifters, sondern seinem Enthusiasmus, zu danken.

Ignatius, ein Sohn eines spanischen Edelmannes und der Stifter des Jesuiter-Ordens, wurde im J. 1491, in Biscaya, auf dem seinem Vater zugehörigen Schlosse Loyola geboren. Er war das jüngste von eilf Kindern, welche seine Mutter Donna Marina, eine Edle aus dem Hause Baldi, welches mit dem Grafen von Puebla nahe verwandt war, seinem Vater, dem Don Bertrand, Herrn von Ognez und Loyola zur Welt brachte. Seine Aeltern, die bey einer so zahlreichen Familie und geringen Einkünften, nicht viel auf die Erziehung ihrer Kinder wenden konnten, bestimmten ihn anfänglich zum Hofleben, und erhielten für ihn eine Stelle unter den Pagen des katholischen Königes Ferdinand V. Er hatte aber mehr Neigung zum Soldatenstande, den er auch wählte. Sein erster Feldzug war bey der Belagerung von Najara, einer kleinen Stadt auf der biscayischen Gränze, deren Eroberung zum Theil seiner Tapferkeit zugeschrieben wurde. Er begnügte sich mit dem Ruhme, und nahm an der Plünderung der Stadt keinen Antheil. Bey der Vertheidigung des Schlosses zu Pampelona, der Hauptstadt in Navarra, wider die Franzosen, welche es im J. 1521 belagerten, wurde er durch ein abgesprungenes Stück Stein an dem rechten, und durch eine Stückkugel an dem linken Beine verwundet, und gerieth in Gefangenschaft. Die Feinde verpflegten ihn auf das beste, und brachten ihn endlich zu den Seinigen, nach dem nicht weit davon entfernten Schlosse Loyola. Als er wieder geheilet war, fand sich, aller angewandten Mittel ungeachtet, das rechte

Bein

Bein kürzer als das linke; ein Umstand, welcher einem jungen Manne, dem es nicht an Eitelkeit fehlte, äußerst empfindlich seyn mußte. Wahrscheinlicherweise hatte auch dieser Zufall im Grunde mehr zu dem Entschluß seiner Bekehrung beygetragen, als das Lesen der Lebensbeschreibung der Heiligen, womit er sich während der Cur in Ermanglung eines Romanes, die Zeit vertrieb. Die Folge der Geschichte zeigt, daß Ignatius ein feuriger Kopf war, welcher leicht durch eine lebhafte Einbildungskraft erhitzet werden konnte. Nimmt man nun den Geist des damaligen schwärmerischen Jahrhundertes dazu, so läßt sich leicht begreifen, wie aus einem jungen Kriegsmanne auf einmal ein Pilgrim hat werden können. Er stahl sich im J. 1522, vom dem Schlosse zu Loyola weg, und gieng nach Montserrate, wo ein berühmtes Gnadenbild der heil. Jungfrau war. Hier wollte er sich zu einer Reise nach dem gelobten Lande vorbereiten. Als er in Montserrate angekommen war, bereitete er sich durch eine allgemeine Beichte drey Tage lang, warf sich darauf vor dem Gnadenbilde andächtig nieder, hielt die so genannte Waffenwache, indem er eine ganze Nacht vor derselben in voller Rüstung wachte, und nachdem er seine Kleidung gegen die von einem Bettler vertauscht, sein Maulthier dem dortigen Kloster geschenkt, und seinen Degen an einem Pfeiler neben dem Altare gehängt hatte, setzt er in dem damals gewöhnlichen Aufzuge eines Pilgrims, mit dem Stabe in der Hand, der Kürbißflasche an der Seite, mit bloßem Haupte und einem bloßen Fuße, weil er den andern Fuß wegen der Wunde noch verbunden halten mußte, seinen Weg nach Barcelona fort, wo er sich zu einer Reise nach dem heil. Lande einzuschiffen gedachte. Weil aber damals die Pest zu Barcelona herrschte, entschloß er sich, so lange zu Manresa, einer Stadt in Catalonien, zu bleiben, bis die ansteckende Seuche vorüber wäre.

Er

Er begab sich in das für Pilger und Kranke befindliche Hospital dieser Stadt, wo er den Kranken aufwartete, und sich selbst fleißig kasteyete. Als er aber merkte, daß man ihn für eine wichtige Person hielt, als wofür er angesehen seyn wollte, indem sich das Gerücht verbreitete, daß unter dem Pilgerkleide eine vornehme Standesperson verborgen sey, welche unerkannt Buße thun wolle, so verließ er das Hospital, und verbarg sich in eine Höhle oder Einöde nicht weit von Manresa. Die äußerste Strenge, womit er hier seinen Körper durch Fasten und Kasteyen behandelte, mattete ihn dermaßen ab, daß er endlich von allen Kräften kam, und dem Tode nahe war. In diesem elenden Zustande fand man ihn eines Tages vor der Höhle liegend, und schleppte ihn wider seinen Willen in das Lucienspital zurück. Er erholte sich wieder, und entschloß sich nun, nicht nur an seinem eigenen, sondern auch an anderer Seelenheil zu arbeiten, und öffentliche Buße zu predigen. In dieser Absicht gieng er am Palmsonntage 1523., nach Venedig, wo er auf einem Schiffe nach Cypern, und von da aus nach dem Hafen Jaffa fuhr, wo er am letzten August dess. J. ankam, und zu Lande nach Jerusalem gieng, um die Muhamedaner zu bekehren. Der dortige Franciscanerprovincial wollte das nicht leiden; und da Ignatius außerdem bemerkte, daß er weder die Sprache der Türken, noch auch ihre Religion und Sitten kenne, und daß es ihm über dies auch an den zu einem geistlichen Redner erforderlichen Grundwissenschaften gänzlich mangelte, weil er in seiner Jugend weder Sprachen, noch Philosophie, noch Logik, gelernt hatte, so hielt er es für das beste, nach Europa zurück zu kehren, und ordentlich zu studiren. Zu Ende des Jänners 1524., kam er, nach einer Schifffahrt von mehr als 2 Monaten, wieder glücklich zu Venedig an. Er fieng also in seinem 33sten Jahre zu Barcelona an,

des nachzuholen, was er in seiner Jugend versäumt hatte, und erlernte daselbst erst die lateinische Sprache; besuchte nach zwey Jahren die hohen Schulen zu Alcala und Salamanca, und legte sich daselbst auf die Philosophie: von da gieng er nach Paris, wo er auch die Theologie trieb, und im J. 1534 die Magisterwürde erhielt.

Während seiner Studien setzte er aber, nebst seinem Bekehrungsgeschäfte, auch seine übrige gute Werke und gottselige Uebungen fort, und zog einige Leute an sich, die gewissermaßen als seine Schüler anzusehen waren. Er hatte schon zu Alcala vier Anhänger, die mit ihm solche gute Werke trieben, und sich durch gleichförmige Kleidung auszeichneten, indem sie graue Röcke und Hüte trugen, und mehrentheils barfuß giengen, weswegen man sie nur die Friesröcke zu nennen pflegte. Dieses sowohl als ihre Predigten und öffentliches Catechisiren, machte die Ketzergericht aufmerksam, und ehe man sichs versahe, saßen die fünf Bekehrer gefangen, und kamen nur unter dem scharfen Verbote, sich alles Predigens, Catechisirens und Bekehrens, auch der uniformen Kleidung und des Barfußgehens zu enthalten, mit genauer Noth davon, und seine Schüler verließen ihn nach und nach ganz. In Paris war er glücklicher; er siegte nicht nur über den dortigen Ketzerrichter, sondern er bekam auch sechs neue Gefährten, welche ihm beständig treu geblieben, und in der Folge merkwürdig geworden sind. Es vereinigten sich nämlich daselbst mit ihm, Peter le Fevre, Franz Xaver, Jacob Lainez von Almazan, Alphonsus Salmeron, Nicolaus Alphonsus, mit dem Zunamen Bobadilla von seinem Geburtsorte, und Simon Rodriguez von Azendo. Während der Reise des Ignatius nach Spanien regierte sie le Fevre, welcher noch drey Andere, Claudius le Jai von Annessi, Johann Codure und Paguier Brouet, zu Schülern machte.

machte. Die sechs Erstern von diesen führte Ignatius am Tage Mariä Himmelfahrt, d. 15. Aug. 1534. in die Kirche der Abtey Montmartre bey Paris, wo le Fevre ihnen in der unterirdischen Capelle Messe las; und nachdem sie zusammen communiciret hatten, so thaten sie alle sieben mit lauter und vernehmlicher Stimme ein Gelübde, eine Wallfahrt nach dem heil. Lande zur Bekehrung der Ungläubigen in der Levante zu thun; alles dasjenige zu verlassen, was sie auf der Welt hatten, außer dem, was sie brauchten, nach dem gelobten Lande zu kommen; und im Falle nicht hinein kommen oder daselbst bleiben könnten, nach Rom zu gehen, sich dem Pabste zu Füßen zu werfen, und ihm ihre Dienste anzubieten, und zwar ganz uneingeschränkt zu irgend einem Auftrage, Geschäfte oder Sendung, wie und wohin er wolle. Sie verabredeten dabey, daß solches Gelübde erst im dritten Jahre hernach, nämlich zu Anfange des Jahres 1537, ins Werk gerichtet, die Zwischenzeit aber zu Vollendung ihrer theologischen Studien verwendet werden solle. Dieses Bündniß erneuerten sie jährlich d. 15. Aug., und man kann diese Begebenheit mit Recht als die erste eigentliche Grundlage des Jesuiterordens ansehen. Die drey letztern thaten nachher zu Montmartre eben dieses Gelübde, welches die übrigen erneuerten. Zu Venedig, wo Ignatius mit seinen Schülern 1537. zusammen kam, trat auch Jacob Hozez zu ihrer Gesellschaft als das eilfte Mitglied, welcher aber bald starb, und dessen Verlust durch den Franz Strada gleich darauf wieder ersetzt wurde.

Nun sollte also der Zug in das heilige Land vor sich gehen; man hielt aber für dienlich, zuvor in Rom des heil. Vaters, Paul III. apostolischen Segen und Almosen zu einer solchen Reise zu suchen. Ignatius selbst getrauete sich aber nicht nach Rom zu gehen, weil er Feinde am päbstlichen Hofe hatte. Er blieb

also in Venedig, und seine sämtliche Schüler giengen nach Rom, wo sie, über ihre Erwartung, wohl aufgenommen wurden, und von wannen sie nicht nur mit reichem apostolischen Segen, sondern auch mit einem ansehnlichen Zehrgelde, zu ihrer Wallfahrt ausgerüstet, zurück kamen. Nun legten sie alle das Gelübde der Armuth und Keuschheit in die Hände des dortigen päbstlichen Nuntius **Verallt** ab; diejenigen unter ihnen, welche noch nicht Priester waren, worunter sich **Ignatius** selbst befand, ließen sich die Weihe geben, und bereiteten sich zu ihrem neuen apostolischen Stande durch eine vierzigtägige Buße in Einöden, und predigten nunmehr auf allen Straßen und Marktplätzen. Ihre Reise nach dem heil. Lande, welches die ursprüngliche erste Absicht ihrer Verbindung war, wurde aber durch den Krieg, in welchem die Republik Venedig damals mit den Türken verwickelt war, vereitelt; und sie entschlossen sich daher, eine Deputation nach Rom zu schicken, um den heiligen Vater ihre Dienste anzubieten. **Ignatius** nahm, in Begleitung zweyer seiner Schüler, des le **Fevre** und **Lainez**, dieses Geschäft selbst über sich, und wurde von dem Pabste sehr gnädig empfangen; erhielt auch gleich für sich die Erlaubniß in Rom zu predigen und sein Bekehrungsgeschäft fortzusetzen, seine beyde Gefährten aber erhielten Lehrstellen in dem Collegio della Sapienza. Er rief nunmehr seine sämtlichen Schüler zu sich nach Rom, und setzte einen Entwurf zur förmlichen Einrichtung seiner Gesellschaft auf, den er vermittelst des Cardinales, **Caspar Contarini**, dem Pabste überreichen ließ. Der Hauptinhalt desselben bestand darin: daß die Gesellschaft, außer den beyden Gelübden der Armuth und Keuschheit, sich auch noch zu einem unbedingten blinden Gehorsam gegen den Pabst, zu Missionen und andern Aufträgen desselben, verbinden solle. Er bestimmte darin ferner die Rechte und Macht eines unter

sich

sich zu wählenden Oberhauptes oder Generalsuperiors, dem die sämtlichen Mitglieder gleichfalls strengen Gehorsam aus Demuth leisten sollten. Weder die einzelnen Glieder, noch die ganze Gesellschaft, ausgenommen was die Collegia für Studierende beträfe, sollten einige Einkünfte oder liegende Gründe besitzen, u. s. w. Dieser Plan, welchen Ignatius von der Einrichtung und den Gesetzen seiner Gesellschaft machte, wurde ihm, wie er sagte, und wie seine Nachfolger noch immer lehren, unmittelbar von dem heil. Geiste eingegeben. Dieses hohen Ursprunges ungeachtet aber, fand sein Vorsatz im Anfange sehr große Hindernisse. Der Papst, an den er sich gewandt hatte, um seine Ordensstiftung von ihm autorisirt zu sehen, übergab die Sache einer Commission von drey Cardinälen. Diese machten allerley Einwendungen, und stellten vor, die Errichtung sey eben so unnöthig als gefährlich; und aus dieser Ursache wollte der Papst seine Genehmigung nicht dazu geben. Als die Cardinäle aber sahen, daß Luther's und Calvin's Lehren sich überall ausbreiteten, so riethen sie selbst, sie zu deren Widerlegung zu gebrauchen. Der Papst entschloß sich daher, den Plan zu billigen, und d. 27. Sept. 1540 erschien die förmliche Bestätigungsbulle des Papstes, worin er diesem neuen Orden den Namen der Gesellschaft Jesu beylegte, und dem Ignatius und seinen Gefährten, deren Anzahl er auf 60 Professen setzte, erlaubte, Statuten zu machen, so wie sie solche für dienlich erachten würden.

So bald die Gesellschaft vom Papste bestätigt war, veranstaltete Ignatius, daß sie auch ein Haupt bekäme. Die Wahl fiel auf Ignatius, welcher aber diese Würde ausschlug. Bey der zweyten Wahl bekam er abermal alle Stimmen; da er sie dann auf Zureden seines Beichtvaters, eines Franciscaners, des P. Theodor, annahm. Er übernahm also als erster Ge-

neral die Regierung über Gesellschaft Jesu, am Ostertage 1541; und am folgenden Freytage, d. 27. Apr., thaten alle diejenigen von seinen Schülern, welche zu Rom waren, in der Hauptkirche zu St. Paul, außer den Mauern der Stadt, ihre feyerliche Profeß, (d. h. sie legten ihr feyerliches Ordensbekenntniß ab,) wodurch sie sich insgesamt anheischig machten, eine beständige Armuth, Keuschheit und beständigen Gehorsam, nach der in ihrer Stiftungsbulle enthaltenen Lebensart, zu beobachten. Gleichfalls gelobeten sie dem Papste einen besondern Gehorsam in Ansehung der Glaubensbothschaften, und verbanden sich, die Kinder in dem Christenthume zu unterrichten. Unter des Stifters seiner Profeß, und der andern ihrer, war der Unterschied, daß er sein Versprechen unmittelbar dem Papste that, seine Gefährten aber das ihrige ihm, als ihrem Generale und Haupte, thaten.

Da dieser Orden vielen Beyfall in Publicum fand, indem im J. 1542 das erste Collegium der Gesellschaft Jesu zu Coimbra, von Johann III., Könige in Portugall gestiftet wurde, welches im folgenden 1543sten Jahre aus 25 Personen bestand, die ganze Gesellschaft aber 80 Glieder enthielt, welche in der ganzen Welt zerstreuet waren, mithin schon im zweyten Jahre die Anzahl der Professen größer war, als sie nach der Stiftungsbulle seyn sollte: so erlaubte Paul III. in einer zweyten Bulle, vom 15. März 1543, daß der Orden sich ohne Einschränkung der Personen und der Zeit ausbreiten könnte, und verstattete dem Stifter desselben ein eben so unbegränztes Recht der Gesetzgebung, Errichtung, Aenderung oder Aufhebung der Constitutionen dieses neuen Ordens. Nun fing die Gesellschaft an, sich mit aller Macht in Italien auszubreiten. Schon in den ersten fünf Jahren erhielten sie auch Collegia in Portugal, Spanien, in Deutschland, und in den Niederlanden; und da sie sich haupt-

sächlich auf Sprachen und Wissenschaften legten, und den Schulunterricht zu einer ihrer Hauptbeschäftigungen machten, so gab nicht nur der Papst in eben dem Jahre diesen Religiosen die Kirche zu St. Andreas de Phraeta, sondern sie legten auch in dem nämlichen Jahre den Grund zu ihrem Professhause, welches schon im folgenden Jahre bewohnet werden konnte; und die Kirche, mit Namen Jesus, wurde mit vieler Pracht durch des Cardinals Alexander Farnese Freygebigkeit erbauet, welcher 1568 den Grund dazu hatte legen lassen. Auch in Venedig, Florenz, Neapel und Bologna nahm man sie auf, und gab ihnen eigene Collegia; und zu Loretto erhielten sie das einträgliche Kloster, welches vorher die Carmeliter besessen hatten. Franciscus von Borgia, Herzog von Gandia, nahm im J. 1551 nachdem er sein Herzogthum Gandia seinem ältesten Sohne abgetreten hatte, die Kleidung der Jesuiten in dem Collegio zu Ognato, 4 Meilen von Loyola, an. Besonders aber that sich diese Gesellschaft gleich anfangs durch Missionen hervor. Franz Xaver, ein Edelmann aus Navarra, und einer von Ignazens ersten Anhängern, gieng schon gleich im ersten Jahre nach Ost-Indien; und in Coimbra und zu Goa wurden ansehnliche Seminaria für die Missionen angelegt. Im J. 1555, sandten sie eine ansehnliche Gesellschaft von 13 Personen als Missionarien nach Aethiopien und Abyssinien, und so breiteten sie sich in kurzer Zeit fast über den ganzen Erdboden aus. Die Gesellschaft war in 4 Provinzen eingetheilt, nämlich Italien, Spanien, Portugal und Indien. Die Provinz Spanien wurde im J. 1552 in zwey, und 1554 in drey, abgetheilet. Nur in Frankreich hatten die Jesuiten noch kein Haus, obgleich ihr Orden daselbst seinen Ursprung genommen hatte.

Nachdem Ignatius seine Stiftung überall ausgebreitet sah; Collegia und Häuser zu Rom, zu Loretto,

zu Neapel, zu Florenz, zu Bologna, zu Venedig, zu Perusa, zu Modena und an andern Orten erbauet worden, und er selbst das deutsche Collegium zu Rom zu Erziehung der Kinder armer fremder Edelleute, und zwey Klöster für weltliche Weiber und Mädchen, nämlich der heil. Martha, und der h. Catharina dell' Funari, zu Stande gebracht hatte: so starb er d. 31. Jul. 1556, im 65sten Jahre seines Alters, 35 Jahre nach seiner Bekehrung, und 16 nach Stiftung seiner Gesellschaft. Er hinterließ den Orden in einem blühenden Zustande, indem derselbe damals schon aus 12 Provinzen bestand, und über 100 Collegia zählte. Der Leichnam des Stifters wurde in der Kirche des Profeßhauses zu Rom, an dem Fuße des hohen Altares, an der Evangelienseite, begraben, wo er bis 1568 blieb, da man ihn heraus nahm, um den Grund zu der neuen prächtigen Jesuiterkirche zu legen, welche der Cardinal Farnese bauen ließ, und wurde inzwischen an einen andern Ort der alten Kirche gebracht. Als die neue völlig erbauet war, versetzte der P. Aquaviva, General, im J. 1587 denselben in solche; und nachdem ihn der Papst Gregorius XV. im J. 1622 zum Heiligen erklärt hatte, errichtete man ihm zu Ehren eine Capelle, welche zu Ende des vorigen Jahrhundertes mit vieler Pracht ausgeschmücket, und in welcher er nachher, so lange der Orden noch existirte, besonders verehret wurde.

Nach des Ignatius Tode wartete man zwey Jahre, ehe man ihm einen Nachfolger gab. Der Krieg, welcher zwischen dem Papste Paul IV., und Philipp II. Könige in Spanien, entstand, war die Ursache, daß man keine Generalzusammenkunft halten konnte. Die Wälschen wählten unter dieser Zeit den P. Jacob Lainez zum Generalvicar; und die Spanier, welche nicht wußten, was die Wälschen gethan hatten, erwählten ihrer Seits den P. Natal. Dieser aber trat

dem

dem P. Lainez die Superiorwürde ab, nachdem dieser im J. 1558 in der allgemeinen Zusammenkunft zum General erwählt worden war. Pius V. nöthigte sie durch ein Decret vom J. 1567, im Chore das Amt herzusagen, und verbot ihnen, einen von ihren Patribus, der nicht Profeß gethan und sein feyerliches Gelübde nicht abgelegt hätte, zum Priesterthum zu erheben. Gregorius XIII stellte aber durch eine Bulle v. J. 1573, die Gesellschaft wieder in ihren ersten Stand. Unter des P. Lainez Regierung erhielt endlich der Orden, im J. 1561, die Erlaubniß, sich in Frankreich in dem Clermontscollegio niederzulassen. Dieses Collegium ist nachher durch die Freygebigkeit der Könige in Frankreich, Heinrich's IV, Ludwig's XIII. und vornämlich Ludwig's XIV. sehr erweitert worden, welcher im J. 1683 dieses Collegium für eine königliche Stiftung erklärte. Zur Erkenntlichkeit für die großen Wohlthaten dieses Herren gab man ihm seinen Namen. Nachdem der P. Lainez diesen Orden 8 Jahre lang regiert hatte, starb er 1564, und hatte den heil. Franciscus von Borgia zum Nachfolger.

Die Gesellschaft besaß damals 130 Häuser oder Collegien, welche in 18 Provinzen abgetheilt waren, die durch dieses Generales Sorgfalt noch vermehrt wurden, welcher viele Häuser, sowohl in Europa, als Amerika, anlegte. Die Jesuiten hatten schon 5 Häuser zu Rom, als: das Profeßhaus, das Novitiat, das römische Collegium, das deutsche Collegium, und das römische Seminarium, als Franciscus von Borgia, im J. 1570, von dem Papste Pius V. das Collegium der Büßer zu St. Peter erhielt. Die Collegia der Griechen, Maroniten, Engländer, Scoten und Irelander, sind ihnen nachher noch gegeben worden.

Nach dem Tode des h. Francisc. von Borgia, im J. 1572, wurde der P. Mercurian, ein Flamänder, zum General dieses Ordens erwählet. Er hatte

im J. 1581 den P. Aquaviva, aus dem Hause der Herzoge von Atri im Königreiche Neapel, zum Nachfolger, welcher diese Stelle bis 1615 bekleidete, da man ihm nach seinem Tode den P. Vitelleschi zum Nachfolger gab, welcher im J. 1645 starb.

Unter dem General Vitelleschi feyerte man mit vieler Pracht zu Rom, in Deutschland und vielen andern Ländern, das hunderrjährige Jubelfest des Ordens. Diese Solennität fing anfänglich zu Rom 1639, in dem römischen Collezio, d. 25. Sept. am Feste der heil. Märterer Cosmus und Damian an, als an welchem Tage der Orden vor 100 Jahren die erste Billigung mündlich von dem Papste Paul III. erhalten hatte. Zu feyerlicher Begehung dieses Jubelfestes gab das damals in großem Ansehen, Würden und Reichthum stehende Barberinische Haus allen Anlaß und Vorschub. Die auf dieses von der Gesellschaft Jesu begangene erste Jubelfest geprägte Gedächtnißmünze, findet man Fig. 1642 abgebildet. Die erste Seite zeigt des Papstes Urban's VIII. Brustbild im Profil, mit vorgewandter rechter Gesichtsseite, bloßen Haupte mit der Priesterkrone, starken Barte, und angethan mit dem Pluvial. Umher steht der Titel: URBANUS. VIII. PON. tifex. MAX. imusA.nno. XVII. (d. i. Urban der achte, Papst, im 17. Jahre der Regierung). Die andere Seite enthält zwischen zweyen Engelköpfchen, folgende Inschrift in 7 Zeilen: MUNIFICENTIA ANT. BARBERINI S. R. E. CARD. CAM. SOCIET. JESU ANN. C. PIE. CELEBRATO S. CIↃIↃCXXXIX V. KAL. OCT. (d. h. Bey dem durch die Mildigkeit Antonii Barberini, der heil. röm. Kirche Cardinals und Kämmerers, der Gesellschaft Jesu gottselig gefeyerten hunderten Jahre, im Jahre des Heils 1639, d. 27. Tag des Septembers.

Das Buch, welches den Titel führt: Imago primi Seculi Societatis *Jesu* à provincia Flandro-Belgica ejusdem socie-

societatis repræsentata. und zu Antwerpen ex officina Plantiniana Balthasaris Moreti Anno societatis seculari 1640 in fol. gedruckt worden ist, ist das schönste Denkmal von dieser jesuitischen Jubelfeyer. Es wird darin der Ursprung, das Wachsthum und die Beschaffenheit der Gesellschaft Jesu vorgestellt, und es besteht aus 6 Büchern, in welchen alle Handlungen Jesu mit den Handlungen dieser Gesellschaft verglichen werden. Das 6te Buch beschreibt, was sich in den Niederlanden mit den Jesuiten zugetragen hat; daher dieses Werk auch meistentheils unterdrückt worden ist. Es ist überaus prächtig gedruckt, und enthält 118 zu Ehren der Gesellschaft in Kupfer gestochene Sinnbilder. Das größte Frohlocken wird unter andern in Prolegomenis, S. 49, darüber bezeigt, daß in dem Zunamen des Stifters die hunderte Zahl enthalten ist:

Adspicis? en centum LoyoLa amplectitur annos.

So mangelt es auch nicht an biblischen Chronostichis, als: aus dem 32. Psalm: eXVLtate, eXVLtate IVstI In VoMIno.

Und aus Luc. 1. eXVLtaVIt spIrItVs MeVs In Deo saLVtarI.

Der Orden hatte sich damals schon in allen Theilen der Welt dermaßen vermehret, daß es, nach dem Verzeichnisse, welches herausgegeben wurde, ihrer über 800, sowohl Collegia, Profeßhäuser und Probehäuser, als auch Residenzen, gab, welche insgesamt in 36 Provinzen abgetheilt waren, worin sich über 15000 Jesuiten befanden. Die Gesellschaft hat nach der Zeit unter den Generalen, welche dem P. Vitelleschi gefolget sind, nämlich P. P. Nicolaus, Oliva, Gvnzalez und Tamburin, neuen Fortgang gehabt.

Die Statuten, welche Ignatius für seine Gesellschaft aufsetzte, sind in 10 Abschnitte abgetheilt, vor welchen eine Prüfung vorher geht, die man mit denen anstellen soll, welche sich angeben, in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er will, man solle sie nach ihrer Aufnahme einen Monat lang in dem Hause prüfen, und sie die geistlichen Uebungen anstellen und eine

allgemeine Beichte ablegen lassen, worauf sie die ordentliche Kleidung der Gesellschaft annehmen sollen. Das Novitiat soll zwey Jahre dauern, und sie sollen täglich etwas auswendig lernen, ihr Gedächtniß zu stärken, ohne jedoch ihnen das Studieren zu erlauben. Ueberdieß verordnet er, sie sollen den Kranken einen Monat lang in dem Hospitale dienen, und einen andern Monat eine Wallfahrt zu Fuße thun, ohne Zehrpfennig, und Almosen betteln. Nach den zwey Probejahren sollen die jungen Leute der Gesellschaft zum Studieren angehalten werden; und er bestimmte die Wissenschaften, welche sie studieren sollen; und aus Furcht, die Liebe zu den Wissenschaften möchte nach und nach den Geist der Frömmigkeit schwächen, hat er die Uebungen vorgeschrieben, welche man zur Zeit des Studierens beobachten soll. Nach solcher befahl er ein zweytes Novitiat von einem Jahre, wo man sich nur der Uebungen des geistlichen Lebens befleißiget, damit man dasjenige ausüben lerne, was man andere lehren soll.

Ignatius machte in seinem Orden drey verschiedene Grade; der erste war von Professen, der zweyte von schon gebildeten Mitarbeitern, und der dritte von schon gebildeten Schülern, außer den Novitien. Unter den Professen gab es wieder zweyerley Arten; die einen hatten 4, die andern nur 3 Gelübde. Es gab auch zweyerley Mitarbeiter, geistliche und weltliche. Die Gelübde der Professen waren feyerlich, der Mitarbeiter ihre öffentlich, aber nur geringe. Der Schüler ihre waren ganz geringe; sie geschahen nur in Gegenwart der Hausgenossen; es wurde Niemand von dem Generale abgeordnet, sie anzunehmen; da hingegen der Professen und der Mitarbeiter ihre in seine oder in die Hände derjenigen, die er dazu abgeordnet hatte, abzeleget wurden.

Die Formel der Gelübde der Professen ist diese: Ich „N. gelobe und verspreche dem allmächtigen Gott, in „Gegenwart der heiligsten Jungfrau, der ganzen himmlischen Hofstatt und aller Umstehenden; und Euch, Ehrwürdiger Vater General der Gesellschaft Jesu, an Gottes Statt; und Euern Nachfolgern, Armuth, Keuschheit und Gehorsam, und nach diesem Gehorsame, besondere Sorge für dasjenige zu tragen, was man junge Leute, nach der in den apostolischen Briefen der „Gesellschaft Jesu und in ihren Satzungen enthaltenen „Lebensart lehren soll,, Geschehen ꝛc.

Diejenigen, welche die vier Gelübde thun, setzen hinzu: „Und außerdem verspreche ich ins besondere dem Papste „Gehorsam in Ansehung dessen, was die Missionen betrifft; wie es in eben den apostolischen Briefen und „Satzungen enthalten ist.,,

Die Mitarbeiter sagen nicht: ich gelobe, sondern nur; ich verspreche; und die weltlichen Mitarbeiter lassen dasjenige weg, was die Unterweisung der Jugend betrifft.

Die gebilligten Schüler, welche nur geringe Gelübde thun, verbinden sich der Gesellschaft, und versprechen, bey ihr in der Beobachtung der Gelübde der Armuth, der Keuschheit, und des Gehorsams, zu leben und zu sterben, und verbinden sich ausdrücklich durch ein Gelübde, den Grad anzunehmen, den man nachher für sie am bequemsten finden wird.

Die Professen müssen, ehe sie Profeß thun, und die Mitarbeiter, ehe sie ihre Gelübde ablegen, drey Tage lang von Thüre zu Thüre gehen, und Almosen betteln.

Ihre Kleidung besteht in einem Leibrocke und einem langen Mantel, wie der Geistlichen; sie haben aber kein Ueberschlägelchen, weil die Geistlichen zu der Zeit, da der Orden entstand, keines trugen. Die gebilligten Schüler tragen in Frankreich auch den langen Mantel; in Italien aber haben sie statt des Mantels einen Rock. Die Absicht, welche Ignatius hatte, alle Menschen zu bekehren, wenn es möglich wäre, verursachte, daß er befahl, es sollte die Gesellschaft, weil sie doch öfters mit Ketzern und Freygeistern, welche sich über die Religiosenkleidung nur aufhalten,

zu thun hätte, keine besondere Tracht annehmen, damit sie überall mehr Zutritt hätte. In den Ländern der Ungläubigen, wo die Missionarien der Jesuiten das Evangelium verkündigten, kleideten sie sich mehrentheils nach der Landestracht, um auf diese Art weniger Aufsehen bey dem Volke zu machen, und sich den Eintritt in ihre Gesellschaften zu erleichtern, und da sie sich in China auf die mathematischen und astronomischen Wissenschaften vorzüglich legten, und deshalb bey den Chinesern in besonderm Ansehen standen, so erhielten sie die Erlaubniß, in der gewöhnlichen Kleidung der Mandarinen zu erscheinen. Die Academien der Wissenschaften in Petersburg und Paris haben den Missionarien der Jesuiten sehr wichtige Beobachtungen in diesem Fache zu verdanken.

Diese Gesellschaft hatte außerordentlich viele berühmte Personen in allerley Wissenschaften. Sie würde auch eine große Anzahl Prälaten der Kirche gegeben haben, wofern nicht Ignaz seine Religiosen durch ein Gelübde verbunden hätte, den Prälaturen zu entsagen, und sie auszuschlagen, wenn sie ihnen angeboten würden. Gleichwohl hat es einige Cardinäle von diesem Orden gegeben, als: die Cardinäle Tolet, Bellarmin, von Lugo, Palavicin, Pasmanni, welcher auch Erzbischof von Gran gewesen, Nitard, Ptolomäi, und Alexander von Ursini; doch haben sie vom Papste einen Befehl erhalten müssen, den Hut anzunehmen.

Der Orden hat drey Heilige, als: den Ignaz, den Franz Xaver, und den Francisc. von Borgia. Drey andere sind selig gesprochen worden, als: Stanisl. Koske, Ludw. von Gonzaga, und Joh. Franz Regis. Drey sind von der Kirche für Märterer erkannt worden, als: Paul Michi, Joh. von Goto und Jac. Chisai. Der Pater Lorenz Ricci ist dadurch vorzüglich berühmt geworden, weil er der letzte General

ral des nun aufgehobenen Jesuiterordens war, und bis an sein Ende auf der Engelsburg in Rom gefangen saß, wo er im J. 1775 starb.

Zum Wappen führt der Orden einen goldenen Namen Jesus, mit Strahlen umgeben, in blauem Felde, nebst dem Wahlspruche: ad majorem Dei gloriam (d. h. zur Ausbreitung der Ehre Gottes.)

Die Einrichtung und die Gesetze der Gesellschaft, wurden von Lainez und Aquaviva, welche, erwähntermaßen, nach dem Ignaz Generale des Ordens waren, und ihren Vorgänger an Fähigkeit und Regierungskunst weit übertrafen, vollkommen gemacht. Diese baueten das System von tiefer und künstlicher Politik, welches den Orden characterisirt. Die starke Dosis von Schwärmerey, womit jene Einrichtungen versetzt sind, gehört allein dem Stifter Ignatius. Es kamen verschiedene Ursachen zusammen, welche diesem Orden einen so besondern Character gaben, und die Mitglieder desselben lehrten, nicht nur einen größern Antheil an den weltlichen Geschäften zu nehmen, als alle andere Mönchsgesellschaften, sondern auch den wichtigsten Einfluß in die Führung derselben zu haben. Einer der Hauptgegenstände aller Mönchsorden ist, die Menschen von der Welt und von aller Verbindung mit ihren Geschäften zu trennen. In der Einsamkeit und Stille des Klosters, ist ein solcher Mensch bestimmt, seine Seligkeit durch außerordentliche Werke der Reue und Frömmigkeit zu schaffen. Er ist todt für die Welt, und hat mit ihren Sachen nichts zu thun. Er kann dem menschlichen Geschlechte nur durch sein Beyspiel und Gebeth nützlich werden. Die Jesuiten hingegen müssen sich als Männer betrachten, welche zur Wirksamkeit gemacht sind. Sie sind erwählte Streiter, und verbunden, immer für den Dienst Gottes, und seines Statthalters auf Erden, des Papstes,

stes, zu fechten (*). Alles was den Unterricht der Unwissenden betrifft, alles, womit man den Feind angreifen, oder was man ihm entgegen setzen kann, gehört für sie. Damit sie zu diesen thätigen Diensten Zeit genug haben, sind sie von allen denen Amtspflichten, deren Ausübung die vornehmste Beschäftigung der übrigen Mönche ausmacht, gänzlich befreyet. Sie erscheinen bey keiner Procession; sie üben keine harte Züchtigungen gegen sich aus; sie verwenden nicht, wie die übrigen, die Hälfte ihrer Zeit auf die Wiederhohlung langwieriger Messen; aber ihre Pflicht ist, auf alles, was in der Welt vorgeht, Achtung zu geben, unter dem Vorwande des Einflusses, den dieses in die Religion haben könnte; sie sind angewiesen, die Denkungsart der Leute vom Range auszuspähen, und sich um deren Freundschaft zu bewerben. Ueberhaupt ist durch die ganze Einrichtung, durch das ganze Genie des Ordens, ein gewisser Geist der Activität und der Intrigue unter alle Mitglieder desselben verbreitet.

So sehr die Gesellschaft der Jesuiten in diesen Stücken von den andern Mönchsorden verschieden ist, eben so sehr ist sie es auch in der Art, wie sie regiert wird. Die andern Orden können als freywillige Versammlungen betrachtet werden, in welchen alles, was das Ganze betrifft, durch die gemeinschaftlichen Stimmen aller Mitglieder bestimmet und geordnet wird. Die ausübende Macht gehört dem ganzen Kloster, oder der Hauptperson darin; die gesetzgebende Macht, der ganzen Gesellschaft. Wichtige Sachen, welche einzelne Klöster betreffen, werden in den Capiteln der Conventualen; die, welche den ganzen Orden angehen, in allgemeinen Congregationen abgehandelt. Ignatius, welcher noch von dem uneingeschränkten Gehorsam, den

(*) Papst Benedict XIV. nannte sie die Janitscharen des heiligen Stuhles: ein schwer in Zaum zu haltendes, gefährliches Corps, welches aber sehr gut dient.

den er im Soldatenstande gelernt hatte, voll war, setzte fest, daß die Regierung seines Ordens gänzlich monarchisch seyn solle. Ein General welcher von den Deputirten der verschiedenen Provinzen auf Lebenszeit erwählet werden sollte, bekam die oberste und unabhängige Gewalt, die sich auf jede Person und jeden Fall erstreckte. Dieser sollte allein durch seine Autorität, die Provinzialen, die Superioren der Profeß- und Probehäuser, die Rectoren der Collegien, und alle übrige Regierungsbediente der Gesellschaft, ernennen und nach Gefallen absetzen. Ihm sollte die oberste Administration der Einkünfte und liegenden Gründe des Ordens zustehen. Jedes Mitglied des Ordens sollte gänzlich seiner Disposition unterworfen seyn. Durch seinen unwidersprechlichen Befehl, sollte er jedem nach Gutdünken ein Geschäft aufgeben, und zu diesen oder jenen Diensten brauchen können. Diesen Befehlen sollte ein jeder nicht allein äußerlichen Gehorsam leisten, sondern ihnen auch die Neigungen seines eigenen Willens, und die Schlüsse seines eigenen Verstandes aufopfern. Jeder sollte auf des Generales Gebothe horchen, als wenn Christus selbst sie ihm gäbe. Unter seiner Direction sollten sie bloß leidende Werkzeuge seyn, gleich dem Thone in der Hand des Töpfers, und den Skeletten, die keinen Widerstand leisten können. Diese besondere Regierungsform mußte nothwendig einen starken Eindruck auf die Gesinnung eines jeden Mitgliedes des Ordens machen, und allen seinen Unternehmungen eine besondere Stärke ertheilen. In den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechtes hat man kein Beyspiel eines so vollkommenen Despotismus, welcher noch dazu nicht etwann über Mönche, welche in die Zellen ihres Klosters eingeschlossen sind, sondern über Männer, die sich unter allen Nationen des Erdbodens ausgebreitet haben, ausgeübet worden ist.

Da die Gesetze des Ordens dem Generale eine so uneingeschränkte Gewalt über alle Mitglieder desselben zugestehen, so wird mit der größten Sorgfalt darauf gesehen, daß er von dem Character und den Fähigkeiten eines jeden seiner Unterthanen völlig unterrichtet sey. Ein jeder, der sich zu einen Candidaten des Ordens angiebt, ist verbunden, dem Superior des Hauses, oder einer von ihm bestellten Person, sein Gewissen zu beichten (conscientiam manifestale) und dabey muß er nicht allein seine Sünden und Mängel bekennen, sondern auch seine Neigungen, Leidenschaften, und dasjenige, wozu seine Seele den stärksten Hang hat, entdecken. Diese Beichte muß alle sechs Monate wiederholt werden. Doch ist die Gesellschaft noch nicht damit zufrieden, auf diese Art das ganze Herz kennen zu lernen; jedes Mitglied ist noch außer dem angewiesen, die Worte und Handlungen dessen, der im Novitiate steht, zu beobachten; ein jeder ist verbunden, ein Kundschafter desselben zu seyn, und jede Sache von Wichtigkeit, die ihn betrifft, dem Superior zu entdecken. Damit diese Erforschung ihres Characters so vollkommen, als möglich, werden möge, müssen sie, wie ich bereits erwähnt habe, ein langes Novitiat ausstehen, während dessen sie durch verschiedene Stufen des Ranges, welche in der Gesellschaft festgesetzt sind, höher steigen. Ein jeder muß das 33ste Jahr zurück gelegt haben, ehe er das letzte Gelübde thun kann, wodurch er eines von denen Mitgliedern, welche Professen genannt werden, wird. Auf diese Art erlangen die Superioren, unter deren unmittelbaren Aufsicht die Novitien stehen, eine vollkommene Kenntniß von den Neigungen und Talenten derselben. Damit aber der General, der die Seele ist, welche die ganze Gesellschaft belebt und bewegt, alles vor Augen haben könne, was nöthig ist, ihn zu unterrichten und zu leiten, so müssen die Provinzialen aus ganz Europa

monatlich einmal; die Rectoren, Superioren der Häuser und Novitienmeister alle 3 Monate an ihn schreiben; die in Indien aber geben ihm, wenn sich eine bequeme Gelegenheit bey dem Abgange der Schiffe darbietet, überhaupt Nachricht von ihren Untergebenen. Man schickt dem Generale, alle 3 Jahre das Verzeichniß von einer jeden Provinz, in welchem alles, was den Character eines jeden Religiosen, seine natürliche oder erworbene Geschicklichkeiten, sein Temperament, seine Erfahrung in Geschäften, und das besondere Departement, für welches er sich am besten schicken würde, betrifft, genau und mit allen Umständen angezeiget wird. Diese Berichte werden zusammen gezogen, in Ordnung gebracht und registrirt, damit der General auf einen Blick den ganzen Zustand der Gesellschaft in jedem Winkel der Erde übersehen, die Beschaffenheit und Talente eines jeden Mitgliedes beobachten, und also die Werkzeuge wählen könne, welche er nach seiner uneingeschränkten Macht für jeden Dienst bestimmt hat. Hr. v. Chalotais hat eine Berechnung gemacht, von der Anzahl dieser Berichte, welche der General der Jesuiten jährlich nach den Gesetzen der Gesellschaft erhalten mußte. Sie beliefen sich in allem auf 6584. Wenn man diese Summe mit 37, als der Anzahl der Provinzen des Ordens theilt, so kommen etwan 177 solcher Berichte heraus, die den Zustand eines jeden Landes betreffen, und jährlich nach Rom gesandt wurden. Außer diesen konnten noch viele außerordentliche Briefe geschrieben werden, wozu auch diejenigen gehörten, welche der Kundschafter, den der General oder Provinzial in jedem Hause hielt, absandten. Die Provinzialen und Superioren der Häuser berichteten nicht nur dasjenige, was die Mitglieder der Gesellschaft betraf, sondern sie waren auch verbunden, dem Generale Nachricht von den weltlichen Geschäften zu geben, die in dem Lande,

worin sie sich niedergelassen hatten, vorgenommen wurden, so weit sie nämlich zum Besten der Religion gereichen konnten. Diese Bedingung aber konnte auf jede Particularität ausgebreitet werden, so, daß der General von allem, was jeder Landesherr und jeder Staat in der Welt vornahm, unterrichtet seyn konnte. Waren die Sachen, von denen die Provinzialen oder Rectoren schrieben, von großer Wichtigkeit, so mußten sie sich der Geheimschrift bedienen, und jede Provinz hatte ihre besondere Chiffer (d. i. Art, mit verabredeten Characteren oder Zahlen einander geheime Dinge zu schreiben,) von dem Generale. Ignatius gab dem Generale vier Assistenten (Beystände,) welche gleichsam seine Staatsbedienten sind; man hat aber nach der Zeit noch einen fünften für Frankreich hinzu gesetzt. Außer diesen Assistenten hatte er auch noch einen Erinnerer bey sich, welcher das Recht hatte, dem Generale dasjenige vorzustellen, was er oder die Assistenten in seiner Regierung, oder an seiner Person, unordentliches bemerkt hatten.

Da es die erklärte Absicht des Ordens der Jesuiten war, mit unermüdetem Eifer zur Beförderung des ewigen Heils der Menschen zu arbeiten, so wurden sie dadurch natürlicherweise zu manchen thätigen Beschäftigungen gebraucht. Von ihrer ersten Errichtung an, betrachteten sie die Erziehung der Jugend, als ihr besonderes Amt. Sie suchten geistliche Führer und Beichtväter zu werden. Sie predigten oft, um das Volk zu unterrichten. Sie reiseten als Missionarien in fremde Länder zur Bekehrung der Ungläubigen. Die Neuheit der Errichtung sowohl, als die Besonderheit des Gegenstandes, verschafften dem Orden viele Bewunderer und Gönner. Die Häupter der Gesellschaft hatten die Geschicklichkeit, von jedem Umstande, der ihr vortheilhaft seyn konnte, Gebrauch zu machen; und in kurzer Zeit war die Anzahl der Mitglieder und

ihr Einfluß bewundernswürdig stark geworden. Noch vor dem Ausgange des 16ten Jahrhundertes hatten die Jesuiten die Aufsicht über die Erziehung der Jugend in jedem römisch-katholischen Lande von Europa. Sie waren die Räthe von dem größten Theile der Monarchen, und die geistlichen Führer eines jeden, der durch seinen Rang oder seine Macht erhaben war. Zwischen ihnen und dem päpstlichen Hofe herrschte der höchste Grad des Vertrauens und des wechselseitigen Interesse, weil sie die eifrigsten und geschicktesten Streiter für dessen Ansehen waren.

Die Vortheile, welche eine so thätige und unternehmende Gesellschaft von allen diesen Umständen ziehen konnte, fallen leicht in die Augen. Sie bildeten die Denkungsart der Leute in der Jugend, und behielten eine gewisse Autorität über sie in den reifern Jahren. Sie regierten zu verschiedenen Zeiten die wichtigsten Höfe von Europa. Sie mengten sich in alle Sachen, und nahmen Theil an jeder Staatslist, und an jeder Revolution. Der General konnte durch die ausführlichen Nachrichten, welche er erhielt, alle Unternehmungen des Ordens mit der vollkommensten Klugheit regieren, und durch seine uneingeschränkte Gewalt, sie mit der äußersten Lebhaftigkeit und Nachdruck ausführen lassen.

Als Ignatius, im J. 1540, den Papst um die Autorisirung des Ordens ersuchte, hatte er 10 Schüler.

Im J. 1608, und also 60 Jahre nach der Errichtung, war die Anzahl der Jesuiten bis auf 10581 angewachsen.

Im J. 1710, besaß der Orden 24 Professhäuser, 59 Probationshäuser, 340 Residenzen, 612 Collegia, 200 Missionen, 150 Seminarien und Pensionsschulen, und bestand aus 19989 Jesuiten.

Im J. 1762 war der Orden in 5 Assistenzen eingetheilt; diese begriffen in sich 39 Provinzen, 24 Professhäuser, 669 Collegia, 61 Novitiate, 176 Seminarien, 335 Residenzen,

223 Missionen, 22787 Jesuiten, worunter 11010 Priester waren.

Der Reichthum des Ordens nahm zu, so wie dessen Macht zugenommen hatte. Man erfand verschiedene Mittel, der Verbindlichkeit des Gelübdes der Armuth zu entgehen. Der Orden bekam große Güter in jedem katholischen Lande, und konnte es, in Ansehung der Menge und Pracht seiner öffentlichen Gebäude, und des Werthes seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens, mit den reichsten Mönchsorden aufnehmen. Außer den Quellen der Reichthümer, welche der gesamten regulären Geistlichkeit gemein sind, besaßen die Jesuiten noch eine, welche ihnen allein gehörte. Unter dem Vorwande, den Fortgang der Missionen zu befördern, und die Erhaltung derselben zu erleichtern, erhielten sie von dem römischen Hofe eine besondere Erlaubniß, mit denen Nationen, an deren Bekehrung sie arbeiteten, handeln zu dürfen. Diesem zu Folge liessen sie sich in eine weitläuftige und höchst vortheilhafte Handlung in Ost- und West-Indien ein. Sie eröffneten Niederlagen in verschiedenen Theilen von Europa, in welchen sie ihre Waaren verkauften. Nicht zufrieden mit der Handlung allein, suchten sie, nach dem Beyspiele der andern Handlungsgesellschaften, auch Besitzungen zu erhalten. Sie nahmen also von einem großen und fruchtbaren Striche Landes in dem südlichen festen Lande von Amerika Besitz, und regierten als souveräne Herren über einige hundert tausend Unterthanen.

Zum Unglück für das menschliche Geschlecht, hat dieser große Einfluß, den der Orden der Jesuiten durch die jetzt erzählten Mittel sich erwarb, oft die verderblichsten Wirkungen hervor gebracht. Die Absicht der Disciplin, welche die Gesellschaft bey der Bildung ihrer Mitglieder gebrauchte, und die Grundgesetze ihrer Verfassung waren, daß jeder Jesuit das

In-

Interesse des Ordens als den Hauptgegenstand, dem alle übrige Betrachtungen aufgeopfert werden müßten, anzusehen habe. Dieser Geist der Anhänglichkeit an den Orden, vielleicht der eifrigste, welcher jemals eine menschliche Gesellschaft regiert hat, ist der characteristische Grundsatz der Jesuiten, und der Schlüssel zu ihrer politischen Verfassung und ihren besondern Meinungen und Betragen.

Da es zur Ehre und zum Vortheil der Gesellschaft nothwendig war, daß ihre Mitglieder bey Personen von hohem Range und großer Macht, eine gewisse Autorität besitzen mußten: so verleitete sie die Begierde, eine solche Aufsicht desto leichter zu bekommen und zu erhalten, dahin, daß sie ein System einer wenig strengen und sehr nachgebenden Moral, welche sich besser mit den Leidenschaften der Menschen paßte, ausbreiteten; eine Moral, welche ihre Fehler rechtfertigte, ihre Unvollkommenheiten duldete, und jede Handlung, welche die kühnste oder listigste Politik zu unternehmen wünschte, in Schutz nahm. Da auch der Wohlstand des Ordens, mit der Erhaltung der päpstlichen Autorität auf das genaueste verbunden war, so sind die Jesuiten, aus eben diesem Grundsatze der Anhänglichkeit an das Interesse ihrer Gesellschaft, allezeit die eifrigsten Vertheidiger der Lehrsätze gewesen, welche die geistliche Gewalt über die Ruinen des weltlichen Regimentes zu erheben trachten. Sie haben dem Stuhle zu Rom eine so ausgebreitete und uneingeschränkte Gerichtbarkeit beyzulegen gesucht, als nur immer ein herrschsüchtiger Papst in den Jahrhunderten der Unwissenheit hätte verlangen können. Sie stritten eifrig für die gänzliche Unabhängigkeit der Geistlichen von der weltlichen Obrigkeit, und machten Lehrsätze von der Pflicht, sich einem Fürsten, der ein Feind von dem römischen Glauben ist, zu widersetzen, bekannt, welche die schwärzesten Laster beschönigen,

und auf die Zerreissung aller Verbindungen zwischen den Unterthanen und dem Landesherren abzielen.

Das Buch de assertionibus, welches 1762 durch ein Arrêt des Parlamentes von Paris bekannt gemacht wurde, soll die gefährlichsten Grundsätze enthalten, die zum Verderben der menschlichen Gesellscha t erdacht werden können, vornämlich da, wo von dem Meineide, dem falschen Zeugnisse, der Richtung der Absicht, der geheimen Compensation, dem Todschlage, und dem Königsmorde gehandelt wird.

Ihre Moral lässet sich in folgende Sätze zusammen ziehen.

Gott und sein Gesetz nicht wissen, ist die größte himmlische Wohlthat.

Wenn man alles natürliche Licht, alle Gewissensbisse und Empfindung der Religion in sich erstickt hat, kann man nicht mehr sündigen.

Lasterthaten ohne Nachdenken begehen, macht sie zu Schwachheitssünden.

Gott fürchten, ohne ihn zu lieben, ist hinreichend, Vergebung seiner Sünden zu erhalten.

Gott nicht hassen, heißt schon, ihn lieben.

Bethen, ohne daran zu gedenken, was man sagt, dem Gottesdienste ohne Aufmerksamkeit beywohnen, ist schon Gott gefällig.

Schwören und Gottes Namen mißbrauchen, weil man es gewohnt, oder weil es jetzt Mode ist, ist nichts strafbares.

Seinem Vater und Mutter den Tod wünschen, um zum Besitz ihrer Güter zu gelangen, ist etwas unschuldiges.

Man kann ohne Bedenken denjenigen tödten, der uns Schaden am Leibe oder an der Ehre zufügen will.

Man kann versprechen, ja mit einem Eide zusagen, ohne daß man sein Wort zu halten gezwungen sey.

Schamlosigkeit, Unzucht, Unmäßigkeit, Rausch und Trunkenheit, sind leichte Versehen.

Trunkenheit entschuldiget alles.

Unbillige Regenten kann man mit Recht umbringen.

Das sind die entsetzlichen Lehrsätze, deren jeder, allein genommen, bey jedem Moralisten, der den Einfluß tugendhafter Gesinnungen auf das Wohl des Staates kennt, noch mehr aber bey einem christlichen Sittenlehrer, den tiefsten Abscheu vor demjenigen, der ihn vorträgt, erregen muß.

Da der Orden von dem Eifer, womit er die römische Kirche gegen die Angriffe der Reformatoren verfocht, Ruhm und Ansehen erhielt, so dachten die Mitglieder, welche auf diesen Vorzug stolz waren, es sey ihr vornehmstes Geschäft, gegen die Meinungen der Protestanten zu streiten, und ihren Fortgang zu hemmen. Gegen diese haben sie jede List und alle Waffen gebraucht, sich allen sanften und duldenden Maßregeln beständig widersetzt, und unaufhörlich die ganze Wuth der geist- und weltlichen Verfolgungen wider sie erregt. Andere Mönche haben es zwar ebenfalls versucht, dergleichen verderbliche Lehrsätze auf die Bahn zu bringen, und Meinungen gehäget, welche eben so wenig mit der Ordnung und Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschaft bestehen können; aber sie haben dieselben, aus leicht abzusehenden Ursachen, entweder mit größerer Zurückhaltung gelehrt, oder mit wenigerm Erfolge ausgebreitet. Wer sich an die wichtigsten Begebenheiten von Europa seit zwey Jahrhunderten erinnert, wird finden, daß die meisten verderblichen Wirkungen, welche aus der verstellten und gefährlichen Casuisterey, und den ausschweifenden die geistliche Gewalt betreffenden Lehrsätzen entstanden sind, mit Grunde auf die Rechnung der Jesuiten gesetzt, und aus dem Geiste der Intoleranz, welcher das schlimme Schicksal der römischen Kirche veranlaßt und

so viel Unglück über die bürgerliche Gesellschaft gebracht hat, hergeleitet werden können.

So viel nachtheilige Folgen auch aus der Errichtung dieses Ordens entstanden sind, so muß man doch gestehen, daß dem menschlichen Geschlechte einige wichtige Vortheile daraus zugewachsen sind. Da die Jesuiten die Erziehung der Jugend zum Hauptgegenstand ihrer Aufmerksamkeit machten, und ihr erster Versuch, Schulen zur Aufnahme der Studirenden anzulegen, von Seiten der Universitäten, in vielen Ländern sehr heftigen Widerspruch und Widerstand fand: so mußten sie nothwendig den sichersten Weg einschlagen, sich die Gunst des Publicum zu erwerben; sie mußten nämlich suchen, ihre Nebenbuhler an Fleiß und Wissenschaften zu übertreffen. Dieses trieb sie an, sich mit größem Eifer auf das Studium der alten Litteratur zu legen. Dieses brachte sie auf verschiedene Methoden, den Unterricht der Jugend zu erleichtern. Durch die Verbesserungen, welche sie darin machten, haben sie nicht wenig zu der Aufnahme der schönen Wissenschaften beygetragen, und sich also von dieser Seite um die menschliche Gesellschaft sehr verdient gemacht. Aber nicht allein in dem Unterrichte in den Grundsätzen der Litteratur ist der Orden sehr glücklich gewesen; er hat auch in allen Zweigen der Gelehrsamkeit große Männer hervor gebracht, und kann sich einer größern Menge scharfsinniger Schriftsteller rühmen, als alle übrige Mönchsorden zusammen genommen.

Gleichwohl hat d'Alembert bemerkt, daß, obgleich die Jesuiten außerordentliche Progresse in jeder Gattung von Gelehrsamkeit gemacht, und ob sie gleich unter ihren Brüdern verschiedene große Mathematiker, Alterthumskenner und Kritiker angeben können, und einige berühmte Redner gebildet haben, der Orden doch keinen Mann hervor gebracht habe, dessen Geist von gründlichen Kenntnissen so aufgeklärt gewesen wäre, daß er den Namen eines Philosophen verdient

dient hätte. Es scheint eine unvermeidliche Wirkung der mönchischen Erziehung zu seyn, daß sie den Geist einschränkt und fesselt. Die besondere Anhänglichkeit des Mönches an das Interesse seines Ordens, welches oft mit dem Interesse der übrigen Bürger des Staates ganz und gar nicht zutrifft; die Gewohnheit an den uneingeschränkten Gehorsam gegen den Willen der Superioren, und die ewige Wiederhohlung der langweiligen und albernen Klosterpflichten, unterdrücken seine Fähigkeit, und ersticken den Edelmuth der Empfindungen und des Geistes, welcher den Menschen geschickt macht, von dem, was in dem Umgange mit der Welt und in dem Betragen recht ist, richtig zu denken und zu urtheilen. Der Pater Paul von Venedig, ist vielleicht der einzige von den im Kloster Erzogenen, welcher über seine eigene Vorurtheile erhaben, die Handlungen der Menschen und die Verbindung der Gesellschaft, mit den ausgebreiteten Kenntnissen eines Philosophen, mit der Klugheit eines Staatskundigen, welcher selbst in wichtigen Sachen arbeitet, und mit dem Anstande eines Mannes von Lebensart, betrachtete und beurtheilte.

Vorzüglich in der neuen Welt, haben die Jesuiten den bewundernswürdigsten Beweis ihrer Fähigkeiten gegeben, und das meiste zum Besten des menschlichen Geschlechtes beygetragen. Die Eroberer dieses unglücklichen Erdtheiles hatten keine andere Absicht, als die Einwohner desselben zu plündern, zu Sclaven zu machen, und auszurotten. Die Jesuiten allein, haben die Menschlichkeit vor Augen gehabt, als sie sich dort niederliessen. Zu Anfange des vorigen Jahrhundertes wurden sie in der fruchtbaren Provinz Paraguay, welche das südliche feste Land von Amerika, von dem Fusse des Berges Potosi an, bis an die Gränzen der spanischen und portugiesischen Besitzungen an dem Ufer des Flusses de la Plata, durchschneidet, aufgenommen. Sie fanden die Einwohner in einem Zustande, der von demjenigen, in dem die Menschen zuerst anfangen, sich in eine Gesellschaft zu vereinigen, nicht sehr verschieden war; mit allen Künsten unbekannt, von der Jagd und dem Fischfange auf gutes

Glück lebend, und gänzlich unwissend in allen Grundsätzen der Regierung und Subordination. Die Jesuiten unternahmen es, diese Wilden zu unterrichten und gesittet zu machen. Sie lehrten sie den Ackerbau, die Viehzucht, und die Kunst Häuser zu bauen. Sie brachten sie zu einem gesellschaftlichen Leben in den Dörfern. Sie machten ihnen Lust zu Künsten und Manufacturen. Durch sie, fand das Volk Geschmack an den Freuden der Gesellschaft, und gewöhnte sich an die großen Vorzüge derselben, an Sicherheit und Ordnung. Diese Leute wurden die Unterthanen ihrer Wohlthäter, und von ihnen mit der zärtlichen Aufmerksamkeit eines Vaters, welcher seine Kinder unterweiset, regiert. Bis zur Anbethung geehrt und geliebt, herrschten einige wenige Jesuiten über einige hundert tausend Indianer. Sie erhielten eine vollkommene Gleichheit unter allen Mitgliedern der Gesellschaft. Ein jeder von ihnen war verbunden zu arbeiten, nicht für sich selbst, sondern für das Ganze. Die Früchte ihrer Felder und ihrer Industrie von jeder Art, wurden in gemeinschaftlichen Vorrathshäusern niedergeleget, aus denen jedermann alles erhielt, dessen er bedurfte. Durch diese Einrichtung waren fast alle Leidenschaften, welche den Frieden der Gesellschaft stören, und ihre Mitglieder unglücklich machen, erstickt. Wenige Magistratspersonen, welche von den Indianern selbst erwählt waren, wachten über die öffentliche Ruhe und über die Befolgung der Gesetze. Blutige Strafen, welche unter andern Regierungen so häufig sind, waren gänzlich unbekannt. Eine Ermahnung von einem Jesuiten, eine geringe Beschimpfung, und, bey einigen besondern Umständen, einige Hiebe mit der Peitsche, waren hinlänglich, die Ordnung unter diesem unschuldigen und glücklichen Volke zu erhalten.

Allein,

Allein, selbst in diese verdienstliche Bemühungen für das Beste der Menschen, hat sich der Geist des Ordens gemengt; selbst in diesen ist er sichtbar. Sie hatten offenbar den Endzweck, in Paraguay ein unabhängiges Reich zu stiften, welches der Gesellschaft allein unterworfen seyn sollte, und welches durch seine vortreffliche Einrichtung und Polizey, ohne Zweifel seine Herrschaft über das ganze südliche Amerika würde verbreitet haben. In dieser Absicht, und um allem Einflusse der Spanier und Portugiesen, aus den benachbarten Besitzungen, zuvor zu kommen, bemühten sie sich, den Indianern, welche sie beherrschten, Haß und Verachtung gegen diese Nationen einzuflößen. Sie hoben allen Umgang ihrer Unterthanen mit den Spaniern und Portugiesen auf. Sie untersagten es jedem einzelnen Handelsmanne von diesen beyden Nationen, in ihr Gebiet zu kommen. Wenn sie zuweilen einen Abgesandten von benachbarten Regierungen annehmen mußten, so erlaubten sie ihm nicht den geringsten Umgang mit ihren Unterthanen, und kein Indianer durfte in das Haus, worin der Fremde sich aufhielt, kommen, außer in Gegenwart eines Jesuiten. Um alle Arten des Umganges zwischen ihnen so schwer als möglich zu machen, verhüteten sie sorgfältig, daß kein Indianer die geringste Kenntniß von der spanischen oder einer andern europäischen Sprache erlangte. Sie munterten vielmehr die verschiedenen kleinen Völkerschaften, welche sie gesittet gemacht hatten, auf, einen gewissen Dialect der indianischen Sprache zu gewinnen, und bemühten sich, daraus die allgemeine Landessprache in ihrem Gebiete zu machen. Da aber alle diese Vorsicht dennoch nicht hinlänglich gewesen wäre, ihrem Reiche ohne eine Kriegsmacht Sicherheit und Dauer zu versprechen, so unterrichteten sie ihre Unterthanen in allen europäischen Kriegskünsten. Sie errichteten ein Corps von Cavallerie und Infanterie,

welches vollkommen bewaffnet und regelmäßig disciplinirt war. Sie sorgten für einen guten Zug von Artillerie, und für Magazine, die mit allen Kriegsbedürfnissen angefüllt waren. Solchergestalt brachten sie eine Armee auf die Beine, welche so zahlreich und gut bestellt war, daß sie sich in einem Lande, wo die ganze Kriegsmacht der Spanier und Portugiesen in einigen wenigen invaliden und schlecht disciplinirten Bataillonen bestand, allerdings fürchterlich machen konnte.

Europa hat, seit einigen Jahrhunderten, die stolzen Absichten und die Macht des Ordens bemerkt; allein, selbst indem es oft die schädlichen Wirkungen von beyden empfand, doch die wahren Ursachen davon nicht deutlich eingesehen. Es war noch unbekannt mit den besondern Einrichtungen in der politischen Verfassung und der Regierung der Jesuiten, woraus dieser Geist der Intrigue und der Unternehmung, welcher die Mitglieder der Gesellschaft characterisirt, und den Orden selbst zu einer so großen Macht erhoben hat, entstand. Es war ein Hauptgrundsatz der Jesuiten, von der ersten Errichtung ihres Ordens an, ihre Gesetze nicht bekannt zu machen. Diese verbargen sie als ein undurchdringliches Geheimniß. Diese kamen nicht aus dem Orden. Selbst der größte Theil der Mitglieder kannte sie nicht. Die Bekanntmachung derselben wurde von einigen Gerichtshöfen verlangt, aber abgeschlagen. Dem ungeachtet autorisirte die weltliche Macht in vielen Ländern, durch einen besondern politischen Solöcismus, die Niederlassung einer Gesellschaft von Leuten, deren Verfassung und Gesetze sorgfältig verborgen wurden. Ein Umstand, welcher allein einen hinlänglichen Grund, sie abzuweisen, ausgemacht hätte! Während der letztern Verfolgung der Jesuiten in Portugal und Frankreich, wovon ich weiter unten sprechen werde, waren sie so unbehutsam,

und

und gaben ihr geheimnißvolles Statutenbuch heraus. Durch Hülfe dieser authentischen Nachrichten, können nunmehr die Grundsätze ihrer Regierung bestimmet, und die Quellen ihrer Macht mit einem Grade der Gewißheit und Genauigkeit erforschet werden, den man vordem unmöglich erreichen konnte.

Uebrigens ist keine Classe der regulären Geistlichkeit der römischen Kirche, wegen der Behauptung einer anständigen Würde, und selbst wegen der Reinigkeit der Sitten, so berühmt gewesen, als der größte Theil der Mitglieder dieses Ordens. Die Maximen einer staatslistigen, stolzen, interessirten Politik, können ihren Einfluß auf diejenigen, welche die Gesellschaft regierten, gehabt, und das Herz und die Aufführung einiger Mitglieder verdorben haben; allein der größte Theil stellte unterdessen gelehrte Untersuchungen an, beschäftigte sich mit Religionsübungen, und folgte den allgemeinen Grundsätzen, welche die Menschen von den Lastern zurück halten, und sie zu dem, was pflichtmäßig und lobenswürdig ist, aufmuntern. Man kann, wie ich bereits erwähnt habe, den großen Nutzen, den sie, als Lehrer der Jugend, durch die Verbesserung der Schulen gestiftet haben, nicht läugnen; und wenn es ihnen ihr Staatssystem erlaubt hätte, sich neben den gottesdienstlichen Handlungen bloß darauf einzuschränken, so würde diesen Orden vielleicht nie das widrige Schicksal getroffen haben, worunter dessen zerstreute Mitglieder noch seufzen, ob ihnen gleich hier und da ein Strahl der Hoffnung leuchtet, welcher ihre gänzliche Vernichtung zu hintertreiben scheint.

Dieser Orden fand von dem ersten Augenblicke seiner Entstehung an, viel Widersprüche. Der Vorzug und die Vortheile, welche er gleich dadurch erhielt, daß er sich als eine Kriegsschar Jesu und des Papstes so unmittelbar an dem römischen Stuhl anschloß, und

das

das Interesse und die Gewalt des päpstlichen Hofes zu seinem eigenen Interesse machte, gab ihm bald einen Vorzug und das Uebergewicht über alle andere Orden. Die Unterweisung des edelsten Theiles der Jugend in den Sprachen und schönen Wissenschaften, worin die Jesuiten sich so unendlich weit über alle übrige Mönchsorden hervor thaten, verschaffte ihnen Gelegenheit, mit den vornehmsten Häusern und angesehensten Familien in eine vertrauliche Verbindung zu treten, und den jungen Leuten selbst die besten Gesinnungen gegen ihren Orden einzuflößen, und sich in jedem derselben einen künftigen Gönner und Beschützer zu erziehen. Dieses erregte natürlicherweise den Neid der übrigen Mönche, die es sehr oft durch allerley Wege versuchten, den Orden zu stürzen, um so mehr, da ihnen auch durch die Jesuiten manche Vortheile, die sie vorhin genossen hatten, entzogen wurden. Man beschuldigte sie zu Rom, sie zielten auf nichts geringeres ab, als auf eine Universalmonarchie über die ganze Kirche, und unter dem äußern Vorwande, die Macht und die Gewalt des Papstes zu unterstützen, arbeiteten und trachteten sie im Grunde heimlich nur dahin, dieselbe einzuschränken, und hingegen sich selbst solche Macht zuzueignen.

Zu Venedig beschuldigte man die Jesuiten, sie trieben mit der Beichte und Absolution einen ordentlichen Handel; sie machten von dem Beichtstuhle den schändlichen Mißbrauch, daß sie dadurch von dem Vermögen einzelner Privatpersonen, von den häuslichen Verbindungen der Bürger, wie auch von der Stärke und Schwäche der Republik, und von den Schlüssen des Senates insgeheim Erkundigung einzögen, um dieselben demnächst ihrem Ordensgeneral zu hinterbringen. Man klagte sie als Empörer, Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe an, indem sie den Papst gegen die Signoria eingenommen, und ihn dahin gebracht

hät-

hätten, den Bannstrahl über die Republik ergehen zu lassen. Und aus diesen angeblichen Ursachen wurden die Jesuiten, im J. 1607, aus dem ganzen venetianischen Gebiete verbannet.

In England stand die katholische Geistlichkeit gegen sie auf, und beschwerte sich bey dem Papste, die Jesuiten wären nicht als Apostel Christi oder Glaubensbothen, sondern vielmehr als Kaufleute des Königreiches, auf die Insel gekommen; sie wollten sich über alle Mönchsorden erheben; sie suchten den guten Namen der größten Staatsmänner und Obrigkeiten durch die schwärzesten Verläumdungen zu kränken; sie unterhielten eine geheime Correspondenz, fremde Truppen in das Land zu ziehen, und sich des Reiches zu bemächtigen; alle ihre Worte und Werkzeuge zielten dahin ab, als ob sie die künftige Thronfolge zu bestimmen hätten; sie wären die Anstifter oder doch Beförderer aller der Verschwörungen wider die Königin Elisabeth und den König Jacob I., und die Römisch-katholischen hätten überhaupt von den Jesuiten in kurzer Zeit mehr üble Begegnung erdulden müssen, als von den Ketzern in vielen Jahren. Diese Anklagen wirkten so viel, daß der Papst Clemens VIII. den Jesuiten durchaus alle und jede Inspection über die Clerisey dieser Insel völlig untersagte, und endlich mußten sie dieselbe gänzlich räumen.

In Polen hatten sich die Jesuiten kaum niedergelassen, als sie auch schon dem Volke sowohl, als dem Adel, furchtbar wurden. Man wurde bald argwöhnisch gegen sie, und betrachtete sie als gefährliche heimliche Feinde des Staates, und als Urheber und Anstifter aller der Uebel, welche dieses Reich seit ihrer Ankunft beunruhiget hatten. Sie sollten es seyn, welche Sigismunden gezwungen hätten, das beschworne Friedensbündniß mit den Türken zu brechen; sie sollten ihn in einen so unglücklichen Krieg verwickelt; sie den

ganzen Staat so nahe an den Rand des äußersten Verderbens gebracht, und den König vom Throne gestürzt haben. Ihren Anschlägen und Rathgebungen maß man die äußerst verzweifelte Entschließung des unglücklichen Bathoris gegen seine eigene Unterthanen bey, daß er Willens war, den sämtlichen Adel verrätherischer Weise ermorden zu lassen, welches, wie man behauptete, auch wirklich geschehen seyn würde, wenn seine Armee dem Rathe der Jesuiten hätte Folge leisten wollen. Durch diese und andere dergleichen Beschuldigungen wurden sie der Gegenstand des allgemeinen Hasses der ganzen Nation. Man verbot ihnen aufs schärfste, sich in Staatssachen zu mischen; man ließ ein schimpfliches Edict gegen sie ergehen, und sie wurden grausam verfolgt und zum Lande hinaus gewiesen.

Auch aus den Königreichen Böheim und Ungarn, Mähren und Schlesien, und aus ganz Siebenbürgen, wurden sie damals schimpflich ausgewiesen, und zwar unter dem Vorwande, dieses sey ein neuer Orden, eine Gesellschaft, die einen gränzenlosen Ehrgeiz besitze, einen übermüthig stolzen Namen führe, und bey dessen ganzen Betragen bloß seine Politik nach Machiavel's Grundsätzen, keineswegs aber wahre christliche oder evangelische Klugheit, zum Grunde liege.

Selbst in Spanien wurde die Gesellschaft Jesu eben so sehr angefochten. Man gab sie hier für Vorläufer und Emissarien des Antichristes aus, welchem sie die Wege bahnen wollten. In diesem Lande gelang es ihnen aber noch am besten, sich gegen die Anfälle ihrer Feinde zu vertheidigen.

Frankreich aber war den Jesuiten, von dem ersten Augenblicke an, am ungünstigsten. Die Bischöfe, die theologische Facultät zu Paris, die Universität, das Parlament, und so gar die Pfarrer und übrigen Geistlichen,

lichen, widersetzten sich ihrer Aufnahme. Man hielt es für eine ungeziemende Anmaßung und Verwegenheit, daß die Jesuiten sich den Namen Jesu allein zueignen wollten, nicht anders, als wenn sie allein mit der Kirche als ihrer Braut vermählet wären. Man befürchtete, es möchte den Hospitälern und andern Communitäten dadurch Schade und Nachtheil entstehen, weil die Jesuiten sich durchaus von aller Macht und Obrigkeit unabhängig zu machen trachteten, und weil sie allerley widerrechtliche Eingriffe in die Rechte und Amtsverrichtungen der Pfarrer und Bischöfe zu thun sich erkühnten. Man warf ihnen vor, daß sie allen, auch den ärgsten Bösewichtern und berüchtigten Personen, ohne alle Wahl und Unterschied, die Aufnahme in ihre Gesellschaft verstatteten; daß ihre Privilegien der Hierarchie zuwider liefen; daß dieses Institut andern Orden Anlaß und Gelegenheit zur Apostasie gebe, u. s. w. Kurz, man behauptete einmüthig in Frankreich, diese Gesellschaft scheine in ihrer ganzen Anlage äußerst gefährlich, eine Störerin des Kirchenfriedens, ein Verderben des gesamten Mönchwesens, und überhaupt dienlicher niederzureissen als zu bauen, zu seyn. Alles dieses hinderte aber nicht, daß die Gesellschaft sich in Frankreich festsetzte. Sie fand mächtige Beschützer bey Hofe, und die damaligen bürgerlichen Kriege in Frankreich waren ihnen günstig, sich in der Stille auszubreiten. Diese Ruhe dauerte aber nicht lange; denn, als Heinrich IV. dieses Reich, welches ihm nach dem Rechte der Geburt gehörte, durch die Waffen erobert hatte, und ihn alle Orden des Reiches als den rechtmäßigen König erkannten, und ihm die gesamte Universität den Huldigungseid geschworen hatte, waren die Jesuiten und ihre damalige gute Freunde, die Capuziner, die einzigen, die sich weigerten, ihm als ihrem rechtmäßigen Könige zu huldigen, und für ihn als König die gewöhn-

wöhnlichen Fürbitten zu thun, weil sie, von der königlichen Jurisdiction eximirt und befreyet zu seyn, behaupteten, und Heinrich damals noch unter dem Kirchenbanne lag. Dazu kam nun noch die Beschuldigung, daß der Rector des Jesuitercollegii, Varada, dem Peter Barriere, einem gemeinen Kerl, welcher zuerst Schiffer und nachher Soldat gewesen war, wo nicht die Anschläge gegeben, ihn wenigstens doch in dem Vorhaben, den König zu ermorden, unter Versprechung der ewigen Seligkeit bestärkt habe.

Mezeray erzählt in seiner Histoire d'Henri IV., dieser Barriere sey zuerst an den Pfarrer von St. André, des Arcs, einen der größten Liguisten gerathen, der ihn zu diesem Morde aufgemuntert, und ihn weiter an den Rector des Collegii, Varada, geschickt, welcher ihn denn scharf vorgenommen und dazu abgerichtet habe. Der Kerl sagte bey der gerichtlichen Untersuchung aus, Varada habe ihn zuvor bey einem Religiosen der Gesellschaft, der aber von der ganzen Sache nichts gewußt, beichten lassen, und ihn darauf mit der heil. Communion versehen, um ihn zu einem so wichtigen und gefährlichen Unternehmen gehörig zu stärken und auszurüsten; wobey er ihn versichert habe, daß, wenn er so glücklich seyn würde, in diesem heiligen Unternehmen sein Leben einzubüßen, alsdann seine Seele von den Engeln augenblicklich in die ewige Freude und Seligkeit des Himmels würde getragen werden: hingegen hätte man ihm auch auf der andern Seite mit den höllischen Flammen gedrohet, wenn er, dafern er ergriffen würde, auf der Tortur irgend einen von denen, die ihm zu diesem Meuchelmorde gerathen hätten, nennen oder angeben würde.

Nun nahm der Proceß gegen die Jesuiten in Frankreich aufs neue seinen Anfang. Lesenswürdig ist in dieser Sache die öffentliche gerichtliche Anklage des Advocaten Ant. Arnaud (Plaidoyer d'Antoine Arnaud,) worin er von den Thaten und Grundsätzen der Gesellschaft Jesu ein Gemälde entwirft, welches Furcht und Entsetzen erreget. Ein anderer Advocat, Namens Dole, welcher die Sache der Pfarrherren

zu

zu Paris vertheidigte, redete eben so heftig gegen die Gesellschaft. Beyde wurden von Düret, dem Advocaten der Gesellschaft Jesu, auf eine sehr feine und bescheidene Art widerleget, und ungeachtet der großen Partie, die sie gegen sich hatte, glückte es ihr dieses Mal doch, den Sieg davon zu tragen, und ihre Feinde und Widersacher mit Schimpf und Schande zu belegen.

Aber diese Freude dauerte nicht lange, und es zog sich bald ein noch heftigeres Ungewitter über ihre Häupter zusammen, dem sie nicht ausweichen konnten, und von welchem sie endlich zu Boden geworfen wurden. Ein junger Bösewicht von 19 Jahren, Namens Johann Chastel, der Sohn eines reichen Kaufmannes in Paris, welcher nahe bey dem Thore des königl. Palastes wohnte, hatte den Entschluß gefaßt, den König zu ermorden. Er fiel ihn an, als er eben in das Louvre treten wollte, verwundete ihn mit seinem Messer im Gesichte, und schlug ihm zwey Zähne aus. Dieser junge Mensch war in den Schulen der Jesuiten erzogen worden, und bey den Vätern dieser Gesellschaft überaus beliebt, ob er gleich als ein boshafter, in allen Lastern und Ausschweifungen geübter Bösewicht bekannt war. Er wurde sogleich auf der Stelle ergriffen; und als man seine Papiere in seiner Aeltern Hause durchsuchte, fand man einen von ihm selbst geschriebenen Aufsatz, in welchem er erklärte, von seinen Lehrern, den Jesuiten, mehrmahls gehört zu haben, daß es erlaubt und recht sey, einen König, der ein bloßer Tyrann, und von dem heil. Stuhle nicht für König erkannt sey, zu tödten; und daß dieses die allgemeine und einstimmige Meinung aller Väter wäre, und daß er sich in der Absicht zu diesem Königsmorde entschlossen habe, weil er hoffte, dadurch die mit seinen Sünden verdiente Höllenstrafe zu mildern.

Durch diese neue Gefahr, worin sich das Leben des Königes befunden hatte, äußerst aufgebracht, lief das Volk haufenweise, mit den Waffen in der Hand, nach dem Jesuitercollegio, und wollte alles mit Feuer und Schwert verwüsten; es würde auch wirklich Hand angelegt haben, wenn es nicht durch die königlichen Truppen daran gehindert worden wäre. Man schickte aber sogleich eine Wache ab, und ließ alle in dem Collegio befindliche Jesuiten, 40 an der Zahl, gefangen nehmen, und ihre Zimmer versiegeln. Unter ihren Papieren fand sich bey dem Pater **Guignard**, Prof. der Theologie, ein schriftlicher Aufsatz über die durch den Dominikaner verübte Ermordung **Heinrich's III.** welche er nicht nur billigte, sondern auch als eine Heldenthat erhob. In dieser nämlichen Schrift wurden die Franzosen ermahnet, **Heinrich IV.** vom Throne zu stoßen, oder ihn, wenn man seiner auf keine andere Weise los werden könne, zu ermorden. **Guignard** läugnete diesen Aufsatz gar nicht, und beharrete bis an sein unglückliches Ende darauf, daß dieses seine wahre Meinung sey, wovon er sich in seinem Gewissen überzeugt halte. Er wurde, mit brennender Fackel in der Hand und mit einem Stricke um den Hals, vor die Kirche U. L. Frauen geführet, wo er öffentlich, mit der größten Rührung, Gott um Vergebung aller seiner Sünden bat; den König aber um Vergebung zu bitten, konnte man ihn auf keine Weise bewegen, weil er denselben nicht beleidiget zu haben behauptete. Als er auf der Leiter stand, erklärte er noch öffentlich vor dem Angesichte des ganzen Volkes, daß er unschuldig sterbe, und daß er denjenigen, den die Kirche verdammt hätte, nie König nennen, noch dafür erkennen werde. Sein Körper wurde nebst seinen Schriften verbrannt, und die Asche in die Luft geworfen. Das Haus, wo **Chastel** geboren war, wurde dem Erdboden gleich gemacht, und auf dem leeren

Platze

Platze wurde eine Schandsäule errichtet, mit Inschriften, welche für den Orden der Gesellschaft Jesu nicht sehr rühmlich waren.

Hierauf erfolgte im J. 1594, die förmliche Verbannung der Jesuiten aus Frankreich, mit den Worten: *Ordonné, que les Prêtres et écoliers du Collége de Clermont, & tous autres soi-disant de la dite Société, comme corrupteurs de la jeunesse, perturbateurs du repos public, ennemis du Roi & de l'Etat, vuideront dedans trois jours après la signification du présent arrêt, hors de Paris & autres villes & lieux où sont leurs Colléges, & quinzaine après hors du Royaume, sur peine, où ils seront trouvés, le dit tems passé, d'être punis comme criminels & coupables du dit crime de leze-Majesté.*

Nach einer solchen Verabschiedung hätte man wohl nicht vermuthen sollen, daß die Jesuiten wieder jemals Fuß in Frankreich bekommen würden; und doch waren kaum neun Jahre verflossen, als sie mit allen Ehren wieder in Paris einzogen, und, aller Widersprüche vieler kluger Staatsmänner ungeachtet, vollkommen in ihre vorige Rechte wieder eingesetzet wurden. Heinrich IV. an den sie eine Vertheidigung gegen alle Beschuldigungen hatten überreichen lassen, redete ihnen im Parlamente selbst das Wort, ließ die Schandsäule wieder niederreissen, bauete ihnen ein prächtiges Collegium, und wählte sich einen von ihnen zu seinem Beichtvater. So gieng also die Gesellschaft Jesu in Frankreich aus der Asche des unglücklichen Guignard nur desto glänzender wieder hervor. Man wollte damals schon bemerkt haben, daß mit den Jesuiten zugleich die Musen aus Frankreich entwichen seyn; daß die Schulen, nach ihrer Verbannung, in Verfall zu gerathen, angefangen haben; daß sich in dem Reiche der Wissenschaften wieder Barbarey und Finsterniß allmählich verbreitet habe, und was dergleis

gleichen rühmliche Bemerkungen mehr waren. So viel ist indessen gewiß, daß in einem großen Theile des 17 und 18ten Jahrhundertes, die Jesuiten fast für die einzigen Gelehrten unter allen Mönchen gehalten wurden; und man müßte ungerecht oder unwissend seyn, wenn man läugnen wollte, daß diesem Orden nicht viel vortreffliche und gelehrte Männer zur außerordentlichen Empfehlung und Zierde gedient haben. Sie wetteiferten darin besonders mit den Benedictinern, vornämlich denen von der Congregation des heil. Maurus, wiewohl sie es diesen doch, im Ganzen genommen, nie gleich gethan haben.

Wenn ihre übrige, oben angeführte, Grundsätze und Lehren, welche so ganz gegen alle Grundsätze der Staatsverfassung, selbst derjenigen Länder und Höfe, wo sie am meisten geschützet wurden, liefen, ihren gänzlichen Untergang nicht befördert hätten, so würde es fast unmöglich gewesen seyn, eine Gesellschaft aufzuheben, welche so tief Wurzeln gefaßt hatte. Daß ihre geheime Lehren und Regeln, die sie äußerst geheim zu halten und zu verbergen suchten, und deren Kundmachung bey ihnen scharf verbothen war, der menschlichen Gesellschaft höchst schädlich und verderblich gewesen seyn, erhellet schon daraus, daß man sie in keinem Lande ohne große Widersprüche aufgenommen, und daß man ihnen in jedem Lande, woraus sie verjaget wurden, das Verzeichniß ihrer aus ihren bösen Grundsätzen folgenden Verbrechen öffentlich vorgehalten hat. So allgemein gehasset und verfolgt, war noch kein Orden; und wenn man ihm auch in diesem oder jenem Falle sollte zu viel gethan haben, so lässet sich doch nicht denken, daß ganz Europa bey ihrer Verbannung aus allen Ländern sich sollte übereilt und betrogen haben. Und dann waren ja ihre eigene Religionsverwandte, besonders die Dominicaner; von je her ihre schärfste Ankläger. Indessen mögen auch

wohl

wohl einige ihrer Gegner aus eigennützigen Absichten gar zu beredet gewesen seyn, um das Häßliche einiger jesuitischen Meinungen zu vergrößern.

Die merkwürdigste Epoche in der Geschichte der Jesuiten, ist die oben erwähnte Errichtung ihrer Republik in Paraguay, und ihr dadurch veranlaßter Sturz in Portugal und Spanien. Ihre Absicht schien, wie ich gezeigt habe, im Grunde nichts geringeres zu seyn, als für den Orden ein eigenes weltliches Reich zu gründen, welches, unabhängig von jedem andern Staate, unter der Regierung eines Jesuiten, dem man vielleicht mit der Zeit eine Krone aufzusetzen dachte, stehen, Bündnisse mit andern Reichen schließen, und sich durch seine eigene innere Macht gegen alle Angriffe vertheidigen könne. Man könnte hiebey anmerken, daß dieses ihrem Gelübde der Armuth gerade entgegen sey. Das Gelübde der Armuth bedeutete aber bey den Jesuiten weiter nichts, als daß man für seine eigene Person keine eigene und abgesonderte Güter haben durfte. Die Professen der vier Gelübde durften keine Güter erwerben, sondern mußten von Almosen leben; diejenigen aber, welche nur an die einfachen Gelübde gebunden waren, nahmen Geschenke an, und durften Reichthümer erwerben. Zuerst zogen sie nach und nach den ganzen Handel, welchen Portugal und Spanien dahin führte, an sich, und versicherten sich dadurch des zu einem solchen Plane nothwendigen Fonds. Als die Portugiesen und Spanier endlich aufmerksam wurden, und man von Seiten der Höfe, Commissarien und Truppen nach Paraguay sandte, um die gehörigen Gränzen zu bestimmen, worin die Jesuiten sich halten sollten, wiedersetzten sich diese thätlich, und führten einen blutigen Krieg gegen zwey Könige, welche, von der ersten Stiftung des Ordens an, ihre größte Wohlthäter und Beschützer gewesen waren. Das war aber noch nicht alles. Man gab den Jesuiten in Portu-

gal und Spanien Schuld, und bewies in öffentlichen Schriften, daß sie die Haupttriebfeder der im Jahr 1758 versuchten Ermordung beyder Könige gewesen wären. Das beförderte ihren gänzlichen Untergang in diesen Staaten.

In Frankreich gieng es ihnen einige Jahre darauf nicht besser. Die Veranlassung dazu war sonderbar genug, und dem Orden gewiß sehr unerwartet. Ant. de la Valette, Superior der Jesuiten in Martinique, hatte eine ansehnliche Partie Waaren an französische Kaufleute gesandt, und den Betrag von ungefähr 3 Millionen in Wechseln auf sie gezogen, welche auch acceptiret wurden; die Schiffe aber, welche die Waaren geladen hatten, fielen in feindliche Hände, und kamen also nicht zur Stelle. Die Wechsel, da sie einmahl acceptirt waren, mußten bezahlet werden, und die französischen Kaufleute griffen die Jesuiten in Frankreich an, und verlangten, daß diese den nöthigen Fond dazu anschaffen sollten. Diese weigerten sich, unter dem Vorwande, daß dieses ein Privatgeschäft des P. de la Valette sey, woran die Gesellschaft keinen Antheil habe. Die Kaufleute wendeten dagegen ein, daß ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft für sich kein dergleichen Geschäft machen könne. Es kam zu einem förmlichen Proceß. Die Jesuiten bestanden auf ihrem Satze, und das Parlament verlangte, daß sie ihre Constitutionen einliefern sollten, damit man solche durchgehen, und untersuchen könne, ob, nach dem Inhalte derselben, ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft wirklich befugt sey, dergleichen Handel zu treiben. Die Jesuiten waren dieses Mal so unvorsichtig, dem Parlamente ihre Constitutionen zu überliefern, und da fand man denn alle die gefährlichen Grundsätze, wegen welcher man sie bisher im Verdacht

dacht gehabt hatte. (*) Dieses veranlaßte eine genaue Untersuchung, und endlich den gänzlichen Untergang der Gesellschaft Jesu in Frankreich.

Im Jahr 1768 wurden sie aus dem Königreiche Napoli, und am 7. Febr. eben dieses Jahres auch aus den Herzogthümern Parma und Piacenza, auch kurz nachher aus der Insel Malta, vertrieben. Endlich hob Pabst Clemens XIV. auf Veranlassung der hohen Mächte, durch ein Breve v. 21 Jun. 1773, den Orden gänzlich auf. Im J. 1781 wurden ihre Güter und Besitzungen in dem Kirchenstaate aufgehoben.

Indem die geistlichen Orden der römischkatholischen Kirche in den meisten Ländern eingeschränket werden, und durch den Befehl, ohne besondere Erlaubniß keine neue Mitglieder anzunehmen, sich ihrer allmählichen Endschaft nähern, erhebt sich der vor 10 Jahren durch eine päbstliche Bulle aufgehobene Jesuiterorden von neuem, und wird in seiner ehemahligen Form und Verfassung wieder errichtet. Es ist dieses ein Wunder mehr der Regierung der großen Catharine zu St. Petersburg. Diese Monarchin erklärte, gleich nach der Aufhebung des Ordens durch die Bulle Clemens XIV. (v. 21 Jun. 1773,) daß die Glieder die Gesellschaft Jesu zum Unterricht ihrer katholischen Unterthanen, ihrem Reiche zu nothwendig und nützlich wären, um denselben nicht ihren Schutz angedeihen zu lassen. Der Orden erhielt sich also im russischen Reiche. Es kamen aus Polen und vielen Ländern, viele den Statuten getreue Exjesuiten in dieses Reich. Inzwischen erhob die Kaiserin den Bischof zu Mohilow in Weißrußland, zu der Würde eines Erzbischofes;

(*) Wer darüber weiter belehrt seyn will, der lese die Lettres patentes du Roi & les Arrêts de la Cour, du Parlement & du Conseil d'Etat du Roi contre & pour les Jesuites en France, 1761.

einen Freund der Jesuiten, welcher ihr Interesse sich bestens angelegen seyn ließ. Endlich wurde am 17 Oct. 1782 in einer Generalcongregation der Jesuiten, zu Polozk in Weißrußland, ein neuer Generalvicar des Ordens in der Person des Pater Czerniewicz erwählet. Dieses alles geschah zu Folge einer kaiserlichen Erlaubniß, und eines in lateinischer Sprache abgefaßten, von der Kaiserin am 15 Jun. 1782 eigenhändig unterschriebenen und von dem Reichssenate am 4 Jul. dess. Jahres ausgefertigten Decretes. Es war natürlich, daß diese Begebenheit, durch welche der Jesuiterorden, nach den klaren Worten der kaiserl. Concession, völlig so wie das Institut bestanden, unverletzt und ohne die geringste Einschränkung erhalten werden und bestehen soll, unter solchen Umständen, der Politik des päbstlichen Hofes nicht angenehm seyn konnte, daher der römische Hof ausdrücklich seine Mißbilligung darüber zu erkennen gab. Indessen begab sich der neu erwählte Generalvicar des Jesuiterordens, sogleich nach seiner Wahl, nach St. Petersburg, um die Protection der Kaiserin persönlich zu hohlen. Er hatte bei der Kaiserin eine sehr gnädige Audienz, welche sich mit ihm über eine halbe Stunde unterhielt, und ihn ihres Schutzes versicherte. Sie gestattete ihm mit 4 Pferden zu fahren; ein Vorrecht, welches in St. Petersburg nur Personen von hohem Stande zusteht. Sie ließ ihm 2000 Rubel Reisekosten auszahlen. Er hatte 4 Mitglieder seines Ordens mitgebracht, von denen 2 zu St. Petersburg, und 2 zu Moscau, zum kirchlichen Dienste bey den dasigen Katholiken bleiben, und die Rechte und Qualitäten von Missionarien erhalten sollten. Außerdem wurden noch einige Mitglieder der Gesellschaft zu Missionarien in die entferntern Gegenden des russischen Reiches bestimmt. Unter diesen Umständen ließ nun die Kaiserin an den Pabst ein Schreiben ergehen, in welchem

sie

te für den Erzbischof zu Mohilow das erzbischöfliche Pallium, und die Würde eines Primas, und für den Exjesuiten Abt **Benislawski**, die Coadjutorstelle zum Erzbisthum, und die Bestätigung der Wahl des Generalvicars der Jesuiten und deren Institutes in Weißrußland verlangte. Man kann sich die Verlegenheit, in welche **Pius VI.** dadurch gerieth, leicht vorstellen. Er ergriff die gewöhnliche alte Politik des päbstlichen Stuhles, durch Zaudern und Weitläuftigkeiten die Sache in die Länge zu spielen, und gab dahin lautende Befehle seinem Nuntius in Warschau, welchem diese Sache aufgetragen war. Allein, diese alte Politik paßt nicht mehr für das 18te Jahrhundert, wie der Pabst auch schon durch manche andere Beyspiele erfahren hatte. Da die Kaiserin keine Antwort von dem Pabste erhielt, so erklärte sie sich in besondern Schreiben an die päbstlichen Nuntien zu Warschau und Wien, Herren **Archetti** und **Garampi**, mit Anführung der Bewegungsgründe, und mit Beschwerde über das Ausbleiben der päbstlichen Antwort, zur Protectorin der Jesuiten, deren Gesellschaft in ihren Staaten zu erhalten sie sich entschlossen hätte, und wovon gedachte Nuntien dem Pabste Bericht abstatten möchten. Die Sache gewann nun einen andern Gang. Der Exjesuit Abt **Benislawski** begab sich selbst nach Rom, mit einem Empfehlungsschreiben des römischen Kaisers begleitet, und nahm, bey seiner Ankunft in Rom, im Febr. 1783, bey dem dasigen kaiserl. Minister, Cardinal **Herzan**, sein Quartier. Unterdessen hatte der Pabst bey verschiedenen katholischen Höfen um deren Meinung bey diesen Umständen gefragt, und die Verlegenheit vorgestellt, in welcher er sich befände, eine große Menge katholischer Seelen in dem russischen Reiche (deren Zahl man über 2 Millionen angab,) zu verlieren. Diese Höfe hatten ihm geantwortet, daß er allen billigen und gerechten Forderungen der russi-

schen Monarchin Genüge zu leisten suchen möchte. Hierauf entschloß sich Pius VI. durch eine Bulle, oder päbstliche Constitution, das Institut der Gesellschaft Jesu im ganzen russischen Reiche zu bestätigen, nach sicherern Nachrichten aber hat der Pabst, auf Vorstellung der bourbonischen Höfe, den Entschluß wegen des Ordens ändern müssen. Indessen ist doch die Wiedererrichtung des Ordens bestehend. Es lebt derselbe in Weißrußland zu Polotzk völlig wieder, und genießt alle ihm durch das kaiserliche Edict zugestandene Rechte. Er nimmt Novitien an; er nimmt die Ordensbrüder auf, die aus verschiedenen Ländern, aus Polen, Oestreich u. s. w. sich nach Weißrußland begeben, und er existirt also förmlich wieder. Gegenwärtig befinden sich ungefähr 200 Jesuiten und 20 Novitien in Weißrußland.

Nach den neuesten Nachrichten haben die Katholiken in Scotland und Ireland, (in welchem leztern Lande allein ihre Anzahl über anderthalb Millionen Seelen beträgt,) den Pabst ersucht, die Directorstellen bey den scotischen und irelandischen Seminarien mit keinen andern Subjecten, als den dazu vorzüglich geschickten Exjesuiten, zu besetzen. So hell glänzt auf einmahl der Glücksstern der Jesuiten zwischen den Wolken, die doch noch immer an dem politischen Horizonte um ihn herum stehen, und, seine Strahlen weit schiessen zu lassen, doch immer verhindern werden.

In der Geschichte der Orden kommen, unter der Regierung des Pabstes Urban VIII, auch Jesuitinnen vor, die aber nicht lange existirt haben. Sie wurden von eben diesem Pabste durch ein Breve v. 21 May 1631 unterdrückt, nachdem sie vorher niemals von dem römischen Stuhle waren anerkannt und bestätigt worden.

Jesuiter-Brod, s. langes Zuckerbrod, und Zucker-Striezel.

Jesuiter-Mütze, eine Art von Buttergebackenen, dem man diesen Namen gegeben hat, weil es einer Jesuitermütze mit drey Hörnern fast ähnlich sieht. An einigen Orten wird es auch Talemüse (*) genannt. Man rollet, vermittelst des Mangelholzes, ein Stück Blätterteig rund und dünn aus, thut in die Mitte desselben eine Käsefülle, schließt den Teig alsdann oben zu, doch so, daß in der Mitte eine kleine Oeffnung bleibe, und von dem herein geschlagenen Rande gleichsam drey Hörner formiret werden, und lässet es in dem Ofen fein gelb backen. Diese Käsefülle kann eine solche seyn, dergleichen ich bey dem Käsefladen beschreiben werde; oder man reibet zwar frischen, und ganz weißen, aber doch schon ziemlich hart, ohne Salz und Kümmel, getrockneten, so genannten Rinnenkäse (Rennekäse) auf dem Reibeisen fein und zart, und rühret ihn mit 16 Eyerdottern, 1 Nößel süßer Sahne, Zucker, Zimmet und kleinen Rosinen, nebst etwas feinem Mehle, zusammen. An statt dieser Käsefüllen kann man auch eine Fülle von eingemachten Johannisbeeren, Stachelbeeren, Hagebutten, Himbeeren, Citronat, Citronschalen, Kirsch- oder Pflaummus, u. d. gl. nehmen.

Jesuiter-Pulver, wird die gepülverte Fieber- oder Chinarinde genannt. Die Ursache dieser Benennung, s. Th. VIII. S. 64.

Jesuiter-Rausch, im g. L. ein mäßiger Rausch, ein Rausch bis zur wohlgeordneten Fröhlichkeit, weil die Jesuiten einen solchen Rausch in ihrer Sittenlehre für unsündlich erkläret haben; s. oben, S. 357.

Jesuiter-Thee Chenopodium ambrosioides, Chenopodium Botrys *Linn.* s. Trauben-Kraut.

Je-

(*) Das Wort Talemüse ist insonderheit in Meissen üblich, und vermuthlich wendischen Ursprunges, von welcher Sprache in Meissen noch mehrere Ueberbleibsel vorhanden sind.

Jesuiter-Wolle, eine Sorte spanischer Wolle; siehe Wolle.

Jesuitinn, s. oben, S. 378.

Jesus, der bekannte eigenthümliche Amtsnahme des Erlösers, welcher aus dem Hebr. יהושע entlehnet ist, und einen Heiland bedeutet.

Im gem. Leben wird der Name Jesus oft sehr gemißbraucht, eine Verwunderung, ein Erstaunen, einen Schreck, oder andere schnelle Gemüthsbewegungen auszudrücken; in welchen Fällen der deutsche Pöbel auch Herr Jes! Herr Je! o Je! Herr Jedigott! Herr Jemini! o Jemini! ꝛc. sagt; s. oben, S. 307, und 315, f.

Den Namen Jésus führen auch verschiedene französische Papiersorten, als: Grand-Jésus, Petit-Jésus, und Petit Nom de Jésus.

Grand-Jésus, oder Super-Royal, heißt eine französische Papiersorte, welche, nach der Verordnung, 26 Zoll breit, 19 Zoll 6 Lin. hoch seyn, und im Rieß 53 Pfund und mehr, aber nicht weniger als 48, wiegen soll.

Petit-Jésus, soll 13 Z. 3 L. breit, 9 Z. 6 L. hoch seyn, und das Rieß 6 Pf. und darüber, aber nicht weniger als 5½, wiegen.

Petit Nom de Jésus, soll 15 Z. 1 L. breit, 11 Z. hoch seyn, und im Rieß 7½ Pf. oder mehr, aber nicht unter 7 Pf. wiegen.

Es giebt Münzen, theils mit dem Bildnisse Jesu, theils bloß mit dem Namen oder Monogramma desselben, *J. H. S.*

Zu erstern gehört zuvörderst die jüdische Jesusschaumünze mit einer hebräischen Aufschrift; Fig. 1643. Die erste Seite zeigt das Bildniß Jesu im Profil, die linke Gesichtsseite vorwendend, in bloßem Haupte und langem Haare, zwischen einer hebräischen Aufschrift. Die andere Seite enthält eine hebräische Inschrift von 5 Zeilen.

Das

Das Original dieser Münze muß schon über 200 Jahre alt seyn. Casp. Waser sagt L. II. de antiquis numis Hebræorum, c. 3, f. 62. a. daß *Theseus Ambrosius* der Introduct. in linguam chaldæam, syriacam atque armenicam, & decem alias linguas, bezeuge, zu Zeiten P. Julius II. und Leo X. zu Rom einige Münzen von Kupfer gesehen zu haben, worunter einige mit dem Bildnisse Jesu Christi, und dem beygesetzten Namen ישג oder Jeschu, auf der andern Seite seyn die, hebräischen Worte befindlich gewesen: משיח כלך כא כאשלגם אלהים ארם עשו das hieße: Der gesalbte König kommt mit Frieden, Gott ist Mensch worden. Waser setzt hinzu, er habe eine andere dergleichen Münze gesehen, welche er auch auf der beygefügten Tafel, n. 2. in Kupfer stechen lassen, auf welcher die letzten Worte also lauteten: גאזג מארם עשדי תד d. i. Und das Licht vom Menschen ist das Leben geworden. Er macht darauf eine weitläuftige Erklärung dieser Worte aus biblischen Stellen, und fasset dieselbe kurz in folgendes Distichon votivum zusammen:

Lux, via, vita, salus, verbum Patris, unica mundi
Victima; sit nobis lux, via, vita, salus.

Ferner sagt er: das Bildniß Jesu sey nach der Beschreibung verfertigt, welche der Landpfleger Lentulus dem Kaiser Tiberius davon schriftlich gemacht hätte; nämlich der Heiland sey von einem freundlichen, schönen und etwas röthlichen Gesichte gewesen, welches die Anschauenden mehr zu Liebe und Ehrerbiethung, als Furcht und Schrecken, bewogen hätte. Er habe bräunlichen Haare gehabt, wie die Farbe der reifen Haselnüsse, die bis auf die Schultern herunter gehangen, etwas lockig, und auf der Scheitel getheilt gewesen, wie sie die Nazaräer, oder Gottverlobten, getragen. Die Stirn sey glatt und glänzend, und die Augen wären blau und funkelnd gewesen, gleichwie auch die Nase zierlich und ganz untadelhaft. Er habe einen starken und langen Bart getragen, welcher sich am Kinn gespalten.

Joh. Heinr. Hottinger hatte auch eine solche Münze, wie aus seiner diss. de Nummis orientalium, die seinen Cippis hebraicis beygefügt ist, zu ersehen ist. Sie ist Tac. VI. n. 5. abgebildet.

Bartoloccius macht, in Biblioth. Rabbin. P. 4, und zwar in der diss. de Mose Propheta secundum Hebræos, §.

32,

32. S. 164, wo er bey Gelegenheit einer Münze, worauf Moses mit gewundenen Hörnern am Kopfe abgebildet ist, von mehrern hebräisch- und jüdisch-christlichen Münzen handelt, eine nähere Beschreibung davon. Er stellt dieselbe im Holzschnitte vor, und hält das auf dem Avers bey dem Angesichte des Heilandes stehende Aleph für den Anfangsbuchstaben des Wortes Adonai. Die Inschrift der Gegenseite verdolmetschet er also: Christus Rex venit in pace, & lumen de lumine facta est vita, d. i. Christus der König ist kommen in Frieden, und das Licht vom Lichte ist das Leben geworden. Er gedenkt auch, daß Andere die 4 letzten Worte also lesen wollen: Deus homo factus est, d. i. Gott ist Mensch worden. Es kommt ihm aber diese Münze verdächtig vor; und er muthmaßet, daß sie einen ungläubigen Metster zum Urheber habe; denn er habe das Haupt des Heilandes mit keinem Diademate oder Scheine gezuert, dergleichen doch in den ältesten Bildern des Heilandes, die er anführt, zu sehen wäre. Das Aleph könne nach dem bösen Sinne des Feindes Christi auch das Wort ארור d. i. verflucht, bedeuten. Er käme auf diesen Argwohn, weil der Name Jesu geschrieben sey, wie ihn die bösen Juden verächtlich zu schreiben pflegten, nämlich ישו, die das י mit Fleiß wegliessen, und dann aus jedem Buchstaben folgende Lästerworte machten: ימח שמו וזכרו d. i. Sein Nahme und Gedächtniß werde vertilget!

Noch weitläuftiger hat von derselben Wilh. Seyfried, ein nürnbergischer Gymnasiast, in einer 1696, unter der Direction des Prof. Eschenbusch in Fol. gedruckten Abschiedsrede gehandelt, wo sie auch in Kupfer gestochen zu sehen ist. Er sagt darin, daß einige Ausleger die 4 Buchstaben auf der ersten Seite איש erklärten, der Mann, und das Vau für überflüssig ansähen. Von der Schrift des Revers führt er sechserley Auslegungen an. Die erste heißt: Der Messias kommt in Friede, und jeglicher Mensch freue sich, und kündige es an. Die zweyte: Der Messias ist eingegangen in Salem und Aram oder Syrien, der Mensch freue sich und verkündige es. Die dritte: Der Messias König ist kommen in Friede, und ist ein Mensch aus einem Menschen geworden. Die vierte: Der Messias König ist kommen in Friede, und hat die Blutschulden am Kreuz erhöhet. Die fünfte: Messias, der König ist kommen in Friede, und ist ein lebendiges

Licht

Licht von dem Menschen geworden; und die sechste, welche ihm am wahrscheinlichsten dünkt, lautet nach beyden Seiten also: Der Mann Messias, ein König ist kommen in Friede, und das Licht aus dem Menschen ist das Leben geworden. Dem ungeachtet verfällt er auch auf die Gedanken, daß ein heimtückischer beschnittener Böswicht diese Münze unserm Heilande nicht zu Ehren, sondern zu Schimpf und Schande, verfertiget habe. Denn er sieht das Aleph auf der ersten Seite für ein mit Fleiß verkehrtes lateinisches großes N an, als den Anfangsbuchstaben von dem Worte Nummus, und das Wort ישו hält er auch, wie *Bartoloccius*, für die abgekürzte Vermaledeyung, und beweiset dieselbe aus Buxtorf's tr. de abbrev. ebr. p. 102, und Lex. talmud p. 992.

Ein geschickter und in jüdischen Alterthümern wohl erfahrner Rabbiner, welchen Hr. Prof. Köhler ersuchte, ihn wegen dieser hebräischen Jesusmünze zu belehren, hält dieselbe weder für eine abergläubische, noch für eine jüdische Lästermünze, sondern glaubt, dieselbe sey in Italien, da die Medaillenkunst wieder lebendig worden, auf Angeben eines rechtschaffenen Verehrers und Liebhabers unsers Heilandes, und vielleicht gar des Johann Pico, Fürsten von Mirandola, verfertiget worden; ihr Alter von selbiger Zeit bezeuge der Guß; die hebräischen Buchstaben hätten auch eine solche alte Gestalt und Unform, die sich auf selbige Zeit schickt. Die Buchstaben auf der ersten Seite ישו lieset er: Herr Jesu! das Ain habe der enge Raum nicht gelitten beyzusetzen; die Juden verständen kein Lateinisch, und also wüßten sie nicht, was Nummus heißt; das Aleph habe seine rechte Form, und könne für kein verkehrtes N angesehen werden; und warum sey denn auch die andere Seite nicht mit zweydeutigen Lästerungen angefüllt? Von dem von den Juden vergeblich noch gehofften Messias könne der Lobspruch nicht verstanden werden. Daß man die Buchstaben dem Bildnisse Jesu gerade vor die Nase gesetzt habe, sey für keine Beschimpfung zu halten; man habe sie müssen hinsetzen, wo es der Raum und die Beobachtung der Symmetrie verstattet. Daß auch der Heiland nicht zur Rechten, sondern zur Linken, sieht, welches Seyfried auch für ein Kennzeichen der Verspottung ansieht, sey vielmehr ein Kennzeichen des Alterthumes, indem die meisten italiänischen Medaillen das Gesicht also gekehrt vorstellen. Der Einwurf aber, daß Jesus ohne Schein

um das Haupt zu sehen sey, sey von größerer Erheblichkeit; denn dergleichen war ein Zeichen der Gottheit, und kam aus dem Heidenthume her. Indessen sey nicht zu glauben, daß solches aus Verachtung weggelassen worden, da das Gegentheil aus den Lobsprüchen erhelle, welche auf dieser Münze zu lesen sind.

Wagenseil in seinem Comment. über das mischnische Buch Sota, C. 4. p. 579. hat ebenfalls seine Gedanken von dieser Münze entdeckt. Er hält dafür, daß entweder ein in der hebräischen Sprache erfahrner Christ, oder ein bekehrter Jude im Morgenlande, geglaubt habe, es könnte den Wallbrüdern nichts angenehmeres seyn, als eine Münze mit dem Bildnisse des Heilandes aus dem heil. Lande mit zurück zu bringen, welches er in seinem Leben bewohnt habe; daher er dergleichen Münzen machen, und eine hebr. Aufschrift darauf setzen lassen, damit sie von den ungelehrten Leuten desto eher für alt und in Ehren gehalten werden möchten. Er stellt ferner die Abzeichnung von zwey solchen Pfennigen vor, davon der erste kleiner, als der unsrige, ist. Er hat denselben bey dem churf. pfälzischen Gesandten zu Wien, F. P. v. Lohnsdorf, angetroffen. Auf dessen erster Seite sieht das Bild Jesu im Profil, ohne Beyschrift. Die andere Seite enthält folgende Inschrift in 4 Zeilen: יהוה ואדם יתך ישיע כצוי משלח. Diese legt er also aus: Jesus Nazarenus Messias, Deus & Homo simul, i. d. Jesus von Nazareth, der Gesalbte, Gott und Mensch zugleich. Die andere Schaumünze hat ihm selbst gehört, und kommt mit der unsrigen völlig überein. Er sagt davon, daß der Stämpelschneider, aus Unwissenheit der hebräischen Sprache, und in Abwesenheit des Urhebers, ziemliche Fehler sowohl in Zügen, als in der Abtheilung der Buchstaben, gemacht habe, daher die darauf stehende Schrift etwas schwer zu lesen wäre. Nach seiner Meinung lautet dieselbe in der Uebersetzung also: Dominus Jesus Messias Rex venit in pace, & homo ex homine factus est. Vivus seu Verus.

Jo. Reiske, in seinen exercitatt. histor. de imaginibus Jesu Christi, und zwar Exerc. VIII. de imaginibus Christi per numismata procusis, §. 5. u. 6, handelt auch von diesem hebräischen Jesus-Pfennig, und giebt einen Abdruck in Kupfer von einer, welche Herzog Anton Ulrich zu Braunschweig Wolfenbüttel in seinem Münzcabinet gebracht hat.

Die

Die hebräische Inschrift erklärt er also: Ego Jesus (sum). Sceptrum meum pulchrum & reverentiæ est, d. i. Ich bin Jesus; mein Zepter ist schön, und in Ehren zu halten. Weil es unter den Gelehrten nicht ausgemacht sey, ob diese Pfennige von Juden oder Christen herkommen, so meldet er, daß es Conringen wahrscheinlicher vorgekommen sey, daß dieselben von christlich gewordenen Juden wären gemacht worden, um ihre Brüder auch damit zum Christenthum zu bringen, weil auch auf Münzen Jesus für den Messias wäre gehalten worden.

Röhlers histor. Münzbelustig. 6. Th. S. 353. figg. und 425. figg.

Das Bildniß unsers Heilandes auf alten und neuen Münzen zu sehen, ist gar nichts fremdes. Die griechischen Kaiser fiengen an, solches auf die ihrigen zu setzen, und zwar theils stehend, theils sitzend, öfters mit einem zugemachten Buche, womit man auf die Vorstellung in der Offenbarung St. Johannis gezielt hat, insgemein mit der erhobenen Hand zum Segnen. Auf einigen krönet Christus die Kaiser. Auf etlichen befindet sich neben dem Bildnisse das dunkle Wort KEBOHΘEI, welches so viel heißt, als: KYPIE BOHΘEI, d. i. Herr Hilf! welches auch die gewöhnliche Losung der Kriegsleute war. Und wie auch der Mutter Gottes ihr Bildniß auf Münzen zu Constantinopel geprüget wurde, so findet man auf einigen die Beywörte: ΘKE BOHΘEI, d. h. ΘEOTOKE, O Gottesgebärerin hilf! Gleichwie auch der Name Christi durch diese abgekürzte Worte darauf zu sehen war: IC, XC. welches Ἰησοῦς Χριστός bedeutet; also steht auf den Marienpfennigen MP. ΘY. d. i. Μήτηρ Θεοῦ, die Mutter Gottes.

Sirmondus gedenkt in einem 1650 herausgegebenen Opusculo de triplici nummo, welches auch in Opp. To. IV. p. 293. befindlich ist, eines besondern zu Rom von einem Weber ausgegrabenen Nummi, welcher auf einer Seite das völlige Bildniß unsers Heilandes gehabt, und auf der andern Seite einen runden Tempel vorgestellt hat, zu dessen beiden Sei-

ten ein gewaffneter Mann stand, mit der Umschrift: ANASTASIS. Er versteht dieses Wort hier nicht von der Auferstehung, sondern beweiset aus etlichen Stellen der Schriften des h. Hieronymus, daß über den vermeintlichen Ort bey Jerusalem, wo Christus auferstanden seyn sollte, von K. Constantin dem Großen ein Tempel erbauet worden sey, welcher Anastasis geheissen hat. Er beruft sich ferner wegen dieses Namens auf das Zeugniß des *Eucherius Lugdunensis*, in libello de Hierosolymitanae urbis situ ad Faustum. Der Canonicus S. Mariæ majoris, *Lucius Passionäus*, welcher ein eifriger Münzsammler gewesen, hat für diese Münze 5 Ducaten bezahlt, da sie *Sermonius* für ein geringers Geld hätte bekommen können, wenn er sie bey dem ersten Anbiethen behalten hätte.

Man hat ferner zwey in der Stadt Lucca in Italien, zu des Kaisers Otto IV. Zeiten geschlagene Münzen mit dem Bildnisse Jesu.

1. Fig. 1644 a). Av. Das gekrönte Brustbild des Heilandes, mit der Umschrift: Sanctus VVLT. us. D. eLVCA. Rev. Ein Thurmgebäude, auf welchem ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln steht, mit der Umschrift OTTO REX.

2. Fig. 1644 b) Av. Das gekrönte Bildniß des Heilandes, mit der Umschrift: S. VVLT D. LVCA. Rev. Eine Figur, welche ein gethürmtes Thor vorstellen soll, mit der Umschrift: OTTO REX. Hier, ist der Adler weggelassen, und unter der Figur sieht eine Lilie, welche zum Zierrath hingesetzt zu seyn scheint.

Man kann ohne Bedenken behaupten, daß diese Münze nicht zu den Zeiten der sächsischen Kaiser, welche den Namen Otto geführt haben, geprägt worden, sondern daß dieselbe viel neuer sey, und dem Kaiser Otto IV. aus dem braunschweigischen Hause beygeleget werden müsse, weil nicht nur das Gepräge dieser Münze sauber ist, und in den ältern Zeiten nicht also beschaffen war, sondern weil auch auf dem Thurme oder Stadtzeichen ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln zu sehen ist. Bisher hat man geglaubt, daß der Adler auf den Münzen des Kaisers Friedrich's II. zuerst vorkomme; aus gegenwärtiger Münze aber ist zu ersehen,

daß

daß derselbe schon zu Otto IV. Zeiten auf die Münzen gesetzt worden ist. Und vielleicht ist dieses die älteste Münze, welche einen Adler hat. Seit dieser Zeit trifft man bisweilen auf den Münzen der folgenden Kaiser einen Adler an, bis endlich der zweyköpfige eingeführet wurde. Ferner ist aus der Umschrift Otto Rex so viel zu ersehen, daß diese Münze zu der Zeit geschlagen worden seyn muß, da Otto IV. in Rom noch nicht gekrönt gewesen, welches vor dem J. 1209 geschehen seyn muß. Man legte der päbstlichen Salbung und Krönung so viel Kraft bey, daß man vor deren Vollziehung keinem deutschen Könige den kaiserlichen Titel beylegte.

Was das Bildniß Jesu betrifft, so liessen, bereits erwähntermaßen, die alten Kaiser dasselbe auf ihre Münzen setzen, wie aus den Münzen *Justiniani II* und *Michaelis Rhangabe* erhellet, bis endlich der Kaiser *Nicephorus Comnenus*, welcher im J. 1057 zur Regierung gelangte, von der bisherigen Gewohnheit abgieng, das Bildniß Christi auf seinen Münzen wegließ, und dagegen das seinige darauf setzen ließ. Daß er daran wohl gethan habe, beweiset Ludwig, in der Einleit. zum deutschen Münzwesen, S. 81. f. *Zonaras* hingegen macht eine recht hämische Folgerung daraus, wenn er sagt: Comnenum adeptionem imperii non Deo, sed sibi adscripsisse, eo adparet, quod in numis suum imaginem, Servatoris omissa, insculpendam curauit. In den abendländischen Reichen, über welche sich die geistliche Herrschaft des römischen Papstes ausgebreitet hat, ist die Verehrung der Bilder weit stärker, als in Orient, gewesen. Wie hoch wurden nicht die Gemählde Christi und der Jungfrau Mariä gehalten, welche der Evangelist Lucas verfertigt haben soll! Von andern Bildnissen Christi handelt der Jesuit *Franc. Varasor*, de forma Christi, c. 2. Opp. p. 327. Da sich nun die Stadt Lucca in Italien ebenfalls eines solchen Bildnisses des Heilandes rühmet, so liessen sie dasselbe auf ihren Münzen vorstellen.

Des neu-eröffneten Groschencabinets erstes Suppl. Lpz. 1749. 8. S. 62. f. 33.

Eine in die mittlere Zeit gehörige Münze mit dem Bildnisse Jesu und dessen Taufe, ist auch diejenige, welche der ungenannte Verfasser eines Buches welches den Titel führt: Nummus æreus veterum Christi-

Christianorum, commentario explicatus, prodit nunc primum ex museo Victerio, adjectis sacris aliquibus monimentis, Romæ, typis Zempelianis MDCCXXXVII. Præsidum Facultate, 14 Bog. in 4to, beschreibt, und in die Zeit des constantinopolitanischen Kaisers *Joannis Zimisces* v. A. 969 bis 75, setzt. Fig. 1645. Die Vorseite enthält das vorwärts stehende Brustbild des Heilandes, mit langen Haaren, länglichem Barte, und einem runden Scheine um das Haupt, in welchem drey Stücke vom Kreuze zu sehen sind. Die Kehrseite zeigt, wie der bis an den halben Leib im Wasser stehende Heiland von dem Johannes getauft oder aus einer Schale mit Wasser begossen wird, und über denselben der heilige Geist in Gestalt einer Taube schwebet, mit der Umschrift: REDEMTIO FILIIS HOMINVM, d. i. die Erlösung den Menschenkindern. Im Abschnitt steht: JORDA. nes

Der Verf. zeigt in genanntem Buche viele Kenntniß der Alterthümer der Kirchen, und große Belesenheit in den dahin gehörigen Büchern. Die Abh. ist in 2 Theile verfasset. Der erste Theil enthält die Erklärung der Vorderseite der Münze, und der andere der Kehrseite. Der erste Theil besteht aus 43 Capiteln. Im 3 Cap. wird behauptet, daß das auf der Münze zu sehende Bild dem Heilande selbst ähnlich sey, weil es nach einem gemalten Original gemacht sey. Denn da man vor Zeiten so viel auf die wahren Bildnisse der alten Philosophen gehalten hätte, und Christi Bilder auch in der Heiden Händen gewesen wären, so sey ja vielmehr zu glauben, daß dergleichen auch bey den ersten Christen anzutreffen gewesen wären. Die Carpocratianer, und Marcellina hätten unter dem K. Hadrian Christi Bild dazu gemißbrauchet, daß sie solches den Bildern des Homer's, Pythagoras, Plato und Aristoteles beygesellet, wie Augustinus und Epiphanius solches bezeugeten. Alexander Severus habe in seinem Hausgötzentempel die Bilder Christi und Abrahams aufgestellet. Dieser Kaiser wäre auch auf die Vergötterung des Heilandes zuletzt bedacht gewesen; dabey hätte man allemal das Bild desjenigen gebraucht, dem dergleichen Ehre wiederfahren sollen. Des

Hei-

Der Heiland müsse in seinem Leben vielmals sowohl mit Farben abgemahlet, oder auf andere Weise abgebildet worden seyn, weil Methodius, Athanasius, Eusebius, und viele andere Kirchenlehrer und Geschichtschreiber solche alte Bilder Christi anführten. Insonderheit beruft er sich im 8 Cap. auf das aus Erz gegossene Bild Christi, welches vor dem Hause des von dem vieljährigen Blutflusse gereinigten Weibes, in der phönicischen Stadt Paneas gestanden, Eusebius, Bischof zu Cäsarien, mit seinen Augen gesehen, und der abtrünnige Kaiser Julian, im J. 363 zerbrochen hätte. In der Kirche der Stadt Amida, in Mesopotamien, wäre auch ein uraltes Gemählde des Heilandes, in der Gestalt eines Galiläers, aufbehalten, vor welchem sich der König in Persien Cavades, nach der Eroberung dieser Stadt, im J. 504, geneigt hätte. Am weitläuftigsten wird vom 13 bis auf das 24ste Cap. von dem Bilde Christi gehandelt, welches in Rom ad Sancta Sanctorum von langer Zeit her zu Verehrung ausgestellet wird, und welches sich wenigstens vom 8ten Jahrh. nach C. G. in Rom befunden haben soll. Es soll dasselbe von dem heil. Lucas, oder gar von den Engeln, gemalt worden seyn; es ist 7 Querhände hoch, und 3 breit, und von dem Papste Innocentius III. mit einer krystallenen Tafel überzogen, und in einen kostbaren Rahmen eingefasset worden. Das 27. Cap. erklärt den runden, und mit 3 Kreuzspizen bezeichneten Schein, welcher das Haupt des Heilandes umgiebt, und widerleget den Bonarotti, welcher schreibt, daß man zu Ende des 6ten Jahrhundert erstlich das Kreuz in den Schein gesezt habe, indem in der im J. 545, von dem Bacanda, des Julian's Eidam, zu Ravenna erbaueten Kirche des Erzengels Michael, in einem alten Musivbilde des Heilandes schon das Kreuz in dem Scheine zu sehen wäre. Im 28 Cap. wird behauptet, daß alle Maler, Bildhauer und andere Künstler, ihre Zeichnung der Abbildung Jesu von dem vorgedachten uralten Gemälde Jesu zu Rom genommen hätten, weil alle Bilder, ob sie gleich zu verschiedenen Zeiten wären verfertiget worden, demselben insgesammt ähnlich wären. Weil nun auch die Beschreibung des Nicephorus, hist. ecclesiast. L. 1. c. 11, mit solchen überein trift, wird dieselbe im 30. Cap. gegen den Einwurf des Serry vertheidiget; denn Nicephorus meldet, daß er solche von den Alten empfangen habe, mithin könnte man ja

ihn nicht beschuldigten, daß dieselbe von ihm wäre erdichtet worden. Im 36 Cap. wird wegen der 3 Kreuzesspitzen angeführt, daß auch daraus abzunehmen sey, daß das Kreuz, welches wie ein T aussieht, und das Galgenkreuz genannt wird, sehr selten in alten Bildern vorkomme. Im 27 Cap. wird gemeldet, daß der vom J. 969 bis 75 herrschende morgenländische Kaiser *Johannes Zimices* zuerst befohlen habe, anstatt seines Bildnisses das Bild des Heilandes auf die vordere Seite zu prägen, und auf die andere Seite die Worte: Jesus Christus der König der Könige. Doch habe auch schon der im J. 711 abgesetzte Justinian II. auf einer Münze gleicher Masen den Weltheiland vorstellen lassen, mit der Umschrift: IhS CRISTVS REX REGNANTIVM, und auf der Gegenseite sein Bildniß stehend, mit den Beyworten: DN. IVSTINIANVS SERVVS CRISTI 3. Auf einer Münze des Kaisers *Michael Rhangabe*, welcher von 811 bis 13 regiert hätte, wäre auch das Brustbild Christi zu sehen, zwischen den beyden abgekürzten Namen IC. XC. hingegen habe man es dem im J. 1057 zur Regierung gekommenen Kaiser *Is. Comneno*, sehr übel ausgelegt, daß er von der bisherigen Gewohnheit abgegangen wäre, das Bildniß Christi auf seinen Münzen weggelassen, und dagegen das seinige mit einem Schwerte in der Hand hätte darauf setzen lassen. Vom 39 bis auf das 43 Cap. wird gezeigt, daß weil die ersten Christen den Vorwurf der Juden und Heiden, daß sie einen gekreuzigten Heiland anbeteten, für eine Ehre geachtet, so hätten sie daher den Schein um das Haupt des Heilandes mit einem Kreuze versehen, den Heiland deswegen auch gern unter dem Bilde des Lammes vorgestellet, und dasselbe auch mit gleichförmigen Schein allemal bezieret. Ihre dabey gehabte fromme Gedanken hätten sie in folgenden beygesetzten Versen ausgedrückt:

† HIC AGNVS MVNDVM RESTAVRAT SANGVINE LAPSVM
† MORTVVS ET VIVVS IDEM SVM PASTOR ET AGNVS.

Ingleichem:

† QVEM PLEBS TVNC CARA CRVCIS AGNVS FIXIT IN ARA.
HOSTIA FIT GENTIS PRIMI PRO LABE PARENTIS.

Der

Der zweyte Theil dieses Buches erklärt die Rückseite dieser Münze, worauf die Taufe Christi von Johanne abgebildet ist, in 19 Capiteln.

Nach des Hrn. Prof. Köhler Urtheile, im 13 Th. seiner hist. Münzbelustig. S. 349, fgg. kann diese Münze nicht für achthalbhundert Jahre alt gehalten werden, sondern sie scheint weit jünger zu seyn. Er hält die von dem Verf. vorgebrachten Beweise für unzulänglich, dieselbe dem Kayser Joh. Zimisces zuzueignen. Es hat gar nicht seine Richtigkeit, daß von demselben keine Münze mit dessen Bildnisse anzutreffen wäre, und man also schließen könnte: Auf welcher Münze zu beyden Seiten eines Kaisers Bildniß nicht zu sehen ist, sondern Christus und eine Handlung oder Lehrspruch desselben vorgestellt wird, die ist unter die Münzen zu rechnen, welche der K. Joh. Zimisces hat prägen lassen. Die Abbildung Christi erscheint auf dieses Kaisers Münzen ganz anders, als auf dieser. Die Brust ist höher. Keine Münze dieses Kaisers hat eine lateinische Umschrift, sondern dieselbe ist allemal griechisch. Biblische Geschichten sind sonst gar nicht auf den Münzen der griechischen Kaiser anzutreffen. Hr. Köhler hält demnach die im angeführten Buche mit ganz unverdientem Fleiße erklärte Münze für einen guten Pathenpfennig, den man in neuerer Zeit zum Andenken der h. Taufe den Täuflingen geschenkt hat, und an die Betschnuren mit anmachet.

Aus allzu grober Hochachtung der Bilder, hält der Verf. dafür, es hätte allerdings wahre und ächte Bilder des Heilandes gegeben, wornach die noch vorhandenen wären abgeschildert worden. Diese Meinung aber ist ganz irrig. Der Heiland war aus dem königl. Stamme Davids entsprossen; er unterwarf sich dem mosaischen Gesetze in seinem ganzen Lebenswandel. Dasselbe verboth dem jüdischen Volke, wegen seiner großen Neigung zur Abgötterey, sich irgend ein Bild zu machen, welches gleich sey einem Manne oder Weibe, 2 B. Mos. 20, 4. 5. B. Mos. 4, 16. Der Heiland, welchem seine Feinde den Vorwurf machten, daß er am Sabathe die Kranken heilete, mit den Zöllnern und Sündern speisete, das Volk aufwiegelte, sich zum Gott machen, daß er den Tempel zerbrechen und in dreyen Tagen wieder aufrichten wollte, u. s. w. würde auch diese Beschuldigung haben hören müssen, daß er sich

von einem Maler, Bildhauer, oder Eisenschneider, hätte abbilden lassen. – Es ist also unmöglich, daß ein ächtes Urgemälde oder Bild des Heilandes nach dem Leben jemals vorhanden gewesen seyn kann.

Weil demnach wahrhafte Urbilder des Heilandes gefehlt haben, so ist die große Zwistigkeit von der eigentlichen menschlichen Gestalt, ob dieselbe von vorzüglicher Schönheit, oder von unförmlicher Bildung gewesen sey, unter den alten Kirchenlehrern entstanden. Hieronymus, Augustinus, Chrysostomus und Bernhardus sagen, es hätte aus der leiblichen Gestalt des Heilandes die Strahlen seiner göttlichen Majestät über die Maßen hervor geleuchtet, wodurch er aller Leute Augen auf sich gezogen hätte; und wie er in seinen Thaten und Handlungen wunderbar gewesen; also hätte sich auch in seinem äußerlichen Ansehen die angenehmste Lieblichkeit hervor gethan. Seine Stimme wäre wohllautend, und das Angesicht schön gestaltet gewesen, daher auch um deswillen das Volk ihm mit so ungemeinem Zulauf nachgezogen wäre. Alles dieses Vorgeben gründen sie auf die Weissagung von dem Bräutigam Christo und der Kirche seiner Braut, Ps. 45, 3. wo von demselben gesagt wird: Speciosus forma præ filiis hominum: du bist der schönste unter den Menschen-Kindern. Daher macht Augustinus hierüber diese Auslegung: Nobis credentibus ubique sponsus pulcher occurrat. Pulcher Deus, verbum apud Deum, pulcher in utero virginis, ubi non amisit divinitatem & sumpsit humanitatem. Pulcher natus infans verbum &c. Pulcher ergo in coelo, pulcher in terra, pulcher in utero, pulcher in manibus parentum &c. Tertullianus hingegen hat den Heiland für sehr ungestalt und häßlich, mit harten Redensarten beschrieben, als: im Lib. *de idololatria* schreibt er: Christus fuit vultu & aspectu inglorius; im Lib. *adv. Judæos:* ne aspectu quidem honestus; im Lib. *de carne Christi:* adeo nec humanæ honestatis corpus fuit; und eb. daf. c. 9. Tacentibus apud nos quoque prophetis de ignobili aspectu ejus, ipsæ passiones ipsæque contumeliæ leguntur; passiones quidem humanam carnem, contumeliæ vero inhonestam. An ausus esset aliquis ungue summo perstringere corpus novum? sputaminibus contaminare faciem, nisi merentem? Clemens Alexandrinus behauptet gleichfalls, daß des Heilandes menschliche Gestalt ein schlechtes und ge-

rin-

ringes äusserliches Ansehen gehabt hätte, und bezieht sich deshalb auf die Stelle, Jes. 53, 2. Non est species ei, neque decor, & vidimus eum, & non erat aspectus, d. i. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Dessen Schüler, Origenes, schreibt L. VI. *contra Celsum*, es sey daran gar nicht zu zweifeln, daß der Heiland einen sehr unförmlichen Leib gehabt habe.

Wäre demnach eine ächte Abbildung des Heilandes, auch nur in einer Copie, zur Zeit dieser Kirchenväter vorhanden gewesen, so würde über die Schönheit oder Häßlichkeit des Gottmenschen nicht gestritten worden seyn. Vavassor hält auch die dem Angeben nach ältesten Bilder Christi für unzulänglich, die wahre und eigentliche Gestalt Christi vor Augen zu legen, weil die Farbenstriche der Gesichtszüge darauf fast alle vor Alter erloschen sind. Triplicem effe, schreibt er in Lib. *de forma Christi*, magno in honore intelligo Christi effigiem, non manu factam, *Edessenam, Camuliacensem, Veronicam*, quibus annumeres licet expressum, qua mortuus involutus est lindone totius corporis simulacrum. Quæ quam fide diguae sint omnes, non habeo quod affirmem, nec mea refert in præsenti quid liqueat. Tantum dico vel ex iis certe exploratique elici, obsoletis ac fugientibus lineamentis. Dem Vavassor ist wohl bewußt gewesen, daß des edessenischen Bildes, welches Christus selbst sollte in ein Schweißtuch abgedruckt haben, der Evagrius im 6ten Jahrh. zuerst gedenkt; daß sich wegen des auf gleiche Art beschaffenen Tuches der Veronica der *Martianus Scotus* auf den Bischof zu Tyrus, *Methodius*, berufe, welcher die erste Meldung davon gethan hat; und was von dem Grabtuche Christi vorgegeben wird, gleicher Maßen auf lauter Zeugnisen neuerer Scribenten beruhe, wie aus *Jo. Chiffletii* tr. de linteis sepulchralibus zu ersehen ist. Schon im 5ten Jahrh. hat ein wahrhaftes Bild Christi gemangelt. Die 338 Bischöfe der zu Constantinopel im J. 754 gehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung bezeigen einen solchen Eifer gegen dergleichen Bilder, daß sie solche für ganz unzulässlich halten, denn es könnte unmöglich dabey die göttliche Natur Christi abgebildet werden, wenn man sich nicht zugleich des Irrthumes der Anthropomorphiten schuldig machen wollte. Christum als einen bloßen Menschen abzubilden, wäre Nestorianisch. Christus

wollte nicht mehr von seinen Gläubigen nach dem Fleische gekannt seyn, wie Paulus anzeigt 2 Cor. 5, 6. sondern habe in dem h. Nachtmahle ein einziges und untrügliches Bild seines lebendig machenden Leibes hinterlassen, davon er selbst ausgesprochen: Das ist mein Leib, das ist mein Blut, und dieses nicht unter menschlicher Gestalt, sondern unter den von ihm dabey eingesetzten Brod und Wein. Allein, diese ehrliche Leute sind auch in ihrem Eifer zu weit gegangen, und haben das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Explication d'une inscription, qui est au bas d'un Tableau de Notre Seigneur, qu'on apelle la Veronique, ou la Sainte Face, s. im Supplem. du Journ. d. Scav. Mars 1707, S. 518—527.

De forma facici Saluatoris nostri & reliqua pulchritudine, s. *Jo. Fechtii* noctes christianæ, exercit. 16.

Christuskörpe, von C. L. Junker, Bern. 1776, 8. 4. u. f. h. B.

An enquiry into the shape, the beauty and stature of the person of Christ, and of the Virgin Mary, by *THO. Lewis*. Lond. 1736, 8. 7. B.

Num Christus facie austera & deformi fuerit? s. *Jo. Casp. Loescheri* observatt. selectæ ad Theol. Sacramq. & Ecclesiæ Histor. spectant. Fasc. II. Altenb. 1706, 8. obs. 4.

Iusti Godofr. Rabener prog. de Christi forma & statura, s. in Dessen Amœnit. histor. philolog. quinque Decadibus. Lps. 1695, 8. n. XLV.

B. von *Sanden* diss. de pulchritudine Christi, occasione Ps. XLV. 3. Regiom. 1711.

I. I. Stubel progr. de puerili Christi forma, an pulcher fuerit Seruator, an albus, an ater? 1712.

Münzen mit dem Namen oder dem Monogramma Jesu, kommen unter den Genfer Thalern vor. Z. B. 1. Av. GENEVA CIVITAS. Der gekrönte Reichsadler über einem die Länge herab getheilten Felde, darin zur Rechten ein halber gekrönter Adler, und zur Linken ein Schlüssel. Rev. POST. TENEBRAS. LVX. P. Der Name oder das Monogramma JHS. (d. i. JESVS) mit Strahlen umgeben, und unter demselben die Jahrzahl: 1562. Man hat auch dergleichen von 1567.

2. Av. GENEVA. CIVITAS. 1622. Das Stadt-Wappen, nämlich ein halber Adler und ein Schlüssel, und darüber der Name JHS. in Strahlen. Rev. POST. TENEBRAS. LVX. R. G. Der gekrönte

zwey-

zweyköpfige Reichsadler. Man hat auch dergleichen von 1638, 1722, 1723.

Auch verschiedene, sowohl Ritter- als geistliche Orden führen von Jesu den Namen, als:

1. Der militärische Christ-Orden, welcher im J. C. 1205 in Liefland von dem rigaischen Bischofe Albert gestiftet wurde, um die neuen Christen gegen die Verfolgungen der Heiden zu beschützen. Die Ritter trugen auf ihren Mänteln ein Kreuz, mit einem Schwerte darüber; daher man sie auch Schwertbrüder (Frères de l'Epée) nannte. Dieser Orden wurde nachher mit den deutschen Rittern vereiniget.

2. Die Ritter Jesu Christi, welche *S. Dominicus* im J. 1217 wieder die Albigenser aufbrachte. Es setzte sich nämlich der h. Dominicus in Spanien, den Albigensern, welche um Tolosa herum und in der Lombardey ihre Lehre unter dem Volke weit ausbreiteten, entgegen, und überwand viele derselben durch das Wort Gottes. Weil er aber mit ihnen nicht nach Wunsch fertig werden konnte, nahm er etliche Eiferer zu Hülfe, welche ihm mit Waffen und Gewalt die Albigenser bekehren, und den katholischen Glauben vertheidigen halfen, denen er auch eine besondere Lebensart vorschrieb, wodurch sie sich von den Religiosen und von den Layen unterschieden. Diejenigen nun, welche sich darein begaben, wurden Brüder von der Ritterschaft Jesu Christi und des h. Dominicus genennet. Sie gelobten die eheliche Keuschheit, und nahmen auch Weiber zu Schwestern unter sich auf, welche ihnen mit Bethen sollten die Ketzer vertreiben helfen. Wenn deren Männer starben, lebten sie beständig im Wittwenstande; und währendem Ehestande durften sie die Männer nie abhalten, wenn diese wider die Ketzer zu Felde ziehen wollten. Die Regeln dieser Buß-Schwestern und Brüdern, wie sie auch genennet wur-

wurden, haben verschiedene Päpste, als Honorius III., Gregorius IX, Innocentius IV., Honorius IV., Johannes XXII., und andere, bestätigt. Sie wählten ihren eigenen Meister, dem sie Gehorsam leisten mußten. Ihr Ordenszeichen, Fig. 1646, war ein schwarz und weißes Lilienkreuz auf einem weißen Rocke und schwarzen Mantel. Se sind jetzt, nachdem sie die Waffen abgelegt haben, mehrentheils geistlich, wie denn die spanische Inquisition dieses Kreuz, als ihr Wappen, öffentlich führt.

3. Der portugiesische Ritterorden Christi, wurde im J. 1318 vom Könige in Portugal, Dionysius Periocа, gestiftet, um den Adel zum Kriege gegen die Mohren zu ermuntern. Die Ritter besitzen 454 Commenden, und heben den geistlichen Zehenden von allen der Krone Portugal unterworfenen Ländern, sogar in Indien. Sie folgen der Benedictinerregel, tragen einen weißen Ordenshabit, und an einer dreyfachen goldenen Kette ein roth emaillirtes Patriarchenkreuz auf der Brust, in welchem ein weißes Kreuz zu sehen ist; Fig. 1647. Der Ordenssitz ist zu Tomar.

Papst Johannes XXII. ordnete ihnen im J. 1320, die Regel des h. Benedictus zu halten, und daneben gewisse Gesetze, welche nebst den Ordensprivilegien, Tantianus, Prior des Conventes zu Tomar, und General des ganzen Ordens, in portugiesischer Sprache hat drucken lassen. Sie gelobten die Keuschheit, die Armuth und den Gehorsam; jetzt geloben sie nur die eheliche Keuschheit, aus Vergünstigung des Papstes Alexander VI.; und schwören, daß sie die Waffen wider die Ungläubigen, so oft es nöthig ist, zur Vertheidigung des katholischen Glaubens ergreifen wollen. Anfänglich wurde dem Ordensmeister, Aegidius Martinius, das Castell Marin, welches unter die Diöces von Elva gehört, zum Sitz angewiesen, welcher aber hernach nach Tomar verleget wurde; auch wurden den Rittern, damit sie desto muthiger gegen die Mohren sich bezeigen möchten, alle Güter der Tempelherren, mit königl. und päpstlicher Bewilligung, eingeräumet. Es haben auch diese

Ritter

Ritter mit ausserordentlicher Tapferkeit die portugiesische Herrschaft in Afrika, Amerika und Indien ausgebreitet. Wenn ein Ordensmeister mit Tode abging, wurde von 13 Rittern ein neuer erwählet. Seit 1550 ist die höchste Würde des Ordens, oder das Grosmeistertum, mit der Krone vereinigt.

4. Der päpstliche Ritterorden Jesu Christi. Die ganze Christenheit war nicht wohl zufrieden, daß Papst Clemens V. den Orden der Tempelherren durch eine Bulle aufgehoben hatte. Daher wurde Papst Johannes XXII bewogen, einen andern zur Vertilgung der Feinde des katholischen Glaubens, zu stiften, wie viele andere Fürsten gethan hatten. Nachdem er nun die Brüderschaft Jesu Christi in Portugal durch eine Bulle bestätiget hatte, errichtete er, im J. 1317, eine dergleichen und unter eben demselben Namen auch in Italien. Die Ritter werden zu keinem Gelübde verbunden, und dürfen auch ihren Adel nicht beweisen, wie doch die Ritter Jesu Christi in Portugal thun müssen, und werden nur durch eine Breve, nach Belieben des Papstes, erwählet. Sie haben weder Ordens-Meister, noch einen besondern Habit, sondern tragen nur ein rothes, und rings um mit Gold bordiertes Kreuz, Fig. 1648.

5. Der Jesus-Maria-Orden, Fr. l' Ordre de Jésus & Marie, hieß ehemahls ein Ritterorden, welcher zu den Zeiten des Papstes Paulus V. in Rom florirte. Die Ritter trugen ein himmelblaues, mit Gold eingefaßtes Malteser-Kreuz, in dessen Mitte auf einer Seite das Monogramma des Namens Jesu, IHS, auf der andern das Monogramma des Namens Maria, der Mutter Jesu, mit goldenen Buchstaben stand, Fig. 1649; daher sie auch Ritter Jesu und Marien genannt wurden. Sie giengen, bey öffentlichen Functionen, in einem aus Wolle und Seide bereiteten Schamlot einher, an welches das vorerwähnte

Kreuz

Kreutz auf der Brust angemacht war. Sie standen unter einem Großmeister, welcher aus drey Rittern, die der Pabst als die würdigsten vorschlug, erwählet wurde, und sich durch ein etwas größeres Kreutz von den übrigen Rittern unterschied. Jeder, der in diesen Orden aufgenommen werden wollte, mußte ein Pferd und einen Reiter gegen die Feinde des Kirchenstaates in Bereitschaft halten.

Zu den weiblichen Orden, welche von Jesu den Namen führen, gehören:

1. Die Töchter des Jesuskindes zu Rom, Fr. Filles de la congregation de l'enfant Jésus. Ein armes Mädchen aus Lucca, Namens Anna Moroni, welche ihre Aeltern frühzeitig verloren hatte, und, da sie ohne Vermögen war, sich in die Nothwendigkeit gesetzt sahe, bey Herrschaften Dienste zu suchen, kam nach Rom, und diente dort in verschiedenen Häusern bis in ihr vierzigstes Jahr. Sie hatte sich während dieser Zeit ein kleines Capital erspart, und bekam im J. 1661 den Einfall, eine kleine Gesellschaft von ledigen Frauenspersonen zu errichten, die sich gemeinschaftlich von ihrer Hände Arbeit ernähren, und auch andere junge Mädchen unentgeltlich in allerley weiblich Arbeit unterrichten sollten. Dazu wollte nun aber ihr Vermögen, nebst demjenigen, was sie allenfalls verdienen könnten, nicht zureichen. Sie mußten sich also von denen, welche sie in die Kost nahmen, eine Beysteuer zu ihrem Unterhalte bezahlen lassen, und so entstand daraus fürs erste eine Art von Kostschule. Die gute Ordnung, welche darin beobachtet wurde, und der Vortheil, den das Publikum von diesem Institute zog, machten dasselbe allgemein beliebt, und erwarben ihm viele Freunde und Gönner. Besonders fand diese weibliche Gesellschaft in der Person des P. Cosmus Berlintani, eines regulierten Geistlichen von der Congregation der Mutter Gottes, der Pfarrer zu

St.

St. Maria in Campitelli, und ihr Gewissensführer war, einen thätigen Freund und Beschützer. Da er ihren Eifer, etwas Gutes zu stiften, sahe, so brachte er es durch seine Empfehlung und Vorsprache dahin, daß dieses Institut von dem apostolischen Stule gebilliget und mit öffentlichen Freyheitsbriefen begünstiget wurde. Er beredete die Stifterinn, sich nebst den übrigen Mädchen gänzlich dem Dienste Gottes und des Nächsten zu widmen, und suchte aus vier und zwanzig, die ihrer damals waren, zwölf der eifrigsten aus, welche alles, was sie hatten, zusammen in Gemeinschaft legten, ohne die geringste Absicht auf ihren besondern Nuzen, und welche sich vornahmen, die Keuschheit, die Armuth und den Gehorsam künftig zu ihrem einzigen unverbrüchlichen Gesetze zu machen. Gleichwohl verbanden sie sich durch kein Gelübde dazu, sondern begnügten sich nur mit der feyerlichen Angelobung, bis an den Tod ihrem Versprechen getreu zu bleiben. Dieses geschah d. 2 Jul. 1673, an dem von der Kirche geheiligten Tage, Mariä Heimsuchung.

Die Anzahl dieser Mädchen soll nur aus 33 bestehen, zur Ehre der 33 Jahre, die Christus auf Erden gelebt hat. Nach 4 Prüfungsjahren, und wenn sie 21 Jahre alt sind, thun sie öffentlich die gedachte feyerliche Angelobung. Inzwischen sind sie nicht verbunden, bis an ihren Tod in dieser Gesellschaft zu bleiben, sondern sie können entweder heurathen, oder in einen Orden treten; in welchem Falle sie aber alles dasjenige, was sie mit zur Gesellschaft gebracht haben, zurück lassen müssen.

Es ist bey ihnen alles gemein, und keine hat etwas Eigens. Sie führen ein sehr eingezogenes Leben, und gehen selten aus. Nur an gewissen Tagen besuchen sie alle zusammen einige Kirchen. An den Fasttagen, alle Freytage, alle Sonn- und Fest-Tage, und die ganze Fastenzeit über, reden sie mit keinem frem-

fremden Menschen, und auch selbst mit ihren Verwandten im ersten Grade nicht. Sie bethen alle Tage eine Stunde in Gedanken; und außer den mündlichen Gebethen und vielen gottseligen Uebungen, die sie gemeinschaftlich verrichten, sagen sie noch an den Festtagen das große Amt der Kirche her. Alle Jahre verrichten sie, acht Tage lang, die geistlichen Uebungen; alle Monate halten sie sich einen ganzen Tag eingezogen, und an dem Tage, da sie zum Abendmahl gehen, tragen sie des Morgens das härene Hemde. Sie geißeln sich dreymal in der Woche, und halten die Fasttage sehr strenge; an gewissen Tagen verrichten sie so gar öffentliche Abtödtungen. Alles dieses aber gäbe ihnen vor so vielen andern Orden, welche eben so strenge Fasten halten, viel und fleißig bethen, sich bis auf das Blut geißeln, und wohl das ganze Jahr hindurch härene Hemden tragen, nicht den geringsten Vorzug, und sie verdienten deshalb unter der großen Menge ihrer Mitschwestern kaum bemerket zu werden; was sie aber merkwürdig macht, ist, daß sie neben allen diesen gottseligen Uebungen auch noch etwas nützliches für die menschliche Gesellschaft thun. Sie beschäftigen sich viel mit Handarbeit, als: mit Nähtereyen und Stickereyen allerley Art, mit Zeichnen, Malen, u. d. gl. Sie lernen singen, das Clavier und die Orgel schlagen, spielen allerley musikalische Instrumente, und in allen dem unterrichten sie auch ihre Kostsängerinnen, deren Anzahl sich aber nicht über dreyßig belaufen darf. Außerdem müssen sie auch diejenigen Mädchen umsonst aufnehmen, welche zum erstenmal zum Abendmahle gehen wollen, und verlangen, sich zu ihnen zu begeben, um sich gehörig dazu zu bereiten. Auf eben die Art nehmen sie auch die Mädchen auf, welche in ein Kloster gehen wollen, damit sie dieselben vorher mit den Gebräuchen des Klosterlebens bekannt machen. Auch erlauben sie allen Mädchen und Frauenspersonen,

Wei-

Weibern und Wittwen, welche mit Genehmigung des Cardinal-Vicars und mit Einwilligung ihrer Aeltern, Anverwandten oder Männer, sich zu ihnen begeben wollen, 8 bis 10 Taze lang die geistlichen Uebungen bey ihnen zu verrichten.

2. Man muß diese Töchter des Jesuskindes von einer andern weltlichen Gesellschaft, welche zu Anfange des 16ten Jahrhundertes unter den Namen der Schwestern des guten Jesus in Italien gestiftet wurde, unterscheiden. Diese waren niemals in einem Hause bey einander versammelt, sondern lebten unter allerley Ständen in der Welt zerstreuet, und hatten eine ganz allgemeine Regel, welche sich bloß auf einen ehrbaren, sittlichen Lebenswandel bezog. Von dieser Gesellschaft ist bloß das Andenken noch übrig.

3. Auch errichtete man zu eben der Zeit, da die Töchter des Jesuskindes zu Rom ihre Congregation zu bilden anfingen, in Frankreich eine andere, welche man von der Kindheit unsers Herrn Jesu Christi nannte, und welche die Wittwe eines Parlamentsrathes zu Toulose, die Frau von Mondonville, zur Stifterin hatte. Die erste Absicht dieser gottesfürchtigen Frau gieng bloß dahin, einige Lehrmeisterinnen zur Erziehung der neuen Katholikinnen und anderer armer Mädchen zu bestellen. Da man aber nach dem Begriff und Geschmack der damaligen Zeiten, allen Gesellschaften, die nur irgend aus einer guten Absicht, oder mit einiger Beziehung auf die Ausübung christlicher Tugenden und guter Werke, gestiftet wurden, sogleich das Ansehen einer Congregation gab, Gesetze und Regeln für solche aufsetzen ließ, die Mitglieder unter einem gewissen kirchlichen Gehorsam zu zwingen suchte, und päbstliche Bestätigungen darüber zu erhalten trachtete: so wollte man auch dieser Stiftung das Ansehen einer ordentlichen Congregation christlicher Jungfern geben, die jedoch ohne Gelübde und ohne

eine besondere Kleidung, die Klostertugenden ausüben, und sich Gott und dem Dienste des Nächsten ganz widmen sollten. Die Frau von Mondonville kaufte zu diesem Endzweck, im J. 1661. ein geräumiges Haus in Toulouse, und nahm darin eine große Anzahl Mädchen auf, welche mit Bewilligung des Erzbischofes, unter dem Titel der Kindheit unsers Herrn Jesu Christi, und mit dem einfachen Gelübde der Beharrlichkeit, eine eigene Congregation ausmachen sollten. Sie wollten sich hauptsächlich mit der christlichen Erziehung junger Mädchen, und der Unterweisung derjenigen, die erst kürzlich zum katholischen Glauben bekehrt worden, abgeben, sich der Hülfe und dem Beystande der Kranken widmen, und überhaupt Gutes thun, so viel sie nur könnten. Um aber auch künftig die Mittel zur Fortsetzung dieses Institutes zu haben, wurde, von der Zeit ihrer öffentlichen Bestätigung an, keine mehr aufgenommen, die nicht gleich eine öffentliche Urkunde von einer Schenkung einlieferte, worin dem Hause so viel, als zum Unterhalt von acht Mädchen erforderlich war, versichert wurde. Pabst Alexander VII. bestätigte diese Congregation durch ein Breve, und der König von Frankreich durch Patente, die auch bey dem Parlamente zu Toulouse in die Register getragen wurden.

Der Umstand wegen der erforderlichen ansehnlichen Schenkung gab natürlicherweise Gelegenheit, daß viele reiche und vornehme Personen sich in diese Stiftung begaben; und da weder das Gelübde der Armuth, noch sonst ein strenger klösterlicher Zwang, nöthig waren, sondern die Jungfern mit der Welt im Umgange blieben, so schlichen sich bald die Mißbräuche ein, die den Augen der Regierung nicht entgehen konnten. Eine Menge Mädchen, Kammerfrauen und Bediente machten das Haus zu einer Art von Hofhaltung, welche sich mit der Ausübung der christlichen

Lie-

Liebesdienste nicht wohl zusammen reimte. Sie hielten Bediente, Kutschen und Pferde, und eigene Sänften; und ob ihnen gleich in ihrer Regel gewisse Schranken in Ansehung der Kleidung vorgeschrieben waren, so verhinderte doch das nicht, daß nicht auch in diesem Stücke die weibliche Eitelkeit allenthalben durchschimmerte. Sonderbar lautete der 20ste Artikel ihrer Regel, worin verordnet war: es sollte kein Lackey angenommen werden, der schon bey andern Frauenspersonen in der Welt gedient hätte, und die Kutscher sollten verheurathet seyn. Der König fand diese ganze Einrichtung dem Endzwecke einer solchen Congregation nicht angemessen, hob deshalb die Stiftung im J. 1686. wieder auf, und befahl, daß jede sich wieder zu ihren Anverwandten, oder wohin sie wolle, begeben sollte; und die Frau v. **Mondonville**, ihre Stifterin, wurde durch eine Lettre de cachet (*) nach Coutances verwiesen, wo sie ihr Leben beschloß.

Jesus-Blümlein, eine Art Viole, Viola tricolor; s. unter Viole.

Jesus-Münzen, s. oben, S. 380, fgg.

Jesus-Orden, s. oben, S. 395, fgg.

Jesuschrist-Wurzel, s. unter Farnkraut, im XII. Th. S. 204.

Jet, *Jette*; s. Gagath.

Jet d'eau; s. Springbrunnen.

Jet de bierre, Gäscht; s. Bier-Gäscht.

Jetée, Damm der Häfen; s. Th. XXI, S. 3.

Jeton, Jetton, nach dem Französ. Jeton, oder Jetton, ein Rechenpfennig, oder Zahlpfennig, kleine runde Stückchen, die aus Messing oder andern Metall, in Gestalt der Pfennige, d. i. des Geldes, geschlagen

(*) Lettre de cachet, heißt in Frankreich ein königlicher Brief, welcher mit Sr. Majestät Siegel, und mit eines Staatssecretärs Gegenzeichen versehen ist, und eine (gemeiniglich mißfällige) Ordre des Königes enthält.

sind, um vermittelst derselben auf dem Rechenbrete oder pythagorischen Rechentische zu rechnen, oder auch kleine runde Stückchen von Achat, Glas, Bernstein, Elfenbein, Perlmutter, oder andern leichten und kostbaren Materien, deren man sich zu Berechnung gewisser Summen, zu Marken beym Spiel, (insonderheit im Spiele das Geld zu bezeichnen, das einer dem andern schuldig wird,) und zu einigen andern Absichten bedient. Es giebt aber auch Jetons von Gold, Silber und Kupfer, welche eine Art Schaupfennige oder Gedächtnißmünzen vorstellen, und auf deren einen Seite gemeiniglich das Bildniß des regierenden Landesherrn, auf der andern aber eine Devise und Legende geprägt ist, die das Andenken an eine merkwürdige oder glorreiche Begebenheit seiner Regierung, nebst dem krausen Rande und der Jahrzahl erhalten. An den meisten Orten, wo es gelehrte Gesellschaften, und Societäten oder Akademien der Wissenschaften giebt, haben diese ihre Jetons, welche die Academisten auf Kosten des regierenden Herren, und aus dem Fonds, die hiezu angewiesen sind, bekommen. Daher nennet man ein unnützes Mitglied einer gelehrten Gesellschaft, einer Academie, eines Collegii, eigentlich aber einen, der die Versammlungen der Gesellschaft nur um der Jetons willen, welche jedesmal dabey ausgetheilet werden, besucht, übrigens aber nichts zum Nutzen und zur Ehre der Gesellschaft thun mag, ironisch einen Jetonnier.

Nach der Ableitung heissen Jetons eigentlich Würflinge, oder Werfpfennige. Ehemals nannte man sie in Frankreich Jetoirs, Jetoueurs, Jeteurs, Jiets, Jets und Jietons, seit mehr als einem Jahrhunderte aber Jietons, oder Jettons. Im Deutschen heissen sie Zahlpfennige, Rechenpfennige, in einigen oberdeutschen Gegenden auch nur der Rechen, im Niederf. Sligte, von schlicht, glatt, vermuthlich, so fern sie ehe-

ehedem glatt und ohne alles Gepräge waren; holländ. Legpenning. Das französische Wort Jeton läßt sich in so weitläuftiger Bedeutung nehmen, daß man auch die Steinchen, Muscheln, Nüsse, Bohnen, u. d. gl. womit die Alten zu rechnen pflegten, und womit auch noch jezt die meisten wilden Völker rechnen, darunter verstehen kann. Auch der Griechen ψῆφοι, und der Römer Calculi gehören darunter, es mögen diese zur Bezeichnung der glücklichen oder unglücklichen Taze, oder zum gerichtlichen Gebrauch, bestimmt gewesen seyn. Mahudel, in seiner Abh. de l'origine & l'usage des Jettons, im 2 Th. der Hist. de l'Acad. r. d. bell. lettr. S. 333 — 342, (und im 3 Th. der Gottsched. Uebersez. S. 183 — 189,) behauptet, daß sich so gar schon die Kinder Noah derselben bedient haben, um die Vermehrung ihrer Heerden zu berechnen, und ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Wenn wir aber heut zu Taze von Jetons reden, so verstehen wir darunter ein Stüchen Metall, es sey Gold, Silber, oder ein schlechteres, welches ein Mittel zwischen Medaillen und ordentlichen Geldmünzen ist, und bald bloß zum rechnen, bald aber auch als eine Gedächtnißmünze gebraucht und aufgehoben wird.

Die Jetons sind sowohl von den Medaillen, als auch von den Currentmünzen, unterschieden; von den erstern, weil sie ein flaches Gepräge haben, und wie Currentmünzen, mit dem Hammer, auf einen Schlag ausgepräget werden; von den letztern, weil ihr Werth im Handel und Wandel, so wenig wie der Werth der Medaillen, festgesezt ist, und er wird alsdann außer dem Preise, den der Liebhaber dafür giebt, bloß nach dem Gewichte und nach der Feine des Silbers bestimmet. Das Gepräge der Medaillen ist viel erhabener; sie werden gegossen, und mehr als einmal unter das Prägewerk gebracht, damit die im Stempel tief eingeschnittenen Figuren sich desto besser ausdrucken. Die

Jetons haben in neuern Zeiten, so wie die Medaillen, Bildnisse, Sinnbilder, Devisen, u. d. gl. Weil sie auf einen Schlag geprägt werden, so macht man sie nur klein, und selten schwerer als ½ Loth; doch werden auch die flach geschnittenen einlothigen Medaillen, von den Medailleurs Jetons genannt. Man pflegt sie Gedächtniß- oder Gedenkpfennige zu nennen, wenn sie nach dem Inhalte des Gepräges, die Stelle der Gedächtnißmünzen (Medaillen) vertreten. Die Jetons sind, wie gesagt, nach und nach aus den Rechenpfennigen entstanden. Man brauchte vormals die Rechenpfennige in der Rechnung auf Linien, oder auf dem Rechentische, um dadurch den Anfängern die Arten der Rechnungen und die Eigenschaften der Zahlen leichter und begreiflicher zu machen. Die Griechen und Römer bedienten sich kleiner und flacher Steine, daher die Rechenpfennige, welche nachher an deren Stelle genommen wurden, noch jezt in der Lat. Sprache Calculi (*) genannt werden. In den mittlern Zeiten wurden alte, nicht mehr gangbare Münzen, oder auch kleine runde Platten von Metall, dazu gebraucht. Auf letztern ließ man allerley Blumen, und auch Figuren, stechen.

Der Ursprung der wahren Rechenpfennige ist in Frankreich zu suchen. Salmasius hat sie auch daher, nach dem französischen Worte Jeton, Jactos oder Jactones auf lateinisch genannt. Nach Carl Patin's (**) Meinung, sollen die geprägten Rechenpfennige in Frankreich erst zu den Zeiten Königs Franz I. des großen Beförderers der Künste, aufgekommen seyn,

(*) Daß bereits die Alten eine Art von besondern Münzen, zuweilen statt der Steine gebraucht haben, davon ist *J. F. Gronovius*, de sestertiis seu subsecivorum Pecunia veteris Græcæ & Romanæ, Lib. IV. L. B. 1691, 4. S. 237, nachzusehen.

(**) *Car. Patini* introductio ad historiam numismatum, Amst. 1683, 12. S. 94 f.

seyn, und es ist dieses von allen Münzlehrern, welche darin den Patin gefolgt sind, nachgeschrieben worden. Es hat aber schon zu Jobert's (*) Zeiten, der Hr. v. Ganiere, ein besonderer Liebhaber der Jetons, eine Sammlung von mehr als 3000 Stücken zusammen gebracht, unter welchen die ältesten unter der Regierung Philipp VI. aus dem Hause Valois, welcher im J. 1328. auf den Thron kam, gepräget worden sind. Man findet dergleichen Jetons von Herzog Philipp dem Guten, von Burgund, die auf der einen Seite sein Wappen und Titel, und auf der andern einen Spruch haben, welcher die richtige Rechnung empfiehlt. (**) Sie sind zum Gebrauch der herzoglichen Rechenkammer gepräget worden, und beynahe um 100 Jahre älter, als die Jetons Franz I. indem Philipp der Gute 1419. die Regierung angetreten hat. Franz van Mieris (***) hat dergleichen Rechenpfennige, welche zum Gebrauch der Münzbedienten in Antwerpen gepräget worden, von Carln Herzog von Burgund, mit der Jahrzahl 1467. in Kupfer stechen lassen. Auf der einen Seite ist das burgundische Wappen mit der Umschrift: VIVE. LE. NOB.le DuC. CHARLES D.e BourG.ogne Z. d e BR.abant. Auf der andern Seite ist das Wappen der Stadt Antwerpen, mit der Umschrift: JECT.on D.eLA MO.nnoye D.e BRA.bant A. ATVRP. Eben dergleichen haben auch die Münzmeister zu Brügge verfertigen lassen. Der Avers enthält ein Feuereisen, woraus die Halskette

(*) Einleitung zur Medaillen- oder Münzwissenschaft, Nürnb. 1738. 8. S. 22.

(**) Dergleichen Sprüche einer, der aber später gebraucht wurde, zielt auf den Namen der Jetons: Qui bien jetera, son compte trouvera; d. i. wer richtig wirft, wird seine Rechnung finden.

(***) Histori des Nederlandsche Vorsten, 1 Deel. in's Graavenhage 1732. f. S. 95.

Kette des Ritterordens des goldenen Fließes zusammen gesetzt ist, worauf das burgundische Wappen gebildet ist, mit der Umschrift: VIVE BOVRGogne AV. NOBLE DVC. Auf dem Revers steht der Apostel Andreas mit seinem Kreuze, und zu dessen beyden Seiten die Jahrzahl 1468, mit der Umschrift: JECT.on POVR. LES MAIST.res DE. LA MO.nnoye A BRVG.es. In dem folgenden Jahrhunderte wurden die Rechenpfennige in den Niederlanden sehr häufig geprägt, und mit Sinnbildern versehen, welche öfters auf die damaligen unruhigen Zeiten, und andere historische Begebenheiten, Anspielungen enthielten. Gerard van Loon hat, in der Vorrede zu seiner Histoire metallique des Pais-bas, eine umständliche Nachricht von den niederländischen Rechenpfennigen geliefert, und in dem Werke selbst deren eine große Anzahl beschrieben und erklärt. Einen solchen silbernen Rechenpfennig auf das Jahr 1518. sieht man Fig. 1650 abgebildet. Auf dem Avers erblickt man die beyden auf dem Meere stehenden Säulen des Herculs, worauf eine Krone ruhet, und zwischen ihnen ein Feuereisen, woraus Funken springen, mit der Umschrift: JECTOIRS. POVR. CEVLX. DES. FINANCES. 1518. (d. i. Rechenpfennig für diejenigen, so in der Finanzkammer sitzen.) Der Revers zeigt ein Schiff mit drey Masten und eingezogenen Segeln; an dessen Bord steht PLVS OVLTRE, (Plus ultra) (*) als

(*) Die beyden Herculessäulen, mit der Devise Plus ultra, womit viele Münzen des Kaisers Carl V. als des ersten Königes in Spanien dieses Namens, ausgeziert sind, hat des Kaisers Leibarzt, Barth. Marlianus, ein Mailänder ersonnen. Die Entdeckung der neuen Welt gab ihm Anlaß dazu. Die Alten glaubten, daß diese Säulen, oder die Berge Calpe und Abyla, in dem Freto Gaditano oder Herculeo, gleichsam die Grenzsteine der Welt wären. Die spanische Macht erstreckte sich auch in die neue Welt; und als nachher auch die philippinischen Inseln in Ost-Indien dieser Krone unterworfen wurden, konnte man sagen, daß in der Könige von Spanien Gebiethe

als den bestehenden Zustand der Handlung unter der Regierung des Kaisers Karls V. als des ersten Königes in Spanien dieses Namens. Die Stadt Antwerpen war damals die Niederlage des ganzen europäischen Handels.

In Deutschland sind die Rechenpfennige, dem Anscheine nach, später bekannt geworden. Adam Riese hat, in seinem Rechenbuche, zuerst 1550. die Art mit Zahlpfennigen zu rechnen beschrieben. Man nahm die in Frankreich geschlagenen Rechenpfennige dazu, wie denn auch die noch jetzt gewöhnlichen Rechenpfennige, die in Nürnberg von Messing geschlagen werden, noch immer französische Aufschriften, ja so gar das Bild und das Wappen der Könige von Frankreich beybehalten, da es doch in Deutschland an vielen wichtigen Handlungen nicht mangeln würde, deren Andenken auf solche leichte Weise der Nachwelt angepriesen zu werden verdiente. Doch sind auch in Nürnberg schon vor 200 Jahren andere Erfindungen, mit lateinischen und deutschen Devisen, besonders auch geistlichen und biblischen Sprüchen, zum Vorschein gekommen. Dahin gehören unter andern zwey Jetons von zwey nürnbergischen Münzmeistern, Matthäus und Johann Lauser, Fig. 1651. Sie haben auf der ersten Seite zwey alte fingirte Köpfe, deren einer links, der andere rechts schauet. Der links schauende hat die Umschrift: MATEVS. LAVFER. IN. NVRNBER. Um den rechts schauenden aber steht: HANS. LAVFER. IN.

sehe die Sonne niemals untergehe. Auf einer satyrischen Medaille, welche nach der aufgehobenen Belagerung der Stadt Metz im J. 1552. in Frankreich zum Vorschein kam, kehrte man diese Devise des Kaisers um. Zwischen den Säulen war nämlich ein angefesselter Adler abgebildet, mit der Ueberschrift: Non ultra *metas*. Ein sinnreicher Kopf machte auch folgendes Distichon darauf:

Carolus Herculeas fertur transisse columnas,
Siste viam *metis*, hic tibi *meta* datur.

NVRE. Die andere Seite des ersten, die hier abgebildet ist, hat einen Reichsapfel in einer Einfassung, mit der Umschrift: GOTTES REICH BLEIBT EWIG. Der Revers des andern, welchen abzubilden für überflüssig erachte, hat eben dasselbe Sinnbild, mit der fehlerhaften Umschrift: GOTES REICH BLIBT EW. Dergleichen gemeine Jetons werden nicht allein von den Münzmeistern, sondern auch von besondern Künstlern, welche Rechenpfennigschläger, und, so fern sie auch Flittern oder Flintern verfertigen, auch Flitterschläger oder Flinterschläger (Flinterleinschläger) s. Th. XIV, S. 269, genannt werden, verfertiget. Diese Künstler verfertigen ihre Rechenpfennige, wie die Münzmeister, vermittelst eines Prägezeuges, von gelbem, oder auch weißgesottenem Messing; und sie müssen alle Jahre einen Eid schwören, Niemanden mit ihrem Prägezeuge einigen Vorschub zu thun, oder Unterricht zu ertheilen, noch weniger selbst courante Münzen zu schlagen. Wenn sie ein neues Prägezeug richten, müssen sie solches dem in Nürnberg von dem Magistrate verordneten Münzwardein bringen und sehen lassen. Sie werden auch Messingschaber genannt, weil sie das alte und schwarze Messing durch Schaben wieder gelb und glänzend machen.

Die Kaufleute in Frankreich sind besonders in dieser Art von Rechnung geübt, und ist sie noch bey vielen im Gebrauch. Man nennet sie la Logistique par jetons. (*) Die königlichen Cassen in Frankreich liessen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhundertes, jährlich eine ziemliche Anzahl von dergleichen Zahlpfennigen mit allerley Sinnbildern prägen, und sie wurden gemeiniglich den Präsidenten, den Räthen und übrigen Cassenbeamten, zum Neujahrsgeschenk ausgetheilet. Die Collegia und Cassen, zu deren Gebrauch

(*) *Dechales* Mundus mathematicus, T. I. p. 412.

brauch sie bestimmet wurden, sind gemeiniglich auf den Jetons genannt; z. B. Chambre aux Deniers, Chambre des Assurances, Tresor royal, Aerarium regium, Parties casuelles, Extraordinaires des guerres, Ordinaires des guerres, les Controlleurs géneraux des Rentes, les Controlleurs des Rentes, les Receveurs des Rentes, u. s. w. Die Anzahl der geprägten Jetons hat sich ungemein vermehrt, nachdem man anfieng, sie zu Spielmarken zu gebrauchen. Viele Prinzen vom Geblüte, und andere Vornehme des Reiches, wie auch ganze Familien, liessen Jetons mit ihren Wapen, mit Sinnbildern und Umschriften prägen, welches auch in andern Ländern, besonders in Schweden, nachgeahmet worden ist.

Als in Frankreich, in der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhundertes, verschiedene Academien errichtet wurden, ließ man Jetons von Silber prägen, welche bey jeder Sitzung unter die anwesenden Mitglieder ausgetheilet werden. Diese Gewohnheit hat man bis auf den heutigen Tag beybehalten, und einige Academien haben diese Einrichtung für gut gefunden und nachgeahmet. Die mediciniſche Facultät in Paris scheint die erste Anleitung zu dieser Gewohnheit gegeben zu haben. Bey dieser war es seit undenklichen Zeiten eingeführt, daß man alle zwey Jahre, wenn ein neuer Decanus erwählt wurde, silberne Jetons unter die anwesenden Doctores des Facultät austheilte, welche auf der einen Seite den Namen und das Wapen des abgehenden Dechanten, und auf der andern das Wappen der mediciniſchen Facultät zum Gepräge hatten. Es ist dieses bereits vor dem Anfange des 16ten Jahrhundertes gebräuchlich gewesen. Die Stämpel und das Silber wurden aus denen Einkünften bezahlt, welche die Facultät von denen Candidaten, so die academiſchen Würden annehmen wollten, erhielt. Veit Patin war der erste, welcher 1652. unter seinem

Decanate eine Neuerung darin machte; er ließ nämlich auf der einen Seite, statt seines eigenen Wappens, sein Bildniß setzen, und auf der andern wurde das Wappen der Facultät beybehalten. Nach und nach liessen einige Dechanten das Wappen der Facultät weg, und nahmen zu der Gegenseite Sinnbilder, welche sich zuweilen auf die vornehmsten Begebenheiten, die während ihres Decanates, in der Facultät vorgefallen waren, bezogen, zuweilen aber auch ihre eigene Streitigkeiten mit andern betrafen. In des königl. preuß. Hrn. Leibmedicus Möhsen Beschreibung einer Berlinischen Medaillensammlung, 1 Th. Berl. und Lpz. 1773. gr. 4. S. 377. fgg. findet man 9 Jetons oder Gedächtnißpfennige der medicinischen Facultät zu Paris, mit dem Bildnisse des Dechanten, D. Veit Patin, von 1652; des D. Ant. Morand, von 1664; des Franz le Vignon, von 1666; des Joh. Armand de Maubillain, von 1668; des Joh. Bapt. Moreau, von 1674; des Ant. Joh. Morand, von 1676; des Ant. le Moine, von 1678; des Joh. Boudin, von 1698, und den Jeton des Dechanten Franz Vernage, mit dem Bildnisse des D. Guido Crescent. Fagon, ersten Leibarztes des Königs Ludwig XIV. mit vieler Kenntniß der Geschichte und Kunst beschrieben, und sehr sauber gestochen.

Die königl. preußische Academie der Wissenschaften zu Berlin, hat verschiedene silberne Jetons, welche bey jeder Versammlung unter die anwesenden Mitglieder ausgetheilet werden. Zwey derselben findet man Fig. 1652 und 1653, abgebildet. Der erste wiegt 1, und der zweyte ½ Loth.

Fig. 1652, enthält auf der Hauptseite das belorbeerte Brustbild des Königs mit der Umschrift: FEDERICUS REX ACADEMIÆ PROTECTOR. MDCCL. Unten steht der Name des Medailleurs GEORGI. Auf der andern Seite sieht man einen

Zep-

Zepter; und kreuzweise auf demselben liegen ein Degen und eine Feder, welche mit einem Lorberzweige an den Zepter gebunden sind, mit der Umschrift: NEC SATIS EST DUO REGNA TENERE.

Diese schöne und saubere Medaille hat der Präsident der Academie, Hr. v. Maupertuis entworfen, welche hernach die königl. Academie durch den geschickten königl. Hofmedailleur Georgi hat ausfertigen lassen. Dieselbe wurde zuerst 1750. an des Königs Geburtstage bey der zu Einweihung der von Sr. Maj. erneuerten Academie angestellten öffentlichen Versammlung, ausgetheilet. Die Erfindung der Medaille ist schön gerathen. Sie stellt in dem Bilde und der Umschrift vor, daß der König in den Wissenschaften eben so groß sey, als im Kriege und Frieden. Die späteste Nachwelt wird die großen und erhabenen Eigenschaften dieses unnachahmlichen Monarchen ehrfurchtsvoll bewundern. Ein Dichter sagt von unserm großen Friedrich:

Rex Friderice, Jubar sæclorum sæcula qualem
Nulla ferent factis, nulla tulere parem.

Die göttliche Vorsehung, welche diesen großen Monarchen zum Wunder unserer Zeiten gesetzt hat, erhalte Denselben bis auf die spätesten Zeiten. Nachdem Er in diesem (1783) Jahre sein 50 jähriges Ehe-Jubiläum erlebt hat, müsse er auch, nach 7 Jahren, sein 50 jähriges Regierungs-Jubiläum glücklich erleben und zurück legen!!!

Serus in cælum redeat, diuque
Lætus interfit populo!

Fig. 1653, hat auf der Hauptseite das Brustbild Sr. kön. Maj. mit der Umschrift: FEDERICUS REX ACADEMIÆ PROTECTOR. MDCCLI. Unter dem Brustbilde steht der Buchstabe G, welcher den Namen des königlichen Hofmedailleurs Georgi anzeigt. Auf der andern Seite sieht man einen Adler, welcher sich gegen 3 Sterne (das Polargestirn) erhebt, mit der Umschrift: COGNATA AD SIDERA TENDIT. Unten ist eine Landschaft, worauf man ein Bäumchen ohne Blätter, eine Aloe, und in der Ferne zwey Prachtkegel (Obelisken,) einen antiken Tempel ꝛc. als einige

der

der Hauptgegenstände der gelehrten Bemühungen der Academie erblickt.

Jetonnier, s. oben, S. 404.

Jetons, Bienenschwärme; s. Th. IV. S. 579.

Jetton, s. Jeton.

Jeuch, ein oberdeutsches Feldmaß; s. Jauchert und Joch.

Jeu, s. Spiel.

Jever, Jevern, L. Dynastia Jeverensis, heißt derjenige Strich Landes im niedersächsischen Kreise, welcher gegen Westen an das Harlinger Land und an das Fürstenthum Ostfriesland, gegen Süden auch an Ostfriesland und an die Grafschaft Oldenburg, gegen Osten an die Jade und an die Herrlichkeit Kniphausen gränzet. Gegen Norden ist die Nordsee. Diese Herrschaft ist zwar nur 3 gute Meilen lang und breit, aber wegen ihrer Fruchtbarkeit, Pferde- und Viehzucht beträchtlich. Die hier gemachte Butter ist sehr fett, und die Käse werden den holländischen gleich geachtet. Fruchtbare Obstbäume und Gartengewächse findet man wenig, weil der Landmann aus der Weide, der Pferde- und Viehzucht, Butter und Käse einen größern Vortheil, Gartengewächse aber von andern Orten her hinlänglich bekommen kann. Den Holzmangel ersetzt der Torf, welcher aus Ostfriesland und Oldenburg zugeführet wird; doch bringt man auch etwas Holz aus Norwegen dahin. Sie gehört, seit 1689, dem fürstlichen Hause Anhalt-Zerbst, wird als ein burgundisches Lehen in Brüssel zu Lehen genommen, soll jährlich ungefähr 60000 Rthlr. eintragen, und besteht aus drey Ländern, Ostringen, Rüstringen, und Wangerland, wozu noch die Insel Wangeroog gehört, welche 19 Kirchspiele begreifen. Die Insel Wangeroog, deren Name das Auge von Wangerland bedeutet, liegt 1 Meile vom festem Lande, im deutschen Meere, ist $\frac{1}{2}$ Meile lang und $\frac{1}{4}$ Meile breit. Sie war

ehe-

ehemals weit größer, als jetzt, indem hohe Wasserfluthen und Stürme mehr als die Hälfte davon weggenommen haben; doch ist sie durch gute Anstalt und gemachte Dämme nicht wenig wieder angewachsen, und trägt fettes Gras. Den Seefahrenden, welche sich bey gefährlichen Stürmen hieher begeben, zum Besten, ist auf der nördlichen Seite eine Feuerbake errichtet, von welcher das Steinkohlenfeuer an die viertehalb Meilen aus der See erblicket wird. Der Einwohner beste Nahrung besteht in der Schifffahrt und Fischerey.

Jever, L. Jeveria, die einzige Stadt im Lande, und der Hauptort der Herrschaft, ist nicht groß, hat aber Wall und Graben. Die fürstliche Regierungskanzelley, die Kammer, das Consistorium, und das Landgericht, haben in dieser Stadt ihren Sitz, doch kann man auch nach Zerbst appelliren. Uebrigens liegt sie in dem Theile der Herrschaft, welcher Ostringen heißt, und zwo Vogteyen begreift. Sie ist mit einem fruchtbaren fetten Lande umgeben.

Jez, (das) ein in einigen Gegenden Oberdeutschlandes, z. B. in Augsburg, übliches Maß flüssiger Dinge, welches 2 Muids, oder 12 Besons, oder 46 Maß hält. Acht Jeze machen daselbst ein Fuder.

Jezide. Dieses in den Reisebeschreibungen öfters vorkommende Wort bedeutet bey den Türken einen Ketzer, oder überhaupt einen gottlosen Menschen, (weil ein gewisser Emir, welcher Jezide geheissen, die beyden Söhne des Ali, nämlich den Hasan und Hussein, ermordet hatte.) Einige aber sprechen von den Jeziden als von einem besondern Volke, welches eine von der türkischen und persischen unterschiedene Sprache habe, und in schwarze und weiße Jeziden eingetheilt sey. Die schwarzen Jeziden, heißt es, sind Fakirs oder heilige Mönche, welche lange Bärte tragen, in Hütten leben, öfters nach Arabien ziehen, und in ihren Reli-

gions-

gionsgebräuchen manches mit den Christen gemein haben. Die weißen Jeziden trinken Wein, essen Schweinfleisch, haben weder Tempel noch Bethhäuser, noch gottesdienstliche Feste, glauben aber doch an das Evangelium, ob sie es gleich weder lesen noch besitzen ꝛc.

If, Taxus baccata L.; s. Taxbaum.

Igasis, s. Ignatius-Bohne.

Igel, ein Name zweyer Thiere, welche ihrer Stacheln oder stechenden Eigenschaft wegen bekannt sind.

1. Eines Insectes, welches auch der Blutigel, richtiger aber der Blutegel genannt wird, s. Th. VI, S. 7, fgg.

2. Eines vierfüßigen fünfzehigen Thieres, welches nach dem linnäischen System zur Classe der säugenden, und zur Ordnung der spitzzähnigen Thiere (ad Mammalia Feras) gehört, und zwey, gleich weit von einander entfernte meisselförmige Schneidezähne, welche länger als die übrigen sind, von denen sie abgesondert stehen, und zu beyden Seiten zwey übergebogene, kleine Hundszähne, ferner drey oder vier, spitzige, mit Zacken versehene Backenzähne, und nur an der Schnautze, an der Kehle und an dem Bauche Haare hat, übrigens aber mit Stacheln bedeckt ist; L. Echinus, Erinaceus, Hericius, Fr. Hérisson. Der Ritter Linné führt drey Arten von Igeln an, unter denen die europäische bekannte Art die erste ist, Erinaceus europæus, auriculis rotundatis, naribus cristatis *Linn.* Echinus terrestris *Gesn. Aldrov. Jonst.* Herinaceus *Plin. Gesn. Schwenkf. Rzaczinsky.* Echinus s. Erinaceus terrestris *Raj.* Erinaceus parvus nostras *Sebæ.* Acanthion vulgaris nostras *Klein.* Erix & Ericeus quorundam. Erinaceus auriculatus (the Erinaceus with larger Ears) *Hill.* & *Kramer*, europische Egel *Houttuyn.* sonst in Holland auch yzervarken; Gr. Ἐχῖνος, Engl. Hedge-Hog, common Hedge-Hog, ehemals Urchin; Ital. Riccio,

cio. Rizzo; Span. Erizo; Portug. Ourizo, Oriço cachero; Dän. Pindsviin; Norw. Bustivil; Schwed. Igelkott; Poln. Jez; Russ. Jesch; Aegypt. Hærbe Gamfud; in Madagascar Sora. Im Franz. wird er schlechtweg le hérisson genannt. Bey Geoffroy und Bomare heißt er Hérisson commun, oder Herisson terrestre; beym Knorr Porc-épic de Zeelande. In einigen Gegenden Deutschlandes nennt man ihn Erdigel, Hausigel, Zaunigel. Dieser Igel, den man fast in den meisten Gegenden von Europa, nur nicht in den kalten Ländern antrifft, erreicht ungefähr die Größe eines Kaninchens, oder eine Länge von 9 bis 10 Zoll. Wenn er auf den Füßen sich aufrecht hält, hat er einen sehr unförmlichen Körper. Er sieht wie ein länglicher, oben ausgebogener Haufen aus, welcher sich vorn in eine Schnauze endiget, und von vier so kurzen Beinen getragen wird, daß man kaum die Füße sieht. Der Hals ist gar nicht zu unterscheiden. Er hat breite, rund, kurze und in die Höhe gerichtete Ohren, kleine und hervorstehende Augen, und einen sehr dünnen, nur 1 Zoll langen Schwanz.

Einige haben zwo Arten von Igeln unterschieden, durch Kennzeichen, welche sie aus der Bildung der Schnauze entlehnt hatten, und sie behaupten, daß die eine Gattung eine lang zugespitzte und dem Schweinrüssel ähnliche, die andere eine kürzere, stumpfere und mit der Nase eines Hundes überein kommende Schnauze habe, daher sie jene den Sau- oder Schweinigel, L. Echinus oder Erinaceus porcinus, oder suillus, Fr. Hérisson à museau de cochon, und diese den Hundsigel, L. Echinus, oder Erinaceus caninus, Fr. Herisson à museau de chien, nennen; allein, dieser Unterschied wird von den neuern Naturforschern gänzlich verworfen.

Hr. Graf v. Büffon hat in Bourgogne zwey Igel, beyde Männchen, gesehen, von welchen die Landleute ihm

sagten, daß sie von diesen verschiedenen Arten wären; beyde Thiere glichen sich aber vollkommen in der Figur der Schnauze. Sie war spizig, und endigte sich in einen schwarzen abgerundeten Knorpel; die Nase war dicker, als der an sie angränzende Theil der Schnauze. Sie hatte ganz und gar nicht die Bildung von einem Schweinrüssel, und unterschied sich sehr von einer Hundsnase, hauptsächlich darin, daß die Nase der Igel viel dicker war, als der Theil der Schnauze, mit welchem sie zusammen stieß, daß die Oeffnungen der Nasenlöcher weiter von einander abstanden, und die Außenränder denselben hinten übergeschlagen und eingekerbt waren. Ueberdieß reichte die Oberlippe nicht, wie bey den Hunden, bis ganz unter die Nase. Es fehlte mehr als ein halber Zoll daran, daß die Unterlippe nicht so lang als die Nase war, welches dem untern Kinnbacken und der untern Seite der Schnauze gewissermaßen eine Aehnlichkeit mit dem Schweinrüssel gab, und die Dicke der Nase gab eine zweyte Aehnlichkeit zwischen beyden. Ein wesentlicher Unterschied aber zwischen beyden zeigte sich darin, daß die Nase des Igels sich nicht, wie der Schweinrüssel, über den Theil der Schnauze, an welchen er reichte, erhob, daß sie nicht vorn platt war, und daß die Einschnitte der Nasenlöcher nicht, wie bey den Schweinen, nach vorn hingiengen. Indessen war es deutlich, daß diese Igel mehr dem Schweine als dem Hunde, in der Figur der Schnauze gleichen, und mehr dem Hunde als dem Schweine, in Ansehung der Nase, wenn beyde besonders genommen wurden. Man hat also diese Kennzeichen verschiedenen einzelnen Thieren beygelegt, da sie doch in einerley Thieren vereint sich finden.

Die Stacheln, womit der Oberleib bewaffnet ist, sind scharf, und selten über 1 oder 1½ Z. lang; sie stecken mit ihren schwärzlichen Wurzeln in der Haut fest, und sind unten bey der Wurzel porös. Die Mitte der Stacheln ist bald weiß, bald schwarz oder braun gestreift. Die weißen Spizen davon sind schwärzlich gefleckt, und haben eine sehr weiche Haut, daß der Igel den ganz zusammen gezogenen und gerollten Leib füglich bedecken und geräumig einhüllen kann. Das Gesicht, der Unterleib und die Füße sind nicht

mit

mit Stacheln, sondern mit dünnen, kurzen Haaren besetzt. Durch Hülfe dieser Stacheln ist der Igel im Stande, sich gegen die größten Hunde und gegen andere Thiere zu vertheidigen, denen er sich sonst wegen seiner geringen Stärke nicht widersetzen, und, aus Mangel an Geschwindigkeit, nicht entfliehen könnte. Wenn ein Hund oder ein anderes feindliches Thier sich ihm nähert, so rollt er sich geschwinde in eine Kugel zusammen, damit ihn sein Verfolger nirgends anrühren könne, ohne sich an seinen Stacheln zu verletzen. Er läßt sich auch eher zerreißen, als aus dieser Lage bringen, wofern man ihn nicht mit Wasser begießt, oder in ein Gefäß mit Wasser legt; denn auf diese Art wird er genöthiget, seine eigentliche Gestalt wieder anzunehmen, um Luft schöpfen zu können. Dieses weiß der Fuchs sehr wohl; denn dieser besprengt den Igel mit seinem stinkenden Urin, da er sich denn aufthut, und ihm zum Raube und zur Speise wird.

Πολλ' οἶδ' ἀλώπηξ, ἀλλ' ἐχῖνος ἓν μέγα. (Der Fuchs weiß vielerley, aber der Igel weiß eine große Sache,) sagten die alten im Sprichworte. Er weiß sich zu vertheidigen, ohne zu kämpfen, und zu verwunden, ohne anzugreifen. Da er wenig Kräfte, und gar keine Hurtigkeit zum Entfliehen besitzt, so hat ihm die Natur eine stachelige Rüstung gegeben, mit der Fähigkeit, sich geschwinde in eine Kugel zusammen zu legen, und auf allen Seiten seine stechende Vertheidigungswaffen dem Angreifer entgegen zu stellen. Je mehr ihn dieser ängstiget, desto mehr sträubet er sie und windet sich zusammen, und ermüdet alle seine Versuche. Selbst eine Wirkung seiner Furcht hilft ihm zu seiner Vertheidigung. Er läßt sein Wasser von sich, dessen Geruch und Nässe sich über seinen Körper ausbreitet, und ihnen vollends die Lust, ihn anzugreifen, benimmt. Daher bellen ihn die meisten Hunde nur an, und versuchen es nicht, sich seiner zu bemächtigen. Doch giebt es einige, welche, wie der Fuchs, ihn endlich überwältigen, ohne die Verletzung ihrer Füße und des Maules zu achten. Aber er fürchtet sich weder vor dem Haus- noch dem wilden Marder,

weder vor dem Iltis, noch dem wilden oder gemeinen Wiesel, noch auch vor den Raubvögeln.

Indem der Igel sich zusammen rollet, werden alle Theile dadurch versteckt. In diesem Zustande hat er gar nicht das Ansehen eines vierfüßigen Thieres, sondern sieht bloß wie ein mit Stacheln besetzter Knäuel aus, welcher aber nicht regelmäßig rund ist, sondern gewissermaßen die Gestalt einer sehr dicken Niere hat. Seine größte erhabene Krümmung wird von dem Rücken des Thieres gebildet, dessen Körper sich dergestalt krümmet, daß der Kopf sich an einem Ende der kleinen Krümmung der Niere, und der Hintertheil des Leibes am andern Ende befindet. Dieser Theil aber und der Kopf berühren sich nicht unmittelbar. Es bleibt ein Platz frey, den die Stacheln der Stirn und des Endes vom Rücken ausfüllen, welche eine Höhlung machen, wie die in der Vertiefung der Nieren ist. Diese Vertiefung verengt sich, jemehr das Thier bemüht ist, sich zu krümmen und zusammen zu legen, so oft es entweder erschrekt oder verwundet ist. Es ist alsdann kein Theil des Körpers zu unterscheiden; wenn es aber ruhiger ist, und nur sich zusammenwindet um auszuruhen, so ist diese Vertiefung weiter, und man sieht alsdann die Schnauze des Thieres, wie sie die Vorderfüße berührt. Zuweilen sieht man auch die Hinterfüße gegen die vordern gelegt, und zwischen den vier Füßen die Oeffnung der Vorhaut. Wenn der Igel diese Lage verläßt, um sich auf die Füße zu richten, so senkt er die Erhebung des Rückens ein, dehnt den Leib in die Länge, streckt den Kopf vor sich hin, richtet sich auf die Füße, und geht wie andere vierfüßige Thiere. Wenn man ihn durch ein Lärmen erschreckt, ihn anrührt, oder gar anpeift, so rollet er sich sogleich zusammen; doch ist diese Bewegung nicht so schnell, daß man nicht verschiedene Zeitpuncte darin unterscheiden könnte. Er fängt damit an, daß er den Rücken krümmet, und den Kopf gegen die Brust legt; alsdann schließt er die Augen; die Haut von den Seiten des Leibes dehnt sich nach unten, und umwickelt die Vorderfüße; zuletzt gleitet auch die Haut hinten vom Rücken hinunterwärts, und bedeckt den Schwanz und die Hinterfüße.

Da das Männchen sowohl, als auch das Weibchen, vom Kopfe an bis zum Schwanze, gleich stark mit

mit Stacheln bedeckt, und nur die Unterfläche des Leibes behaart ist, so ist ihnen die gegen ihre Feinde so vortheilhafte Rüstung überaus beschwerlich, wenn sie sich einander begatten wollen; sie können dieses daher nicht in der Art, wie andere vierfüßige Thiere, sondern müssen mit dem ganzen Körper entweder aufrecht oder liegend, gegen einander gekehrt seyn. Beyde Geschlechter suchen sich einander im Frühlinge, und die Weibchen werfen im Anfange des Sommers. Wenn das Weibchen seine Heckzeit vermerkt, trägt es in einen dicken Zaun oder in ein anderes Gesträuch, einen Ballen zermalmtes dürres Gras und Schmielen, in der Größe eines Kopfes, zusammen, und setzt darein 4, 6, bis 8 Junge, welche es mit seiner Milch auferzieht, weil es seine Gesäuge unter dem Leibe hat, wie ein Dachs. Die Jungen sind in dieser ersten Zeit weiß, und man sieht auf ihrer Haut nur den Anfang der Stacheln. Hr. Graf Büffon hat es versuchet, einige von ihnen aufzuziehen, und er ließ verschiedene Mal eine Alte mit ihren Jungen in eine Scheuntenne mit überflüssigem Futter neben ihr setzen; allein, an statt sie zu säugen, fraß sie dieselben jedes Mal eins nach dem andern auf. Es geschah nicht aus Mangel der Nahrung; denn sie fraß zugleich von dem Fleische, dem Brode, den Kleyen und den Früchten; und man hätte es nicht glauben mögen, daß ein so langsames und träges Thier, welchem nichts als die Freyheit fehlte, so zornig und unzufrieden über seine Gefangenschaft seyn könnte. Es äussert so gar Bosheit, und eine Bosheit von eben der Art, wie die Affen. Ein Igel schlich sich in die Küche, und traf einen kleinen Topf an. Er zog das Fleisch, welches in demselben war, heraus, und ließ seinen Koth hinein.

Der Igel gleicht dem Dachs in vielen Stücken; denn er sucht des Nachts seine Nahrung, wie der Dachs, in Obst, Gewürme u. d. gl. doch sucht der

Dachs größere Thiere, als: Kröten, Frösche, Molche ꝛc. der Igel hingegen kleineres geflügeltes Ungeziefer und Gewürme, als: Käfer, Schnecken, und was im Grase zu kriechen pflegt, wie solches ihre Gänge in der Gegend, wo sie sich gern aufzuhalten pflegen, nebst ihrer Losung, zur Gnüge anzeigen, indem die ordentlichen Fußpfade durch das Gras sie bald verrathen. So ist auch die Gestalt des Igels dem Dachse sehr gleich, indem er die Fährte im Fortlaufen eben so formiret, als auch den Taz, eben so wie der Dachs, scheuet; doch sucht der Igel des Nachts seine Nahrung am weitesten, denn er wird bey anbrechendem Morgen, zur Sommerszeit, aus den weitesten Feldern zu Holze oder Hecke eilend, von dem Weidmanne manchmal im Anstellen angetroffen, und betrogen. Er hält sich gern in den Wäldern auf, und nährt sich von Kräutern, Wurzeln, Baumfrüchten, und Insecten, welche er, erwähntermaßen, des Nachts aufzusuchen pflegt, denn bey Taze bleibt er gern in seinen Schlupfwinkeln, wozu er sich meistentheils im Sommer und Herbste, dicke Hecken und Zäune, zur Winterszeit aber hohle Bäume, Moshügel, Felsenritzen, oder Steinhaufen, die man auf den Feldern und in den Weinbergen zusammen liefet, erwählet. Daß er aber, wie einige Naturgeschichtschreiber melden, auf Aepfel und Birnbäume klettere, dieselben schüttele, sich hernach in den abgefallenen Früchten herum wälze, damit dieselben an seinen spitzigen Stacheln stecken bleiben, und also damit nach seiner Höhle zu gehe, ingleichem, daß er in den Weinbergen seine Stacheln gebrauche, um Weintrauben damit wegzuschleppen, und seinen Jungen zu zutragen, ist nicht glaublich. Fleisch ist ihm auch sehr lieb, und er frißt es roh und gekocht. Er ist daher auf Höfen dem jungen und kleinen Federvieh gefährlich. In Schweden hat man bemerkt, daß er auch bisweilen die

Hüh-

Hühnernester der Eyer beraubet. Man hat ihn auch, aber mit Unrecht, beschuldigt, daß er die Euter der Kühe aussauge; die Kleinheit seines Maules zeigt schon die Unmöglichkeit dieser Beschuldigung. Er frißt auch Ratzen und Mäuse, wenn er sie haben kann, weshalb er mit unter die Raubthiere gerechnet, auch in den Häusern, insonderheit auf den Kornböden und in den Scheuern, an statt der Katzen gehalten wird. Bey den Kalmücken ist er eben deswegen ein Hausthier, und vertritt die Stelle der Katzen. Läßt man ihn in den Zimmern herum laufen, so reiniget er dieselben von Spinnen, Ameisen, Weberknechten und andern Ungeziefer. In Senegambien beschäftigt er sich häufig mit der Jagd der Kackerlacken, und erzeigt hiedurch den dortigen Einwohnern einen großen Gefallen. In der Ukraine, wo er ebenfalls unter die Hausthiere gehört, vermindert er die Kröten. Den Winter bringt er gröstten Theils mit Schlafen, oder vielmehr in einer Erstarrung, zu. Sein Blut ist kalt, fast so wie in andern Thieren, welche den Winter über schlafen.

Der Igel gehört unter die Raubthiere, und muß daher getilget werden. Viele Jäger, und andere, die nicht vom Metier sind, geben dem Igel einen Freypaß, weil sie ihn nur für einen den Mäusen gefährlichen Feind, aber für kein Raubthier halten; wenn man aber erwägt, daß jedes fleischfressende Thier ein Raubthier ist, und, wenn es Mäuse frißt, auch andere Thiere zu seiner Nahrung nimmt, so wird man, den Igel unter die Raubthiere zu rechnen, kein Bedenken tragen dürfen. Man setze nur, um sich hievon zu überzeugen, einen Vogel mit abgeschnittenen Flügeln nebst einem Igel in eine Kammer, so wird man finden, daß er sich desselben eben sowohl, wie ein jedes anderes Raubthier, zu seiner Nahrung bemächtigen wird. Es ist auch gewiß, daß er den jungen

Rebhühnern, und allem auf der Erde ausgebrüteten Geflügel gefährlich ist. Man wird also wohl thun, ihm sorgfältig nachzustellen, und in dieser Absicht des Abends und Morgens die Dornbüsche mit einem Dachshunde durchsuchen zu lassen, da er leicht gefunden und von ihm verbellet wird. Nicht nur die Dachse aber, sondern alle Hunde suchen und verbellen dieses Thier sehr eifrig; und wenn sie erst merken, daß man ihnen hierin beysteht, und Igel vor ihnen todt gemacht hat, werden sie solche nicht leicht übergehen. Wollte man ihn allenfalls zum Wegfangen der Ratzen und Mäuse gebrauchen, so kann man ihn sehr leicht fangen, da er einen nicht ausserordentlich geschwinden Gang hat, und, so bald man ihn nur berührt, liegen bleibt.

Wenn man einen Igel abzieht, sieht er gemeiniglich fett aus, wie ein junges Schwein. Das Fleisch, welches zwar fett, aber von schlechtem Geschmacke, hart und unverdaulich ist, wird doch von einigen gemeinen Leuten gegessen. Im Sommer, wenn der Igel sich mit Obst gemästet hat, ist es noch am besten. Seiner Haut mit den Stacheln, wovon man jetzt keinen Gebrauch macht, bediente man sich ehemals statt einer Hechel oder Bürste, den Hanf zu hecheln.

Vormals gebrauchte man den ganzen zu Asche gebrannten oder gekochten Igel, und allerley Theile desselben, insonderheit die Leber, die Galle, die Milz, das Blut, das Schmalz, den Koth, und das innere Häutchen des Magens, in allerley Zufällen, als Arzeney; jetzt ist man aber längst davon abkommen.

Nach der Meinung der alten Aerzte, ist der Igel, wenn man ihn ganz zu Asche brennt, oder kochet, und davon in einem Tranke einnimmt, denen die den Urin nicht halten können, wie auch denen, die einen schwachen Magen haben, gut, öffnet zugleich den Leib, und treibt den Urin. Wenn die Asche mit Bärenschmalz oder Honig vermischet, eine Salbe daraus gemacht, und äusserlich aufgestrichen wird,

so

so wachsen die Haare überaus stark davon, insonderheit, wenn man die Haare vorher glatt wegscheren läßt, und den Ort so lange mit Senf reibet, bis er roth wird. Eben die Asche läßt nirgends wildes oder übriges Fleisch wachsen, wenn sie auf einen bösen Schaden streut. Die Leber, mit Honig und Essig eingenommen, kömmt den preßhaften Lendennieren zu Statten; curiert auch die Bleich- und Wassersucht, ingleichem den Aussatz und die Gicht. Die Galle trocknet die Warzen aus, und machet, daß sie von selbst abfallen. Die Milz gedörret und gepülvert, staffet denen, die Milzbeschwerungen haben, große Hülfe. Das Blut gedörret, und hernach als ein Pulver in Wasser eingenommen, treibt den Nieren- und Blasenstein. Das Schmeer oder Schmalz wird vorzüglich für Bruchschäden gerühmet. Der frische Koth oder Mist, mit Wacholderharz, Essig und zerlassenen Pech zu einer Salbe gemacht, hindert das Ausfallen der Haare. Das innere Häutchen des Magens, innerlich gebraucht, hilft für die Kolik, und stillet das schmerzhafte Bauchgrimmen.

Die zweyte Art, der weiße amerikanische Igel, Erinaceus inauris, auriculis nullis *Linn.* Erinaceus americanus, auriculis nullis, la Hériſſon d' Amèrique, *Briſſ.* Echinus indicus albus *Raj.* Erinaceus americanus albus *Sebæ* & *Klein.* Erinaceus subauriculatus *Hill.* the Erinaceus with very small ears, or the white Hedge-Hog *Ejusd.* Erinaceus surinamensis *Fermin.* the Guina-Hedgehog *Penn.* nach Müller'n das Kahlohr, hat äusserlich keine Ohren, sondern nur Oeffnungen, welche den Schall einlassen. Die Stacheln dieser Art, welche man in Amerika und vornämlich in Surinam findet, sind etwas kürzer, aber dicker und härter, als bey den europäischen Igeln, und gemeiniglich gelblich aschgrau. Der Unterleib und die übrigen Theile des Körpers, welche nicht mit Stacheln besetzt sind, haben eine weiße Farbe.

Die dritte Art, der malackische Igel, le Heriſſon de Malacca *Briſſ.* Erinaceus malaccensis, auriculis

pendulis *Ejusd.* & *Linn.* (beym Linné hieß diese Art ehemals Hystrix pedibus pentadactylis, cauda exserta, hernach cauda truncata, hernach brachyura, cauda abbreviata,) Porcus aculeatus s. Hystrix malaccensis *Seba.* Acanthion aculeis longissimis, Hystrix genuina, Porcus aculeatus malaccensis, *Klein.* malakse Srekelvarken *Houtt.* welchen einige Schriftsteller unter die Stachelschweine rechnen, hat niederhängende, fast kahle Ohren, und einen sehr kurzen Schwanz. Die Augen sind groß und glänzend. Jeder Fuß hat 5 Zehen, die mit Nägeln bedeckt sind. Der obere Theil des Körpers ist mit geraden, sehr scharfen und spitzigen, weiß und schwarzen, oder weißen und röthlichen Stacheln von sehr verschiedener Größe besetzt, worunter einige über 6 Zoll lang sind. Der Kopf ist mit kurzen Haaren bedeckt. Die Haare am Bauche und an den Füßen sind kurz, dick, stachelich und fuchsroth. Die Länge des ganzen Thieres beträgt ungefähr 8 Zoll. Es nährt sich dieser Igel von allerley Feldfrüchten und Obst. Die Siamer essen das Fleisch desselben, und halten es für sehr gesund. Seine Stacheln werden zu Haarnadeln für die Frauenzimmer, zu Zahnstochern und andern Dingen, gebraucht. Das Merkwürdigste von diesem Thiere ist der so genannte Igelstein, Sau- oder Schweinstein, Stachelschweinstein, oder, wie er sonst auch genannt wird, Stachelschweinbezoar, und Stein von Malacka, L. Lapis hystricinus, Lapis malaccensis, Lapis porcinus, Bezoar porci, Fr. Pierre oder Bezord de porc-épic, Pierre de Malacca, Ital. Piedra del porco, Span. Piedra de puerco. Es wird derselbe in der Gallenblase des Igels gefunden, und ist nichts anders als verhärtete Galle. Man gebrauchte diesen Stein, welcher zuerst von den Portugiesen aus Ostindien nach Lissabon und Amsterdam gebracht worden ist, ehemals als ein Gegengift in allerley Krankheiten, und bezahlte

einen, ungefähr wie einen Wallnuß großen, mit tausend und mehr Gulden. Ein Mehreres davon, s. im IV Th. S 382, f.

Der sibirische Igel, le Hériſſon de Sibérie *Briſſon.* Erinaceus ſibericus, auriculis planis *Ejusd.* Erinaceus ſibericus, ſuperne conſpicuus, capite ad pedes contracto *Sebæ.*; Erinaceus ſibericus mas ſupinus *Ejusd.* Echinus ſibiricus *Klein.* hat dunkelrothe Stacheln mit goldfarbiger Spitze. Der Bauch iſt mit einem hell aſchfarbigen goldglanzigen wolligen Haar bekleidet.

Der afrikanische Igel, Hériſſon d' Afrique, deſſen Dapper gedenkt, gehört zu den Stachelſchweinen, wovon ich an ſeinem Orte handeln werde.

* * *

Figürlich führt dieſen Namen auch eine Art Gebackenes. Es beſteht aus einer feinen Kalbsleber dieſe wird gekocht, auf dem Reibeiſen gerieben; und nachdem man 3 bis 4 Eyer in geriebener Semmel und Gewürz geſchlagen, wird alles wohl unter einander gerührt, bis es recht trocken geworden iſt, einem Igel gleich formiret. Hierauf beſteckt man dieſe Form mit Pinien oder länglich geſchnittenen Mandeln ſehr dick, ſezt ſie auf ein Blech oder Papier im Backofen und läßt ſie fein gelb backen. Ehe dergleichen Igel gar ausgebacken iſt, kann er zuvor mit etwas zerlaſſener Butter begoſſen werden. Wenn er fertig iſt, wird er auf dem Tiſch zum Schaueſſen aufgeſezt.

Igel = (afrikaniſcher) ſ. oben, S. 427.
— — (amerikaniſcher, weißer) ſ. oben, S. 425.
— — (Blut=) ſ. oben, S. 416.
— — (Erd=) ſ. oben, S. 417.
— — (europäiſcher) ſ. oben, S. 416.
— — (Haus=) } ſ. oben, S. 417.
— — (Hunds=) }
— — (malackiſcher) ſ. oben, S. 425, f

Igel, (Meer) s. See-Apfel.
— — (Sau oder Schwein- s. oben, S. 417.
— — (See-) s. See-Apfel.
— — (sibirischer) s. oben, S. 427.
— — (Zaun-) s. oben, S. 417.

Igel-Aloe, bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches, eine Art der Aloe mit aufrecht stehenden Wurzelblättern, welche überall mit Stacheln besetzt sind. Sie ist in Aethiopien einheimisch.

Igels-Huf, ein fehlerhafter Huf an einem Pferde, welcher in einer Art von Geschwür oder Räude über der Krone besteht, auf welchem lange stacheliche Haare wachsen; s. Th. XXV, S. 538.

Igel-Klette, eine Art Kletten, welche an dem Ufer des mittelländischen Meeres einheimisch ist, und stacheliche Blätter hat; Echinophora *Linn.* Auch die kleine oder so genannte Spitzklette, Xanthium *L.*, wird wegen ihrer stachelichen Frucht im gem. Leben Igelklette oder Igelsklette genannt. Von beyden werde ich im Art. Klette handeln.

Igels-Knospe, s. das folgende.

Igels-Kolbe, Sparganium *Linn.* ist nicht nur die Benennung, unter welcher Dodonäus die Wasserviole, die meisten übrigen ältern Kräuterkundigen hingegen die aufrechte Igelskolbe verstehen, sondern auch den neuern Pflanzenkennern eine Gattung Wassergräser mit halbgetrennten Geschlechtern, deren Blumen in rundlichen Kätzchen beysammen stehen, und keine Krone, aber einen aus drey Blättchen bestehenden Kelch, die nämliche drey Staubfäden, die weibliche hingegen einen Staubweg mit einen zweygespaltenen Griffel haben, und eine saftlose Steinfrucht mit einer Nuß hinterlassen. Man kennt bis jetzt nur 2 wahre Arten, welche beyde mehrere Jahre dauern.

1. Aufrechte Igelskolbe, mit aufrechten und dreyseitigen Blättern; große Igelskolbe, Igelsknospe,

Knospe, Degenkraut, Schwertelrieth, Schwertriedel, Sparganium ramosum *C. B.* Sparganium quibusdam *J. B.* Sparganium & Butomos Theophrasti *Lobel.* Sparganium caule foliisque rectis *Hall.* Sparganium erectum, foliis erectis triquetris *Linn.* Man findet sie in den nördlichen Ländern, in Gräben und andern wässerigen Gegenden. Sie hat eine ausdauernde, kriechende, zaserige Wurzel, und blühet im Jun. und Julius. Der Stängel ist steif und aufrecht, und wird 3 Schuh hoch, oder noch höher. Die untersten Blätter sind öfter 3 Schuh lang, meistens dreyseitig, und umgeben den Stängel mit einem scheidigen Anhange; die obern sind kürzer, mehr flach und ohne Scheide; alle stehen aufgerichtet und wechselweise. Aus den Winkeln der obern Blätter entspringen eckige, gebogene und nackende Blüthstiele, an welchen die Blumen in runden Ballen auf einem dicken und fleischichten Fruchtboden sitzen; die männlichen sind kleiner, und haben einen Geruch, lange Staubfäden und braune Staubbeutel. Pferde und Schafe lassen die Pflanze unberührt stehen; das Rindvieh hingegen frißt dieselbe frisch gern und ohne Nachtheil. Unter dem Heue aber taugt sie nicht, weil sie zu hart und grobstielig ist, und eine allzu sehr trocknende und zusammenziehende Kraft besitzt. Besser taugt sie daher zum Gärben des Leders. Man hat auch bemerkt, daß wenn diese Pflanze in Teichen, wo Fische stehen, wächst, dieselben gern darnach gehen. Hr. v. Linné hat diese Pflanze in Ostgothland in einem Graben mannshoch, und die Blätter zwey Finger breit, mit einer scharfen erhabenen Linie auf dem Rücken gefunden.

2. Schwimmende Igelskolbe mit niederliegenden flachen Blättern; schwimmender flacher Schwertriedel, Sparganium non ramosum minus *Dillen.* Sparganium minimum *Raj.* Sparganium foliis planis mollibus decumbentibus *Hall.* Sparganium natans, foliis

foliis decumbentibus planis *Linn.* Sie wächst in den nördlichen Ländern Europens, in Seen und Sümpfen, wild, und ist in allen Theilen kleiner und weicher. Der Stängel ist kurz, und raget nur einige Zoll über dem Wasser heraus. Die Blätter sind schmahl, ungefähr 1 Fuß lang, weich anzufühlen, flach und gestreckt.

Den Namen **Igelskolbe** führt, wegen der stachelichen Frucht, auch die Datura Stramonium *L*; s. **Stechapfel.**

Igelskraut, Momordica Elaterium *Linn.*; s. **Eselsgurke**, im XI Th. S. 557, fgg.

Igelschnecke, Echinus *L.*; s. **Seeapfel.**

Igelstein, eine Benennung 1. des oben, S. 426, erwähntrn Stachelschweinsteines; 2. der versteinerten Meer- oder Seeigel; der Echipit.

Igg, krainerisch **Ischetza**, ein Fluß im Herzogthume Krain, entspringt in der Ebene aus einem Steinfelsen unter dem Schlosse Thurnigg, und zwar mit einer solchen Menge Wassers, daß er so gleich eine große Mühle mit vielen Gängen und Stampfen, ingleichem bald darauf eine Säge- und Schneidemühle treibt. Er wird auch, einen Steinwurf weit von seinem Ursprunge, alsobald schiffbar, daher er daselbst allzeit voll Schiffe liegt, welche in Bereitschaft stehen, um Holz, Stein, Kalk, Heu ꝛc. nach Laybach zu führen. Er nimmt verschiedene Bäche zu sich, und fällt, nachdem er eine Meile zurück gelegt hat, in den Fluß Laybach. Oben bey seinem Ursprunge hat er Karpfen, und Forellen, und sehr viele Neunaugen, welche letztere bisweilen in großer Menge in demselben gefangen werden; unterwärts aber bey seinem Ausflusse in den Laybach findet man in demselben allerley Gattungen von Fischen.

Iglau, L. Iglavia, böhm. Gihlawa, die Hauptstadt in dem von ihr so genannten iglauer Kreise in Mähren, nahe

nahe an den böheimischen Gränzen, am Flusse Iglawa. Sie liegt zwar in einer Ebene, aber um ihre Gegend herum giebt es sehr hohe und steile Berge. Sie ist schön, hat ansehnliche Häuser, viele Einwohner, und ist ziemlich befestigt. In der Handlung kömmt sie hauptsächlich wegen der daselbst befindlichen guten und wohlbestellten Tuchmanufacturen in Betrachtung, wie denn die iglauer Tücher sehr bekannt und berühmt sind.

Igname, s. Th. XXVIII, S. 775.

Ignatiusbohne, Sr. Ignatiibohne, in einigen Gegenden Siegreich genannt, L. Faba Sancti Ignatii, Faba de Cava longa, Faba di St. Nicolas, Fr. Fève de St. Ignace, Feve fébrifuge, heißt ein aus den philippinischen Inseln, insonderheit der Insel Luzone, kommender, rundlicher, ungleicher, gewissermaßen knotiger, sehr fester und harter, halbdurchsichtiger Kern, welcher viele Aehnlichkeit mit den Krähenaugen (Nux vomica), und die Dicke einer Haselnuß hat; von Geschmack wie Citronenkerne, aber weit bitterer ist. Die Einwohner auf den Philippinen nennen diese Bohne Igasur und Mananaog; bey den Spaniern aber heißt sie Faba St. Ignatii, oder Pepitas de Bisayas, oder Catbalogan. Die Pflanze, welche die Früchte, worin diese Kerne liegen, trägt, heißt Catalongay und Cantara (*): sie windet sich um die höchsten Bäume, und hat einen holzigen, klatten, porösen, zuweilen armsdicken Stamm, den eine rauhe, dicke, aschfarbige Rinde bekleidet. Die Blätter sind groß, breit, nervicht und bitter. Die Blüthen gleichen den Granatblüthen. Die Frucht ist größer, als eine Melone; sie ist mit einer sehr zarten, glatten, glänzenden, grünlichen Haut umgeben, unter welcher noch eine andere Schale von gleich-

(*) Hr. Bergius nennt das Gewächs, welches die Ignatiusbohne giebt, Strychnos Ignatii.

gleichsam steinichter Substanz liegt. Inwendig ist ein bitteres, gelbliches, weißliches Fleisch enthalten, worin gemeiniglich 20 bis 24 Kerne liegen, welche, wenn sie frisch sind, die Größe einer wälschen Nuß haben, und mit einer silberfarbigen Wolle bedeckt sind, getrocknet aber nur so groß als eine Haselnuß sind. Nach andern Nachrichten ist die so genannte Bohne kein Kern einer Frucht, sondern die Frucht selbst, und zwar eines Baumes, auf dessen Zweigen eine jede von diesen Früchten einzeln, und jede auf einem besondern Stiele wächst, ohne in einer Schote, als ein Kern in einer andern Frucht, eingeschlossen zu seyn. Ihre Gestalt ist nicht regulär; an Größe kömmt sie fast einer grünen Mandel, die noch in ihrer Hülse steckt, oder einer Hermodattel, bey. Ihre äusserliche Farbe ist grau, oder vielmehr schwärzlich, wenn ihr diejenige dünne Haut, mit welcher sie bedeckt ist, und die bald weiß- oder silbergrau, bald röthlich aussieht, völlig abgezogen ist. Da aber diese Haut sehr fest anhängt, und durch die Länge der Zeit, oder durch starkes Reiben erst in kleinen Stücken oder Schuppen abfällt, so sehen die meisten dieser Früchte buntscheckig aus, wenn nämlich ein Theil von dieser dünnen Haut abgegangen ist. Das Inwendige dieser Frucht sieht einer braunen oder schwärzlichen Gallerde gleich. Sie ist aber von einer so harten oder festen Consistenz, wie ein Horn, und also schwer zu zerbrechen oder zu zerschneiden. Wenn man sie auf einem Reibeisen reibet, oder raspelt, welches das leichteste Mittel ist, sie klein zu bekommen, und zum Gebrauche geschickt zu machen, so erscheint sie an dem Orte, wo die Zähne des Reibeisens oder der Raspel sie getroffen haben, weißlich, welches viele Leute, die sie in diesem Zustande gesehen haben, verführt hat, daß sie diese Farbe für die rechte gehalten haben, welches aber nicht ist, indem man, wenn man ihre wahrhafte Farbe sehen will, sie nur mit einem Messer wel-

welches vermittelst eines Hammers hinein getrieben wird, von einander schlagen darf. Ihr Gewicht ist gemeiniglich von 1 Quent, mehr oder weniger, nach dem sie groß ist.

Der Pater Georg Camelli erzählt Wunder von der vielfachen Wirkung dieser Bohne bey den Indianern. Sie gebrauchen dieselbe ohne Unterschied, als ein Universalmittel in allen Krankheiten; sie tragen solche am Halse, um sich vor Bezauberung, Vergiftung, Pest und dergleichen Krankheiten zu verwahren. Es will Derselbe auch bemerkt haben, daß diese Bohnen bey den Spaniern, ausser Erbrechen und Stuhlgang, auch krampfige Bewegungen verursachet haben, dergleichen Wirkung aber bey den Indianern niemals bemerket worden ist. Eben um dieses großen Nutzens willen haben die Jesuiten auf den manillischen Inseln dieser Bohne den Namen der St. Ignatius-Bohne gegeben, da sie sonst von den Malayern Tsiavalonga genennet wird. Die Sineser treiben damit überall in Ostindien und dem übrigen Asien, wo sie wohnen, oder wohin sie handeln, einen ziemlich guten Handel. Nach Europa sind sie zuerst von den Portuziesen gebracht worden. In Holland kann man solche bey der ostindischen Compagnie bekommen, von da sie auch nach Deutschland gesendet wird.

Diese indianische Universalarzeney hat auch in Europa einige Zeit viele Verehrer gefunden, und ist bey der Schlafsucht, Lähmung, Schlagflusse, Engbrüstigkeit, schlechten Verdauung, Bauchschmerzen, Verhaltung der monathlichen Reinigung, und bey vielen andern Krankheiten, angerühmet, insonderheit aber als ein zuverlässiges Mittel wider die Wechselfieber empfohlen worden. Man hat das Pulver davon zu etlichen Granen, gemeiniglich aber den Aufguß des warmen Wassers auf die ganze Bohne, verordnet.

Die eigentliche Art, wie dieses Mittel gebraucht werden soll, ist folgende. Man theilt jede Bohne in 3 Theile; und wenn man sie gebrauchen will, nimmt der Kranke ein Stück davon in den Mund, und behält es eine Viertel- oder halbe Stunde darin. In dieser Zeit muß er den Speichel verschlucken, und hernach 2 bis 3 Unzen frisches Wasser darauf trinken.

Oder, man nimmt ein Stück von einer harten Schale, gießt ein wenig Wasser darauf, und reibet dieselbe darin stark. Hernach gießt man das Wasser mit dem Geschabten in kleine Gefäße, wiederhohlt dieses Verfahren zwey bis man von der Confection und dem Wasser, welches mit der Schale und Bohne zubereitet worden ist, einige Unzen hat, und rührt es vorher wohl um, ehe man dem Kranken davon eingibt.

Oder, man zertheilt eine Bohne in verschiedene kleine Stücke, läßet sie in Baumöhl sieden, und giebt diesen Liquor dem Kranken zu trinken, oder legt ihn, bey dem Bisse giftiger Thiere, auf die verletzte Stelle, oder reibet damit die von einem Krampfe gelähmten Glieder, oder gebraucht ihn wider die Krätze.

48 St. des 2 Th. des physikal. und oekon. Petricten, S. 881. De la féve de St. Ignace, ou féve fébrifuge, s. No. XXX der *Gazette salut.*

Andern hingegen kömmt die große Aehnlichkeit der Ignatiusbohne mit den Krähenaugen verdächtig vor. Da überhaupt die über die wahre Wirkung dieses Arzeneymittels angestellten Erfahrungen sehr ungewiß sind, soll man dasselbe lieber gar nicht gebrauchen. Ob es bey der Viehseuche wirklich mit Nutzen anzuwenden seyn dürfte, ist auch noch ungewiß.

Nach Anzeige des 153 St. der leipz. Samml. 1758, 8. S. 804, f. thut man, um dieses Mittel wider die Viehseuche zu gebrauchen, eine Bohne in 1 Maß fließendes Wasser, läßet sie einen ganzen Tag darin liegen, und rührt sie im Wasser um, so wird selbiges bitter. Von diesem Wasser wird dem Viehe, bey vermerktem Anstoß, 2 bis 3 Tage, Morgens und Abends, 1 Löffel voll, hernach einen Tag um den andern nur des Abends, gegeben, damit aber einige Tage continuiret, zuletzt aber um den achten Tag noch einige

Mal

Mal wiederhohlet. Einige Zeit nach dem Gebrauche dieses Mittels wird das Vieh über den ganzen Leib grindig. Dieses dauert einige Tage; alsdann fällt der Grind ab, und das Vieh fängt wieder an zu fressen und munter zu werden.

Nach der Vorschrift eines Arzeneygelehrten, im 154 St. ders. S. 907, wird dieses Mittel entweder in Form eines Pulvers, des Tages 2 bis 3 Mal, allemahl 6 bis 8 Gerstenkörner schwer, bey demjenigen Viehe, das den Durchfall schon hat, in Wasser oder Milch gegeben, bey verstopften Viehe aber diese Dose bis zu 16 oder 20 Gran vermehrt. Man kann es auch in flüssiger Gestalt, wie sonderlich alsdann, wenn das Vieh den Durchfall hat, gut ist, brauchen. Denn wenn die Kerne mit Wasser; (welches besser, als mit Branntweinspiritus, für das Vieh ist,) oder mit Branntweinspiritus extrahiret werden, so bekömmt man eine fast grasgrüne Tinctur oder Essenz, indem man die Kerne zerschlägt oder grob zerstößt, in einem Glase Wasser oder Branntweinspiritus darauf gießt, z. B. auf einen Kern 4 Loth, und solches 3 Tage lang in der Wärme stehen lässet. Von dieser Essenz kann man dem Viehe des Tages drey Mal 100 Tropfen, nämlich des Morgens, Mittags und Abends, in Wasser eingeben. Man kann auch ein Oehl daraus verfertigen, wenn man die zerstoßenen oder geraspelten Kerne mit Baumoehl kochet, auf einen Kern 2 bis 3 Loth Baumöhl gießt, und einen Tag darauf stehen lässet, alsdann aber nur etwas unter beständigem Umrühren kochet. Wenn es kalt geworden, ist es zum Gebrauch fertig, und das geschwindeste Hülfsmittel wider die Beulen und den Ausschlag des Viehes, wenn solche damit geschmieret werden.

Part of a letter from Dr. HOTTON, to Dr. T. Robinson, concerning the Fuba S. Ignatii, st. lat. im XXI. B. der *Philos. Transact.* a. d. J. 1699, No. 257, S. 365, f.

Ignis, s. Feuer.

Iguan, Iguana, Lacerta Iguana *L.* Kammeidechs; s. Leguan.

Ihr (*). Ich betrachte dieses Wort hier als die erste Endung des vielfachen persönlichen Fürwortes der

(*) Bey dem Ottfried ie, im Nieders. ji und ju, ihr, jil, jou und jul, euch, im Holl. ghy, im Engl. you, your, im Angelf.

zweyten Person, welches in der zweyten Endung euer, in der dritten und vierten euch hat.

Eigentlich redet man mit diesem Fürworte mehrere Personen ausser sich an. Habt Ihr es nicht gehöret? Werdet Ihr kommen? Man spottet Euer. Nehmt es zu Euch. Allein, seitdem die Höflichkeit der Mode ihre Gewalt auch über die Fürwörter erstrecket hat, so redet man mehrere Personen, denen man nur einiger Maßen Achtung schuldig zu seyn glaubt, mit dem vielfachen persönlichen Fürworte der dritten Person an. Werden Sie kommen? Man spottet Ihrer. Nehmen Sie es zu sich. Und braucht das Ihr mit seinen Endungen nur da, wo man durch Vertraulichkeit, Unterwerfung, oder Verachtung dazu berechtigt zu seyn glaubt, in welchem Falle man denn nicht nur mehrere, sondern auch eine einzelne Person mit Ihr anredet. Der Kaiser nennt in deutschen Schreiben noch die Generalstaaten, die Schweitzercantons, das Reichskammergericht, die Stände von Ungarn, fürstliche Domkapitel, reichsgräfliche Collegia, die Magistrate der Reichsstädte u. s. f. ihr.

Ehedem spielte dieses Fürwort eine glänzendere Rolle. Als man anfing es für ungesittet zu halten, einzele Personen ausser sich, denen man mit Achtung zu begegnen schuldig war, mit du anzureden, so wählte man dafür das vielfache ihr; ein Gebrauch, welcher in die frühesten Zeiten des deutschen Reiches fällt, und sich bey unsern meisten Nachbaren noch bis jetzt erhalten hat. Ungeachtet sich nun auch dieser Gebrauch wieder verloren hat, so ist doch noch ein Ueberrest davon in dem Possessivo Euer oder abgekürzt Ew. übrig geblieben; s. Th. XI, S. 679. Das ist ein Pferd, das Ihr heißt, ein Kleid das Ihr heißt, ein in den nied-

gelf. juch, eow, in der zweyten Erdung eower, im Dän. i, in Baiern in den groben Mundarten, es, ös, dös, im Lettischen jus, welche den Lat. vos nahe kommen.

niedrigen Sprecharten üblicher Ausdruck, etwas vortreffliches in seiner Art zu bezeichnen, welcher noch auf diesen Gebrauch, vornehme Personen mit Ihr anzureden, anspielet. Von einer ansehnlichen Person sagt man in Niedersachsen, den muß man ihr heissen. Siehe auch Ihro, und Ihrzen.

Ihro, das Possessivum ihr, nach der alten oberdeutschen Form, wo es in allen Endungen, Zahlen und Geschlechtern unverändert ihro hat, und noch hin und wieder in dem Hof- und Curialstyle gebraucht wird.

1. Als ein Conjunctivum, wo es vor den Abstractis Majestät, Hoheit, Durchlaucht, Excellenz u. s. f. gesetzt wird, und eigentlich nur alsdann stehen sollte, wenn es sich auf eine Person weibliches Geschlechtes bezieht. Ihro Kaiserliche Majestät, von einer Kaiserinn. Ihro Königliche Hoheit, von einer Prinzessin. Ihro Excellenz Herr Bruder. Ihro Gnaden gehorsamer Diener.

Allein im Oberdeutschen und vielen nach dem Oberdeutschen gemodelten hochdeutschen Kanzelleyen braucht man es auch von männlichen Personen, und zwar nicht nur, wenn man von ihnen in der dritten Person spricht, sondern auch, wenn man sie unmittelbar anredet. Ihro Churfürstliche Durchlaucht geruhen gnädigst, sich vortragen zu lassen, für Eure oder Ew. Churfürstl. Durchl. Ihro Majestät haben befohlen, für Seine Majestät. Ich habe es von Ihro Hochedlen gehöret. Ich bin bey Ihro Gnaden gewesen. Ja man braucht es auch daselbst sehr häufig für Dero, Ihr, Höchstdero u. s. f. Höchstihro Befehl zu gehorsamen. Ich habe Ihro Bibliothek gesehen. Ich verehre Ihro Haus.

Wenn man nicht gezwungen ist, sich den an einem Hofe einmahl eingeführten Formalien zu unterwerfen, so bedient man sich gegen männliche und weibliche

Personen, wenn man sie anredet, lieber des Eure oder Ew. wenn man aber in der dritten Person von männlichen Personen spricht, des Seine oder Se. und schränkt das Ihro oder noch besser das Ihre auf weibliche Personen ein, von welchen man relative redet, oder auch, wenn man auf diese Art von mehrern Personen im Plural spricht. Ihre Gnaden, die Frau Gräfin, haben befohlen. Ihre Majestäten (der König und seine Gemahlinn) sind spazieren gefahren. Das Ihro liesse sich noch da am ersten entschuldigen, wenn Ihrer und Ihnen im Genitiv und Dativ ungewohnt klingen sollten. Ihro Gnaden Bedienter sagte es. Ich habe es von Ihro Durchlaucht gehöret.

2. Als ein Absolutum, wo es doch nur in einigen oberdeutschen Kanzelleyen üblich ist, alle persönliche und beziehende Fürwörter, so fern sie Ehrenwörter sind, auf eine unabänderliche Art auszudrucken. Von Ihro, von Ihnen. Und von Ihro selbst erkannter Maßen. Daß bey solchem Ihro (Ihm, Ihr) geschehenen Einrathen. Was Ihro (Ihnen) in einige Weise zugehört. Welche Ihro (Denenselben) vorgebildet worden. Ew. Durchlaucht anheim zu stellen, ob Ihro (Denenselben) erleuchtest belieben wolle. Aus sonderbaren zu Ihro (Ihm) gesetzten Vertrauen. Wo so gar die Vorwörter oft ausgelassen werden. Durch dieses allein Ihro (von Ihnen) zu ergreifende Mittel.

Ihrzen, ist so wie duzen, nur im g. L. üblich. Jemanden ihrzen, ihn mit ihr anreden, ihn ihr nennen. Im mittlern Lat. vossitare.

Iiar, oder Iar, heißt einer von den jüdischen Monathen, welcher in das Ende unsers Aprils, und in den größten Theil unsers Maymonathes fällt. Er ist im gemeinen Judenjahre der achte, in den Schaltjahren aber der neunte, weil zwischen den Monathen Adar

und

und Nisan der Monath Veadar eingeschaltet wird. Er war bey den alten Hebräern der zweyte Monath des heiligen Jahres, und hatte nur 29 Tage.

Jischen, Jischt; s. Gäschen, und Gäscht.

Isogalt. Unter diesem Namen beschreibt Pontoppidan einen norwegischen Fisch, welcher sich nur in sehr tiefen Wassern aufhält, doch selten und zufälliger Weise gefangen wird. Er ist ½ oder 1 Ele lang, gleicht einem kleinen Hayfische, hat ein heiles Fel, und auf dem Nacken einen in die Höhe stehenden Stachel. Der Schwanz ist sehr lang, schmahl und spitzig, und am Ende wie ein dünner Faden. Er ist, insonderheit die Leber, sehr fett, und diese giebt ein Oehl, welches alle Wunden heilet, auch das Geweehr, welches man damit beschmieret, weit besser, als anderes Oehl, vor allem Rost bewahret; ist also in den Rüstkammern wohl zu gebrauchen.

Pontoppidans norwegische Naturhistorie, Th. 2, S. 236.

Ikan, heißt eine gewisse kleine, länglichrunde Wurzel, von der Gestalt und Größe eines Olivensteines; sie endigt sich in einen dünnen Faden, welches der Stängel der ausgehenden Pflanze zu seyn scheint. Von aussen ist sie mit einem dünnen gelbbraunen runzelichten Häutchen überzogen, übrigens aber von hornartiger durchsichtiger Substanz. In der Mitte schließt sie eine kleinere Wurzel ein, die mit einem ähnlichen Häutchen bekleidet ist. Sie scheint von einem Zwiebelgewächse herzurühren, hat keinen Geruch, schmeckt aber etwas scharf. Sie kömmt, in Ansehung der Farbe und anderer Eigenschaften, ziemlich mit der Curcuma überein, übertrifft aber dieselbe an gewürzhaftem Geschmacke weit. Sie wird als ein blutreinigendes, magenstärkendes, Blähungen und Schweiß treibendes Mittel, auch wider die verhaltene monathliche Reinigung empfohlen. Die Pflanze davon soll in der chinesischen Provinz Suchuan wachsen.

Ikan-Pisau, der Janus-Fisch; s. oben, S. 87.

Ikeley, ein Strohmfischchen; s. Ukeley.

Ikonographie, Ikonologie, s. oben, S. 303.

Ilanken, eine Art großer Forellen, welche daher den Namen hat, weil sie nur bey Ilanz, der Hauptstadt des grauen Bundes in Graubünden, am Rhein, gefangen wird.

Ilaub, im Nieders. Iloof, eine Benennung des im XI Th. S. 102, beschriebenen Epheu. Frisch meint, es sey so viel als Ivenlaub, oder Epheulaub.

Wenn der Ivenbaum, oder Eibenbaum, allein der so genannte Taxus wäre, welcher auch im Franz If heißt, so könnte das Wort Ilaub wohl schwerlich daron abstammen, indem der Taxus gar keine Aehnlichkeit mit dem Epheu hat, als daß beyde beständig grün bleiben. Man hat aber diesen Namen, im Deutschen sowohl als im Französischen, noch mehreren andern Gattungen von Bäumen gegeben, eben wie man die Wörter Kiene, Tanne, Fichte, häufig mit einander verwechselt hat. Besonders hat man diese Benennung derjenigen Gattung beygeleget, aus deren Holze, wegen seiner besondern Härte, die Alten ihre Bogen und Armbrüste zu verfertigen pflegten. Man nannte daher die Armbrüste zuweilen Eiben, und diejenigen, welche damit schossen, Ivenschützen. Vielleicht hat das Laub dieses Baumes, oder sonst einer andern Gattung, welche unter dem Namen Eiben vorkommt, eine mehrere Aehnlichkeit mit dem Epheu, und dann könnte es wohl seyn, daß dieser daher den Namen Ilaub, oder Iloof, bekommen hat.

Etosch Beyträge ꝛc. Berl. 1778, gr. 8. S. 89.

Ile, s. Insel.

Ilfeld, Ilefeld, ein ehemahliges Prämonstratenser Mönchkloster, nunmehr aber churbraunschweigisches Stiftsamt in Thüringen, in der Grafschaft Hohnstein, 1 Meile von Nordhausen. Es ist daselbst eine sehr berühmte Schule, welche ein Stifts-Pädagogium genennet wird, und woran auch die Grafen von Stollberg Antheil haben. Sie ist wohl eingerichtet,

und

und mit 6 geschickten Lehrern versehen, daher man in den Verzeichnissen der ilfeldischen Pädagogisten, ausser den bürgerlichen jungen Personen, nicht wenige adelichen und gräflichen Standes findet, die hier für ihr Geld studiert haben. Sonst wird hier, der Absicht der Stiftung nach, eine Anzahl junger Leute frey unterhalten und unterrichtet, unter welchen, vermöge eines 1561 errichteten Vergleiches, 4 schwarzburgische junge Leute sind, weil das Stift im Fürstenthume Schwarzburg-sondershausischen Antheiles beträchtliche Güter, Förste und Collecten hat. Die übrigen Freystellen werden theils und vornehmlich von dem Churhause Braunschweiglüneburg, theils von dem gräflichen Hause Stollberg besetzet; es wird auch von des Stiftes Einkünften auf der Universität zu Göttingen ein ilfeldischer Freytisch unterhalten, an welchem 24 Stellen sind, davon das gräfliche Haus Stollberg 8, und die Fürsten von Schwarzburg auch 8 Stellen zu vergeben haben.

Die ilfeldischen Förste sind ansehnlich, und werden in die unter- und ober- oder birkenmohrischen Förste abgetheilet; beyde betragen ungefähr 5235 Aecker, werden durch den Hagenberg, welcher zu den wernigerodischen Försten gehört, von einander geschieden, und enthalten auch ein Steinkohlenbergwerk. Es hat auch das Stift im Fürstenthume Schwarzburg bey Hohenebra gute Förste, welche an 900 Aecker betragen mögen.

Der Flecken Ilefeld vor dem Kloster, hat 71 Feuerstellen. Unweit demselben liegt der Herzberg, welches der erste zum Harz gehörige Berg ist. Seine Perpendikulärhöhe über Ilefeld beträgt 133 Fuß.

Ilen, Leberwürmer der Schafe; s. Egel.

Iler, ein wie ein Bogen gekrümmtes Messer, womit die Kammmacher ilen, d. h. das Horn inwendig beschaben oder beschälen; s. Th. XXV, S. 244.

Iler, oder Iller, L. Ilarus, oder Ilargus, ein Flußin Schwaben, welcher in dem tyroler Gebirge, an der bayerischen Gränze auf dem Mittelberge, unweit dem Lechstrohme, an drey unterschiedlichen Orten entspringt, anfänglich unter dem Namen Breitbach zwischen den Alpengebirgen und durch das Walliser Thal läuft, sodann erst den Namen Iler bekommt, noch verschiedene Flüsse und Bäche zu sich nimmt, durch die Stadt Kempten fließt; und sich bey Ulm in die Donau ergießt. Er wird 4 Meilen von seinem Ursprunge unterhalb der Stadt Kempten schiffbar, und macht durch seinen wasserreichen Einfluß in die Donau auch diesen Fluß erst schiffbar. Der Stadt Ulm wird auf demselben sehr vieles Holz zugeflößet.

Ilex, die Stechbeiche; s. Th. K, S. 289.

Ilex aculeata, s. Stech-Palme.

Ilex aculeata cocci glandifera, oder *coccifera*; Kermes-Baum.

Ilhas de Juan Fernandez, s. Juan Fernandez.

Ileus passio, s. Darm-Gicht.

Ilk, Ilke; s. Iltiß.

Ill, oder Ell, L. Alsa oder Ilsus, ein Fluß im Elsaß, welcher an den baseler Gränzen, in dem burgundischen Gebirge Jura entspringt, und sich unterhalb Straßburg in den Rhein ergießt. Er ernährt allerley vortreffliche Fische, auch befinden sich öfters Schildkröten darin, ingleichem Biber und Fischottern, nebst Schwänen, Reihern, wilden Gänsen und Enten, Täucherchen und Rohrhähnchen u. d. gl. Von Colmar an bis in den Rhein ist der Illfluß schiffbar, und durchschneidet der Länge nach das ganze Oberelsaß.

Illata, Eingebrachtes; s. Th. X, S. 367.

Ille, Dill; s. *Anethum*.

Illecebra, s. Hausland, No 1.

Illecebrum Paronychia Linn., s. Nagel-Kraut.

Iller, ein Fluß; s. Iler, oben auf dieser Seite.

Il-

Illicium anisatum Linn. Sternanieß; ſ. Th. II. S. 190.

Illineſen, Illinois, oder Iſſinois, ſind gewiſſe Völker in dem nördlichen Amerika in Neufrankreich, welche längſt dem Fluſſe Illinois wohnen. Dieſer Fluß bekömmt ſeine Quelle von einer Höhe, und ſtürzet ſich, nach einem Laufe von 150, oder, nach Andern, von 200 franzöſiſchen Meilen, in den Fluß Miſſiſippi. An gewiſſen Orten wird er bis auf eine Viertelmeile breit, und er kann ungefähr 100 Meilen weit, von ſeiner Mündung an bis zu den Dörfern der Illineſen, zu aller Zeit große Barken tragen. Es ſchränkt ſich aber das Land der Illineſen nicht bloß auf dieſen Fluß ein, ſondern es erſtreckt ſich auch längſt dem Miſſiſippi auf beyden Seiten hin, wie denn auch der große Fluß Miſſouri, oder, wie er gemeiniglich genannt wird, Pekitanoui, ingleichem der Fluß Oubache, dieſes Land bewäſſern, welches ungefähr 200 franz. Meilen in die Länge, und 100 in die Breite, hat. Die Eingebornen dieſes Landes ſind ſtark von Leibe, ſchöner Geſtalt und ſchwarzbrauner Farbe, liebkoſend, ſchmeichleriſch, ungemein höflich, geſchickt, lebhaft, hurtig, und zu allen Arten von Leibesübungen gelehrig. Der Krieg und die Jagd machen die ganze Beſchäftigung der Mannsperſonen aus, die übrige Arbeit geht die Weiber und Töchter an. Dieſe bereiten den Acker zu, welchen man beſäen will, beſorgen die Küche, ſammeln das Korn, bauen die Hütten, tragen auf den Reiſen die Sachen auf ihren Schultern, und thun andere Arbeiten mehr. Seit dem J. 1720 haben die Franzoſen daſelbſt an dem Miſſiſippifluſſe, an dem Ausfluſſe des Miſſouriflusſes, eine Colonie angelegt, und unter Anführung des Hrn. v. Boisbriant, zwey Compagnien Fußvölker und eine gute Anzahl Arbeitsleute und Pflanzer dahin geführt, welche hierauf 8 Meilen über dem Dorfe Kaskaskias, an dem Ufer des Miſſiſippiſluſſes, ein Fort gebauet, und ſolches das Fort Chartres

genannt

genannt haben. Das Land iſt überhaupt ſehr fruchtbar, und bringt faſt ohne alle Arbeit allerley Gewächſe und Früchte, die man in daſſelbe ausſäet oder pflanzet, und verſchiedene derſelben auch von ſelbſt, hervor. Noch ehe die Franzoſen ſich daſelbſt niederlieſſen, haben ſchon die wilden Landeseingebornen indianiſches Korn geſäet und geärndet; die Franzoſen, und inſonderheit die mit denſelben dahin gekommenen Jeſuiten aber haben rund um dieſes Fort Chartres ein Stück Land von mehr als 6 franz. Meilen im Umfange mit Reiß, europäiſchem Korn, Erbſen und Schminkbohnen und andern Früchten beſäet, und gefunden, daß ſolche hier ungemein gut fortkommen und reichlich Früchte tragen. Die Bäume, welche in dieſem Lande wachſen, ſind ſehr hoch und ſchön. Einem darunter hat man den Namen der Ceder von Libanon gegeben, weil es ein ſehr großer und gerader Baum iſt, welcher ſeine Zweige nur in die Höhe treibt, wo ſie eine Art der Krone machen. Der Kopal iſt ein anderer Baum, aus welchem ein Harz kommt, welches einen ſo angenehmen Geruch von ſich giebt, als der Weihrauch. Die fruchtbaren Bäume ſind daſelbſt in großer Menge. Die Wälder ſind mit allerley Bau-Brenn- und Nutzholze, ingleichem mit Brombeerſtauden ſehr dick bewachſen. Das Feld und die Wieſen ſind mit Ochſen, Kühen, wilden Stieren, Hirſchen, Rehen und anderm Rothwilde angefüllt. Man findet auch daſelbſt Bären, deren Fleiſch, ſo lange ſie noch jung ſind, ein köſtliches Gericht iſt; wie auch ſehr viele Biber. Das Federwildbret iſt daſelbſt in noch größerm Ueberfluſſe. Von Mineralien haben die Jeſuiten Salzwerke entdeckt, welche ein zum Einſalzen des Fleiſches ſehr taugliches Salz liefern. Daß es Bley- und Zinnbergwerke in dieſem Lande gebe, iſt gewiß; und es ſollen ſich auch Kupferadern und Silber daſelbſt finden. Jetzt beſteht der meiſte Handel, welcher dahin getrieben wird, in allerley Pelzwaaren,

vor-

nehmlich in Biber- und andern Häuten der von den Wilden auf der Jagd getödteten Thiere.

Illing, s. Iltiß.

Ilmenau, s. Ilmenau.

Illumination, s. das Folgende.

Illuminiren, aus dem Lat. illuminare. 1. Farben auf eine schwarze Zeichnung oder auf einen Kupferstich tragen, die Theile derselben durch verschiedene Farben kenntlicher zu machen. Daher die Illuminirkunst, Fr., Enluminure, worunter man figürlich auch eine satyrische Erklärung versteht. Er versteht sich gut auf das Illuminiren, Fr. il entend bien l'enluminure, er weiß wohl damit umzugehen. Es kann aber auch bedeuten: er weiß über alles zu spotten; er kann allen Sachen eine satyrische Wendung oder Auslegung geben; vulgo, er weiß Jedem einen Klecks oder ein Kleckschen anzuhängen.

2. Erleuchten, doch nur so fern solches mit mehrern Lichtern oder Lampen geschieht. Die Fenster Illumination, eine solche feyerliche Erleuchtung.

Das Illuminiren in der ersten eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, ist eine gewisse Art, Zeichnungen oder Bilder mit Farben zu erhöhen, damit ihre Theile sich besser ausnehmen. Also werden Krieges- und Bauriße illuminirt, damit man eigentlich kenne, was daran von Erde, Mauer oder Holz ꝛc. sey. Dieses nennt man eigentlich tuschen, Fr. laver. Andere Zeichnungen, Bilder, Fächer, Feuerschirme, Kupferstiche und Landkarten werden mit Farben bemahlt, damit sie ein besseres Ansehen haben; dieses heißt eigentlich illuminiren, enluminer.

Zum Illuminiren bedient man sich gemeiniglich der Waßer- oder Saftfarben. Die Zeichnungen, welche

man

man mit Farben ausfüllet, werden entweder mit Bley- oder mit Rothstiften verfertiget. Gemeiniglich bedient man sich der grauen Stifte, welche unter dem Namen der Bleystifte oder Bleyfedern bekannt sind. Wie dieselben verfertiget werden, habe ich im V. Th. S. 706, flg. beschrieben. Es findet sich unter denselben ein sehr merklicher Unterschied. Oefters sind sie schwer, und mit keiner Flüchtigkeit zu führen. Zuweilen sind sie körnicht, und man ist genöthigt an solchen Orten stärker aufzudrücken; dadurch wird die Linie, welche man machen will, stärker und ungleich, oder es bricht die Spitze, weil die feinen und zarten Theilchen sich mit den gröbern nicht genau genug verbunden haben. Oefters fehlt ihnen die schöne dunkelgraue Farbe, und sie sind so hellgrau, daß man die Linien, welche man zart und sauber machen will, kaum erkennen kann. Ihr gemeinster Fehler ist dieser, daß sie zu weich sind; dadurch wird man völlig gehindert, einen zarten oder vollkommenen Strich, welcher zugleich sich durchaus ähnlich wäre, zu machen. Am besten sind noch die englischen Bleystifte. Unter diesen sucht man einen solchen aus, welcher leicht ist, damit man ihn flüchtig führen könne, und welcher zugleich mittelmäßig hart ist. Das letztere prüfet man am besten, wenn man ihn mit der Zunge anfeuchtet. Zieht derselbe die Nässe sehr geschwinde an sich, so ist er zu weich; nimmt er hingegen die Feuchtigkeit langsam oder gar nicht an sich, so ist er zu hart. Es muß derselbe aber auch rein seyn; dieses erkennt man an den abgeschnittenen Spitzen, und bemerkt es durch das Anfühlen beyder Finger; dem ungeachtet aber können in dem im Holze verborgenen Theile, noch einige Gegenden, welche nicht rein sind, vorkommen. Endlich muß man auch einen solchen wählen, der eine schöne glänzende Silberfarbe hat, und der sich in den feinsten Linien und Strichen doch deutlich zeigt, damit man nicht

geschickt sey, den Strich zu überfahren, und dadurch das Zarte und Feine wieder zu verlieren. Zu dem Gebrauche selbst spitzet man den Bleystift sowohl länglich, als rund. Während dem Gebrauche dreht man ihn immer unvermerkt herum, damit er sich nach und nach gleichsam selbst anspitze, und man, so oft es nöthig ist, einen feinen Strich damit verfertigen könne. Kommen bey der Zeichnung Linien oder Striche vor, welche man stärker und dunkler ausdrucken will, so feuchtet man die äusserste Spitze nur ein wenig auf der Zunge an. Man muß sich zugleich gewöhnen, den Bleystift, so wie den Pinsel, lang hervor ragend in der Hand zu führen, damit man die Flüchtigkeit der Faust nicht verliere, welches gar leicht geschieht, wenn man ihn zu kurz anfaßt. Auch muß man sich gewöhnen, denselben mit einer steten, oder festen und unbeweglichen Faust zu halten, damit man keine Linie oder keinen Strich mache, welcher der Genauigkeit nachtheilig ist, welches sich gar bald zutragen kann, wenn man ihn nur obenhin in die Hand nimmt. Da man aber, wenn man es auch noch so weit in der Kunst zu zeichnen gebracht hat, doch noch bisweilen eine Linie oder einen Strich macht, welcher entweder wirklich falsch ist, oder den man gern ändern möchte, so muß man auch dergleichen Linien oder Striche wieder wegzuwischen wissen. Am besten bedient man sich hiezu eines Stückchens vom elastischen oder Federharz, (s. Th. XXII. S. 72, flg.) oder, in dessen Ermangelung, der Krume einer frisch gebackenen Semmel. Man fährt damit geschwinde über den wegzuwischenden Strich hin und her, doch ohne sonderlich stark aufzudrücken. Noch ein Vortheil ist bey der Zeichnung, welche bloß mit dem Bleystifte geschieht, zu bemerken, damit man die Schärfe der Spitze länger erhalte. Man nimmt das Abgeschabte von dem Bleystifte, welches, wenn man denselben zuspitzt, abgeht, und thut

es auf ein Stückchen Papier. Alsdann rollet man ein steifes, doch feines Papier dicht zusammen in der Dicke eines völligen Steckstockes, und schneidet es an beyden Enden eben. Ist es nun nöthig, denjenigen Ort, wo kein Licht hinfällt, mit Schatten zu bezeichnen, so nimmt man das gerollte Papier, feuchtet es, wo es eben geschnitten ist, mit der Zunge an, und tüpfet damit in das Schabsel des Bleystiftes. Hiermit überfährt man den Ort, und macht den Schatten so dunkel als es erforderlich ist.

Bey den Rothstiften oder Röthelsteinen, kömmt eben so viel, wie bey den Bleystiften, auf ihre Güte an. Bald findet man einen Röthel, welcher geseift ist, und nicht einerley Farbe hat; bald einen, der zu grau ist; bald wieder einen, der zu fett ist; bald aber auch einen, der zu trocken, und wiederum einen andern, der gar zu hart ist. Alle diese sind zu unserer Arbeit unbrauchbar. Bisweilen trifft man einen an, welcher zwar von einerley Farbe, aber sehr mürbe ist, und an der Reinigkeit viel hindert. Man muß daher einen Röthel wählen, welcher von allen diesen nachtheiligen Fehlern frey ist, dergleichen man unter den aus England kommenden antrifft. Der beste, den man aussuchen kann, ist derjenige, welcher nicht nur etwas schwer, sondern auch fest ist; denn diese lassen sich leicht spitzen. Sind sie im Anfühlen fein glatt und sanft, und haben dabey eine schöne dunkelrothe Farbe, so sind sie am tauglichsten. Uebrigens ist bey ihrem Gebrauche eben das, was bey dem Bleystifte angemerkt worden, zu beobachten. Man schneidet ihn nähmlich ebenfalls rund, und mit einer etwas länglichen Spitze. Man dreht ihn, so wie jenen, währendem Gebrauche, herum, damit die Spitze immer sich selbst schärfe. Man feuchtet ihn auf eben solche Art an, nimmt sich aber noch etwas mehr in Acht, denselben etwann zu sehr anzufeuchten, weil diesen die Feuchtigkeit

tigkeit noch eher auflöset. Man führt ihn gleichfalls in der Hand etwas hervorragend, und gewöhnet sich, die Hand so genau zu führen, daß sie weder auf die eine, noch andere Seite wanke. Um eine Linie, welche mißrathen ist, wegzuwischen, bedient man sich ebenfalls der obgedachten Semmelkrume, und zwar auf gleiche Art. Zum Schattiren bedient man sich des abgeschabten Röthels, und des dazu gerollten Papiers auf eben die Weise, wie ich bey dem Bleystifte gezeigt habe.

Außer den Bley- und Rothstiften, hat man auch die so genannten Kreiden-Stifte, von welchen eben dasselbe zu bemerken ist; sie werden aber nur zum Zeichnen auf buntes oder gar dunkles Papier gebraucht. Eben das gilt auch von den schwarzen Kreiden- oder Weißstiften; die lassen sich fast eben so wie Bleystifte behandeln; allein, weil sie im Brennen sehr oft umschlagen, und bald zu wenig, bald aber auch zu viel gebrannt sind, so werden sie durch beyde Fehler zu unserer Arbeit untauglich. Sind sie zu wenig gebrannt, so bleiben sie holzartig, und leisten wenig Dienste; sind sie zu viel gebrannt, so sind sie überaus mürbe. Es ist schwer, ihn gehörig zu spitzen; und wenn man ihn ja zugespitzt hat, so nutzt sich solches gar zu bald wieder ab. Will man aber doch eine schwarze Zeichnung machen, welche man nicht illuminiren will, so löse man eine feine Tusche in Wasser auf, und bediene sich einer Rabenfeder, oder statt dieser noch besser einer Reißfeder. Will man hingegen eine Zeichnung zum Illuminiren entwerfen, so ist die Roth- oder Bleystift das dienlichste.

Das erste und vornehmste Werkzeug, dessen man sich bey dem Illuminiren bedient, ist wohl der Pinsel. Man nimmt hiezu die kleinen Pinsel, welche von Dachs- oder Eichhornhaaren gemacht sind, und deren größere in Schwanen-, kleinere aber in Lerchenfedern gestecket werden. Wenn diese Pinsel gut seyn sollen, müssen sich dieselben an der Spitze nicht ausbreiten, sondern, wenn man sie naß macht, oder beym Einkauf durch die angefeuchteten Lippen zieht, beständig

spitzig bleiben. Ehe man die Pinsel gebraucht, steckt, man sie zuvor in reines Wasser. Sie ziehen sich voll, und lassen alsdann die Farben besser fließen. Nach jedesmaligem Gebrauche muß man die Pinsel in reinem Wasser auswaschen, damit man nichts von der einen Farbe zu der andern zum Schaden bringe. Der Vorrath von Pinseln, welcher nicht geringe seyn darf, kann viele dergleichen Fehler verhüten. Wenn man nun den Pinsel führen will, steckt man denselben an einen darein wohlpassenden Stift. Ein solcher Stift muß aber nicht zu kurz seyn, weil er sonst in der Hand nicht gut liegt, und er verursachet, daß man die Haare bis zum Federkiel aufstößt; der Anstrich wird daher immer ungleich und matt aussehen. Eben dieses ist es, was man eine schwere Faust nennt. Bedient man sich hingegen langer Stifte, welche sich gut in die Hand legen, so wird man sich auch leicht gewöhnen, den Pinsel nicht wohl bis zur Hälfte auszustoßen. Der Anstrich wird dadurch gewiß gleich und lebhaft werden, und man wird bald eine flüchtige Hand erlangen.

Es giebt noch einige Arten Pinsel, welche von Schweinborsten oder Fuchsotterhaaren gemacht sind; beyde aber sind hiezu wenig oder gar nicht zu gebrauchen, denn sie sind gemeiniglich platt.

Die Palette, oder das dünne und ovale Brettchen worauf man die Mittelfarben, durch die Vermischung verschiedener Hauptfarben hervor zu bringen pflegt, kann man hier bey den Wasserfarben nicht wohl gebrauchen. Wollte man es, wie gemeiniglich geschieht, mit Oehl tränken, bis es nichts mehr annähme, so müßte man doch befürchten, daß sich die Farben hineinziehen, und die Mischungen verderben. Das beste, dessen man sich bedienen kann, ist ein Täfelchen von Elfenbein, oder auch nur eine Glastafel.

Der so genannte Reibestein, auf welchem man mit einem Läufer von eben derselben Steinart die Farben

ben quetscht oder abreibet, muß, wenn er nicht von Marmor ist, doch wenigstens von einer harten Steinart gemacht seyn, und man muß solchen so rein, als möglich, halten. Es geschieht öfters, daß man Farben auf demselben abreibet, welche den Stein so stark tingiren, daß es schwer hält, die Farben mit warmen Wasser wieder herab zu wischen. Hat man nun solche stark tingirende Farben auf dem Reibesteine abgerieben, welche sich nicht durch bloßes warmes Wasser herunter bringen lassen, so darf man nur ein wenig fein gekloxften Sand, von dem Sandsteine, nehmen, und ihn auf dem Reibesteine abreiben, so bekömmt man den Reibestein wieder rein. Den Läufer, womit die Farben gequetschet werden, muß man eben so rein, wie den Reibestein, halten. Anstatt eines gewöhnlichen Reibesteines und Läufers, kann man sich, zum Abreiben der Farben, auch einer reinen dicken Glastafel bedienen, und sich einen Läufer dazu von dem Fuße eines zerbrochenen Stängelglases machen.

Auf das Abreiben der Farben kömmt beynahe das meiste an; denn man kann dabey den Farben das Leben nehmen, man kann es aber auch erhalten, ja, man kann öfters bey dieser Arbeit den Farben ein Leben geben. Es muß also diese Arbeit mit vieler Behutsamkeit und Reinlichkeit verrichtet werden. Man nimmt etwan einer Haselnuß groß von einer Farbe, und reibet diese anfänglich trocken und gröblich ab. Alsdann nimmt man zu dieser gröblich geriebenen Farbe so viel Wasser, bis es einem Teige ähnlich wird. Es muß aber nicht jede Farbe mit Wasser abgerieben werden. Bey einigen bedient man sich anderer Flüssigkeiten. Zu dem Wasser nimmt man reines, helles und weiches Fluß-, noch besser aber Regenwasser; denn das Brunnen- oder Quellwasser ist gemeiniglich hart, und führt andere Theilchen mit sich, welche die Farben leicht verderben können. Die zu einem

Teig angemachte Farbe reibt man so lange, bis sie zum Anstrich fein genug ist. Unter dem Abreiben selbst schiebt man die Farbe öfters mit einem hölzernen Spatel gegen die Mitte des Steines, damit der Läufer über alle Theile gehörig wegfahre, und die Farbe hinlänglich zerquetsche. Es muß aber, wie gesagt, ein hölzelner Spatel seyn; jeder andere, er sey von Eisen oder Stahl, schwärzet die Farben. Bey dem Abreiben muß man den Arm nicht schonen, sondern mit dem Läufer so geschwinde, als möglich, auf dem Reibesteine herum fahren; denn das geschwinde Abreiben erhält nicht nur, sondern erhöhet auch bey den meisten Farben das Leben. Um zu wissen, ob die Farbe bis zum Anstrich fein genug ist, nehme man einen Pinsel, tüpfe in die Farbe, welche noch auf dem Reibesteine steht, und überfahre mit diesem eingetüpften Pinsel den Nagel eines Fingers, so wird man gleich sehen, ob sie fein genug, oder ob sie noch körnicht oder griesicht ist. Ist es das letztere, so muß man so lange fortfahren zu reiben, bis man, bey wiederhohlter Probe, sieht, daß sie zum Anstrich fein genug sey. Wird im Abreiben die Farbe auf dem Steine ein wenig zu trocken, so feuchtet man selbige wieder mit Fluß = oder Regenwasser an, doch so, daß sie nicht zu dünn werde, und man sich dadurch die Zeit, sie fein zu reiben, verlängere. Ist endlich die Farbe, bis zum Anstrich, fein genug abgerieben, so hebt man dieselbe mit einem hölzernen Spatel von dem Reibesteine ab, legt sie auf einen reinen Bogen Papier, und läßt sie an einem Orte, wo es nicht staubt, trocken werden. Sind die Farben auf dem Papiere abgetrocknet, so macht man sie gemeiniglich in den Muscheln mit Gummiwasser an, und hebt sie zum Gebrauch auf.

Das Gummiwasser, womit man die Farben anmacht, verursachet, daß die aufgetragenen Farben nicht abspringen, und es giebt zugleich den Farben einen

Glanz.

Glanz. Einige nehmen Ochsen-, oder Fisch-, besonders Aal-Galle, um dem Farben einen Glanz zu geben; allein, dadurch verdirbt man die Farben öfters mehr, als daß sie dieselben glänzend machten. Will man aber ein tauzliches Gummiwasser, welches die Farben nicht abspringen läßt, und ihnen zugleich einen Glanz ertheilt, anstellen, so nehme man ein Gläschen mit einem engen Halse, um es gut zubinden zu können, thue darein 3 Theile des besten arabischen Gummi; und 2 Theile reinen weißen Zuckercand, giesse hierüber so viel helles weiches Fluß- oder Regenwasser, als man zur Auflösung dieser beyden Sachen für hinlänglich erachtet, seze alsdann das Glas, nachdem es vorher wohl zugebunden worden, im Sommer an die Sonne, und im Winter auf einen warmen Ofen, und rüttele es, damit es sich desto besser auflöse, zuweilen um. Wenn sich beydes hinlänglich aufgelöset hat, und man auf den Boden des Glases Unreinigkeiten wahrnimmt, so filtrire man es durch ein reines Läppchen in ein anderes reines Glas, und hebe es zum Gebrauch auf. So bald man den ersten Pinsel voll davon verbraucht, wird man sehen, ob es zu dick und zu zähe, wo die Farben ungern fließen, oder ob es gehörig dünn ist, wo die Farben dem Pinsel unvermerkt entwischen. Ist es zu dick und kleberig, so gießt man noch ein wenig Wasser hinzu; ist es aber dünn, so muß man durch ein neues etwas dicker angestelltes Wasser dem ersten zu Hülfe kommen, oder auch einige Tage Geduld haben, wo sich das Wasser von selbst verdicket. Man muß auch niemals mit einem gefärbten Pinsel darein fahren, weil nicht nur das Wasser, sondern auch die Farben, welche damit angemacht werden sollen, davon verderben. Nach jedesmaligem Gebrauche muß das Glas, um es vor Staub zu verwahren, wohl zugebunden werden. Denn je

reiner man das Wasser hält, desto lebhafter stehen die Farben, welche man mit diesem Wasser anmacht.

Die Gefäße, worin man die Farben anmacht, sind gemeiniglich Schalen von Muscheln oder Austern. Beyde sind allemal die besten, und den von Holz oder Horn gemachten Schüsselchen, deren sich einige hierzu bedienen, weit vorzuziehen. Die von Knochen, oder Elfenbein, sind zwar noch besser, aber auch den meisten zu kostbar. Bedient man sich der Muschel- oder Austerschalen, welche man am leichtesten bekommen kann, so muß man sich nur in Acht nehmen, daß man mit denselben die Farben nicht verunreinige. Um dieses zu verhüten, legt man sie nur einige Tage in laulichtes Wasser, und wäscht sie alsdann wohl aus, da man dann gewahr werden wird, daß der Schleim und die gelbe Farbe, welche ihnen natürlich zu seyn scheint, aus ihnen ausgezogen und verschwunden sind. Hat man sie auf solche Art rein ausgewaschen und abgetrocknet, so kann man sie zu diesem Behuf anwenden. Doch ist diese Art die Farben in Muscheln zu legen, nicht die beste. Bringt man die Farben zu dick in die Muscheln, so springen sie, und verlieren ihren Schein; man muß sie vielmehr sparen, und die auf dem Papiere abgetrockneten Farben vor allem Staube und vor feuchter Luft verwahren. Zum Gebrauch aber mache man sie gleich auf der Glastafel, worauf man die Farben mischet, mit Gummiwasser an, und lasse sie nicht viel dicker, als eines Bogens Papier, darauf stehen. Bey fernerem Gebrauche wird man finden, daß sie sich leicht und rein wieder vom Glase abheben lassen, und zu der bestimmten Arbeit scheinbar bleiben.

Was die Farben, oder Materialien der Farben, selbst betrifft, so ist hier nebst ihren Namen besonders anzumerken, womit sie abgerieben, womit sie angemacht, womit sie verschattirt, und womit sie ver-

mischt

mischt werden. Es werden dieselben in Hauptfarben, und in Mittel- oder Nebenfarben, eingetheilet. Der Hauptfarben zählen wir sieben, nämlich: Weiß, Gelb, Roth, Grün, Blau, Braun und Schwarz. Aus diesen sieben Hauptfarben entstehen durch die Mischung alle übrige nur mögliche Mittelfarben. Verschiedene dieser Hauptfarben sind entweder Saftfarben, oder Erdfarben, oder durch die Chemie zubereitete Farben. Die Saftfarben werden in der Malerey gebraucht, wenn man eine durchsichtige, schillernde oder Sammetfarbe ausdrucken will. Wie dabey zu verfahren sey, werde ich weiter unten zeigen. Wir wollen jede dieser Hauptfarben nach einander durchgehen, und, da es nicht nöthig ist, sie alle in dem Farbenkästchen zu haben, von jeder die besten bemerken.

1. Weiß. Zu dieser Farbe nimmt man Kreide, Bleyweiß, spanisch Weiß, Schieferweiß, und kremser Weiß. Unter diesen sind die beyden letztern die besten. Alle aber werden in Wasser abgerieben, und mit Gummiwasser angemacht. Will man sie recht schön haben, so reibt man sie viermal mit reinem Regenwasser, und so hurtig als möglich ab.

2. Gelb. Hiezu braucht man gelben Ocher, gelben Lack, Schüttgelb und Bleygelb. Diese reibt man mit Wasser ab, und macht sie mit Gummiwasser an. Oder man nimmt dazu Gummigutt, welches man bloß in Wasser einweicht, oder Operment, welches mit Branntwein abgerieben werden muß. Neapolitaner Gelb, als das schönste, wird mit Urin, welcher lange gestanden hat, abgerieben, und mit Gummiwasser angemacht.

3. Roth. Hiezu nimmt man Braunroth, florentiner Lack, Kugellack, rothen Ocher, oder Carmin, welche alle mit Wasser abgerieben und mit Gummiwasser angemacht werden. Zinnober hingegen, als die schönste Farbe, wird mit Branntwein oder besser

mit Urin abgerieben, und mit Gummiwasser angemacht.

4. Grün. Berggrün und grüne Erde reibt man mit Wasser ab, und macht es mit Gummiwasser an. Saftgrün wird nur in Wasser eingeweicht. Grünspan aber reibt man, wenn er stehen bleiben soll, mit Weinessig, nebst ein wenig Weinstein ab, und macht ihn gleichfalls mit Gummiwasser an.

5. Blau. Bergblau, Ultramarin, und berliner Blau, als das schönste werden mit Wasser abgerieben, und mit Gummiwasser angemacht. Von dem berliner Blau muß man aber nicht mehr abreiben, als man zu verbrauchen gedenkt; denn wenn es lange stehen soll, so wird es schmierig. Den Indig, wenn man denselben schön haben will, reibt man mit Urin ab, und macht ihn mit Gummiwasser an.

6. Braun. Zu dieser Farbe bedient man sich der cölnischen Erde, des braunen Ochers, und der Umbra. Nicht nur den braunen Ocher, sondern alle Arten des Ochers lässet man auf Kohlen ausglühen, wodurch sie etwas dunkler, aber auch zugleich durchscheinender werden. Wenn man mit der Umbra auf gleiche Art verfährt, kommt sie alsdann der Kastanienfarbe sehr nahe.

7. Schwarz. Hiezu nimmt man Beinschwarz, Rebenschwarz, Kupferstecherschwarz, oder Kohlenschwarz, welche mit Wasser abgerieben und mit Gummiwasser angemacht werden. Das aus Steinkohlen verfertigte Kohlenschwarz ist das schönste. Kienruß nimmt man nicht gern, weil er zu sehr um sich frißt; will man ihn aber doch gebrauchen, so nehme man, bey dem Abreiben mit Wasser, nur ein Paar Tropfen Branntwein. Am besten aber bedient man sich einer feinen und guten Tusche.

Mittelfarben entstehen allemal aus zwey oder mehrern, mit einander verbundenen Farben, und sind, nach

nach dem man eine Farbe erhöhen oder dunkler machen will, sehr unterschieden. Eine jede Farbe läßt sich durch Beymischung einer lebhaftern, welches insgemein die weiße ist, erhöhen. So kann man z. B. vom Dunkelblau bis zum Hellblau fortgehen. Diese Schattirung vom Dunkeln bis zum Hellen dient dazu, daß man in der Malerey Licht und Schatten ausdrucken könne.

Wie man eine Mittelfarbe durch die Mischung der Hauptfarben hervor bringen solle, läßt sich schwer bestimmen. Wir mögen nun nach vor uns liegenden Vorschriften malen, oder wir mögen unsere eigene Ideen auszudrucken suchen, so werden wir die gesuchten Mittelfarben alsdann erst rein und gut finden, wenn wir die Wirkung der Farbematerialen hinlänglich kennen; dieses aber erlangen wir bloß durch die öftere Uebung und genaue Beobachtung. Die Hauptregel ist: Je schöner die Hauptfarben sind, je schöner entstehen die gesuchten Mittelfarben. Wollte man z. B. eine Saftfarbe mit einer Erdfarbe verbinden, so würde man bald finden, daß die Saftfarbe zu leicht ist, und sich nicht wohl damit mischet, und daher die Mittelfarbe auch schlecht wird. Viele Mittelfarben lassen sich schon durch ihre Benennung leicht finden; z. B. Blaugrün, Schwarzblau, da man ein wenig Blau mit dem Grün, und mit dem Blau ein wenig Schwarz verbinden muß. Andere hingegen sind schwerer hervor zu bringen, weil öfters mehr als zwey Farben dabey unter einander gemischet werden. Man wird aber bald erkennen können, welches die Grundfarbe ist, und welche diejenigen sind, worein sie spielen. Ich will einige hier anführen.

Blau. Hier haben wir schon vielerley Blau durch die Vermischung der Hauptfarben; diese können wir wieder erhöhen und verdunkeln, nachdem wir viel Weiß oder Schwarz hinzu thun. Das Himmelblau

ist das helleste, aber auch das reinste Blau; man darf also, um dasselbe gut auszudrucken, keine Mischung, sondern nur ein reines Blau, wozu das Ultramarin die besten Dienste leisten wird, nehmen.

Braun. Hier können wir ebenfalls durch die Hauptfarben verschiedene braune Couleuren hervor bringen; diese erhöhen oder verdunkeln wir, nachdem wir viel Weiß oder Schwarz hinzu setzen. Das Kastanienbraun läßt sich am schönsten mit englisch Roth, braunem Ocher und Elfenbeinschwarz mischen; dieses giebt die dunkle Maronenfarbe, je nachdem man mehr Roth oder Schwarz beymischt.

Feuerfarbe, mischet man aus Roth und Gelb.

Fleischfarbe, aus Weiß, Zinnober und neapolitaner Gelb.

Gelb. Hier bekommen wir wiederum durch die Mischung der Hauptfarben verschiedenes Gelb. Das Goldgelb mischet man aus Gelb, Roth und ein wenig Bleyweiß; das Citronengelb, aus Bleyweiß, Schüttgelb und Operment; das Dottergelb, aus Bleyweiß, viel neapolitaner Gelb und ein wenig Zinnober.

Grau, mischet man aus Weiß und Schwarz. Dieses ist die Grundmischung zu allem Grau, es sey Aschgrau, Perlengrau, Kuttengrau, Thiergrau, oder auch Waffenfarbe, als Stahl und Eisenfarbe; nur mischt man, nachdem man es ausdrucken will, bald etwas Blau, bald ein wenig Braun dazu.

Grün, kann man durch die grünen Materialien selbst sehr oft verändern. Durch Weiß kann man es erhöhen, und mit Blau verdunkeln. Um aber die Natur, welche uns so vielerley Grün zeigt, auch nachzuahmen, macht man ein Grün aus der Mischung von Gelb und Blau. Ein anderes Gelb und ein anderes Blau giebt uns auch ein anderes Grün. Dieses erhö-

het man wieder mit Weiß, und verdunkelt es mit Blau.

Roth, können wir öfters durch seine eigene Materialien vermischen, und ebenfalls mit Weiß erhöhen, und durch Braun verdunkeln. So mache man Rosenroth aus Carmin und fremser Weiß, die rothe Sandfarbe hingegen aus Zinnober und Umbra.

Schwarz, ist die dunkelste, so wie das Weiß die helleste Farbe. Man kann sie nicht noch dunkler machen, als wie sie ist, wohl aber ein anderes Schwarz, je nachdem es der Gegenstand erfordert. So druckt man z. B. schwarzen Taffet aus, wenn man zu dem Schwarz ein wenig Blau mischet.

Weiß, ist die helleste, so wie das Schwarz die dunkelste Farbe Durch sie erhöhen wir alle unsere Farben, und sind im Stande, das Licht und den Schatten auf unsern Zeichnungen auszudrucken.

Sammetfarbe, ist eine der schwersten Arbeiten. Am besten läßt sich dieselbe hervor brinzen, wenn man auf den Grund, der den Sammet vorstellen soll, eine andere Farbe von eben der Art aufträgt, welche wenig Consistenz hat, mithin den Grund, worauf sie getragen ist, durchscheinen läßt. Dieses nennen die Künstler glasiren, s. Th. XVIII, S. 771, f. Hier werden uns nun unsere Saftfarben ihren Werth zeigen. Jede Art von Lack wird die Grundfarbe durchscheinen lassen, wenn sie dünn genug, und auf den Grund, welcher völlig trocken ist, mit der geschwindesten Faust und mit unmerklichen Strichen aufgetragen wird. Es ist eine Sache, welche man öfters versuchen muß.

Man kann auch die Zeichnungen auf Leinwand oder Pergament bringen, und mit Wasserfarben illuminiren. Man nimmt hiezu jede Leinwand, wenn sie nur nicht zu grob ist, und spannet sie über einen Rahmen recht stramm aus. Ist die Leinwand

sehr

sehr fein, so klebet man Papier auf die hintere Seite mit Mehlkleister. Wenn das Papier trocken geworden ist, überzieht man die ausgespannte Leinwand mit einem weißen Grunde, dessen Farbe man mit warmen Handschuhleim eingerührt hat. Ist dieser aufgetragene Grund völlig trocken, so reibt man denselben mit Bimstein fein ab, und sucht ihm die Knoten zu benehmen. Alsdann gründet man zum zweytenmal, nur mit dem Unterschiede, daß man die Farbe wieder mit Handschuhleim, aber etwas dicker, einreibet. Wenn dieser zweyte Grund trocken geworden ist, reibet man es noch einmal mit Bimstein fein ab. Alsdann ist es zum Illuminiren fertig.

Will man die Zeichnungen auf Pergament mit Farben ausfüllen, so spannet man es ebenfalls über einen Rahmen, grundirt, und reibet es eben so ab. Man darf aber nur einmal grundiren, weil sich da die kleinen hervor ragenden Fäserchen mit einemmal fest anschließen.

Handgriffe bey dem Illuminiren, Gotha, 1776, 8. 3 B.

Die Kupferstiche, welche illuminiret werden sollen, pflegt man gern gelb abzudrucken; siehe im Art. Kupferstich.

Das Illuminiren der Bilder und Landkarten pflegt in Augsburg von Kindern verrichtet, und 100 Stück Landkarten, welche in 3 Tagen gefertiget werden können, mit 18 Gr., und 100 Stück kleinere Bilder, wozu 2 Tage nöthig sind, mit 12 Gr. bezahlet zu werden.

Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 357.

Zuweilen illuminiret man auch mit Oehlfarben, nachdem der Kupferstich vorher eine Lage Terpenthinspiritus bekommen hat, und wieder getrocknet ist. Gemeiniglich malt man in diesem Falle auf der linken Seite des Kupferstiches.

Andere nehmen Stückchen Zeug von der Farbe des Fleisches und der Gewänder, und kleben sie auf den Kupferstich. Wenn nun diese Art eingelegter Arbeit verfertigt ist, läßt man eben die Kupferplatte, womit der Kupferstich abgedruckt ist, nachdem sie vorher ein wenig angefeuchtet worden, auf dem Zeuge abdrucken. Die Schraffierungen, welche sich aus dem Atlas abdrucken, machen die Schatten aus. Zu dieser Art der Illuminirung wird viele Geduld und Aufmerksamkeit erfordert.

Eine andere Art zu illuminiren besteht darin, daß man einen Kupferstich auf Glas zieht und bemalt, nachdem man vorher alles Papier davon weggenommen hat. Die Art des Verfahrens werde ich im Art. Kupferstich beschreiben.

* * *

Illuminiren, oder Erleuchten, Fr. illuminer, in der zweyten Bedeutung dieses Wortes, heißt: mit vielen Lichtern oder Lampen hell machen. Daher die Illumination, oder Erleuchtung, eine feyerliche Freudensbezeugung durch angezündete Lichter, wenn entweder eine Anzahl Fackeln und Lampen in einem Garten, an einem Hause, auf einem Platze, in einer Straße oder ganzen Stadt, in einer gewissen symmetrischen Ordnung aufgestellet, und angezündet, oder gewisse Gestelle mit feinem geöhlten Papiere, leinernem oder seidenem Zeuge überzogen, mit Rahmen, Wapen, oder Sinnbildern und Devisen bemalet, und hernach durch dahinter gestellte Lichter oder Lampen durchscheinend dargestellet werden. Oefters ist hiemit auch ein Feuerwerk verknüpft. Diese Erfindung ist aus Italien nach Frankreich, und von da nach Deutschland gekommen, und sonderlich zu Berlin unter der Regierung des ersten Königes in Preußen, Friedrich's I., hoch getrieben worden.

Bey außerordentlichen Freudensbezeugungen Lichter anzuzünden, ist ein sehr alter Gebrauch dessen bey den Griechen schon Aeschylus gedenkt; und Plutarch erzählt vom Cicero, daß als er aus seinem Exilium zurück gekommen, und des Abends seinen Einzug in Rom gehalten, alle Straßen mit vielen Lichtern erleuchtet gewesen seyn, und daß vor allen Thüren Lampen und Fackeln gestanden haben.

Gemeiniglich pflegt man bey Illuminationen das Oehl in die Lampen auf gefärbtes Wasser zu gießen, Zu rothem Wasser nimmt man Gummilack, kocht solches mit Alaunwasser, so hell oder dunkel als man will, und filtrirt es. Zu grünem Wasser nimmt man krystallisirten Grünspan, welchen man mit Alaunwasser kocht. Das gelbe Wasser kömmt vom Saffran und Alaunwasser. Das blaue von gepülvertem cyprischen Vitriol, auf welchen man versüßten Salzspiritus gießt, welches alsdann mit einander zu einem Brey gerührt, und in Alaunwasser aufgelöset wird. Um das Alaunwasser zu machen, nimmt man auf 2 Quart Wasser $\frac{1}{4}$ Pfund Alaun, und filtrirt es.

Diese gefärbte Wasser kann man auch noch auf eine andere Art gebrauchen. Man füllet nämlich kleine sogenannte Medicin- oder Tropfengläser mit solchem Wasser, schneidet in ein mit Wachsleinwand überzogenes Gestell Löcher in der Größe des Bauches dieser Gläser, nähet die angefüllten Gläser, vor die Löcher fest, so daß der Bauch genau die Oeffnung ausfülle, und stellt brennende Lichter oder Lampen dahinter.

Es lassen sich auch kleine wohlriechende Illuminationen in Zimmern anstellen. Zu diesem Behuf ersinnet man sich allerley Figuren, wie auch im großen Feuerwerke zu geschehen pflegt. Die Art der Communication ergiebt sich von selbst, indem man nach Beschaffenheit der Figur sieht, wo und wie sie anzubringen nöthig ist. Man macht sich kleine Hülsen von grünem Papier, etwas größer und länger als die Tafelschwärmer gemeiniglich sind, und füllet sie, wie diese,

vermittelst eines Trichters, mit einer Composition aus 16 Theilen Salpeter, 8 Th. Schwefel, 6 Th. Pulverstaub, und 1 Th. Violenwurzel und Storax oder Mastix. Oben darauf thut man die Spitze eines Messers Pulverstaub, welcher mit ein wenig Wasser, gleichsam als ein Teig, angemacht seyn muß, und tunket hernach solchen Theil in gekörntes Pulver. Diese gefüllte Hülsen lassen sich nun zu einer Illumination auf der Tafel einer Gesellschaft anwenden. Gesetzt, man wollte an dem Namens- oder Geburtstage einer Freundin, vor oder nach der Mahlzeit, ihren Namen Carolina in hellem Feuer sehen, so lasse man sich alle die Buchstaben, aus welchen dieser Name besteht, jeden 6 bis 9 Zoll hoch, und 1 Z. dick, bey einem Tischler von weichem Holze verfertigen. Man befestige sie nach der Ordnung auf ein Bret, welchem man vier Füße geben kann, um es auf die Tafel stellen zu können. Die Hülsen muß man von unten her, bis fast auf die Hälfte, mit etwas steifem Papier dergestalt umwickeln, daß der unterste Theil des Papieres umgebogen, und mit einem subtilen Stifte auf die hölzernen Buchstaben dicht auf einander angenagelt werden kann; wobey zu beobachten ist, daß das Ende der Hülse, auf welchem das gekörnte Pulver liegt, nach der Annagelung gegen mich stehen muß. Dieses kann man nach Belieben auf der einen Seite des Buchstabens, wie auf der andern, bewirken, da man denn das Feuer auf beyden Seiten sieht. Weil nun der obere Theil jeder aufgenagelten Hülse ein wenig von der andern absteht, so muß man alle diese Theile, nach der Form des Buchstabens, mit einer Communication beziehen, und solche subtil darauf pappen, und alsdann mit gefärbten Papier durch das Anpappen wieder bedecken, so, daß man die Communication nicht sieht, welche, wie wohl zu merken ist, von Buchstaben zu Buchstaben so angebracht werden muß,

daß

daß jeder mit dem andern vereinigt ist, und wenn man z. B. das C oben in seiner Spitze anzündet, alles sogleich auf einen Augenblick in dem schönsten und lebhaftesten Feuer steht, zu welchem diese angegebene Composition besonders eingerichtet ist. Wollte man aber diese Composition zu größern Illuminationen gebrauchen, so darf man nur ein Paar Theile Pulver weniger nehmen, und auch die wohlriechenden Species davon weglassen. Diese Art Hülsen, welche man sonst auch Feuerlanzen nennt, sind sehr bequem, alle Figuren, die man sich erdenken will und mag, in Illumination zu bringen; nur muß man dahin sorgen, daß alles sicher und richtig mit einander communicire, weil sonst alle angewandte Mühe vergebens seyn würde.

Ilme, Ilmbaum, ein im g. L. für Ulme üblicher Ausdruck, besonders die gemeine breit- und schmahlblätterige Ulme zu bezeichnen, von welchem die erstere auch Rüster genannt wird, Ulmus campestris und Ulmus minor *Linn.* Nach andern ist die Ilme eine an Quellen wachsende Ulme. Siehe Ulme.

Ilmenau, oder Elmenau, auch die Aue genannt, ein mittelmäßiger Fluß im Herzogthume Lüneburg, welcher bey Uelzen, Lüneburg und Bardewyk vorbey, und unter Winsen an der Luhe in die Elbe fließt. Er führt allerley gute Fischarten mit sich; insonderheit aber bedient sich die Stadt Lüneburg dieses Flusses mit großem Vortheil zur Handlung nach Hamburg.

Ilmenau, oder Ilmenau, oder sachsenweimarische kleine Bergstadt an der Ilm, im hennebergischen Gebiete, nahe am thüringer Walde, welche ehemals den Grafen v. **Kefernburg** gehörte, von demselben 1343. an die Grafen von Henneberg für 2000 Mark löthigen Silbers verkaufet, und von diesen eine Zeitlang an die Grafen von Schwarzburg versetzt wurde, bis sie endlich nach vielen Veränderungen wieder an Henneberg gekommen ist. In den J. 1603. und 1624. erlitt sie

großen Brandschaden, und 1752 brannte sie, nebst dem Schlosse und Zeughause, ganz und gar ab, so daß nur 6 Häuser in der Vorstadt stehen blieben. Im J. 1760 verlor sie abermal 63 Häuser durch Brand. Es ist diese Stadt wegen ihrer Kupfer- und Silberbergwerke schon lange berühmt. Das Erzwasser wurde daselbst durch eine Wasserkunst 100 Klafter hoch heraufgebracht; dabey waren 4 Oefen, in deren jedem Tag und Nacht 2 Ctn. Kupfer gar gemacht wurden. Man konnte von daher auch blaue Farbe oder Kobalt haben. Jezt wird viel Kienruß daselbst verfertiget und in das Land verführet. Sonst hat sie als eine Bergstadt die Freyheit zu münzen, und es sind von der Ausbeute der Silberbergwerke Münzen mit der Glückhenne (dergleichen man auch von Basel hat, s. Th. XXIII. S. 18, f.) geprägt worden.

Ils, Ilz, ein Fluß in Unterbayern. Er fließt aus dem Böhmerwalde und von der böhmischen Gränze herunter, aus einem ziemlich großen See; nimmt das Sagwasser, die kleine Biberbach und den Achatfluß zu sich, und fällt endlich zwischen dem Obernhause und der Ilsstadt, gegen Passau über, in die Donau. Es führt dieser Fluß in seinem Grunde Perlen, welche man passauer Perlen nennet; s. Perle.

Ilse, ein Fisch, s. Alose.

Iltiß (*) (der oder das) L. Putorius, Mustela Putorius, pedibus fillis, corpore flavo-nigricante, ore auriculisque

(*) Der Name Iltiß wird in den Mundarten und verwandten Sprachen gar sehr verändert. In einigen oberdeutschen Gegenden heißt dieses Thier, Eltz, Elbkatze, Elbthier, in andern Illing, Iltnis, Iltiz, in Preußen Elske, in Bayern Eiltes, in Niedersachsen Uelk, Ilk, Ilke, Ellenbutt, im Altfriesland Ulke, im Dän. Ilder, in Böheim und Schlesien Ilster. Wachter leitet dieses Wort von dem noch im Schwed. und Engl. üblichen ill, böse, her, Dän. ilde, entweder wegen des heftigen Gestankes dieses Thieres, oder auch wegen des Schadens, welchen es dem Federviehe zufüget. Im Niederf. ist Ulk eine allgemeine Benennung des Marders, Wiesels, Iltis-

que albis *Linn.* Mustela foedita Putorius *Klein.* Fr. Putois, Ital. Foetta, Puzolo, Engl. Polecat. Fitchet, Poln. Vydra, Tchorz, Holl. Pontsem, ein vierfüßiges fünfzehiges Raubthier in der Größe einer Katze, mit gelblichen Haaren, welche in das Schwarze fallen, einem weißen Maule und weißen Ohren. Der Iltiß kömmt, in Ansehung der Gestalt und Größe, mit dem Haus- und Feldmarder ziemlich überein, außer daß dieser in der Fährte sich anders, als jener, nämlich mit merklich kleinern runden Tritten, spüren läßt, indem er in jedem Sprunge, dem Augenscheine nach, zwey Tritte hinter einander, jedoch den einen etwas seitwärts, zeigt; auch hat derselbe keine Klauen, wie der Marder, sondern vielmehr wie eine Katze; und wie der Marder sich in die Höhe bäumet, und am Tage seinen Aufenthalt suchet, so bleibt hingegen der Iltiß gern in der Erde, in Fuchsbäuen oder Röhren und Hamsterlöchern, in hohlen Weiden, auch in Gebäuden, u. d. gl. Er ist etwas kleiner als der Marder, jedoch größer als die Wiesel, lang und dünn. Seine Länge beträgt, ohne den sechszolligen Schwanz, ungefähr 17 Zoll. Die mit scharfen Zähnen bewaffnete Schnauze ist länglich, wie am Schweine, doch bey der kleinsten Art auch oft wie eine Hundsschnauze gebildet. Die Nase ist scharf zugespitzt. Die Beine sind so kurz, daß das Thier die kleinsten Oeffnungen hindurch kommen und seinen Raub ungehindert verfolgen kann. Die Klauen oder Nägel sind oben braun, unten aber weiß. Der Umkreiß des Maules, die Seiten der Nase, die Stirn, die Schläfe der zwischen

ses und ähnlicher Raubthiere, so wie im Aeolischen der Wolf ὔλλος hieß, und im Sclav. noch jetzt Wlk genannt wird. Im gem. Leben Obersachsens heißt er auch nur schlechthin der Katz, im Griech. ὄκτις, und im Hebr. הֵלֶךְ, welches von הלך, sich verbergen, abgeleitet wird, und dem Deutschen Iltiß im Klange nicht unähnlich ist.

schen dem Ohre und der Ecke des Maules befindliche Theil, der Rand der innern Fläche der Ohren, sind weiß; der ganze übrige Körper ist schwarz, oder von fahler Farbe. Die Nase und der Umkreis der Augen, der Untertheil des Halses, der Vordertheil der Brust, die Schultern, die Beine und die Spitze des Schwanzes sind schwarz; der Hintertheil der Brust, der Bauch und der Untertheil der Seiten am Leibe, haben eine mehr oder weniger dunkelfahle Farbe; denn dieselbe ist auf dem größten Theile des Bauches weißlich. Die obere Fläche des Thieres, von der Stirn an bis nahe an der Spitze des Schwanzes, und der Obertheil der Seiten des Leibes, haben eine schwarze mit Fahl vermengte Farbe. Der Iltiß hat, wie der Marder, zweyerley Haare; einige sind dicker, glänzender und länger, als die andern. An den mit Schwarz und Fahl vermischten Stellen sind nur die längsten Haare schwarz: mithin erblickt man diese Farbe mehr oder weniger nach Proportion der Vielheit der Haare. Die längsten stehen auf dem Rücken und Schwanze, und sind ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll lang. Die Barthaare sind fast eben so lang.

Der Iltiß pflegt sehr hurtig zu seyn, ungemein schnell zu laufen, mit großer Geschwindigkeit an den Wänden hinauf zu klettern, und sehr weit springen zu können. Wenn er läuft, scheint er mit seinem Bauche den Boden zu berühren, und weiß jeden Sprung sich durch eine geschickte Krümmung des Rückens zu erleichtern. Er hat, wie der Feldmarder und das Eichhörnchen, ein grob lautendes und erzürntes Murmeln an sich, welches man, wenn er gereizt wird, oft von ihm hört.

Der Geruch dieses Thieres ist so stinkend und ekel, daß man es dadurch von Anfange her unterschieden, und nach demselben im Lat. Putorius (von putor, ein Gestank,) im Fr. Putois, auch Punaise, (von Pu-

uaise, eine Wanze, weil er gleichsam einen Wanzengeruch an sich hat,) und im Deutschen auch den Stänker, das Stinkthier, den Stinkratz oder die stinkende Ratze, die Stink- oder stinkende Wiesel, und in Livland das Teufelskind, genannt hat. Dieser Geruch kömmt mit des Hausmarders seinem überein, ist aber widrig. Den unerträglichsten Geruch pflegt der Iltiß alsdann besonders auszudunsten und weit um sich her zu verbreiten, wenn er erhitzt oder zornig gemacht worden ist. Es kömmt derselbe hauptsächlich aus zwey Gefäßen oder Bläschen, welche diese Thiere neben dem After haben, und welche stets eine öhlichte Materie durchseihen und enthalten, deren Geruch bey dem Iltiß, bey der wilden und gemeinen Wiesel, bey dem Dachs ꝛc. höchst unangenehm, bey der Zibethkatze hingegen, und bey dem Haus- und Feldmarder eine Art von wohlriechendem Rauchwerk ist. Um dieser widrigen Eigenschaft willen können auch die Iltisse den Geruch ihres eigenen Unrathes nicht ertragen; sie pflegen sich daher allezeit, um sich dessen zu entledigen, weit von ihrem Aufenthalte zu entfernen.

Der Iltiß, welcher in Europa, besonders von Italien bis nach Polen, zu Hause gehört, ist allem jungen Wilde und allem Geflügel sehr gefährlich. Er nähert sich, wie der Marder, den bewohnten Plätzen, steigt auf die Dächer, hält sich auf Heuböden und an Oertern, die wenig besuchet werden, auf, und geht von da nur bey Nacht nach seinem Raube aus. Er schleicht sich in die Höfe bey den Häusern, steigt in die Vogelhäuser, in die Taubenschläge, und auf die Hühnersteigen, wo er, mit viel weniger Geräusch, als der Marder zu machen pflegt, ungemein viel Schaden anrichtet. Er beißt allem Federviehe den Kopf ab, oder zerdrückt ihn; hernach trägt er eins nach dem andern hinweg, um sich mit gutem Vorrathe zu versorgen. Wenn er die erwürgten Opfer seiner gewöhnlichen

Raub-

Raubsucht, wie es sich bisweilen zuträgt, nicht ganz durch die enge Oeffnung, wodurch er hinein kroch, mit sich hinweg schleppen kann, so sauzt er ihnen das Blut aus, oder frißt ihnen das Gehirn aus, und nimmt die Köpfe mit sich. Er säuft, wie der Marder, den Hühnern ihre Eyer aus, und kann solche durch ein kleines Loch mit der Zunge rein auslecken, davon er die Schalen liegen lässet. Zuweilen verschleppet er auch die Eyer. Auch nach Honig ist er sehr begierig; daher überfällt er im Winter die Bienenstöcke, und zwingt die Bienen, solche zu verlassen. In der Stadt leben diese Thiere vom Raube, und auf dem Lande von der Jagd. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist in den Wäldern, auch unter dichten Brombeerstauden und Hecken, wo sie, nicht gar tief unter der Erde, sich eine schmale Wohnung, etwann 5 Schuh lang, erbauen, die sich meistentheils unter den Wurzeln großer Bäume zu endigen pflegt. Manchmal wohnen sie auch in Heuhaufen und Kornscheuern, in hohlen Baumstämmen, sogar in Kaninchenhölen, in Felsenritzen ꝛc. Aus dergleichen Hinterhalte kommen sie nur des Nachts hervor, um sich auf den Feldern und in Wäldern zu verbreiten. Hr. Graf v. Mellin schreibt, er wisse Beyspiele, daß in einer ihm benachbarten Schäferey, ein Iltiß ein eben geworfenes Lamm erwürget hatte, und glaubt daher, daß sie eben so wohl eben gesetzte Rehkälber bezwingen, wenn sie diese auffinden sollten. Sie besitzen die Geschicklichkeit, Rebhühner = wilde Aenten = Lerchen = und Wachtelnester aufzusuchen und völlig auszuplündern, oder, indem sie auf die Bäume klettern, die Nester anderer Vögel auszunehmen. In den Fasanengärten haben sie oft schon großen Schaden angerichtet. Klein erzählt, daß ihm ein Iltiß in einer Nacht alle Fasanen, deren er eine Menge besaß, erwürgt habe.

Die Aufseher der Fasanengärten versichern, der Iltiß pflege sich mit der Frettwiesel zu begatten, und es geschähe gewissermaßen zu ihrem Vortheil, indem sie dadurch zahme Frettwiesseln oder Kaninchenjäger bekämen, welche nicht so begierig auf die Kaninchen, und folglich desto geschickter wären, sie aus ihren Löchern zu vertreiben.

Indessen lassen es die Iltisse bey dem Raube des Federviehes nicht bewenden. Sie spüren auch Ratzen, Maulwürfe, Hamster, zahme oder wilde Katzen, und andere kleine Thierchen aus. Die Kaninchen haben an ihnen die grausamsten Verfolger, zumal da es den Iltissen so leicht wird, in ihren Bau zu kommen. Eine einzige Zucht von Iltissen ist hinreichend, einen ganzen Kaninchengarten zu verheeren. Bloß durch dieses Mittel könnte man die Menge der Kaninchen, an solchen Oertern, wo sie sich zu stark vermehrt haben, vermindern. Auch Gartenschnecken und Heuschrecken sind, wo sie nur etwas dieser Art ertappen können, gelegentlich ihre Beute. Sie liegen auch gern an kleinen Bächen und Wässern, sowohl der Mäuse und Ratzen wegen, denen sie daselbst aufpassen, als auch der Fische und Frösche wegen, welche sie gern fressen; denn sie scheuen kein kleines Wasser. Insonderheit thun sie dieses auch im Winter in Flüssen und Teichen, wo Löcher im Eise sind.

Daß insonderheit den jungen Iltissen das Wasser nicht schade, bestätigt die Geschichte, welche der Freyherr von Gleichen, genannt Rußworm, im 3 Jahrg. der neuesten Mannigfaltigkeiten, Berl. 1780, gr. 8. S. 719, f. erzählt. Man entdeckte von ungefähr in einer seiner Scheuern ein ganzes Nest voll junger, noch nackter Iltisse. Um die Alten zu bekommen, wurde einer diesen jungen Iltisse auf die Zunge einer hölzernen Ratzenfalle gebunden, und einer derselben, der sein Junges wegtragen wollte, auf diese Art gefangen. Diese Falle wurde alsdann in eine Kufe voll Wasser gesteckt, um den Iltiß zu ersäufen. Nun wurde er getödtet aus der Falle genommen; das junge Thierchen aber hatte dieses Bad glücklich überstanden, denn es war noch eben so leb-

lebhaft und munter, als wenn man es erst aus dem Neste genommen hätte.

Wenn die Iltisse durch Hunde von einem oder dem andern Orte vertrieben und verstöret werden, so wehren sie sich gegen dieselben scharf mit Beissen, und spritzen ihnen Urin in das Gesicht. Im Frühlinge werden sie läufig. Die Männchen streiten sich auf den Dächern um das Weibchen, und machen dasselbe einander streitig; hernach verlassen sie es, und bringen den Sommer auf dem Lande oder in Wäldern zu. Das Weibchen hingegen bleibt bis zur Heckzeit auf ihrer Scheune, und ist 9 Wochen trächtig. Hier wirft sie auf einmal 3, oder 4, und bisweilen 5, oder nach Hrn. Pennant, 6 Jungen, welche sie nicht lange säuget, alsdann aber gegen die Mitte oder gegen das Ende des Sommers mit sich weg führt, und sie bey guter Zeit gewöhnet, Blut und Eyer auszusaugen.

Die Kälte scheuen die Iltisse ungemein; daher sie auch im Winter mehrentheils in die Häuser flüchten, um die rauheste Jahrszeit in denselben zu durchleben.

Man findet auch selten ihre Fährten oder Spuren auf dem Schnee, weder im Walde, noch in weit von Häusern entlegenen Feldern. Vielleicht ist ihnen die große Hitze nicht minder beschwerlich, weil man sie gar nicht in Südländern findet.

Der Schade, den der Iltiß thut, ist allerdings weit beträchtlicher, als der Nutzen, welchen man von ihm haben kann. Indessen halten Einige das Fleisch der Iltisse für eßbar, und sagen, daß es wie schwarzes Wildbret schmecke. Nach Hrn. Prof. Georgi Berichte wird dasselbe von den Tschuwaschen gegessen. Die Hunde mögen sein Fleisch nicht fressen, weil es ihrem feinen Geruche zuwider ist, zu den Fellen hingegen haben sie eine sonderbare Liebe.

Jo. Fr. Henning Anmerkung von der sonderbaren Liebe der Hunde zu den Eltißfellen, ist in Buchners Miscellan. phys. med. mathem. a. d. J. 1727, Erf. 1731, 4. S. 558.

Das Fell, ob es gleich gut ist, gilt wenig, weil es seinen natürlichen ekeln Geruch nur selten ganz verliert. Es läßt sich braun zum Zobel färben, und also zurichten, daß man es, wie anderes Pelzwerk, zu Palatinen und Kleiderfutter, Mützen und Müffen, für den gemeinen Mann, gebrauchen kann. Die virginischen Iltißfelle sind die besten. Die Buräten machen Säcke zur Aufbewahrung ihrer Götzenbilder aus diesen Fellen. Die Chineser gebrauchen sie ebenfalls zum Pelzwerk, und kaufen von den Russen das Stück für 11 bis 15 Kopeken; die Schwänze, das Stück für 2 bis 3 Kop.; und genähte Säcke aus solchen Fellen, zu 6 bis 15 Rubel. Die Mongolen verkaufen die lenischen Iltißfelle, das Stück zu 12 Kopeken. Bey uns kostet das Stück 16 Groschen.

Die Haare der Iltißschwänze werden zu den so genannten Haarpinseln der Mahler gebraucht; siehe Pinsel.

Von den Alten wurde das gepülverte Blut als ein schweißtreibendes Mittel, das Fett wider Nierenweh, Steinschmerzen und Gicht, das Fleisch aber äußerlich als ein zertheilendes Mittel gebraucht.

Da die Iltisse bey ihrem geringen Nutzen von so ausgebreiteter Schädlichkeit sind, muß uns dieses, dieselben als Raubthiere zu vertilgen, antreiben. Sie gehören zur niedern Jagd, und werden entweder geschossen, oder in Fallen, Tellereisen, Schlagbäumen und Drahtschleifen gefangen, aus der Erde gegraben, oder mit Garnen gefangen.

Eine Iltißfalle, Fig. 1654, wird auf folgende Art von Bretern gemacht. Es werden drey Breter wie ein Kasten zusammen geschlagen, so, daß ein Bret zum Boden kömmt, und auf jeder Seite eines gerade auf steht, wie an 1. zu sehen ist. Die Höhe und Breite derselben kann 1 Fuß ausmachen. Oben an 9 wird ein, 3 Z. breites, Bretchen quer herüber genagelt,

nagelt, welches die Seitenbreter zusammen hält, und an welchem auch die Deckbreter 2 antreffen, und auf beyden Seiten, so lang der Kasten ist, reichen müssen, woran die Vorfallbreter 3 winkelrecht angemacht sind, damit sie, wenn sie herunter fallen, den Kasten fest zumachen und schließen. Die obern Breter 2 sind entweder mit Riemen an das Bretchen 9 angenagelt, oder in den Seitenbretern mit Zapfen eingemacht, daß sie leicht auf und nieder fallen. 4 sind vier gerade aufstehende Säulchen, von 2¼ Z. breit, 1 Z. stark, und 14 Z. hoch, worein oben bey 5 runde Stücke befestigt sind; an diesen aber sind niederwärts Stützen. Es wird nämlich in eine breit geschnittene Stanze ein Loch gebohret, und solche an den Stock 5 gesteckt, welche alsdann abgeschnitten werden, daß sie nur 12 bis 14 Z. lang bleiben. Diese sind deswegen nöthig, damit, wenn sich etwas in der Falle gefangen hat, solche die Falldecken herunter halten, daß nicht inwendig etwas die Decke aufheben, und entlaufen kann. An jeder Falldecke ist ein Schnürchen 7 angemacht, und gehen beyde nach der Stellung 8 zusammen, da sie dann an einem Stellholze, welches 3 Z. lang ist, angebunden sind. Auf der einen Seite ist bey 8 ein längliches Loch in das Seitenbret geschnitten, und inwendig ist eine 3 Z. breite hölzerne Zunge angemacht, welche bey 8 zu dem Loche heraus reicht. Die Stellung geschieht folgendermaßen. Man zieht an den Schnüren 7 die Falldecken 3 auf, lezt die Schnüre auf das Querholz 5, setzt das Stellholz über dem Loche 8 an, und hängt die Zunge unten daran, so ist es aufgestellt. Die Zuhaltstützen 6 müssen allezeit auf der Falldecke 2 liegen. Wo man nur etwan Iltisse vermerkt, wirft man allerley kleine Vögel hin. Wenn der Iltiß nur erst einen geholt hat, so kömmt er fleissig wieder. Alsdann bindet man einen Vogel an einen Nagel inwendig auf die Zunge der Stellung; oder

man bindet ein rohes Ey auf die Zunge, und setzt die Falle so, daß der Iltiß seinen Gang hindurch nehmen muß. Wenn alsdann die Falle aufgezogen und gestellet ist, und er den Vogel darin gewahr wird, so wird er solchen zu sich nehmen wollen, aber auch dabey sich einsperren, bis man ihn wieder heraus läßt.

Diese Fallen sind in den Gebäuden, und um dieselben recht gut. Es lassen sich darin auch Marder und Wieseln fangen; zum Wieselfange aber müssen sie etwas kleiner gemacht werden. Wenn auch eine zahme Katze, woran einem Hauswirthe wegen ihrer Nuzbarkeit im Hause viel gelegen ist, und die er nicht gern verliert, hinein käme, so bleibt sie doch am Leben. Eine andere Art von Falle, welche sich vornämlich bey eingefriedeten Hasen- und Kaninchengehägen anbringen läßt, nach des Hrn. Grafen v. Mellin Angabe, ist Fig. 1655 abgebildet. Im XXII. Th. S. 113, f. ist bey Anlegung eines Hasengartens oder Hasengehäges angerathen worden, in den Mauern oder Bretterwänden womit diese Gärten umgeben sind, in gewisser Entfernung von einander, viereckige, 1. F. lange und eben so hohe Oeffnungen zu schneiden, vor welchen man Fallen stellen könnte. Dergleichen Fallen werden folgender Gestalt gemacht. Man nimmt 14 bis 15 Z. breite Bretter, und nagelt aus denselben einen 3 F. langen Kasten zusammen. An dem Ende AB, welches an die Oeffnung der Mauer oder Bretterwand gesetzt wird, werden nur 2 Leisten AB angeschlagen, und von dem obersten Ende an der Decke des Kastens wird etwas abgenommen, damit die Fallthüre E zwischen denselben gut auf und nieder gehen könne. An diesem Fallbretchen ist oben ein Hals, woran man dasselbe zum Aufziehen anfassen kann, und an welches auch eine Schnur G geknüpft ist, woran das 4 Z. lange Stellholz I gebunden wird. An dem andern Ende des Kastens, bey CD, ist ein Gitter von geflochtenem

tenem Eisendraht, wie ein Netz, damit auf der Seite es zwar hell durchscheine, aber doch nichts hindurch könne. Unten im Bodenbrete, und gerade quer über in der Mitte des Seitenbretes, wird bey L 2 Z. hoch und 4 Z. breit ein Loch geschnitten, worin von einem andern Brete eine Zunge gemacht wird, welche genau in das Loch passet, woran aber noch am Ende wieder eine schmählere Zunge K geschnitten ist, welche 2 Z. lang ist, auch eben so viel aus dem Loche hervor raget, und worüber in dem Brete, bey H, eine Kimme eingestämmet ist. Auf der andern Seite des Kastens, wo die Zunge etwas hervor raget, ist sie an denselben angebunden; und über der Oeffnung L steht ein gerade aufgerichtetes Säulchen, welches 2 Z. stark ist, und 15 Z. über den Kasten empor reichet. Oben in dieser kleinen Säule ist bey F ein Loch gebohrt, durch welches die Schnur gezogen ist, womit das Fallbret in die Höhe gehalten wird. Ist nun der Kasten also gemacht, so wird er in den Hasen- oder Kaninchengarten gebracht, und von inwendig mit der Seite, wo die Fallthüre ist, dicht an die Oeffnung in der Mauer oder Wand gesetzt, und herum so verwahret und befestiget, daß es nicht zurück oder abgestoßen werden kann, und nunmehr folgender Gestalt aufgestellet. Man zieht das Fallbret E vermittelst der Schnur G auf, setzt das daran befindliche Stellholz I in den Kerb H, zieht die Zunge K in die Höhe, und setzt das Stellholz auf die Zunge in den an dem Ende derselben befindlichen Kerb. Man muß aber noch dahin sehen, daß unter der Zunge von außen alles, was dem Niederfallen derselben hinderlich seyn könnte, weggeräumet sey. Wenn nun, wie es mehrentheils bey solchen Verzäunungen geschieht, die Raubthiere des Nachts daran herum traben, und hinein zu kommen suchen, so sehen sie die Oeffnungen in der Wand, und indem sie durch dieselben sich in den Garten hinein schleichen wollen, treten

sie

sie auf die Zunge, das Stellholz fliegt ab, die Fallthüre fällt hinter ihnen zu, und so sind sie gefangen. Mit einer solchen Falle kann man nicht nur Iltisse, sondern auch wilde Katzen, Marder und Wieseln fangen; ja, es kriecht auch wohl bisweilen ein Fuchs ein.

Unter den Arten der Witterung, oder der Mittel, wodurch solche Raubthiere in die Falle gelocket werden, werden im 32. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, folgende zwey als die bewährtesten angegeben. 1. Man brate einen Vogel, mit 1 Theil Campher und 2 Th. Katzenkraut in Gänseschmalz, und lege ihn in die Falle. Oder 2. man kochet Rosinen und Zwetschchen mit Campher, legt einige Stücke hin und wieder bis zur Falle, um die Raubthiere dahin zu locken, und das übrige in die Falle; wobey man wohl thut, daß man, bevor man die Falle aufstellt, vorher die Hände mit gekochtem Wasser hievon wäschet. Im 75. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1766, wird, Eingeweide von geschlachteten Hühnern in die Falle zu legen, als eine sichere Witterung für die Ilken gerühmt. „Wie gern die Ilken nach dieser Wit„terung gehen," heißt es daselbst: erhellet daraus, daß „eine derselben zwo Nächte nach einander in die Falle „gegangen, die des Morgens allezeit zugefallen war; „woraus sie aber beydemal von der Seite, wo der „Steg heraus geht, sich durchgefressen hatte, und „entwischet war. So bald man solches bemerkte, „wurden vor dem Loche zwey längliche Stäbchen ge„nagelt, daß nur der Steg dadurch eben auf und nie„der gehen konnte. Die vierte Nacht darauf kam sie „wieder; sie wurde also, ob sie gleich alle Mühe, sich „durchzufressen, aber vergebens angewandt hatte, ge„fangen."

Wenn man den Iltiß des Felles wegen haben will, ist die beste Zeit, ihn zu fangen, 4 Wochen vor oder nach Weihnachten, weil zur andern Zeit sein Haar nichts

nichts taugt. Insonderheit behält, wenn er im Frühlinge zur Brunstzeit gefangen wird, sein Balg den Gestank immerfort.

Man fängt die Iltisse auch, wie die Marder, in Tellereisen, über welchen man ein Hasengescheide an einen Busch hängt, oder indem man, (welches dem Iltisse ebenfalls angenehm ist, und womit man auch Katzen fangen kann,) einen gebratenen und mit Zucker bestreueten Häring darauf bindet, und, bey ermangelndem Schnee, das Eisen mit dürrem Laube bedeckt. Sie werden auch in Schlagbäumen, ebenfalls wie die Marder, gefangen.

Ferner werden sie auch in Drahtschleifen, Fig. 1656, gefangen. Diese sind nicht kostbar, und man kann deren viele umher stellen. Es werden dieselben folgender Gestalt eingerichtet. * 1 und 2, sind krumm gebogene, über Daumens starke Stöcke, worein oben bey 3 kleine Löcher gebohret werden, daß ein Draht leicht darin gehen kann. 4, sind vier durchgeschlagene Nägel. 5, ist die Stellzunge, welche von einem dünnen Bretchen ist, und woran ein Kerb an der Seite, und eine dergleichen Kimme oder Kerb am Ende auf der Zunge geschnitten wird. 6, ist ein 6 bis 7 Z. langes Pfählchen, in welchem oben ein Kerb geschnitten ist, 7, ein 3 bis 4 Z. langes Stellholz, welches an ein Schnürchen 9, und oben an den krumm gebogenen Stock 10 angebunden ist, wie dann auch an diesen Stock, welcher von der Dicke eines Harkenstieles ist, die beyden Drahtschleifen 8 angemacht seyn müssen, welche durch die Löcher gezogen sind. Dieselben werden nun also aufgestellet. Erstlich werden die 2 Bogen, 1 und 2, in die Erde fest eingesteckt, daß sie 15 bis 16 Z. über der Erde stehen, und auf 18 Z. weit von und gegen einander kommen. Der Stock 10 wird hinter den Bogen eingesteckt, und gebogen, daß das Schnürchen 9 mit dem Stellholze 7 an der Stellung hin-

hinunter reicht. Selbiges wird an den Pfahl 6 angesetzt, und die Zunge 5 hinauf an das Stellholz gebracht; die Drahtschleifen werden aufgezogen, und accurat den Bogen gleich gerichtet. Zwischen den Bogen wird die Gabel 11 gesteckt, woran an einem ausgewachsenen Aestchen ein Vogel, oder sonst etwas, zu ihrem Fraße angehänget wird. An beyden Seiten wird etwas altes Holz oder Reisig hingeworfen, damit die Iltisse durch die Bügel müssen; oder man macht vier Bügel und Schleifen, und stellt sie als ein Quadrat, so kann nichts vorbey kommen. Will nun ein Iltiß nach dem Vogel hinauf langen, so muß derselbe auf die Zunge kommen; und so bald er dieselbe herunter tritt, so bald schnell der Stock 10 mit den Schleifen herauf, zieht den Iltiß oben an und in die eisernen Nägel 4, und tödtet ihn.

Man kann auch Iltisse, Wieseln, und allerley kleine Raubthiere mit einer Schnellfalle fangen, welche ich im Art. Schnellfalle beschreiben werde.

Ferner wird der Iltiß aus den Röhren, die er sich, wie der Fuchs, in die Erde macht, gegraben. Die Dachshunde sind sehr begierig auf den Iltiß, vermuthlich wegen seiner starken Witterung; und wenn man im April und May die Ufer der mit alten Weiden, Pappeln oder Elsen, und mit Geröhrich umwachsenen Seen und Teiche mit ihnen absuchet, so wird man oft Gelegenheit haben, eine trächtige Iltissinn, oder die schon Junge geworfen hat, mit denselben auszurotten. Sie sitzen alsdann in den Höhlungen der umgefallenen oder niedergelehneten Bäume tief hinein, oder graben sich unter den Wurzeln dieser Bäume ein. Es können auch Saufinder, um Iltisse und Marder des Nachts zu fangen, gebraucht werden.

Endlich werden die Iltisse auch mit Garnen gefangen. Ein Iltißgarn besteht aus zwey kleinen Netzen, welche von feinem dünnen Bindfaden und

Lein-

Leinchen mit engen Maschen zusammen gestrickt sind, damit man sie um den Aufenthalt des Iltisses herum stellen könne. Hierauf spüret man bey einem neu gefallenen Schnee dieselben aus, sodann stellet man auf, störet in die Behältnisse, läßt die Hunde stöbern, und fängt dieselben also im Netze. Diese Netze sind mit ihren Leinen und Garne fast den Hasennetzen ähnlich, und es wird auch dabey eben so mit Aufstellen und Ablaufen verfahren, dahinter die Hunde geschwinde her seyn müssen, weil sie sonst leicht zu entwischen pflegen; doch müssen, wie gedacht, die Maschen enger seyn, damit das Gefangene darin bleibe.

Von einer neuen Art, Iltisse durch Wetzen mit einem Messer auf einem Steine zu fangen, wobey sie sich von selbst aus ihren Schlupfwinkeln heraus begeben, und sodann leicht schießen lassen, findet man im 21. St. der Götting. gel. Anz. v. J. 1769, S. 201, folgende Nachricht: „In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften, d. 10. Dec. 1768, legte Hr. Hofr. Käſtner einen Aufsatz von einer neuen Art, Iltisse zu fangen, vor, welchen Hr. Commissarius Hartmann aus Hannover übersandt hatte. Man wurde im vergangenen Sommer in einem Garten eine ganze Familie von sechs Iltissen gewahr, die unter einem Haufen abgehauener Eichenzweige, nur auf eine Gelegenheit, einen benachbarten Taubenschlag zu überfallen, zu warten schienen. Sie kamen früh vor Sonnenaufgang hervor, da sich schon Arbeiter im Garten befanden. Die Arbeiter holten Schießgewehr, und suchten sie damit zu erlegen, die Iltisse aber retirirten sich allemal unter die Baumzweige. Als sich solcher Gestalt die Arbeiter schon eine Zeitlang nicht mehr um sie bekümmert hatten, wetzte eine Weibsperson ihr Messer auf einem Steine, und verursachte dadurch, daß ein Iltiß nach dem andern auf sie blindlings wie wüthend zulief, und sie zu beissen suchte.

te. Die Weibsperson sprang erschrocken zurück, die Arbeiter aber ergriffen wieder ihr Schießgewehr, und erlegten bey dieser Gelegenheit einen der hervor gekommenen Iltisse; die übrigen verbargen sich wieder unter die Zweige, und die Arbeiter beredeten die Tagelöhnerinn, das Wetzen mit dem Messer noch einmal zu versuchen. Es hatte eben den Erfolg. Da sie diesesmal stärker wetzte, kamen die Iltisse nicht einzeln, sondern die ganze Familie hervor, scheuten sich auch nicht vor den Arbeitern, die sie umringten, sondern wandten sich gegen die Tagelöhnerinn, die das Wetzen immer stärker fortsetzte, und sprangen voller Wuth auf sie zu. Weil sie schon für ihre Rettung gesorgt hatte, entwich sie, und die Arbeiter erschossen wieder ein Paar dieser Thiere. Man lockte die übrigen, welche sich verkrochen hatten, von neuem durch Wetzen hervor, und erlegte sie solcher Gestalt alle. Vielleicht kann diese zuverlässige Erfahrung von Jägern und Hauswirthen nützlich angewandt werden."

Im 36. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1769, S. 295, wird hiebey angemerkt, daß die Methode, da man die Iltisse durch das Reiben und Schlagen auf Eisen rege macht, und aus ihren Löchern bringt, schon alt sey. Hr. Prof. Titius sagt daselbst: „Es schreibt ein gelehrter Freund dieserwegen an mich — Der Förster fängt sie gemeiniglich also. Er läßt Leute in die Scheune gehen, wo er dergleichen Gäste vermuthet. Diese müssen auf Sechen, Sensen, oder anderes Eisenwerk kratzen, stark schaben, pochen, auch wohl manchmal an die Säulen schlagen. Er stellt sich mit etlichen auswendig an die Ecken; und da die Marder und Iltisse, durch das Getöse erreget, sich sicherlich auf die Dächer retiriren, so schießt er sie daselbst herunter — Daß diese Thiere, wie Hr. Hartmann a. ang. O. schreibt, die Frau angefallen, welche gewetzet hatte, will man nicht läugnen, weil glaubwürdige Begebenheiten nicht sogleich zu widersprechen sind. Es scheint aber doch dieses Anfallen nicht mit dem schlechten Gesichte dieser Thiere, zumal bey Tage überein zu stimmen. Sie haben ein feines Gehör und einen vortrefflichen Geruch. Aber ihr Gesicht taugt,

wie alle Landleute wissen, nicht viel. Ich vermuthe aber, die Thiere sind hier dem einfachen Schalle nachgegangen, der sie gereizt hat, und ihnen widerlich gewesen ist, sie auch weiter keine Menschen gemerkt haben. Wo aber das Getöse, wie jezt angeführt worden, stark und vielfach ist, da werden sie, ihrer Natur nach, schüchtern, und begeben sich an andere ihnen gewohnte sichere Oerter, welches gemeiniglich Sträuche, Gruben, Höhlungen, Dächer und alte wüste Gebäude sind."

Hr. Prof. Schreber fügt, im XII Th. seiner neuen Cameralschr. Lpz. 1769, gr. 8. S. 469, f. bey Erzählung der Hartmannischen Methode, zur Erläuterung folgendes hinzu: „Man wird von dieser Geschichte zu anderer Zeit keinen Gebrauch machen können, als wenn sie Junge haben. Alsdann beweisen die Alten ihre natürliche Liebe zu den Jungen, und die Jungen ihre Anhänglichkeit an die Alten, dergestalt, daß, wenn sie auf irgend eine Art gereizet werden, die Alten diejenigen angeben, von welchen sie Gefahr für ihre Junge befürchten, und die Jungen ihnen treulich folgen. Eine Familie von sieben Iltissen, hatte unter einem großen Holzhaufen im Garten ihre Wohnung ungestört gehabt, bis ein kleiner Spizhund sie ausspürete. Kaum hatte dieser es mit Bellen zu erkennen gegeben, so kamen sie hervor, jagten und verfolgten ihn, daß er sich allein nicht wieder hinzu zu nahen getrauete. Als sich aber der Gärtner, nebst andern Personen, mit Schießgewehr versehen hatte, und den Hund anführte, kamen sie auf den Laut des Hundes wieder hervor, und es ergieng ihnen eben so, wie jenen, die das Wezen nicht vertragen konnten. Einige der hiesigen Gärten haben eine solche Lage, daß sich darin beständig Iltisse und Baummardern einzeln aufhalten. Es wird allernächst ihren Wohnungen gewezt, geschliffen, gebellt, und auf andere Art heraus gefordert; aber noch nie hat sich auf diese Art nur ein einziges verleiten lassen, heraus zu kommen. Man kann zum Eingange ihrer Wohnungen hinein schießen, ohne sie heraus zu bringen; so wie die Baummarder, wenn sie in hohlen Bäumen stecken, und man die Bäume aushauet, oft so lange bis man auf sie loshauet, stecken bleiben."

Von dem amerikanischen gestreiften Iltiß, oder so genannten Conepatl, und dem scheckigen

amerikanischen Iltiß, oder so genannten Mapurits, oder Zorille, werde ich im Artikel Stinkthier handeln.

Iltiß-Wiesel, s. unter Wiesel.

Ilz, ein Fluß; s. Ils.

Imago, Fr. Image; s. Bild.

Imal, ein in verschiedenen Städten des Herzogthumes Lothringen gebräuchliches Getraidemaß. 6. Imals machen 1 Resal: und 1 Resal hält ungefähr 15 pariser Scheffel (Boisseaux) oder 180 Pfund Weitzen.

Imam, s. das Folgende.

Iman, oder Imam, ein muhammedanischer Priester oder Pfarrer, oder Oberster einer Moschee. Es wird von den Imans, statt aller andern Wissenschaften, nur diese einzige gefordert, daß sie den Koran fertig lesen können. Sie sind den Mufti nicht unterworfen, sondern ein jeder regiert seine Pfarre nach eigenem Belieben. Sie gehen fast eben so gekleidet, wie die gemeinen Türken, außer daß ihr Turban etwas breiter und auf eine andere Art gefaltet ist, und daß sie längere Aermel und längere Bärte tragen. Ein Iman, welcher seines Amtes entsezt worden ist, tritt wieder in seinen vorigen Laienstand, und der Großvezier ernennt einen andern. Ausser dem Gebete in den Moscheen halten die Imans auch zuweilen Predigten. Bey dem Volke stehen sie in großem Ansehen. Wer einen Iman geschlagen hat, dem wird, wenn er ein Türke ist, die Hand abgehauen; ist er aber ein Christ, so wird er verbrannt. Kein Iman kann, so lange er im Amte steht, wegen irgend eines Verbrechens am Leben gestrafet werden, sondern seine höchste Strafe ist die Verweisung an einen entfernten Ort. Die Großherren und ihre Minister wissen jedoch dieses Privilegium zu vereiteln, indem sie einem Iman, den sie wegen Verbrechen züchtigen lassen wollen, vorher die Ehre anthun, daß sie ihm einen Roßschweif zuschicken; den

durch

durch dieses militärische Ehrenzeichen wird er wieder ein Laie, und ist der Strenge der Gesetze unterworfen.

Imber, s. Ingber.

Imber, ein Wasservogel; Colymbus Immer *L.*; siehe See-Flunder.

Imbiß, (das) ein nur in den gemeinen Mundarten Ober- und Nieder-Deutschlandes übliches Wort, theils eine jede Mahlzeit, theils aber auch in engerer Bedeutung, ein Frühstück, eine Collation, zu bezeichnen, in welchem letztern Verstande auch die Niedersachsen ihr Imt, Immet, und die Holländer ihr Inbyt, Ontbyt, brauchen. Die Zeit zum Frühstücken, heißt daher in Niedersachsen die Imbrstydt. Bey dem Kero bedeutet Imbiz, eine jede Speise, und imbiza, bey dem Ottfried imbizzen, speisen. Im Ober-Deutschen lautet dieses Wort auch Ambiß und Immeß.

Imi, ein Getränkmaß; s. Immi.

Imker, ein nur in Niedersachsen übliches Wort, einen der Bienenzucht erfahrnen, einen Bienenwärter zu bezeichnen, der im Hochdeutschen ein Bienenmeister im Oberdeutschen aber ein Zeidler heißt.

Daher die Imkerey, in Niedersachsen, die Bienenzucht, die Kenntniß der Bienen und ihrer Wartung. Siehe Imme.

Imm, Imma, eine Art Bolus, oder rothe Erde, oder ein Eisen-Ocher, dessen sich in Persien die Maler und Färber zu ihren Gemälden und Farben bedienen. Das persische Frauenzimmer, insonderheit die öffentlichen Tänzerinnen, gebrauchen ihn, sich damit rothe Wangen zu malen, um ihre Schönheit zu erheben, wie man bey uns mit dem Carmin, oder der spanischen Röthe, thut. Der beste Imm ist derjenige, den man aus dem Berge Chiampa, unweit Bender-Abassi, oder Bender-Congo, bekömmt.

Imme, ein nur im Niedersachsen übliches Wort, eine Biene, und in engerer Bedeutung, eine Arbeitsbiene zu bezeichnen, zum Unterschiede von den Drohnen, daher alle mit Biene im Hochdeutschen zusammen gesetzte Wörter im Niedersächsischen mit Imme gemacht werden, z. B. das Immerbrod, die Immenkappe, der Immenkorb, u. s. f. In Franken und Schwaben wird ein Bienenschwarm, der sich gleich einer Traube an einen Baum oder Strauch gesetzt hat, ein Immenzopf genannt.

Im Friesischen Ihme, in andern Gegenden Ympe, wo es auch einen Bienenstock bedeutet, so wie Apis in dem salischen Gesetze. In dem Schwabensp. kömmt sowohl Bine als Imme vor. So fern Imme anfänglich und ursprünglich ein hohles Gefäß bedeutet hat, kann es zu dem alten hemen, decken, oder auch zu ham, hum, hohl, gehören, und ursprünglich ein hohles Gefäß bedeutet haben; siehe Hemd, Himmel, Humpe. Indessen steht dahin, ob nicht dieses Insect im Nieders. seinen Namen von seinem gelinden Sammen hat, so wie andere ähnliche Insecten von ihrem stärkern Gesumse Hummeln Brämsen u. s. f. genannt werden.

In der rothwälschen Sprache der Spitzbuben heißt einer der schon die Tortur ausgestanden hat, ein Imme.

Immen-Blatt, Melitis Melissophyllon *Linn.*; s. Melißen-Blatt.

Immen-Fraß, Immen-Fresser; s. Immer-Wolf.

Immen-Kraut, s. Melisse, und Thymian.

Immen-Wolf, Immenfraß, Immenfresser, die Benennung einer Art Brachvögel, deren Hauptnahrung die Bienen sind, und welche daher unter die gefährlichsten Feinde der Bienen gehören; Merops Apiaster; s. Heu-Vogel, im XXIII Th. S. 292.

Immer, Colymbus Immer *Linn.*; s. See-Flunder.

Immergrün, Aizoon *Linn.* 1. Eine Gattung Pflanzen mit vielen dem Kelche in einem Ringe einverleibten Staubfäden, und fünf Staubwegen, welche sich durch ihren fünfmal getheilten Kelch, durch ihren

Man-

Mangel an einer Blumenkrone, und durch ihre von dem Kelche umgebene fünffächerige und fünfschalige Samencapsel, in welcher sich viele rundliche Samen befinden, unterscheidet. Einige neuere Botanisten haben sie Ficoidea genannt; sie ist aber von den Ficoiden ganz unterschieden, indem die Blumenblätter mangeln, und nur der einblätterige, in fünf spitzen Einschnitte getheilte Kelch zugegen ist. Linné hat drey Arten derselben, welche man, da sie kein sonderliches Ansehen haben, nur in botanischen Gärten erzieht.

a. Immergrün mit keilförmigen eyrunden Blättern, und Blumen, die keine Blumenstiele haben, Aizoon canariense, foliis cuneiformi-ovatis *Linn.* Aizoon foliis obverse ovatis *Royen.* Ficoidea procumbens, portulacae folio *Nissol.* Diese Sorte wächst ursprünglich auf den canarischen Inseln. Sie treibt aus der faserigen Wurzel viele saftige, rundliche, etwas röthliche, und auf der Erde hingestreckte, ästige Stängel, welche dicht mit keil- oder eyförmigen, fast dem gemeinen Portulak ähnlichen, völlig ganzen, einiger maßen haarigen, und gleichsam mit einem Reife überzogenen Blättern bedeckt sind. Zwischen diesen, und insonderheit, wo die Zweige abgehen, sitzen die kleinen gelblichen Blümchen platt auf. Es ist eine jährige (jahrvergängliche) Pflanze, welche man im Frühlinge in einem gemäßigten Mistbeete aus dem Samen ziehen, und, wann sie zum Versetzen taugt, sorgfältig ausheben, jede derselben in einen besondern Topf mit frischer lockerer Erde setzen, in ein anderes gemäßigtes Mistbeet eingraben, und im Schatten halten, bis sie von neuem Wurzel schlägt, nachher nach und nach an die freye Luft gewöhnen, im Junius an dieselbe, aber an einen bedeckten Ort bringen muß, wo sie im Sept. blühen und reifen Samen tragen, aber bald darauf verwelken wird. Wenn man die Stöckchen in Blumentöpfen hält, und diese den Winter über in das

Glashaus sey, dauern sie zuweilen bis in das zweite Jahr.

b. Immergrün mit lanzenförmigen Blättern, und Blumen ohne Blumenstiele, Aizoon hispanicum, foliis lanceolatis, floribus sessilibus *L.* Ficoidea hispanica annua folio longiore *Hort. Elth.* unterscheidet sich vornämlich in den Blättern, indem dieselben lanzenförmig zugespitzt sind. Die Blumen sitzen ebenfalls platt auf. Die ästigen Stängel sind ausgestreckt, und die Blätter saftig und gleichsam bereift. Diese Art wächst in Spanien wild. In Afrika hat man eine Varietät derselben mit haarigen rauhen Stängeln und Blättern gefunden. Sie wird wie die canarische Art fortgepflanzt. Wann sie zum Versetzen geschikt ist, kann man sie auf ein kaltes Land, auf einem magern sandigen Boden, oder auf Schutt von Mauerwerk, setzen, wo sie weit mehr Blumen und Samen bringt, und nicht so stark in die Zweige wächst. In einer fetten Erde wachsen zwar die Zweige sehr stark, die Blüthen aber kommen erst spät im Jahre zum Vorschein, und mithin wird auch der Samen selten reif. Bey aller Wartung ist es aber doch nur ein Sommer-Gewächs.

c. Rispenförmiges Immergrün mit lanzenförmigen Blättern, und rispenförmigen Blumen, Aizoon paniculatum, foliis lanceolatis, floribus paniculatis *L.* Aizoon foliis lanceolatis subtus hirsutis *Royen.* wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und ist, den Blättern und dem Wachsthume nach, der zweyten Art ganz ähnlich; die Blumen aber stehen büschelweise bey einander.

2. Auch das große Hauslaub, Sempervivum *L.* (s. Th. XXII. S. 395.) wird von einigen Immergrün genannt, so wie

3. das Singrün, Vinca minor *L.*; s. Ingrün.

Im-

Immerkuh, im g. L. einiger Gegenden, eine zu einem Inventario gehörige, oder so genannten eiserne Kuh; s. Eisern, im X Th. S. 693, und Gottesкuh, im XIX Th. S. 594.

Immerschön, eine Benennung des Gnaphalium Stoechas *L.*; s. Sonnen-Goldblume.

Immerwährender-Kalender, s. unter Kalender.

Immeß, Immet; s. Imbiß.

Immhamen, (auch Immhamm, oder Himphamp genannt,) bey den Buchdruckern ein lederner Riemen, oder eine Schnur, welche neben der Buchdruckerpresse senkrecht aber schlaf, ausgespannet ist, und das Rähmchen der Presse, wenn es aufgemacht wird, fänget, und es, wenn es nöthig ist, wieder zurück schnellet; der Anschlag.

Die lezte Hälfte ist das Wort Hamen, so fern es überhaupt ein Werkzeug zum Fangen oder Halten bedeutet; s. Th. XXI, S. 322. Nur die erste Hälfte ist noch dunkel, und muß ihre Erläuterung ohne Zweifel aus der niederrheinischen und holländischen Mundart erwarten.

Immi, ein noch in Schwaben und der Schweiz übliches Maß sowohl trockner, als flüßiger Dinge, wo es auch Immig, Imi, Yune u. s. f. lautet. Im Würtembergischen hält ein Eimer oder Ohm Wein 16 Immi, ein Immi aber 10 Maß, oder 40 Quart oder Schoppen. In Ulm ist der Immi ein Getreidemaß, welches 4 Mütlein, 24 Metzen, oder 96 Viertel hält. In Bern hält ein Immi, welcher daselbst gleichfalls ein Maß trockner Dinge ist, 2 Achterle oder 16 Sechzehnerle; 4 Immi aber machen ein berner Mäß, und 48 ein Müt. In Zürich gehen 9 Immi auf ein Viertel, 36 aber auf ein Müt.

Es stammet Ahm, Eimer, Himten, Humpe, ídem lat. Hemina, und andern, aus Einer Quelle her, in welchen der Begriff eines Gefäßes der erste und herrschende ist.

Immission, oder Einweisung, ist eine Art der gerichtlichen Hilfe, welche eigentlich in eines ausgeklagten

Schuldners Güter und Vermögen, und bey Kaufleuten insonderheit in ihre Läden, Gewölbe, Niederlagen ꝛc. geschieht; oder ein richterlicher Ausspruch, kraft dessen Jemand in den Besitz eines Gutes, darauf er Anspruch macht, eingesetzet wird. Die Sache, in deren Abtretung oder Ausantwortung der Beklagte verurtheilt worden ist, wird bey der gerichtlichen Hilfe ihm weggenommen; oder, bey unbeweglichen Gütern, der Beklagte daraus geworfen (exmittiret), und Kläger eingewiesen, (immittiret). In unbewegliche Güter wird die Hilfe durch Aushauung eines Spannes aus der Thüre, Ausgrabung oder Ausstechung eines Rasens oder Erdkloßes, Aushebung eines Weinrebens, Abhauung eines Zweiges ꝛc. vollstreckt; worauf die Immission durch Auslöschung des Feuers und Wiederanzündung desselben, Eröffnung der Gemächer und Uebergebung der Schlüssel ꝛc. vorgenommen wird.

Von der Immission der Gläubiger in ein im Concurse stehendes Gut, werde ich im Art. Pacht-Anschlag handeln.

Immortelle, s. Sonnen-Goldblume.

Impastiren, ein aus dem Ital. impastare, und Franz. empâter, ehedem empaster, entlehntes Wort.

1. Bey den Mahlern, die Farbe dick und fett auf ein Gemählde auftragen, ohne sie allzu sehr zu streichen und zu vertreiben. Man sagt: ein wohl impastirtes Gemählde, Fr. un tableau bien empâté, um anzuzeigen, daß es farbenreich ist, und daß die Farben auf dasselbe dick und frey aufgetragen sind. Wenn aber von einem erst angefangenen Gemählde die Rede ist, so heißt impastiren, untermahlen, d. i. die Farben, jede an ihren Ort, auf die Figur auftragen, ohne sie zu verschmelzen. Dieser Kopf ist noch nicht gemahlt oder ausgemahlt, er ist nur impastirt.

Daher die Impastirung, Fr. Empâtement, Empastement, das Auftragen der Farben auf Leinwand, Holz,

Holz, oder einer andern Materie, insonderheit, wenn die Farben dick aufgetragen werden.

2. Figürlich, bey den Kupferstechern, die in dem Grabstichel und der Nadel gemachten Puncte vermittelst der Striche und Schraffierungen mit einander vermischen.

Daher die Impastirung, die Vermischung der Puncte, Striche und Schraffierungen des Grabstichels und der Nadel, und die daher entstehende Wirkung. Die Puncte des Grabstichels sind von einer zu genauen Rundung; die Puncte der Nadel aber, welche von keiner solchen Regelmäßigkeit und von einer verschiedenen Schwärze sind, machen mit jenen eine geschmackvolle Impastirung.

3. In der Baukunst und bey den Mäurern, heißt Impastirung, und Impastation, Fr. Impastation, eine Art Teig, welcher aus Mörtel und zu Pulver gestoßenen Steinen, oder auch aus andern klein zerriebenen, und durch einen Kitt, welcher an der Luft hart wird, zusammen verbundenen Materien von allerley Farben, gemacht ist, und zu Mauerwerk gebraucht wird; imgl. die Verfertigung eines solchen Teiges, und das aus einem solchen Teige verfertigte Mauerwerk selbst. Einige sind der Meinung, daß die Obelisken und die großen Säulen, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben sind, theils impastirte (oder aus einem Teige zusammen geknetete,) theils aber im Feuer geschmolzene Massen, seyn.

4. In der Pharmacie, oder Apothekerkunst, heißt Impastation das Machen (oder Reduciren) eines Pulvers oder sonst einer andern Materie zu einem Teig, indem man etwas Flüssiges zugießt, um z. B. Täfelchen, Morsellen, Zeltlein u. d. gl. zu verfertigen.

Impatiens Balsamina Linn. Balsamine; s. Th. III. S. 478, flg.

Impatiens, Cardamine Impatiens *L.* Springgauchblume, Springkresse; s. Th. XVI. S. 484.

Imperatoria, s. Meisterwurz.

Impératrice, eine Art Pflaumen; s. Pflaume.

Imperial, aus dem mittlern Lat. Imperialis, Fr. Impériale, eine gewisse harte Goldmünze, welche 4 Deniers und 4 Grau am Gewichte, und $23\frac{3}{4}$ Karat am Gehalte hat. Diese Münze wurde ehemals in Flandern geschlagen, und galt daselbst ungefähr ein Fünftel weniger, als der Louis d'or von 12 franz. Livres, welcher heut zu Tage 20 Livr. gilt.

Seit 1755 hat man auch in Rußland ganze und halbe Imperialen, zu 10 und 5 goldene Rubel, ausgepräget. Die Kaiserin Elisabeth hat dieselben zuerst eingeführt. Es soll, nach der Ukase v. 23 Nov. 1755, ein ganzer Imperial $3\frac{85}{96}$, und ein halber $1\frac{29}{96}$ Solotnick wiegen. Ein gesetzmäßiger ganzer Imperial wiegt im Schrotte $344\frac{1}{2}$ Aß von 22 Karat fein Gold, und im Korn 315 Aß, und enthält $4\frac{442}{}$ Ducaten Gold; ein Stück derselben aber gilt 26 Mark 10 Schill. Banco, w. o. m. oder 31 Mark 10 Schill. Conv. w. o. m. und nach unserm Gelde $12\frac{1}{2}$ Rthl.

Auf den Imperialen der Kaiserin Elisabeth sieht man auf der Hauptseite das links sehende Brustbild der Kaiserinn, mit russischer Umschrift. Unter dem Brustbilde stehen die russischen Buchstaben С П Б (S. P. B., d. i. Saint Pieterburg). Auf der Rückseite, fünf in Form eines Kreuzes gestellte gekrönten Wapschilde, davon der mittlere den russischen kaiserl. zweyköpfigen schwarzen Adler, im goldenen Felde, als das russische Reichswappen, der obere, den geharnischten und gekrönten Ritter St. George zu Pferde, von Silber, welcher mit seiner Lanze einen unten liegenden schwarzen Drachen erstieht, im rothen Felde, als das Wappen von Moscau; der mittlere zur rechten, eine goldene Zackenkrone, unter welcher ein Säbel liegt, dessen

dessen Griff von Gold, die Klinge aber von Silber ist, im blauen Felde, als das Wappen von Astrakan; der untere, zwey silberne aufgerichtete, und mit den äussern Vorderklauen einen goldenen Bogen, über welchen eine goldene Krone schwebet, mit beyden innern aber ein Paar silberne, in Form eines Andreaskreuzes geschränkte, unter sich gekehrte Pfeile haltende Wölfe, im blauen Felde, das als Wappen des Königreiches Sibirien; und der mittlere zur Linken, das Wappen von Casan, nämlich einem gekrönten schwarzen Drachen, im silbernen Felde, in sich enthält. Die Umschrift ist russisch, und heißt auf deutsch: Diese Münz in Rußland zehn Rubel. In den vier Winkeln des Wappenkreuzes steht die Jahrzahl 1755.

Ihr Nachfolger, der unglückliche Kaiser **Peter III.** behielt diese Ausmünzung im Golde bey, und ließ nach dem Antritt seiner Regierung diesen Imperial, welchen Fig. 1657 in Kupfer gestochen darstellt, prägen. Auf der ersten Seite dieser Münze erblickt man das gegen die linke Seite gekehrte, geharnischte Brustbild des Kaisers mit einem über die rechte Schulter herab hangenden Ordensbande, und einem, wie es das Ansehen hat, zweyköpfigen Adler auf der Brust, wie auch im preußischen Haarzopfe. Die Umschrift, welche aus russischen Buchstaben besteht, heißt in deutscher Sprache: Peter III. von Gottes Gnaden Kaiser und Selbsthalter aller Reussen. Unter dem Brustbilde stehen die russischen Buchstaben СПВ (S. P. B.) Die andere Seite stellt die fünf in Gestalt eines Kreuzes zusammen gesetzten Wappen, welche ich bey vorerwähntem Imperial der Kaiserin **Elisabeth** beschrieben und erklärt habe, mit eben der russischen Umschrift, vor. In den vier Winkeln des Wappenkreuzes steht die Jahrzahl 1762.

Die Benennung von Imperial ist aus einer Nachahmung der Realen geschehen. Alle besonders seine Münze hin-

hieß ehedem Moneta regalis, daher der Name Real oder Regal gekommen ist. Eine goldene Münze, welche zu den Zeiten des Kaisers Carl IV. in Deutschland aufkam, davon ein Stück 13 groſſos galt, und davon 63 Stücke auf die rauhe Mark zu 23¾ Karat fein war, wurde ins besondere Moneta regalis genannt.

Imperial-Fractur, eine Art deutscher Lettern; s. Th. XIV. S. 738.

Imperial-Papier, s. unter Papier.

Imperial-Wasser, L. Aqua imperialis, Aqua Fioravantæ, wird das von dem italiänischen Arzte Fioravanta erfundene Schminkwasser genannt, wodurch er bey vielen Fürstinnen und Damen groſse Gunst erlangt hat, und welches folgender Gestalt zubereitet wird.

Man nimmt guten Branntwein, oder auch Franzwein, 35 Pfund; Myrrhen, Mastix, Weihrauch, Storax, Benzoe, arabisch Gummi, von jedem 2 Loth; Gewürznelken, Zimmet, Muskatennuß, von jedem 1 Loth; Pimpinell, süße Mandeln, von jedem 4 Loth; macht alles zu Pulver, thut es in den Branntwein, läßt es etliche Tage stehen, und zieht es hernach über einen gläsernen Helm. Das Wasser geht trübe herüber; wenn es aber steht, wird es hell. Man kann auch, nach Belieben, Bisam in einem Säckchen hinein werfen, so bekommt es einen guten Geruch.

In den Officinen hat man verschiedenes, nach andern Compositionen verfertigtes Imperialwasser, als: Schröder's, und das Londner, an deren Statt aber viele lieber das von Junker'n verbesserte gebrauchen. Des aus weiſsem Wein, Zimmet, Muskatennuß, Citronenschalen, Nelken, Calmus, Pfonienwurzel, Lorbeerblättern, Isopp, Majoran, Thymian, Salben, Rosmarin, Lavendel ꝛc. destillirten Wassers bedient sich das Frauenzimmer nicht nur als eines Schminkwassers, sondern auch innerlich zur Stärkung des Hauptes und in hysterischen Zufällen.

Imperiale, die Kaiserpflaume; s. Pflaume.

Imperiale, siehe Bette, (Himmel-) und Kutschen-Himmel.

Im-

Impériales, Serges impériales; s. Sarsche.

Impfen, (*) ist noch in dem Gartenbaue und dem Forstwesen üblich, den Zweig eines Baumes zur Fortpflanzung in die Rinde oder den Stamm eines andern befestigen, damit er mit ihnen zusammen wachse. Kirschen auf wilde Stämme, Aepfel auf Birnstämme impfen. In den Spalt impfen, wenn das Reis in einen Spalt, welcher in den oben eingeschnittenen jungen Stamm gemacht worden ist, gesetzet wird. In die Rinde impfen, wenn es in die gespaltene Rinde gesetzet wird. In den Kerb impfen, wenn es in eine Kerbe gesetzet wird, welche man in einen alten Stamm gehauen hat. Es ist im Oberdeutschen am üblichsten; im Hochdeutschen braucht man dafür propfen, und in andern Gegenden pelzen. Aus der unten befindlichen Anmerkung erhellet, daß es eigentlich die Fortpflanzung vermittelst eines Reises, nicht aber vermittelst eines Auges, wie Gottsched will, bedeutet, und daher von Augeln, genau zu reden, noch verschieden ist. Siehe Propfen.

Importation, in der Handlungssprache, die Einführung fremder Producte in ein Land; im Gegensatze der Exportation, d. i. der Ausführung der Landesproducte oder der fabricirten Waaren aus dem Lande.

Im-

(*) Bey dem Notker impiton, inserere, in Verbern's Glossen kimpitota, insevit, im Schwabenspr. ympfen, ehedem auch impten, empten, im Angels. impan, im Engl. to imp, im Schwed. ympa. Schon in dem salischen Gesetze ist Imporus, ein Pfropfreis, nicht, wie Eckard will, von dem Lat. Impositus; sondern von in und dem holl. Poote, Pote, Nieders. Pate, ein Pfropfreis, eine Pflanze, ein junger Baum, Griech. φυτον, daher imparen, im Nieders. einpflanzen, Griech. ἐμφυτευειν, bedeutet, woraus das Oberdeutsche impfen in engerer Bedeutung entlehnet zu seyn scheint. Das mittlere Lat. entare, und Fr. enter, impfen, stammen gleichfalls daher, so wie das Engl. Impes, ein Pfropfreis, Wallis. Imp, Dän. Impe, Ympe, Engl Imp, daraus verkürzet worden sind. Auf ähnliche Art sagen die Niedersachsen für impfen, risen, von Ris, ein Reis, Pfropfreis.

Impost, (der) aus dem mittlern Lat. Impostus, von imponere.

1. Eine Auflage, Anlage, Aufschlag, die landesherrliche Anordnung eines Beytrages der Unterthanen zur Bestreitung gemeinschaftlicher Bedürfnisse, z. B. Steuer, Schatzung, Tribut, Zoll, Zinsen; eine jede von der Obrigkeit verordnete Auflage, besonders auf bewegliche Güter; Fr. Impôt. Ital. Imposta. Die Waaren mit vielen Impostn beschweren, d. i. Accise, Zoll u. s. f. Von Seiten der Unterthanen versteht man unter Impost die Abgaben an die Obrigkeit. Siehe Steuer.

2. In der Baukunst wird das vorspringende Simswerk an dem Nebenpfeiler, worauf der Bogen eines Gewölbes ruhet, Incumbo, der Impost, Fr. Imposte, sonst aber auch der Kämpfer genannt. Siehe Kämpfer.

Impotenz, aus dem Lat. Impotentia, Fr. Impuissance, die Untüchtigkeit einer Person zum Kinderzeugen; das Unvermögen, den Beyschlaf zu vollziehen; siehe Unvermögen.

Imprägnation, siehe das Folgende.

Imprägniren, Fr. Imprégner, heißt, nach seinem lateinischen Ursprunge eigentlich schwängern, schwanger machen; figürlich wird es auch zuweilen von dem Mineral- und Pflanzenreiche gebraucht, für befruchten, fruchtbar machen. In der Chemie und Apothekerkunst heißt imprägniren, eine flüßige oder andere Materie mit Theilchen einer fremden Substanz beladen. Einen Liquor mit Salzen, mit vitriolischen Theilchen, mit Eisentheilchen ꝛc. imprägniren. Ein Tuch mit der färbenden Brühe imprägniren, es von derselben völlig durchdringen lassen; machen, daß die färbende flüssige Materie sich bis zur Sättigung in in das Tuch hinein zieht. Eine mit Salpeter imprägnirte Erde.

Daher die Imprägnation, die Schwängerung, Befruchtung, und in der Apothekerkunst, eine Art Eintränkung (Imbibition,) vermittelst welcher sich in einen Liquor oder andern Körper gewisse Theilchen einer fremden Substanz hinein ziehen, und sich bis zur Sättigung mit ihm vereinigen; wenn z. B. ein alkalisches Salz mit einem sauern Liquor gesättiget wird, oder, wenn der Weinstein durch seine Vereinigung mit Spießglas eine das Erbrechen erregende Kraft erhält.

Imprägnation der Saat, siehe Samen-Imprägnation.

Imprimerie, Imprimeur, Buchdruckerey, Buchdrucker; s. Th. VII. S. 171.

Impuissance, s. Impotenz.

Int, s. Imbiß.

Inbrunst, eine innere, inwendige Brunst, d. i. Hitze. 1. Eigentlich, in welcher Bedeutung es im Hochdeutschen veraltet ist. Die Inbrunst des hitzigen Fiebers, die damit verbundene innere Hitze. 2. Figürlich, ein hoher Grad der Liebe. Eine Person mit vieler Inbrunst lieben. Wo es besonders in der Theologie von einer heftigen überwiegenden Empfindung gegen Gott, und der Fertigkeit derselben, gebraucht wird, besonders so fern sich dieselbe im Gebete äußert. Gott mit vieler Inbrunst lieben. Mit Inbrunst beten.

Schon das Wort Brunst wird von einem hohen Grade der Liebe gebraucht, und in scheint hier die alte verstärkende Bedeutung zu haben.

Daher Inbrünstig, Inbrunst habend, darin gegründet. 1. Eigentlich; eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung. 2. Figürlich, einen hohen Grad der lebhaften Liebe habend, und darin gegründet. Am häufigsten von der lebhaften Empfindung gegen Gott. Inbrünstig beten. Ein inbrünstiges Gebet.

Die

Die Inbrünstigkeit, die Inbrunst als eine Fertigkeit betrachtet; ein Wort, welches man füglich entbehren kann, weil das kürzere Inbrunst bereits in dieser Bedeutung üblich ist.

Inbusen, s. Ingarn.

Inca, Ynca, hieß bey den Einwohnern von Peru, ehe sie noch unter die Gewalt der Spanier kamen, ihr Regent oder Fürst, ingleichem auch jeder Herr aus dessen Geschlechte. Die Incas, (welches Wort in der peruanischen Sprache einen König oder großen Herrn bedeuten soll,) waren nicht nur die Könige, sondern auch die Hohenpriester ihres Volkes, von dem sie in ihrem Leben als Kinder der Sonne, und nach ihrem Tode als Götter verehret wurden.

Inca-Stein, Gesundheitsstein; s. Markasit.

Incameration, ein bey der apostolischen Kammer und im päpstlichen Kanzelleystyl gebräuchliches Wort, die Einverleibung eines Gutes oder eines Stück Landes mit den päpstlichen Domänen oder Kammergütern. Dergleichen that Papst Innocentius X. im J. 1650 mit dem Herzogthume Castro, als er dasselbe dem Herzoge von Parma entzog. Wenn die päpstliche Kammer eine Herrschaft oder ein Gut, so dieselbe per incamerationem den päpstlichen Domanialgütern einverleibt hat, wieder heraus giebt, und nicht mehr als ihr Eigenthum betrachtet, heißt es Désincameration.

Incarnadi, s. das Folgende.

Incarnat, aus dem Französ. Incarnat, (*) hoch rosenroth, d. i. was eine Farbe hat, die zwischen dem Roth der Kirschfarbe und dem gewöhnlichen Roth der Rosenfarbe das Mittel hält, etwas lichter als jene, und etwas höher als diese. Daher das Hauptwort das

In-

(*) Das Französische stammet von dem mittlern Lat. incarnatus her, welches eben das bedeutet, so wie ihr Nacarat, fleischfarben, aus dem Nieders. nakrood gebildet ist; s. Th. XIV. S. 218.

Incarnat, Fr. l'Incarnat, oder die Incarnatfarbe. Incarnatſammet, Fr. du velours incarnat. Ein incarnatrother Stoff, Fr. une étoffe incarnate. Eine incarnatrothe Geſichtsfarbe, Fr. un teint incarnat. Das Incarnat (oder höhere Roth) dieſer Roſen.

Incarnat, iſt nicht einerley mit Fleiſchfarbe, Fr. Couleur de chair, (ſ. Th. XIV, S. 218,) ſondern bezeichnet ein ſehr hohes Roſenroth, welches beynahe dem Roth der Granathblüthen gleich kommt.

Eine Farbe, welche ſchwächer iſt, als das gewöhnliche Incarnat, nennet man Incarnadin; ungefähr leibfarbig, (in ſo fern man leibfarbig und fleiſchfarbig nicht für einerley, ſondern jenes für eine blaſſere, und dieſes für eine höhere Farbe annimmt). Ein leibfarbiger Atlaß, Fr. un ſatin incarnadin. Eine leibfarbige Blume, Fr. une fleur incarnadine.

Incendie, Incendium; ſ. Feuersbrunſt.

Inch, iſt ein engliſches Längenmaß, und eigentlich dasjenige, was man in Frankreich einen Zoll nennt, wiewohl noch ein Unterſchied darunter iſt. Das Gerſtenkorn iſt weniger, als das Inch, und das kleinſte unter dieſen Maßen. 3 Gerſtenkörner gehören zu 1 Inch; 4 Inchs machen 1 Handbreit; 3 Händebreit, 1 Fuß; 1½ Fuß, 1 Cubit; 2 Cubits, 1 Yard; 1¼ Yard, 1 Elle.

Inciſions-Schere, ſ. Schere der Wundärzte.

Inck, ſ. Ichien, oben, S. 295.

Inclinatio, Fr. Inclination, die Neigung, im Franzöſ. auch die geliebte Perſon ſelbſt. In letzterm Sinne pflegt der Deutſche das Wort Inclination beyzubehalten. Dieſer Officier war lange Zeit die Inclination (oder der Liebling) dieſer Dame. In eben dem Sinne ſagt der Franzoſe im Plural: boire aux inclinations de quelcun, auf die Geſundheit von Jemandes Inclination trinken. à vos inclinations, es lebe Ihre Inclination! d. i. Ihre Geliebte, Ihre Manſell

Braut, Ihre Maitresse, u. s. w. oder auch, derjenige, dem Sie Ihr Herz zugedacht oder geschenkt haben, z. B. Ihr künftiger Herr Bräutigam.

Incognito, ein aus dem Ital. und Französ. entlehntes Wort, wird auch im Französ. beybehalten, ohne erkannt zu seyn; oder auch, ohne sich zu erkennen zu geben; ohne sich für den, der man ist, kund zu geben; ohne für die Person, welche man wirklich ist, erkannt seyn zu wollen. Man bedient sich dieses Wortes hauptsächlich von hohen Standespersonen, die, mit Weglassung ihres gewöhnlichen prächtigen Gefolges und anderer Kennzeichen ihrer hohen Würde, unter einem andern Namen in fremden Ländern herum reisen, um alles beschwerlichen Ceremoniels und Gepränges überhoben zu bleiben, und die Freuden der Gesellschaft mit mehr Freyheit genießen zu können; oder auch aus andern Gründen. Halb incognito seyn, heißt, wenn ein vornehmer Herr zwar äusserlich einen geringen Namen annimmt und führt, aber doch die Ehrenbezeigung, als: Bedeckung bey der Einhohlung, Visite und Wache annimmt.

Wenn in Italien die Kutschpferde der Prinzen, der Cardinäle und der Ambassadeurs, keine Quasten (fiocchi) aufhaben, und wenn die Kutschenvorhänge (bandinelli) zugezogen sind, so ist solches ein Zeichen, daß diese Herren incognito fahren; und alsdann braucht Niemand, wenn sie vorbey fahren, stille zu stehen, oder den Hut abzunehmen. Wenn die Cardinäle ohne rothe Calotte erscheinen, so ist solches ebenfalls ein Zeichen, daß sie incognito seyn wollen.

Man sagt auch von Privatpersonen, die an dem Orte, wo sie sich aufhalten, nicht gekannt seyn wollen (oder unerkannt bleiben wollen, daß sie incognito leben; Fr. ils se tiennent incognito.

Das Wort wird auch als ein Hauptwort (Substantivum) gebraucht. Das Incognito beobachten, Fr. garder l'incognito, unerkannt bleiben wollen; nicht für die Person, die man ist, angesehen seyn wollen; sich

als

als ein Unbekannter und unter verändertem Namen an einem Orte aufhalten.

Incol, L. Incola, ein fremder Einkömmling, Einwohner und Beysaß, zum Unterschiede von einem Eingebornen, L. Indigena.

Daher das Incolat, das Incolatrecht, L. Jus incolatus Fr. Incolat, oder Droit d'incolat, insonderheit in Schlesien und Böheim, dasjenige Recht, welches die Einwohner dieses Königreiches genießen, und welches der Landesherr auch den Fremden, die nicht in diesem Königreiche geboren sind, verleihet und ertheilt, und vermöge dessen sie einerley Freyheiten und Vorzüge mit den im Lande gebornen (eingebornen) Bürgern oder Edelleuten dieses Reiches genießen; die Gewinnung der Landsmannschaft; die Naturalisation; das Heimathrecht. In Polen, Dänemark ꝛc. wird es das Indigenat genannt.

In Ländern, wo das Incolatrecht eingeführt ist, darf z. B. kein Fremder und Auswärtiger ein Landgut kaufen, sondern nur allein die eingebornen Landeskinder haben dieses Vorrecht. Ein Käufer also, welcher sich in einer Provinz, wo dieses Recht Statt findet, niederlassen und Landgüter kaufen will, muß zuvörderst dieses Recht, welches, wie ganz natürlich ist, in monarchischen Staaten von dem Landesherren ertheilet wird, zu gewinnen, und den deshalb gewöhnlichen Incolatbrief (Naturalisationsbrief) zu lösen suchen. Es ist solches nicht in allen Ländern gleich schwer zu erhalten, wiewohl es, da es eigentlich ein Vorrecht der sämmtlichen Mitglieder des Staates ist, niemals anders, als aus erheblichen Ursachen, ertheilet werden sollte. Indessen sind doch alle Mühe und Kosten, welche ein Käufer an einen Güterkauf wendet, vor dessen Erlangung umsonst und vergebens, indem er, so lange er nicht durch das gewonnene Incolatrecht den eingebornen Landeskindern gleich gemachet worden ist,

weder zum Besitz eines erkauften Landgutes gelangen, noch auch die nöthige Confirmation darüber hoffen kann.

Da das Incolat oder Indigenat nicht überall eingeführt ist, so folgt daraus von selbst, daß das jetzt erwähnte nur in denen Provinzen, wo solches ein Recht des Vaterlandes geworden ist, zu beobachten sey.

Wie sehr der polnische Adel mit seinem Indigenate prahle, und was für Vorrechte diejenigen, die solches erhalten, zu genießen haben, ist aus der Geschichte dieses Landes bekannt. Es hält auch daselbst sehr schwer, daß ein Fremder zu dem Indigenat gelassen werde; und öfters könnten die wichtigsten Empfehlungen solches nicht zuwege bringen. Nur besondere Verdienste um die Republik waren der Weg, solches als ein besonderes Kleinod zu gewinnen. So war es ehedem.

Unter den Provinzen in Deutschland ist besonders das Herzogthum Schlesien wegen des Incolatrechtes bekannt. Auch hier darf kein Fremder an keinen Güterkauf denken, wenn er nicht vorher von dem Landesherren mit einem Incolatbriefe begnadiget worden ist. So gar nicht die Einwohner derjenigen Provinzen, welche doch mit Schlesien unter einem Scepter stehen, dürfen daselbst Landgüter kaufen, sondern sie müssen, eben so wie andere Fremde, vorher den Incolatbrief lösen.

Von dem ganz neuerlich in dem Königreiche Dänemark eingeführten Indigenatrechte, werde ich weiter unten sprechen.

Es scheint zwar dieses Recht einem Staate eher schädlich, als nützlich, zu seyn, indem man begüterten Fremden, die durch einen vorhabenden Güterkauf ihr Geld in das Land bringen, und dadurch sowohl die Anzahl der Bürger, als auch den Reichthum des Staates vermehren helfen wollen, die Sache eher erleichtern, als erschweren sollte. Allein, dieses Recht führt, wenn man es mit einem philosophischen Auge betrachtet, viel Vernünftiges und Gerechtes bey sich. Besonders aber ist es alsdann, wenn es hauptsächlich den Vorzug der Eingebornen zu erledigten Bedienungen

nungen und Ehrenämtern zur Hauptabsicht hat, für einen jeden Staat etwas sehr nützliches. Denn, daß die Eingebornen, da sie und ihre Vorfahren die Lasten des Staates schon so lange tragen geholfen, und öfters ihr Blut und Leben zur Wohlfahrt des Vaterlandes gewaget und aufgeopfert haben, zu den Landesbedienungen und Ehrenämtern vorzüglich genommen werden, ist der Gerechtigkeit und Billigkeit gemäß. Die Nationalliebe ist ein Naturtrieb, welcher niemals ganz ausgerottet, aber durch gute Mittel gestärket, zum Heroismus im Kriege, und zur höchsten Betriebsamkeit des allgemeinen Wohls im Frieden erhoben werden kann. Kränkend muß es für jeden Patrioten seyn, wenn er sieht, daß Ausländer die Dienste des Staates verwalten, und Aufseher oder Befehlshaber in der Nation werden. Sein Eifer wird geschwächt und durch das Mißvergnügen verzehrt; seine Furcht, für Fremde zu arbeiten, welche Antheil an seinen Abgaben haben, macht ihn muthlos, unarbeitsam, träge. Der Gedanke der Verachtung, oder wenigstens der Geringschätzung der nationellen Fähigkeit, muß ihn nothwendig betrüben. Er wird weniger thun, als er thun könnte; er wird zu großen und wichtigen Dingen ungeschickt werden. Dieser Unmuth, diese Niedergeschlagenheit wird sich über den größten Theil der Nation ausbreiten, und sie wird weniger seyn, als sie seyn könnte. — Es giebt eine Menge, besonders Civilbedienungen, denen auswärts her Berufene nicht einmal hinlänglich vorstehen können; und man kann sagen, daß die Fürsten nicht gerecht und billig handeln, die dazu bisweilen Auswärtige zu berufen pflegen. Alle diejenige Aemter, zu deren Verwaltung Kenntnisse der Gesetze des Landes, der Verfassung des Staates, des Characters der Nation, der Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, Gewohnheiten ꝛc. nöthig sind, können von keinem Ausländer, wenigstens nicht ohne

Schaden im Anfange, und oft ganz und gar niemals ohne Schaden für das gemeine Beste, verwaltet werden. Und wie wenige Aemter sind in einem Reiche, welches eine eigene besondere Nation inne hat, wozu nicht dergleichen Kenntnisse nöthig wären! Der Character einer Nation, welcher oft sehr von andern abweicht, macht die Uebertragung der Aemter an Auswärtige fast immer bedenklich, und oft höchst nachtheilig. Die Nation kann mit Recht verlangen, unter solchen Aufsehern, Richtern und Vorgesetzten zu stehen, deren Gemüthsart mit der ihrigen nicht zu sehr contrastirt, die den Gang der Geschäfte nicht nur kennen, sondern auch mit Nationalliebe dem Herkommen gemäß einrichten. Das Vaterland erzeugt immer die besten Hirten des Vaterlandes.

Kann ein jeder Fremder in einem Lande Güter kaufen, wo er will, so werden dadurch nicht allein die Eingebornen nach und nach verdränget, sondern das ganze natürliche Vorzugsrecht derselben zu Bedienungen und Ehrenstellen fällt, bey dieser uneingeschränkten Vermengung der Fremden mit den Eingebornen, hinweg.

Das Incolatrecht hat auch, wenn es aus diesem Gesichtspuncte betrachtet wird, in Ansehung dessen, einen sehr nützlichen Einfluß in die Wohlfahrt des Staates, daß es die Erziehung der Jugend gar ungemein befördert und verbessert. Wo die größten und wichtigsten Ehrenstellen in den Händen der Fremden oder Auswärtigen sich befinden, da hört bey den Eingebornen natürlicherweise alle Lust und aller Trieb zu Erlernung nützlicher Wissenschaften und Künste, weil sie ihnen wenig brauchbar seyn können, von selbst auf. Sind sie aber durch ein Incolatrecht hierunter eines billigen Vorzuges versichert, so werden auch die Väter mehr an die Erziehung ihrer Kinder, um sie zu tüchtigen Dienern des Staates vorzubereiten, anwenden

den

den, und die Söhne selbst müssen nothwendig durch diese Aussicht zu desto mehrern Fleiß gereitzet werden. Das Incolatrecht ist solchergestalt eines Theils eine gerechte Schutzwehre wider das allzu häufige Eindringen der Fremden, und andern Theils gereicht es zu einer ganz besondern Aufmunterung zu Erlernung nöthiger und nützlicher Wissenschaften und Künste.

Die Billigkeit und Gerechtigkeit des Indigenatrechtes ist zu allen Zeiten von den ältesten Völkern eingesehen und beobachtet worden, und noch jetzt haben die meisten Nationen ein mehr oder weniger bestimmtes solches Recht. Es ist dieses eines der allerältesten Rechte der Nationen. In Aegypten war so gar den Fremden in den erstern Zeiten verbothen, in das Land zu gehen; die fremden Kaufleute mußten ihre Waaren an den Gränzen absetzen, und durften selbst nicht über die Gränze kommen. In den asiatischen Ländern erstreckten sich die Nationalrechte bis zum Hasse gegen alle Ausländer. Den Nachrichten des Hrn. Dow zu Folge haben noch jetzt so gar einzelne Stämme oder Kasten in Indostan gewisse Vorzüge in Absicht des Zuganges zu gewissen Aemtern, und die andern nebst allen Fremden sind gänzlich davon ausgeschlossen. Die strengen Nationalrechte der Juden sind allgemein bekannt. Eben so bekannt ist die Nationalliebe der Griechen und Römer, welche in ihrer Verachtung der Ausländer so weit giengen, daß sie dieselben Barbaren nannten.

Ehe die christliche Religion unter den unendlich vielen andern Wohlthaten, welche sie dem menschlichen Geschlechte ertheilte, auch die menschenfreundliche Lehre, daß alle Menschen Brüder seyn, ausbreitete, hatten alle Nationen gegen einander eine Art von verachtendem Stolze, welcher sowohl dem Leben und Glücke der damaligen Erdbewohner, als auch durch

die Geschichte uns sehr geschadet hat, weil die Geschichtschreiber der polizirten Völker andere Völkerschaften allzu geringe schätzten, um sichere Nachrichten von ihnen auszuforschen und mitzutheilen. Daher die Dunkelheit und Ungewißheit so vieler, besonders der nordischen Nationen.

Nicht allein Nationen, sondern auch einzelne Völker einer Nation, hatten gewisse Bürgerrechte, die ihnen sowohl den Reichthum des Landes, als auch die Aemter des Staates, zueigneten. Das athenienſische Indigenat war in den frühesten Zeiten schon etwas so ehrenvolles, daß Castor und Pollux, als sie wegen der Entführung ihrer Schwester Helena wider den Theseus und die Athenienser Krieg führten, und ihre Schwester wieder erhalten hatten, es zur einzigen Friedensbedingung, als der größten Belohnung ihrer Tapferkeit, machten, daß sie das athenienſische Indigenatrecht erhielten. Die Nationalliebe der Athenienser gieng zuweilen, so wie bey andern Völkern, bis zur Ungerechtigkeit gegen Verdienste und Vorzüge. Diese Nationalliebe ertheilte der Venus des Alcamenes den Preis, den die Venus des Agoracritus verdiente. Die Macedonier geriethen in aufrührerische Bewegungen, als sie sahen, daß Perser ihren Alexander bedienten, und Aemter von ihm erhielten. Bis auf die Zeit des gefährlichen Krieges gegen die Marcomannen und Quaden, unter der Regierung des Marcus Aurelius, konnten nur diejenigen, welche das römische Indigenat hatten, zu Aemtern im Reiche gelangen. Und auch nachher noch blieb das römische Bürgerrecht wieder in Gültigkeit, bis Caracalla die Verordnung gab, wodurch alle Unterthanen des Reiches das römische Bürgerrecht erhielten.

Die Römer, als allgemeine Menschenfeinde, hatten die Wolfsart an sich, daß sie alle Fremde für Feinde, folglich sich berechtigt hielten, ihnen Gut, Freyheit, oder das Leben selbst,

selbst, zu nehmen. Weil aber dieser üble Ruf alle Fremde von den römischen Gränzen zurück hielt, die Römer selbst hingegen ihre Länder bevölkert und mit Menschen häufig besetzt wissen wollten, so thaten sie den Fremden kein Leid mehr, weder an Gut, noch Freyheit, noch Leben; nur sie liessen ihnen doch keinen Genuß der bürgerlichen Gesellschaftsrechte zu. Die Fremden durften daher mit römischen Bürgerkindern sich nicht verheurathen; sie durften keine bürgerliche Nahrung treiben; sie konnten zu keinen Ehrenämtern gelangen; sie hatten ihre Kinder in keiner immerwährenden Gewalt, weil solche, wenn sie mündig waren, aufhörte; sie durften durch ein Testament das ihrige Niemand zuwenden, es durfte auch kein römischer Bürger dieselben zu Erben einsezen, oder ihnen etwas vermachen; sie konnten auch für vieles Geld nicht einmal Bürger werden. Unterdessen wurden sie zu Rom, als Einwohner, jedoch nicht länger, geduldet, als bis man sie ausziehen hieß, welches bey entstandener Theurung, oder aus andern Ursachen, vielfältig geschah. Auch ihre Kleider und Trachten waren unterschieden, und sie durften keine römische Röcke tragen. Der römische Götzendienst wurde ihnen nicht erlaubet, ob sie gleich die Freyheit, ihre eigene Götzen anzubethen, behielten. Endlich hatten sie ihren eigenen Gastrichter, den man Praetor peregrinorum nannte, und was dergleichen Unterschied mehr gewesen seyn mag.

Die römischen Kaiser hoben aber diesen Unterschied oft auf. Denn sie verkauften vielen das Bürgerrecht, und andern, öfters verdienten, vielmals aber auch nichtswürdigen Leuten, schenkten sie es; von einzelnen Personen gieng solche Wohlthat endlich auf ganze Truppen von guten Soldaten, ganze Gemeinden von wohlverdienten Städten, ja ganzen Völkern, die sich um das römische Reich wohl verdient gemacht hatten, oder sonst der Kaiser ihre Landsleute gewesen waren, oder sich auf andere Weise in deren besondere Gnade gesezt hatten. Ob gleich das römische Volk, durch solches, an die Fremden verlassenes Bürgerrecht, sich ungeduldig und schwierig bezeigte, so kam es doch endlich im J. 215 zum gänzlichen Durchbruch, daß der Kaiser Antonius Caracalla allen Fremden das römische Bürgerrecht, ohne Unterschied, verliehen, und nicht allein dadurch Rom zur Heimath des ganzen Erdkreises gemacht, sondern auch die Einkünfte seines Reiches, besonders in

dem Rechte vom zwanzigsten Erbtheil, welcher in des Kaisers Schatz floß, jährlich um viele Millionen vermehrt hat; wobey es denn auch die folgenden Kaiser ließen, und deswegen nur zweyerley Stände der römischen Unterthanen übrig blieben; daher auch Justinian den Statum civitatis & peregrinitatis aufgelassen hat.

Weil der Kaiser *Antoninus*, mit dem Zunamen Pius, das römische Bürgerrecht nicht, wie seine Vorfahren, verkaufte, sondern dasselbe tugendhaften und rechtschaffenen Leuten frey ertheilte, so legte ihm der römische Rath nicht nur den Namen Pater patriæ bey, sondern ließ auch auf denselben, im J. 140, die Fig. 1653 *) abgebildete Münze schlagen, auf deren Hauptseite das Brustbild des Kaisers, mit der Umschrift: ANTONINUS AUG. PIUS. P. P. TR. P. COS. III. (*) und auf der Kehrseite die mit einer Lorbeerkrone umgebene Aufschrift in 4 Zeilen: S. P. Q. R. AMPLIATORI CIVIUM, (d. i. dem Vermehrer der römischen Bürger,) weil er dadurch Rom an Bürgern sehr vermehrte, befindlich ist.

Die Verhältnisse der Staaten gegen einander nach der so genannten Völkerwanderung, machten ein anderes Bürgerrecht nothwendig. Gleichwohl haben die meisten, und in gewissem Betracht alle Staaten eine Art von Indigenatrechte. In Polen können Ausländer sich nicht einmal liegende Gründe erwerben; und in England muß um so mehr ein genaues Indigenatrecht beobachtet werden, da dasselbe eines von den großen Rechten ist, welche sich die Nation in dem berühmten Grundgesetze, Acte of settlement, versichert hat: „daß Niemand, der ausser den Reichen von „Eng-

*) *Mediobarbus Biragus* hat zwar andere Aufschriften, nämlich TR. P II. und COS. II. (d. i. als er das zweytemal Zunftmeister (Tribunus plebis) oder Burgermeister in Rom gewesen); allein, da die hier abgebildete Münze nur COS. III., zu der Zeit, als Spanheim sich als Friedensgesandter zu Cöln befunden hat, von dem Commendanten Bonnevalle, zu Bonn, in den Festungswerken ausgegraben worden ist, wie er selbst in orbe Romano, exercit. II. cap. 1, S. 170 bezeuget: so hat man sich von keinen andern Stücken irre machen zu lassen.

„England, Scotland und Ireland, oder den dazu ge„hörigen Gebiethen, geboren ist, ob er gleich natura„lisirt, oder zum Bürger gemacht worden ist, ausge„nommen solche, die von englischen Aeltern geboren „sind, fähig seyn soll, ein Mitglied des geheimen Ra„thes, oder ein Mitglied eines der Parlamentshäuser „zu seyn, oder irgend ein Amt oder Stelle weder in „bürgerlichen noch in Kriegsstande zu bekleiden, oder „von der Krone für sich selbst, noch für Andere an „seiner Statt, irgend eine Schenkung von Ländereyen, „Lehengütern oder Erbgütern zu erlangen.“ Man machte zwar im Unterparlamente, im J. 1709. eine Bill zur Naturalisation fremder Protestanten in England, weil die Vermehrung des Volkes ein Mittel zur Vermehrung des Reichthumes und der Macht einer Nation sey; allein, eben diese Acte wurde, unter eben dieser Regierung der Königin Anna schon wieder im J. 1711 widerrufen, weil die Erfahrung gelehrt habe, daß daraus zur Kränkung der eingebornen Unterthanen dieses Reiches und Schaden des Handels und Wohlstandes desselben viele Unbequemlichkeiten entstanden wären. (*) Nach der Zeit ist man in England so weit gegangen, daß sogar einzeborne Handwerksleute und Manufacturisten große Schwierigkeiten finden, aus einem Kirchspiele in ein anderes zu ziehen, und sich daselbst niederzulassen. (**) Eine Strenge, die den Umlauf der Arbeit und der Industrie hemmet!

In Frankreich ist dieses Recht gegen die Fremden (Albinos, d. i. alibi natos, Albinagios, Aubinios, Fr. Aubains, daher dieses Recht das Albinagienrecht, Lat. Jus

(*) A. Andersons Geschichte des Handels, Th. 6, S. 415, f. vergl. S. 488, f.

(**) Ad. Smiths Untersuchung der Natur und Ursachen von Nationalreichthümern, aus dem Engl. Th. 1, S. 209, und 211 — 217.

Jus albinagii, Fr. Droit d'aubaine, heißt, und darunter eigentlich in Frankreich das Recht des Königes, die Güter eines in seinen Staaten verstorbenen Fremden, wenn dieser nicht naturalisirt gewesen ist, in Besitz zu nehmen, verstanden wird,) bis auf unsere Zeiten geblieben, wiewohl es jetzt immer weniger ausgeübet wird, und seiner völligen Aufhebung sehr nahe zu seyn scheint. Der königl. Kammerfiscal, *Jean Bacquet*, hat ein eigenes Werk des Aubains demeurans en France, geschrieben, und darin von allen Beschwerungen der Fremdlinge in Frankreich ausführlich gehandelt. (*) Es bestehen dieselben hauptsächlich in folgenden Stücken. Kein Fremdling kann sich in Frankreich mit unbeweglichen Gütern ankaufen; ihm kann nichts vermachet werden; niemand darf ihn zum Erben einsetzen; er darf auch durch seinen letzten Willen, niemand etwas zuwenden, vielmehr fällt seine ganze Verlassenschaft dem Könige heim; ihm ist nicht erlaubt, eine Französinn, oder einer Ausländerinn, einen Franzosen zu heurathen; er darf durch letzten Willen nichts verschenken, und dem Könige dadurch den Sterbefall schwächen; er kann kein geistliches oder weltliches Ehrenamt erlangen; er darf keine Präbende genießen, vielmehr mußte er jährlich noch dem Könige einen Leibzins, und, wenn er sich aus dem Reiche begab, ein Abzugsgeld bezahlen,

Als dieses französische Albinagien- oder Gastrecht den großen Handelsstädten vielen Verdruß erweckte, weil viele Kaufleute und andere Fremde, ihres Nutzens und Vergnügens wegen, nach Frankreich reisen, so verglich sich der König mit einigen, als: den Schweitzern, Schotten, Portugiesen, Flämen, Mayländern, Burgundern, den Hanseestädten, den Kaufleuten aus London ꝛc. dahin, daß sie von diesem Albinagio befreyet seyn sollten; wiewohl sich auch hierin

(*) Oeuvres de *Jean Bacquet*, à Par. 1644, f. Auch hat *Ren. Choppinus* de domaniis Franciæ L. 1. Tit. 2. de bonis advenarum umständlich gehandelt.

hierin noch verschiedene Schwierigkeiten bey den französischen Schriftstellern finden, indem einige diese Befreyung nur auf eine gewisse Zeit, andere auf eine besondere Art der Handlung, auf eine gewisse Geldsumme, oder auf einen gewissen Stand von Vornehmen oder Gelehrsamkeit treibenden eingeschränkt haben; wie denn Lehrende und Lernende auf hohen Schulen, wie auch die Gesandten von allerley Art, nebst ihren Frauen, Kindern und Bedienten, davon befreyet waren.

Der König von Frankreich, Carl IX. ertheilte auch, dem brandenburgischen Herzoge Albert zu Gefallen, seinen, in dem Königreiche Preußen wohnenden Unterthanen ein besonderes Privilegium, v. 12 Febr. 1563, von dem Jure oder Onere Albinagii für sich und seine Nachkommen befreyet zu seyn. (*)

Bey den alten Deutschen wurde das Recht gegen die Fremden das Wildfangsrecht genannt, wovon ich, so Gott will, in W handeln werde.

Dänemark hat auch schon in den ältesten Zeiten eine Art von Indigenatrechte gehabt. Herzog Canut der Heilige mußte für die ausländischen Künstler, welche er nach Roschild zog, das Indigenatrecht erwerben. König Christoph aus Bayern zog sich durch die vielen Fremden, welche er in seine Dienste nahm, den allgemeinen Haß der Dänen und Schweden zu. Sie ersuchten ihn feyerlichst, die auswärtigen Hofbedienten abzudanken, und er bewilligte ihnen ihre Bitte. Sie waren unzufrieden, daß er ihnen auch nicht ihre Forderung, die auswärtigen Staats- und Kriegsbedienten abzudanken, zugestehen wollte. Sein früher Tod hinderte den Ausbruch der heftigsten Empfindlichkeit darüber. In der Wahlcapitulation des Königes Christian I. wurde die Niederlassung und Annehmung

(*) Dieses dem Herzoge von Preußen, Albert, ertheilte Privilegium findet man bey dem Petr. Guenoys, L. X. T. 5. S. 573, dans la conference des ordonnances royaux, distribuée en 12 livres, à l'imitation du Code de l'Empereur Justinian, à Par. 1607, f.

mung der Fremden eingeschränket, und dem Gutbefinden des Reichsrathes unterworfen. Im J. 1654 verlangte der dänische Adel so gar, daß die adelichen naturalisirten Ausländer von den Lehnen und dänischen Adelsfreyheiten ausgeschlossen seyn sollten.

Unter den Merkwürdigkeiten der Regierung Sr. Maj. des Königes von Dänemark Christian VII. ist, nächst der Vereinigung des ganzen Herzogthumes Holstein unter seinen Scepter, das im J. 1776 bestimmte dänische Indigenatrecht die vorzüglichste. Die königl. Verordnung des Indigenatrechtes lautet also:

Das Indigenat-Recht,

wodurch der Zugang zu Aemtern in den königl. Staaten den eingebornen Unterthanen, oder denen, die ihnen gleich zu achten sind, allein vorbehalten wird.

Gegeben auf dem Schlosse Christiansburg, d. 15 Jan. 1776.

Publicirt d. 29 Jan. 1776.

Wir Christian der Siebente von Gottes Gnaden, König zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen ꝛc. Herzog zu Schleswich, Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. ꝛc. Thun kund hiemit, daß es schon lange unser Entschluß gewesen, durch ein Grundgesetz unter gewissen und nöthigen ausdrücklichen Einschränkungen festzustellen, daß alle Aemter in Unsern Staaten, es mögen Hof-, geistliche, Civil- oder Militärämter, von großer oder geringer Wichtigkeit, seyn, an sonst Niemanden, als eingeborne Landeskinder und die ihnen gleich zu achten seyn möchten, vergeben werden können und sollen. Die Billigkeit selbst will, daß des

Lan-

Landes Dienst die Kinder des Landes nähre, und die Vortheile im Staate den Bürgern desselben zu Theil werden. Die Erfahrung aller Zeiten hat auch gelehrt, daß es in einem Lande, wo für die Erziehung der Jugend Sorge getragen wird, nie an tüchtigen Leuten fehle, wenn der Regent sie suchet. Wir können auch hiebey mit Vergnügen an die Geschichte Unsers Vaterlandes zurück denken, weil sie aus allen Ständen Männer aufweisen kann, die dem Lande gedienet, Ehre gemacht, und es gerettet, und mit der edelsten Entschlossenheit sich, zu ihrem unsterblichen Nachruhm, für die Könige, Unsere Vorfahren, um ihr Regiment zu verherrlichen oder zu befestigen, aufgeopfert haben. Um deswillen haben auch die Könige ihr Volk zärtlich geliebet, und dagegen von ihrer zutrauensvollen Liebe die stärksten Beweise gehabt, die Sie stets in Bereitschaft gefunden, wenn dieselben am nothwendigsten und die Zeiten am gefährlichsten gewesen.

Alle diese Betrachtungen haben bey Uns den Vorsatz gewirket und unterhalten, durch eine feyerliche und unveränderliche Anordnung die Aemter des Landes den Kindern desselben zu versichern. Denn obgleich der Staat Auswärtige gehabt, und Wir annoch Auswärtige in Diensten haben, die mit einem rühmlichen Eifer Uns und dem Staate gedient haben, und noch diese Stunde zu Unserer vollkommenen Zufriedenheit dienen: so können Wir Uns doch nicht entbrechen, dem Gesetze der Billigkeit, der Liebe und selbst des Gewissens zu folgen, wenn Wir nunmehr, nachdem Wir zur Tüchtigkeit unserer eigenen Jugend gute Anstalten gemacht und noch ferner zu machen Uns vorgesetzt haben, in einer so landesväterlichen Absicht gebiethen und befehlen:

I.

Es soll, von dem Tage dieses Gesetzes an, für eine nothwendige Eigenschaft, um in Unsern Königreichen und Landen, Aemter und Bedienungen, wie sie Namen haben mögen, es sey bey Hofe, oder in dem geistlichen, Civil- und Militärstande, erhalten, geachtet werden, daß die zu befördernde Person in Unsern Staaten, oder von solchen daselbst gebürtigen Unterthanen, die sich auf Reisen, oder um Unsers Dienstes willen außerhalb Landes aufhalten möchten, geboren sey. Zu dem Ende sollen Unsere sämmtliche Collegien, oder wer bey Uns wegen Besetzung einigen Amtes oder Dienstes Vorstellung thut, gleichwie auch sonst ein jeder, dem das Ernennungsrecht in Ansehung einiger Bedienung im Staate zusteht, bey Unserer Ungnade, genau darauf Acht haben, keine andere als Dänen, Norweger, Holsteiner, oder die ihnen gleich zu achten sind, vorzuschlagen; und in allen Vocationen, Briefen und Bestallungen soll ausdrücklich angeführet werden, daß der Impetrant die Eigenschaften habe, die in dieser Unserer unveränderlichen Anordnung festgesetzt sind.

II.

Den Eingebornen sollen ferner gleich geachtet werden alle diejenige, die am 29 Jan. 1776 bereits in Unsern und des Staates wirklichen Aemtern und Diensten stehen, obschon sie in Unsern Landen nicht geboren sind.

III.

Den Eingebornen sollen ferner gleich geachtet und angesehen werden alle Ausländer von Geburt, die Landgüter oder andere Immobilien, wenigstens 30000 Rthlr. werth, es seyn vollständige Freygüter in Dänemark, Eisen- oder andere Werke und Besitzthümer in Norwegen, Landgüter in Holstein,

oder

oder Plantagen auf Unsern westindischen Eylanden eigenthümlich inne haben, oder nach diesem durch Erbschaft, Heurath, Kauf, oder auf andere rechtmäßige Weise, zu eigen überkommen, oder die Häuser oder Fabriken, wenigstens 10000 Rthlr. werth, in Unsern dänischen, norwegischen und holsteinischen Städten, oder auch Manufacturen und Fabriken auf dem Lande, wo dergleichen sich befinden und zugelassen werden, erwerben und an sich bringen; doch, daß diese Eigenthümer mit rechtsgültigen Beweisthümern klärlich darthun, daß die Besitzungen ihnen selbst, bis auf obenbestimmte Summe, zuständig sind.

IV.

Den Eingebohrnen sollen weiter gleich geachtet werden die Fremden, die sich in Unsern Landen niederlassen und daselbst verbleiben, und mit klaren und gültigen Beweisthümern vor Augen legen, daß sie in Unsern Handlungs-Compagnien, oder sonst in der Handlung Unserer Königreiche 20000 Rthlr. zu eigen besitzen und stehen haben.

V.

Den Eingebornen sollen endlich gleich geachtet werden:

1. Die Lehrer, die von fremden Orten nach Unserer Universität Kiel, nach der St. Petri Kirche zu Koppenhagen, zu der Mission in Tranquebar, oder auch zu den in Unsern Staaten befindlichen reformirten Gemeinen berufen werden; wie auch

2. Die auswärtigen Fabrikanten, Künstler und Meister, die zu einem andern neuen Werke oder Einrichtung in Unsern Staaten vonnöthen seyn möchten.

3. Mit den Werbungen bleibt es auf dem bisherigen Fuße, und die Unterofficiers und Sol-

daten, die sich durch Tapferkeit in Unsern Diensten auszeichnen, zu belohnen behalten Wir Uns vor.

VI.

Alle Auswärtige, die, nach vorstehendem 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Artikel, den Eingebornen gleich geachtet und angesehen werden sollen, und nun in Unsern Landen oder in Unsern Diensten sind, müssen innerhalb Jahresfrist, von der Bekanntmachung dieser Anordnung an zu rechnen, bey Unserer dänischen Kanzelley mit ihrem allerunterthänigsten Ansuchen um Ertheilung eines Naturalisations-Briefes, so weit sie damit nicht bereits versehen sind, einkommen, welcher dann auch für sie gratis auszufertigen ist. Alle diejenigen, die dieses nicht in Acht nehmen und erfüllen, werden von Uns unveränderlich als solche angesehen seyn, die sich von dem Zugange zu Aemtern, den Wir ihnen zugedacht hatten, selbst ausgeschlossen haben.

VII.

Die Auswärtigen, die nach diesem in Unsere Lande kommen, und, nach Maßgebung des 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Artikels gleicher Rechte mit den Eingebornen fähig sind, haben, gegen Entrichtung der gewöhnlichen Abgaben, einen Naturalisations-Brief auszuwirken, bevor sie gewärtig seyn können, daß ihnen, den Eingebornen gleich, der Weg zu Aemtern offen sey.

VIII.

In Ansehung Unserer Pagen sowohl, als der Cadetten bey den beyden Militär-Eraten, wollen Wir und setzen hiedurch ausdrücklich fest, daß kein Knabe, als der für eingeboren geachtet werden kann, dazu angenommen werden solle und möge. Wobey Wir vollkommen versichert sind, daß Unser königliches Haus zu allen Zeiten mit seinen Pagen

der-

derselben unveränderlichen Regel unverbrüchlich folgen, und sich überhaupt zu einem angenehmen Gesetze machen werde, keine Personen beyderley Geschlechts im Dienste des Hofes zu gebrauchen, als die eingeboren sind, oder dafür gehalten werden können. Wie Wir dann auch von nun an alle Stifter und Klöster in Unsern Staaten einzig und allein Frauen und Jungfrauen aus den Eingebornen des Landes, oder denen, die denselben gleich geachtet werden, vorbehalten haben wollen.

IX.

Alle Auswärtige, die nicht, nach vorstehendem 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Artikel, den Eingebornen gleich, zur Beförderung und zu Aemtern berechtigt gehalten werden können und sollen, haben doch, sowohl als diese, vollkommene Freyheit, in Unsern Königreichen und Landen zu wohnen, und sich in alle die Wege, die Unsere Gesetze und Verordnungen zulassen und bisher zugelassen haben, zu ernähren, sollen auch daselbst allen Schutz und Achtung genießen, die ein jeder von einer christlichen und milden Regierung nach seinem Stande erwarten kann; gleichwie auch ihre im Lande geborne Kinder, wenn sie in Unsern Staaten verbleiben, insgesamt für Eingeborne vollkommen geachtet und angesehen werden sollen. So schließt auch diese Unsere Anordnung Niemanden in seiner Zukunft oder Innungen davon aus, nach seiner Ordnung Aeltermann oder Vorsteher der Zunft zu werden, oder zu andern Stellen dieser Art zu gelangen.

X.

Da dieser Unser hiedurch zu erkennen gegebene Wille und Anordnung in der unwandelbaren Gerechtigkeit und in dem natürlichen Bande, das die Erb = und souveränen Könige dieses Reiches mit Ihrem Volke verbindet, gegründet ist: so sind

Wir überzeugt, daß die künftigen Regenten stets derselben Art zu denken folgen werden, und daher erklären Wir, diese Unsere Anordnung für ein unveränderliches und unverbrüchliches Gesetz des Reiches, welcher Wir als König und Vater, allen Unsern eigenen Descendenten, heilig zu beobachten und niemals davon abzuweichen, auflegen; es möchte dann ein solcher höchst beträchtlicher und für den ganzen Staat besonders wichtiger einzelner Fall, den alle menschliche Vorsichtigkeit nicht voraus sehen kann, eintreffen, der eine Ausnahme in diesem Grundgesetze unumgänglich nothwendig machte; welches jedoch im solchem Falle nie zur Folge gezogen, oder die Kraft und stetswährende Wirkung dieser Anordnung schwächen soll.

Aus derselben Vorsorge für Unser angestammtes Volk, und um dasselbe bey dem natürlichen Rechte zu handhaben, das Wir durch dieses Unser Gesetz haben feststellen wollen, haben Wir Unsern wertheften und einzigen Bruder, des Erbprinzen Königl. Hoheit ersuchet, für Sich und Seine Descendenten eine Versicherungsacte dahin auszustellen, daß, falls die Erbfolge dermaleinst nach Gottes Willen an die andere Linie in Unserm Hause kommen sollte, dieses natürliche und billige Gesetz alsdann eben sowohl ein Grundgesetz seyn und bleiben solle. Welche Acte auch Unser geliebter Herr Bruder mit dem größten Vergnügen unter heutigem Dato ausgestellet und zur Aufbewahrung in Unser Archiv gesandt hat; gleichwie Wir auch wollen, daß zwey von Uns Selbst unterzeichnete gleichlautende Originalien dieses Gesetzes bey dem Königsgesetze aufgehoben werden sollen.

Gebiethen und befehlen demnach Unsern Collegien und denen, die in obenstehendem 1sten Artikel genannt sind, oder darunter verstanden werden,

über

über die Beobachtung dieses Gesetzes genau zu wachen, und sich für die Uebertretung desselben sorgfältig zu hüten. Urkundlich unter Unserm königlichen Handzeichen und vorgedruckten Insiegel. Gegeben auf Unserer königlichen Residenz Christiansburg zu Koppenhagen, d. 15 Januarii, Anno 1776.

Christian R.

(L. S.)

A. P. v. Berustorff. C. L. Stemann. C. L. Schütz.

Die Urtheile der Ausländer über dieses Gesetz sind nicht sehr günstig, so sehr auch Hr. v. Schirach dasselbe in seiner über das königl. dänische Indigenatrecht, Hamb. 1779. auf 16 B. in 4. herausgegebenen Schrift zu erheben gesucht hat. Nach dem Urtheile der besten Statisten, ist dasselbe wider alle politische Klugheit. Die meisten Dänen selbst schämen sich desselben, und zweifeln nicht, es werde nach und nach in Vergessenheit gerathen. Denn, so gerecht das Incolat = und Indigenatrecht an und vor sich, und so sehr es auch in der natürlichen Billigkeit gegründet ist, so ist doch die Sache hierunter nicht zu weit zu treiben, indem eine gänzliche Ausschliessung der Fremden dem Staate eben so schädlich, als das auf eine vernünftige Art eingeführte Incolatrecht demselben nützlich ist, werden könnte. Ein Landesherr, und besonders ein solcher, der seine Staaten mit einer monarchischen Gewalt beherrschet, kann sich hierin unmöglich die Hände binden lassen. Als Landesvater wird er allerdings den eingebornen Landeskindern den Vorzug geben. Trifft er aber un-

ter denselben nicht genug fähige und tüchtige Subjecte an, so ist es selbst zur Wohlfahrt des Landes eine Nothwendigkeit, daß er sich auch fremder geschickter Personen bey Besetzung der Aemter und Ehrenstellen bediene. Und in dieser Absicht gebührt ihm auch das Recht, die Incolats- und Indigenatsbriefe zu ertheilen, wobey ausdrücklich voraus gesetzt wird, daß er dazu keine andere, als nur solche, die dem Staate wirklich nützlich seyn können, zulassen werde. Unter dieser Vorsicht wird die Ertheilung der Incolatsbriefe an Fremde, den Eingebornen so wenig nachtheilig seyn können, daß es ihnen vielmehr zu einer billigen Anreizung, sich und ihre Kinder zu den Diensten des Vaterlandes immer mehr und mehr geschickt zu machen, gereichen wird. Denn, wenn bloß der Mangel geschickter Eingebornen an dem Vorzuge, den man hier und da bey Fremden in Besetzung der Ehrenstellen bemerkt hat, Schuld gewesen ist, so ist es eine natürliche Folge, daß solcher alsdann, wenn die Eingebornen sich dieser Geschicklichkeit selbst befleißigen, wegfallen müsse, indem ein jeder nach Recht und Billigkeit handelnder Landesherr sich hiezu weit lieber den ersten, auf deren Treue er sich zu verlassen doppelte Ursache hat, als der letztern, bedienen wird. Die Wohlfahrt des Landes fremden Händen anzuvertrauen, ist bloß ein Nothfall, welcher durch die vernachlässigten Fähigkeiten der Eingebornen selbst verursachet wird. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Ertheilung des Incolates und Indigenates, da wo es die Gewohnheit und Landesverfassung eingeführt hat, nur allein der landesherrlichen Gewalt und Beurtheilung zustehe. Der Regent muß billig die Besitzer der Landgüter in seinem Lande wissen, und kein Fremder muß ohne dessen Vorbewußt und Consens dergleichen ankaufen; er würde sonst weit geringer, als ein jeder Gutsbesitzer, ohne

dessen

dessen Bewilligung kein Bauer seine Nahrung verändern kann, geachtet werden.

Daß man in Dänemark das Andenken des eingeführten Indigenates, Dän. Inföds Retten, durch Medaillen oder Jetons verewiget haben würde, war sehr wahrscheinlich; doch habe ich den neuern numismatischen Werken, (selbst in des kön. dänischen Justizrathes und Prof. Hrn. Jo. Heinr. Schlegels Sammlung zur dänischen Geschichte, Münzkenntniß, Oekonomie und Sprache, deren 2ter Band zu Kopenh. 1776, in gr. 8. an das Licht getreten ist,) keine Nachricht davon angetroffen. Ich erkundigte mich deshalb bey den größten numismatischen Gelehrten und Liebhabern in Berlin, welche aber insgesamt versicherten, nie davon etwas gesehen, gelesen, oder gehört zu haben. Es wurde so gar nach Kopenhagen deshalb geschrieben; man erhielt aber zur Antwort, daß dergleichen gar nicht existire. Nach beynahe halbjährigem vergeblichen Nachforschen und Bemühen, erfreute mich mein verehrungswürdiger Freund, Hr. Prof. D. Knape in Berlin, eben da vorstehender Artikel schon zum Druck gesetzt war, durch Verschaffung vier solcher Medaillen in natura, welche man hier in natürlicher Größe, Fig. 1658 b), c), d) und e) abgebildet findet. Die erste, größere, ist in Silber, 7 $\frac{5}{8}$ Loth schwer, auf Veranstaltung der Regierung, die andern drey aber, sind, in Silber, jede 1 $\frac{1}{2}$ Loth schwer, auf die Veranstaltung verschiedener dänischer Patrioten, geprägt worden. Der Stämpel ist vom Hofmedailleur Dan. Jenssen Adzer.

Fig. 1658 b), auf Veranstaltung der Regierung. Av. Das Brustbild Sr. Maj. des Königes, mit der Umschrift: CHRISTIANUS VII. D. G. REX DAN. NORV. VAND. GOTH. Unten: D. J. Adzer. Fecit. Rev. Eine sitzende Göttin der Römer, Pietas, mit 3 vor ihr stehenden Kindern, deren einem sie die rechte Hand reichet; mit der Umschrift: PIETAS

AUGUSTA. Exergue: D. XXIX. JANUARII. A. MDCCLXXVI. D. J. Adzer F.

Fig. 1658, c) auf Veranstaltung der Herren Staatsminister Grafen Thott, Schack-Rathlou, und Eickstedt; des Hrn. Oberschatzmeisters, Grafen Schimmelmann; der H. H. geh. Räthe, Gregers Juel, und Grafen Godsche Moltke; des Hrn. Hofmarschalles von Schack, und des Hrn. Staatssecretärs v. Guldberg Av. Die vor einem Altar stehende Pietas, mit einer Opferschale in der rechten Hand; vor ihr, 3 Kinder, welche nach ihr reichen. Umschr. PIETAS CIVIUM. Exergue: D. XXIX. JANUARII MDCCLXXVI. Linker Hand, über der Exergue, im Winkel: D. I. A. Rev. Eine aus Eichenblättern geflochtene Corona civica, mit den Worten PATRI PATRIÆ. in der Mitte; OB JURA, über, und CIVIUM ASSERTA unter dem Kranze.

Fig. 1658, d) auf Veranstaltung des Hrn. geh. R. v. Linstow, und des Hrn. geh. Conferenzrathes und Ober-Kammerjunkers von der Lühe. Av. Ein brennender Altar, mit dem dänischen Wappen; zu beyden Seiten, zwey Säulen, mit dem gekrönten Buchstaben C an der einen, und den gekrönten Ziffern VII, an der andern. Inschr. LEGISLATORI SACRUM. Unten: D. J. Adzer. Fec. Rev. Minerva, mit der Linken auf eine neben ihr liegende Weltkugel zeigend, und in der Rechten eine im Gleichgewichte befindliche Wageschale haltend; neben ihr zur Rechten ein Löwe. Inschr. PRO PATRIA ET ORBE. Exergue: JUS IND. STAB. XXIX. JANUARII MDCCLXXVI. Linker Hand, über der Exergue, im Winkel: D. J. A.

Fig. 1658, e) auf Veranstaltung des Hrn. geh. R. v. Hielmstierne, und des Kammerherren Bar. v. Rosencrone. Av. Ein römischer Kaiser, stehend, dessen Haupt mit einem Lorbeerkranze umgeben ist; einer vor ihm knienden römischen Frau, welche in der

Lin-

Linken das däniſche Wappen hält, die rechte Hand reichend. Inſchr. TANTUS AMOR POPULI. Exergue: D. J. Adzer. Fec. Rev. Ein auf einem, mit einer befranſeten Decke behängten, Tiſche liegendes aufgeſchlagenes Buch, auf deſſen beyden Blättern die Worte: LEX DE INDIGENIS ſtehen. Exergue: PROMULGATA D.XXIX JANUARII MDCCLXXVI. Linker Hand, über der Exergue, im Winkel: D. J. A.

Incontro, ein unter den Kaufleuten gebräuchliches italiäniſches Wort, welches ſo viel als Gelegenheit oder Mittel anzeigt. Alſo ſagt man: Ich habe *Incontro* gefunden, des Herren *Remeſſa* zu verhandeln, d. h. ich habe Mittel oder Gelegenheit gefunden, Ihre mir zugeſchickte Waaren zu verkaufen. Daher kömmt das gleichfalls gebräuchliche Wort der Kaufleute incontriren, d. i. Gelegenheit oder Mittel finden.

Inconnue - Cheneau, oder Fondante de Breſt; Inconnue la Fare, gewiſſe Arten Birnen; ſ. Th. V, S. 441, 458.

Incourant, iſt das Gegentheil von Couraut, oder Current, und heißt folglich ungangbar, nicht gangbar, nicht geſucht. Hauptſächlich findet man dieſes Wort in einigen holländiſchen gedruckten Handlungstractaten.

Incruſtat, oder Rindenſtein. Die Incruſtate werden ſonſt auch incruſtirte Körper genannt; eine Benennung, bey welcher man auf die eigentliche Beſchaffenheit dieſer Körper zu ſehen hat, die mit einer feſten Steinrinde oder Cruſte (L. Cruſta, Fr. Croûte,) überzogen ſind. Eben das iſt die Bedeutung des lat. Namens Incruſtata. Die übrigen Benennungen, als: des Wallerius, Porus aqueus circa alia corpora concretus; des Linné, Stalactites (cretaceus) incruſtatus, und Stalactites vegetabilia incruſtans; des Cartheuſer, Corpus animale aut vegetabile, vel non vel parum mutatum, cortice ſ. cruſta minerali obductum, und dergleichen Beſchreibungen mehr, gehen auf die Be-

ſtandtheile und Entſtehungsart der Incruſtate. Der franzöſiſche Name Incruſtations, und der holländiſche, een Stalactit en verſteend Waater *Leers* drucken ebenfalls die Sache ſelbſt aus.

Unter Incruſtate werden diejenigen Körper des Thier- oder Pflanzenreiches verſtanden, welche mit einer Rinde von Toph- oder Tropfſtein überzogen ſind. Da nicht allein die Körper des Pflanzenreiches, ſondern auch verſchiedene Körper des Thierreiches, als: Muſcheln und Schnecken, Eyer, Hörner, Knochen u. d. gl. überſintert werden können, ja auch ſo gar oft in einem ſolchen Zuſtande angetroffen werden, ſo iſt der Begriff des Linné (1) zu enge, wenn er bey den Incruſtationen nur der Vegetabilien gedenkt. In der ältern Ausgabe hingegen, und in der Beſchreibung des teſſiniſchen Cabinetes hat er ſich allgemeiner Ausdrücke bedient, und hiedurch dieſen Fehler vermieden. Eben ſo unzureichend iſt der Begriff des Hrn. Rath Baumer, (2) wenn er ſagt: „manche Tophſteine haben die Figur der Körper behalten, um welche ſich die weiche, aus dem Waſſer niedergeſchlagene Topherde angelegt hatte.“ Denn es muß nicht eben ein Tophus ſeyn, welcher die Incruſtate bildet, ein Tropfſtein kann eben das hervor bringen, wie man beſonders an den incruſtirten Moſen ſieht. Darin aber hat Hr. Baumer Recht, daß er dieſes zu einem weſentlichen Kennzeichen eines Incruſtates macht, daß ſolches die Figur des Körpers behalten haben muß, welche die Gelegenheit zur Ueberziehung gegeben hat. Denn unförmliche Klumpen, wenn auch gleich darin fremde Körper des animaliſchen oder vegetabiliſchen Reiches verborgen liegen, gehören eigentlich nicht unter die Incruſtate, ſondern überhaupt unter die Toph-

und

(1) Syſtema naturæ, 1768, p. 183. n. 1.
(2) Naturgeſch. des Mineralr. Th. I, S. 190.

und Tropfſteine; es wäre denn, daß dieſe Körper auſſer ihrer Mutter noch mit einer beſondern Cruſte umgeben wären.

Von den Toph- und Tropfſteinen, welche eigentlich die Incruſtate bilden, werde ich an ſeinem Orte handeln. Hier iſt nicht von demjenigen, was dem Körper überzieht, ſondern von denen Körpern, welche man überzogen antrifft, die Rede. Aus dem Vorhergehenden erhellet, daß ein Incruſtat zwey weſentliche Kennzeichen haben müſſe. Es muß 1) ein natürlicher Körper ſeyn, d. h. ein ſolcher Körper, der ſich noch in ſeinem natürlichen Zuſtande befindet, und welcher weiter keine Veränderung erlitten hat, als diejenige, welche ſeine Ueberziehung nothwendig machte. Dieſer Körper muß 2) mit einer Cruſte überlegt ſeyn. Wenn ich z. B. ein incruſtirtes Holz nehme, ſo habe ich hier wahrhaftiges natürliches und unverändertes Holz, um welches ſich der Stalactit angeleget hat; Holz, welches keine Veränderung erlitten hat, außer daß es etwann durch die Feuchtigkeit mürber geworden iſt. Wenn ich eine incruſtirte Conchylie nehme, ſo hat dieſelbe ihr völliges Weſen behalten, nur daß ihr das Waſſer die Farbe genommen hat. So iſt es mit allen übrigen incruſtirten Körpern; ich kann mir dieſelben als Körper vorſtellen, die nur durch einen Zufall zuſammen gerathen ſind, die ich auch folglich wieder von einander trennen kann. Mit den Verſteinerungen hat es eine ganz andere Beſchaffenheit; denn bey denſelben iſt eine ſo genaue Vereinigung eines natürlichen Körpers und der ſteinartigen Materie, daß man beyde nicht mehr trennen kann, es wäre dann in manchen Fällen durch das chemiſche Feuer, alſo durch ihre gänzliche Zerſtörung. Es folgt daraus, daß die incruſtirten Körper in keiner Rückſicht unter die Verſteinerungen gehören, ob man ihnen gleich unter den

eigentlichen Foſſilien den Ort nicht ſtreitig machen kann.

Wenn man unter einem Incruſtat einen Körper, welcher überzogen iſt, verſteht, ſo iſt ferner richtig, daß ein Toph- oder ein Tropfſtein, welcher nur eine Fläche bedeckt, kein Incruſtat ſey, daher der Salzſtein (Schepp, Schöpp, Scherp, Pfannenſtein,) welcher ſich an die eiſernen Pfannen bey dem Salzſieden anſetzt, eigentlich unter die Keſſelſteine, und nicht unter die Incruſtate, wohin man ihn insgemein zählet, gerechnet werden muß. (3) Hr. Vogel zählt auch den eigentlichen Beinbruch oder Knochenſtein (Oſteocolla.) ſo wie er in der Thurmark gefunden wird, unter die Incruſtate, und widerlegt Hrn. Wallerius, welcher ſie zu den Verſteinerungen rechnet. Cartheuſer (4) will hieher auch die im Bernſtein eingeſchloſſenen Inſecten rechnen.

Die Beſtandtheile der Incruſtate, ſagt Hr. Hofr. Walch, (5) ſind nicht alle von einerley Art, je nachdem das Waſſer, welches dieſes Incruſtat macht, in ſeinen unterirdiſchen Gängen, die es durchläuft, bald dieſe bald jene Erdart mit abgeſpühlt und in ſich genommen hat. Die kalkigen ſind die gewöhnlichſten, doch giebt es auch gypſige, märgelige und ſandige. Zuweilen hat ſich ein Eiſenocher, der ſich durch ſeine gelbe Farbe verräth, mit eingemiſcht. Wenn ſolcher ſich mit dem Saude vereiniget, ſo entſteht daraus eine ſehr feſte Tophart. Ob die Rinde des Incruſtates lockerer oder feſter iſt, hängt von der Feinheit des Kornes ab, und ſelbſt in die Regelmäßigkeit des Incruſtates hat dieſes einen groſſen Einfluß; daher iſt auch die eine immer feiner als die andere. Eben ſo iſt es mit der Farbe der Incruſtate. Die weiße iſt die gewöhnlichſte,

(3) S. Vogels pract. Mineralſyſtem, S. 257.
(4) Elementa mineralogiae, S. 99.
(5) Naturgeſch. der Verſteinerung. Th. 1. S. 63. f.

lichste, welche auch die eingeschlossenen Körper am besten erhält. Die gelbe und rothe Farbe zeuget von einem Eisenocher, welcher die alkalischen Körper leicht auflöset und zerstöret, daher man auch im gelben Tophstein nicht so häufige Incrustate, als im weißen, findet. Eben dieses gilt auch von dem grünlichen Toph, wenn die grüne Farbe in einer Kupfersolution, und folglich in einem vorhandenen sauern Wesen, ihren Grund hat.

Ferner muß man die Incrustate von einigen andern Naturproducten, mit welchen sie leicht verwechselt werden können, und zwar zuvörderst von den Versteinerungen, sorgfältig unterscheiden. Es kommen unter den Incrustaten Fälle vor, wo auch ein geübter Kenner bisweilen in Ungewißheit gelassen wird, bis ihn eine genauere Untersuchung überzeuget, daß er keine Versteinerung, sondern nur ein Incrustat, vor sich habe. Der Fall ist besonders alsdann möglich, wann die Crufte eine größere Härte, als sonst gewöhnlich ist, an sich nimmt. Hr. v. Bondaroy (6) führt ein Beyspiel von dem Holze an, welches ich wiederholen muß. „Es geschieht auch nicht selten," sagt er: „daß man bloße Ueberziehungen für wahre Versteinerungen ansieht. Es ist bekannt, daß das Wasser aus einigen Quellen einen steinichten Saft absetzt, und daß es verschiedene Stücke, die man in dasselbe wirft, damit überzieht. Man überzeugt sich aber in kurzem, daß es selbige nur mit einer Rinde überzieht, wenn man sie zerbricht; und den Kern in der Mitte findet, oder das Inwendige von dieser Ueberziehung leer antrifft, wenn die Pflanze oder das Holz, daran es sich gelegt hat, mit der Zeit verweset ist. Es ist mit allen von Wasser gemachten Ueberziehungen nicht also beschaffen. Es giebt deren einige, die uns leicht in Irrthum bringen kön-

(6) Mineralog. Belustig. Th. 5. S. 425.

können. Man findet in Cabineten Stücke, die äußerlich wie ein Bret von Tannenholz aussehen; man sieht die Holzadern, die länglichen Fibern, die Aeste, und so gar die von der Säge gemachten Züge daran; und wenn man sie zerbricht, so findet man, daß diese Steine schichtenweise immer eine über die andere gebildet sind. Guettard aber behauptete, daß diese vermeinte versteinerte Tannenbreter nichts anders seyn, als steinerne Rinden, die sich sehr genau auf den Bretern von diesen Baume, deren man sich bedient, das Wasser auf Mühlen zu leiten, gebildet haben. Das Sediment, welches diese Steine macht, bildet sich sehr genau auf den Bretern, auf welche das Wasser geleitet wird, und bildet auf der Seite, mit welcher das Sediment sich auf dem Brete anlegt, alles sehr genau ab, und so, wie es sich nach und nach ansetzt, formiret es Schichten, welche leicht triegen können.“ Die Sache ist richtig, und dergleichen steinerne Breter werden von Tophsteine noch an mehrern Orten, z. B. zu Kößnitz bey Naumburg an der Saale gemacht. Allein, solche Beyspiele gehören, nach dem Begriffe, den man sich von Incruſtaten macht, eigentlich nicht darunter; denn ein Incruſtat muß keinen Abdruck eines fremden Körpers darstellen, sondern den Körper überzogen haben. Wollte man aber ja, um diesen Bretern einen eigenen Namen zu geben, den Begriff eines Incruſtates ein wenig weitläuftiger nehmen, so müßte man sie Incruſtaten-Abdrücke nennen, um sie dadurch von den wahren Abdrücken zu unterscheiden. Indessen ist mit diesem allen die Frage, wie man ein Incruſtat von einer wahren Versteinerung unterscheiden könne, noch nicht entschieden. Ich habe sie aber schon vorher beantwortet. Incruſtate kann man sich als Körper vorstellen, welche nur durch einen Zufall zusammen gerathen sind, die sich in ihrem Wesen nicht innigst vereinigen, die folglich auch wieder von einander

der getrennet werden können. Bey Versteinerungen hingegen findet eine so genaue Vereinigung des Körpers und der steinartigen Materie Statt, daß man sie weiter nicht von einander trennen kann.

Allein, wie unterscheidet man ein Incrustat von den Abdrücken im Steinreiche? Ich habe vorhin gesagt, daß es auch Incrustaten-Abdrücke giebt. Sie kommen am gewöhnlichsten in den Blätter-Tophen vor. Hier hat der Tophus alle Fibern der Blätter so genau ausgefüllt, daß, wenn man einen solchen Tophus von einander bricht, man einen genauen Abdruck eines Blattes auf der einen Hälfte, das Blatt selbst aber auf der andern, antrifft. Man unterscheidet dergleichen Abdrücke gar leicht daran, daß sich an einem solchen Körper dasjenige vertieft vorstellt, was bey dem Körper in seinem natürlichen Zustande erhaben ist, und umgekehrt. Eigentliche Abdrücke versteinter Körper aber kann man von einem Incrustate desto leichter unterscheiden, theils daran, weil das Incrustat ein eingehüllter fremder Körper ist, da hingegen ein Abdruck den ehedem da gelegenen Körper entblößt darstellt; theils daran, weil ein Incrustat am gewöhnlichsten toph- oder tropfsteinartig ist, die Abdrücke im Steinreiche aber auf Kalk-Thon-Sand- oder Hornsteinen angetroffen werden.

Man hat auch koralliniſche Incrustate. Ich meine hier nicht die incrustirten Korallen, denn diese gehören unter die Incrustate überhaupt; sondern zuweilen findet man Horngewächse, oder andere feste Seekörper, mit einer koralliniſchen Masse überſponnen, welche entweder roth oder weiß ist. Nach der Meinung der neuern sind diese Arbeiten der Polypen, (7) welche man von einer tophartigen Rinde an der Feinheit des koralliniſchen Wesens leicht unterscheidet.

Was

(7) Walch Naturgesch. der Verſteiner. Th. 1, S. 63.

Was diejenigen Körper, welche einer Incruſtation fähig ſind, betrifft, ſo ſind es faſt alle Körper des vegetabiliſchen, und ſehr viele aus dem anima'iſchen Reiche. Man findet daher Holz, Reiſig von Holz, Kräuter, Knochen, Schnecken und Muſcheln, in einem ſolchen Zuſtande. Man muß aber die künſtlichen Incruſtate von den natürlichen unterſcheiden. Man pflegt z. B. in dem Karlsbade, Krebſe, Eyer, Sträuße, in den Gradierhäuſern Vogelneſter mit den Eyern und ohne dieſelben, ja die Vögel ſelbſt, zu überſintern. Dieſes nenne ich künſtliche Incruſtate, weil Menſchen ſie gemacht haben und noch täglich machen können. Man hat aber auch Incruſtate, wozu Menſchenhände nichts beygetragen haben, und von dieſen handle ich jetzt. Einige Körper ſind einer Incruſtation nicht wohl fähig, und das ſind beſonders alle weiche und fleiſchige Körper, welche eher verfaulen als überzogen werden können. Man will daher von incruſtirten Kräutern und Blättern bemerkt haben, daß es nicht ſo wohl friſche Kräuter und Blätter wären, weil dieſe ebenfalls der Fäulniß zu ſehr ausgeſetzt ſind, ſondern es ſind ausgetrocknete und dürre Blätter und Kräuter geweſen, welche nun der Fäulniß widerſtehen könnten. Körper aus der See findet man an Orten außer der See, wo Incruſtate liegen, nicht leicht aber an der See, und, wie wir bald hören werden, in der See ſelbſt, werden dieſelben gefunden. **Venette** bemerkt daher, daß an den franzöſiſchen Küſten gewiſſe Meergewächſe mit einem aſchfärbigen Lehm überzogen wären, und daß die Korallen mit einer lehmigen Materie von verſchiedenen Farben, welche in dem Waſſer hart wird, überzogen ſeyn. In den Tophſteinbrüchen findet man gemeiniglich Producte des Landes, welche nahe herum befindlich ſind, Gräſer, Holzreiſer, Schilfe, Knochen u. d. gl.; ſind es ja Producte der ſüßen Wäſſer, ſo ſind ſie gewiß durch Fluthen dahin geführt worden. Man erwarte

also in dergleichen Brüchen keine Knochen von ausländischen und unbekannten Thieren, keine exotische Kräuter, keine Producte der See. (8) Die Incrustate erscheinen freylich in einer gar verschiedenen, bald gröbern bald geringern Schönheit. Dieses rührt zuförderst von der Materie selbst her; ist diese grob und unansehnlich, so wird sie schwerlich ein feines Incrustat bilden, welches freylich weit besser ausfallen muß, wenn die Materie feiner ist. Auch alsdann kann ein Incrustat verunstaltet werden, wenn sich mehrere Materie um dasselbe herum legt, als zur Incrustirung nöthig ist. Daher findet man oft fremde Körper in unförmlichen Klumpen, wo man sie nicht vermuthet hätte. In Tophsteinbrüchen oder in überfließenden Wässern ist dieser Fall nicht ungewöhnlich.

Dieses führt mich näher auf diejenigen Körper, welche andere Körper incrustiren können. Die Eigenschaft zu incrustiren, besitzen:

1. alle Sohlen, wenn sie gradirt werden. Die Salzsohlen führen mehr oder weniger Erdtheile in sich, aber keine ist ganz leer davon. Diese Erdtheilchen legen sich theils um die Reiser und Dornen in den Gradierhäusern, theils setzen sie sich an die innere Oberfläche der Pfannen an, wo das Salz gesotten wird, und erzeugen den so genannten Pfannenstein; theils bleiben sie mit einer gewissen Quantität der Salzsäure verbunden, in derjenigen dicken Feuchtigkeit, welche nach dem Anschießen des Salzes übrig bleibt und die Mutterlohle genannt wird. Hr. Cartheuser (9) untersuchte diesen durch die Sohle erzeugten Rindenstein, und fand, daß er aus einer Kalkerde bestehe; von einer Bitterlalzerde fand er

nicht

(8) Walch, a. ang. O. S. 64. Venette von den Steinen, S. 21.

(9) Cartheuser's mineralogische Abhandlungen, 2 St. S. 89, f. 97.

nicht die geringſte Spur, wohl aber etwas von einer zähen thönigen Erde. Herr Weſtfeld (10) glaubt hingegen, daß die Erde, welche die Reiſer in den Gradirhäuſern überzieht, insgemein durchaus gypsartig ſey; und wenn ſie auch bisweilen mit Scheidewaſſer brauſe, ſo laſſe ſie ſich doch in dieſer Säure nicht gänzlich auflöſen, ſondern es bleibe allemal ein großer Theil Gyps zurück. Dieſer Gyps wird, ſeiner Meinung nach, erſt unter dem Gradiren des Salzwaſſers erzeuget. Es iſt möglich, wenn wir verſchiedene Salzwerke annehmen, daß einige eine Kalk-, andere aber eine Gypserde bey ſich führen; genug, daß wir wiſſen, eine jede Salzſohle kann incruſtiren. Herr Leibarzt Vogel (11) glaubt ſo gar, daß ein jedes Quellwaſſer, wenn es, ſo wie die Sohle, durch Reiſig laufen und tröpfeln müßte, incruſtiren würde. Es iſt dieſes um ſo viel wahrſcheinlicher, weil man gewiß ſehr wenige Wäſſer finden wird, welche ganz rein ſind; denn faſt alle haben fremde Erdtheilchen in ſich. (12)

Das Vermögen zu incruſtiren, beſitzen 2. diejenigen Wäſſer, welche viel Kalkſtein und Selenit in ſich haben, und daher aus kalkſteinigen oder ſelenitiſchen Gebirgen kommen. Dergleichen Wäſſer giebt es ſehr viele. Alle Wäſſer führen fremde Theilchen bey ſich, welche bald erdig, bald ſalzig, bald ſchwefelig ſind. Die erdigen Theile des Waſſers ſind größten Theils kalkartig, doch ſo fein und zart, daß ſie nicht geſehen werden, und ſo leicht, daß ſie von dem Waſſer getragen werden. Setzt nun das Waſſer dieſelben ab, und legt ſie um fremde Körper an, ſo entſtehen daraus Incruſtationen; ſinken ſie bloß zu Boden, ſo entſteht daher ein Tophſtein. Indeſſen incruſtiren doch nicht alle Wäſſer; entweder, weil ſie nicht genug erdige Theile

(10) Mineralog. Abhandlungen, 1 St. S. 64.
(11) Practiſches Mineralſyſtem, S. 257.
(12) Walch ſyſtemat. Steinreich, Th. 2, S. 7. f.

Theile bey ſich haben, oder, weil das Waſſer zu ſchnell fließt. Hingegen hat man auch Wäſſer, welche ganz außerordentlich incruſtiren. So findet ſich z. B. in dem weſtlichen Theile von Island ein See, welcher beſtändig raucht, ob er gleich ſehr kalt iſt; dieſer verwandelt alles, was man hinein wirft, in Stein. Wenn man einen Stock hinein ſteckt, ſo wird derjenige Theil, welcher den Grund berührt, in Eiſen verwandelt, oder eigentlich mit einem Eiſenocher überzogen. In der Normandie iſt ein Bach, welcher alles, was man hinein wirft, in Stein, und zwar in einen ſo harten Stein verwandelt, welcher am Stahl Feuer ſchlägt.

Endlich beſitzt dieſes Vermögen auch z. das Seewaſſer. Wie man von dieſem Waſſer zuverläſſig weiß, daß es viel Salz in ſich hat, ſo iſt auch zuverläſſig, daß es ſo wenig, als ein jedes anderes Waſſer, von erdigen, und beſonders von kalkigen Theilchen frey ſeyn werde. Man ſieht dieſes nicht allein an den Seetophus, welchen man in den Cabineten vorzeigt, ſondern auch aus demjenigen, was Hr. Hofr. Walch (13) aus dem Donati erzählt. Donati redet nicht nur von dem Seetophus überhaupt, ſondern er ſetzt noch hinzu: „Ferner iſt am Boden des adriatiſchen Meeres merkwürdig, daß auf demſelben ein gewiſſer Ueberzug oder Decke liegt, die aus Cruſtaceis, Teſtaceis, und Polyporis beſteht, welche mit Sand und Erde vermiſcht, auch guten Theils verſteinert ſind. Dieſe Bedeckung wird auch immer dicker, weil ſolche Körper ſich vermehren, und nach und nach zu Stein werden, wodurch der Boden des Meeres ſich ſelbſt erhöhet. Dieſe Bemerkung des Donati macht es nothwendig, auch ſandartige Incruſtate anzunehmen, welche aber wohl nur bloß für die See gehören; was man

(13) Walch Naturgeſch. der Verſtein. Th. 1, S. 61, f.

außer der See von Incruſtaten findet, gehört unter die kalkartigen Steine, welche zum Theil bloß kalkartig, zum Theil seleniriſch ſind, insgeſamt aber mit den Säuren brauſen. Von den übrigen Meeresgegenden hat man zu wenig Nachrichten, als daß man mit Gewißheit ſagen könnte, ob ſich in denſelben auch Incruſtate finden; von einem Theile der Oſtſee aber beſitzt Hr. Diac. Schröter ein Beyſpiel. Es iſt ein ſand- und ocherartiges Convolut, in welchem unter andern natürliche Kohlen eingeſchloſſen ſind, welche ſich ſo wenig verändert haben, daß ſie, wenn man von ihnen die Cruſte ablöſet, noch abfärben und ſchreiben; dabey iſt das Convolut ſo feſt, daß es nur mit Gewalt zerſchlagen werden kann.

Es iſt übrigens merkwürdig, daß ein Bach, welcher die Kraft hat, zu incruſtiren, dieſes Vermögen verlieren kann. Cartheuſer (14) bemerkt dieſen Umſtand von dem Poetenbrunnen bey Frankfurth an der Oder, welcher ehedem incruſtirte, nun aber dieſes Vermögen verloren hat. Man darf aber deswegen nicht annehmen, daß dieſes und ähnliche Waſſer keine Kalktheilchen, mehr in ſich hätten; aber dieſes kann man annehmen, daß die Kalktheilchen feiner geworden ſind, auch vielleicht ſich ſparſamer in dem Waſſer befinden, und daß das Waſſer ſelbſt eine gewiſſe bindende Kraft verloren habe, dergeſtalt, daß, wenn auch das Waſſer einige Kalktheilchen auf einen natürlichen Körper fallen ließ, dieſelben nicht auf dem Körper hängen bleiben, ſondern von dem folgenden Waſſer ſogleich wieder abgeſpühlet werden. Der Fürſtenbrunnen bey Jena (ſ. oben, S. 317,) giebt eben dieſe Erſcheinung; welcher nur an einem gewiſſen Orte zu incruſtiren pflegt.

Was

(14) *Oryctographia Viadrino-Francof.* S. 54, f.

Was die Oerter betrifft, welche Incrustationen liefern, so übergehe ich hier die berühmten Höhlen, Tophsteinbrüche, Gradirhäuser, u. d. gl. und spreche nur von denen Quellen und Wässern, welche, wie unsere Vorfahren es nannten, versteinern, oder welche das Vermögen zu incrustiren besitzen.

Die vorzüglichsten Schriften davon habe ich im 3. B. des neuen Hamb. Magaz. S. 118, fgg. nahmhaft gemacht, auch hat Ge. Mich. Schneider in einer Abh. de fontium lapidescentium natura, Vitemb. 1721, 4. verschiedener solcher Quellen gedacht. Oben an setzt er das Carlsbad; alsdann gedenkt er eines solchen Wassers in dem Hildesheimischen, eines andern aus Gothland; das rothe Meer bey dem Busen Heroo, soll so gar diese Kraft haben, wie Theophrast versichert. Bey Alfeld in Langenholtensen ist auch ein solcher Bach; in China ein anderer; noch einer bey Ternate; der Fürstenbrunnen bey Jena, und der Poetenbrunnen bey Frankfurth, deren kurz vorher Erwähnung geschehen ist. Einer Quelle in Island, und einer andern in der Normandie, habe ich oben, S. 531, gedacht. Lesser nennt, in seiner Lithotheologie, S. 526, f. folgende Quellen und Wässer: Zu Albano, 1 Meile von Padua; bey Landshut, in Schlesien; die kleine See in Italien, Lago del pie di Lugo; den Goldbrunnen zu großen Fürre; bey Neustadt, in Oestreich, auch ein Brunnen; den Gesundbrunnen zu Skarschim; eine Quelle zu Edingen, an den saarbrückischen Gränzen. In Dülac Memoires pour servir à l'hist. nat. &c. werden, im 1 Th. aus Lionnois, Forez und Beaujeolois, einige Quellen beschrieben, welche incrustiren. Ein Bach zu Authieux, zu Pont l'Eveque gehörig, incrustirt so stark, daß alles, was man hinein wirft, eine Stahlhärte erlangt, nur die Knochen nicht; diese werden mürbe. Eine ganze Menge erzählt Kirchmayer, de corporibus petrificatis; Vitemb. 1664, 4. §. 13. Tales in Germania nostra, sagt er, & circa Badenses quidem Helveticas, Tigurinae, Eglisonenses, Engenenses & Andernacinae, Carthusianae circa Francofurtum ad Oderam; in Bohemia, Volckamenses & Carolinae; in Hungaria, Thermae Sanitinae, Rosalinae dictae, Johanneae & Cepusianae, in Italia Anienis Albulae, Velini, Narisque aquae; in Gallia juxta Clarimontium, Auerniæ fontem Saulsenses, Rossilonen-

ses & Veronicae; in Graecia, Ismasariae in Thessalia & Euboeae; in Anglia, lymphae, in Praefectura Bedfordiae & in Cambria itemque in Brigantinis, Anglis Yorkshire, aliisque in Norvegia, Islandia, aliisque locis & regionibus quae celebrantur. Volkmern, in Silesia subterranea, S. 8. gedenkt eines Sees in Tyreland, Erno-Lacus, welcher incrustirt; und was der See Neagh daselbst seyn, kann man in den 8 T. des hamb. Magaz. S. 323. f. lesen. Ferner führt Volkmann folgende Wässer an: einen Fluß zu Ternate, bei Jaikenau in Böheim, den sprudelndes Wasser bey Chemnitz, und ein anderes 3 Meilen von Theren. Eines Brunnens in der Schweitz, und eines andern bey Wien gedenket Eben, in Prolusione oryctographiae Neostadiensis, S. 16. Eines Baches in Arcueil, welches incrustirt, thut Hr. Graf von Büffon, in der allg. Naturgesch. Th. 2, S. 255. der Leipz. Ausgabe, Erwähnung. Liebknecht, in Italia subterranea, S. 153, gedenket aus dem Aeneas Sylvius eines solchen Baches in Polen, und er selbst thut zwei Beispiele, eines aus der Wetterau, und eines andern Wassers bey Edingen, hinzu. Hr. Bammer versichert, in seiner Naturgesch. des Mineralr., Th. 1. S. 190. f. daß im Erfurtischen, bey Schloß Uppach, Mühlberg, und hinter Tiefengruben, dergleichen incrustirende Wässer ebenfalls gefunden würden. Der ungenannte Verf. der Untersuchung, wie die wahrhaften See-Muscheln auf die höchsten Berge gekommen, S. 150 und 182, erzählt aus Hoppelius Relation. curios. daß im Clermontischen, in Frankreich, unweit der Limagne ein Brunn, und eben daselbst bey dem Städtchen Vigard eine incrustirende Quelle sey. Eben so erzählt Happel aus dem Kircher, daß in Peru, bey der Stadt Guancavisca zwey heiße Quellen wären, welche kurz darauf zu Stein würden, und die folglich das Vermögen zu incrustiren haben müssen. Auch die nürnbergische Gegend besitzt solche Wässer. Baier hat in seiner Oryctographia Norica, S. 5, zweyer gedacht, des einen bey Lieden, und des andern bei Hagenhausen. Ich könnte noch mehrere Beyspiele davon anführen; diese aber mögen hinreichen, zu beweisen, daß dergleichen Wässer in allen Welttheilen angetroffen werden.

Die

Die Entſtehungsart der Incruſtate iſt nicht ſchwer zu erklären. Wenn ein mit kalk- oder ſelenitartigen oder andern erdigen Theilen geſchwängertes Waſſer einen Körper benetzet, ſich dann dieſe Theilchen rings um den Körper herum anhängen, und nachher in der Luft verhärten, ſo entſteht hieraus eine Rinde, welche einen fremden Körper in ſich ſchließt, und dieſes vereinigte Product wird ein Incruſtat genennet. So lange die fremden Theilchen in dem Waſſer leicht genug ſind; trägt das Waſſer dieſelben mit ſich fort; werden ſie aber ſchwerer, ſo ſinken ſie zu Boden. Fallen ſie nun auf einen ſolchen Boden, wo keine fremde Körper liegen, ſo entſteht daraus eine bloße Rinde; liegen aber fremde Körper da, ſo wird es ein Incruſtat. Fällt das Waſſer tropfenweiſe auf einen fremden Körper, ſo wird das Incruſtat durch einen Tropfſtein gebildet. So ſtellte ſich ſchon Seneca (15) die Sache vor. „Wenn ein Waſſer,“ ſagt er: „einen feſten Körper berührt hat, ſo bleibt es ſtehen und verdicket ſich, daher werden die in eine ſolche See hinein geworfenen Dinge nach einiger Zeit ſteinern wieder heraus gezogen. Man trifft dieſes an verſchiedenen Orten in Italien an; wenn man ein Reis oder einen Zweig hinein leget, ſo zieht man nach wenigen Tagen einen Stein wieder heraus.“ Bey der Incruſtation wird daher nothwendig ein Waſſer, oder wenigſtens ein feuchter Ort, wo an manchen Stellen einige Tropfen niederfallen können, erfordert, ein Waſſer, welches kalkartige, ſelenitartige, ſandartige u. d. gl. Theilchen, entweder einzeln oder vermiſcht, in ſich enthält, welche es auf ſolche Körper, die an ſolchen Orten liegen, fallen läßt. Wenn nun das Waſſer viele dergleichen Theile in ſich hält, ſo iſt die Ueberſinterung leicht, und geht in kurzer Zeit vor ſich.

(15) *Natural. quæſt.* Lib. 2, Cap. 20.

Das iſt der Fall, von dem Seneca redete, daß man nach wenig Tagen ein Incruſtat haben könne. Eben das meldet Vogel von den Quellen des Heimberges bey Göttingen, welche ebenfalls bald incruſtiren; und in dem Carlsbade erhält der in das Waſſer gelegte Körper ſchon nach 24 Stunden eine ziemlich harte Rinde. Dergleichen Quellen und Wäſſer giebt es mehrere. Hat aber das Waſſer nur wenige Theilchen, und ſind dieſe Theilchen vielleicht noch ſehr zart, ſo gehört eine längere, ja oft eine ſehr lange Zeit dazu, ehe ein Incruſtat vollendet wird. Ferner folgt daraus, daß die mehrere oder mindere Schönheit der Incruſtate bald auf die Beſchaffenheit der incruſtirenden Theilchen, bald auf die Länge der Zeit, wo der Körper im Waſſer liegt, bald auf beyde Umſtände zugleich ankomme. Führt das Waſſer ſehr grobe irdiſche Theile bey ſich, ſo überzieht es den Körper bald, und macht ihn, wenn er lange im Waſſer liegt, unförmlich; ſind hingegen die kalk- und ſelenitartigen Theilchen zart, ſo wird das Incruſtat ſchön, beſonders bey dem Moſe oder den Blättern.

Da indeſſen die Theilchen, welche das Incruſtat formiren, von verſchiedener Art ſind, ſo haben die Schriftſteller darauf die Verſchiedenheit der Incruſtate gegründet. Wallerius (16) hat vier Gattungen: kalkartige, ocherartige, ſalzartige, und metalliſche Incruſtate. Cartheuſer (17) hat 5 Gattungen angenommen, nämlich: ſpathartige Incruſtate, welche vom Tropfſteine entſtehen, die aber in vielen Fällen kalkartig ſind; kalkartige, welche ein Tophſtein ſind; quarzartige, wenn nämlich fremde Körper in Quarz eingeſchloſſen ſind; metalliſche Inſtructionen, welche größten Theils ocherartig ſind; und halbmetalliſche, welche

(16) Mineralogie, S. 418.

(17) Elementa mineralogiæ, S. 99.

che größten Theils aus einer markaſitiſchen Materie beſtehen. Vogel (18) hat indeſſen völliges Recht, wenn er von dieſen und ähnlichen Eintheilungen behauptet, daß ſie unvollſtändig ſeyn, und daß man ſie in der Folge der Zeit anſehnlich werde vermehren können.

Von merkwürdigen Incruſtaten führt Leſſer (19) viele Beyſpiele an, unter welchen ich nur ein einziges wiederhohle. Er gedenkt eines ganzen Körpers eines Mannes, der ſich in dem ludoviſiſchen Cabinete zu Rom befinden ſoll, welcher bloß incruſtirt geweſen ſeyn ſoll, und beruft ſich deswegen auf Neikels (oder, wie er eigentlich heißt, Einkels) Muſeographie, Th. 1, Cap. 5, S. 96. Wäre dieſes gegründet, ſo wäre ein ſolches Beyſpiel wohl werth, in einer Naturalienſammlung aufbehalten zu werden; allein, es war vermuthlich eine bloß zufällige Bildung, die bey dem Toph- und Tropfſtein nichts ungewöhnliches iſt, und daher ein bloßes Naturſpiel. Die fleiſchigen Theile eines Menſchen gehen viel zu bald in eine Fäulniß über, als daß ſie incruſtiret werden könnten, und die einzelnen Theile eines Menſchenkörpers gehen viel zu früh aus einander, als daß ſich nach und nach eine Rinde um dieſelben herum legen und ſie befeſtigen könnte. Hr. D Hofmann (20) gedenket eines Tuffſteinbruches die Steinrenne genannt, bey dem Dorfe Bilzingsleben im Amte Sachſenburg, in welchem man außer Hirſchgeweihen, Kinnladen von Elephanten, worin noch die Zähne befeſtigt geweſen, Beyſpiele, die deſto ſeltner ſind, weil man in Tophſteinbrüchen nicht leicht fremde Körper zu erwarten hat!) auch einen

(18) De incruſtato agri Gœttingenſis, S. 27.

(19) Lithotheologie, S. 531.

(20) Von der Erzeugung der Steine, nach meiner Ueberſez. im 3. B. des neuen hamb. Magaz. S. 120.

Menſchenkopf, worin noch ein Pfeil ſaß, gefunden hat, zu einem überaus ſeltenen Beweiſe, daß dieſer Tophſtrich weder vom Anfange der Welt, noch zu den Zeiten der Sündfluth, herzuſchreiben ſey. Man fand auch daſelbſt kleine Vogelneſter voll Eyern von Vögeln, welche faſt ganz und gar in Toph verwandelt geweſen. Die ſeltenſten Beyſpiele werden doch immer diejenigen bleiben, die man in dem Quarze findet.

Die wenigen Beyſpiele vom Quarz, in welchen fremde Körper eingeſchloſſen ſind, hat Hr. Diac. Schröter, im 1 Th. ſeiner Einleit. in die Kenntniß und Geſch. der Steine und Verſteiner. S. 190, und im 2 Th. ſeines Journals ꝛc. S. 363, f. geſammelt und bekannt gemacht.

Unter den Incruſtaten verdient das incruſtirte Mos, Incruſtatum muſci, eine beſondere Aufmerkſamkeit. Hr. Diac. Schröter hat im 2 Th. ſeiner Einleit. in die Kenntn. und Geſch. der Steine und Verſteiner. auf der 3ten Kupfert. Fig. 9, 10, 11, drey Beyſpiele aus dem Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen in Kupfer ſtechen laſſen, welcher dieſer Ehre werth ſind; auch hat derſelbe eine beſondere Abhandlung davon, im 3. B. der Berlin. Samml. S. 229, fgg. und im 2 Th. ſeiner Abhandl. über verſchiedene Gegenſtände der Naturgeſchichte, S. 310 — 331, geliefert. Wenn manche Schriftſteller dergleichen Mos Muſcus petrefactus, Mouſſe petrifié, nennen, ſo nehmen ſie freylich das Wort in einer zu unbeſtimmten Bedeutung, da ein Incruſtat keine Verſteinerung iſt. Hier iſt von den eigentlichen incruſtirten Moſen die Rede, und es ſind davon ausgeſchloſſen: 1. die in Kryſtall oder Achat eingeſchloſſenen Moſe, welche, wenn ſie auch keine Verſteinerungen ſind, ihrer Schönheit und Seltenheit wegen unter ihnen einen Platz verdienen; 2. die zufälligen Mosgeſtalten, welche nur ein bloßer Stalactit oder ein Tophſtein ſind, ſich in man-

cher-

cherley Geſtalten zu bilden pflegen, und bisweilen auch die Geſtalt des incruſtirten Moſes angenommen haben, an welchen man aber diejenige Regelmäßigkeit vermißt, welche das incruſtirte Mos zeigt, und in welchen man, wenn man ſie zerbricht, nie eine Spur vom Moſe findet. Die eigentlichen incruſtirten Moſe ſind größten Theils nichts anders, als ein Tropfſtein, welcher ſich in größerer oder geringerer Menge um zarte Mosreischen legt, ſie überzieht, und unter einander verbindet. Auf die Beſchaffenheit und Vielheit der Theilchen beruhet die Feinheit des Moſes. Sind es Kalktheilchen, ſo wird die Cruſte freylich gröber und zerreiblicher; ſind es hingegen Gypstheilchen, ſo wird die Cruſte feiner und feſter. Geſchieht es, daß ſich um das Mos nicht mehr Tropfſtein anlezt, als zur Ueberſinterung nöthig iſt, ſo behält das Mos ſeine ganze Bildung; man kann alle einzelne Mosreischen unterſcheiden, und ſolche Incruſtate ſind unſerer Aufmerkſamkeit vollkommen würdig. Sehr ſelten wird man das Mos ſelbſt noch in dem Incruſtate finden, welches gemeiniglich verweſet, und ſein ehemaliges Daſeyn durch leere Zwiſchenräume entdeckt, welche man findet, wenn man das Incruſtat zerbricht.

Die Beſchaffenheit der Kalk- oder Gypserde giebt dem Incruſtate mancherley Farben, weiß, gelb, röthlich, braun, u. d. gl. Wenn ſich um das Mos zu viel Theile anſezen, und dadurch die eigentliche Geſtalt des Moſes ganz verdrängen, ſo verdient das Product kaum den Nahmen eines incruſtirten Moſes; wenigſtens verdient es in Naturalienſammlungen keine Stelle. Daher fodert Hr. Hofr. Walch (21) von einem guten incruſtirten Moſe folgende Eigenſchaften: 1. daß die Cruſte ſehr zart aufliege, dergeſtalt, daß die wahre Geſtalt des Moſes ſich nach ſeinen Blätt,

21) Naturgeſch. der Verſteiner. Th. 2, Abſchn. 1, S. 147.

Blättchen und Reiserchen zeige; 2. daß es eine harte und feste Cruste sey; und 3. daß das Mos eine vortheilhafte Lage habe. Der Ursprung des incrustirten Moses ist mit dem oben beschriebenen Ursprunge anderer Incrustate einerley, nur daß auch der Tophus Incrustate bilden kann; gute incrustirte Mose eben sind allemal ein Werk des Tropfsteines. Man muß sich folglich ein Wasser gedenken, welches nicht sowohl fließt, als fällt, und im Herabfallen seine erdige Theile auf die daselbst befindlichen Mose fallen läßt, und sie nach und nach überzieht. Damit läugne ich übrigens gar nicht, daß auch fließende Wässer Mose überziehen, und mithin nicht sowohl einen Tropfstein, als vielmehr einen Tophstein, bilden; allein, es ist doch auch gewiß, daß im letztern Falle das incrustirte Mos selten so fein und regulär wird, als im ersten Falle, und daher weniger Achtung, als jenes, verdient.

Die Schriftsteller, welche ich hernach anführen werde, beschreiben mancherley incrustirte Mose aus verschiedenen Gegenden; dasjenige aber, welches Vogel, in einer eigenen Abhandlung (22) beschrieben hat, ist einer wiederholten Beschreibung werth. Es wird dasselbe unweit Göttingen bey der Klappermühle gefunden. Das dortige Wasser, welches eben die Papiermühle treibt, hat viele erdige Theile bey sich, welche es absetzt, und womit es das Mos überzieht. Wenn man solche Stücke findet, die noch nicht gar zu alt sind, so hat das Mos noch seine völlige Gestalt, und zwar so genau, daß man es für eine wahre Versteinerung halten sollte. Wenn sich aber nun mehr Tophus ansetzt, so wird freylich das Incrustat unscheinbarer, und es hat sich auch wirklich so stark angesetzt, daß man Stücke davon hauen kann, und $\frac{1}{4}$ Centner,

und

(22) De Incrustato arvi Gottingensis, Gott. 1756, S. 23, f. Man siehe auch Dessen pract. Mineralsystem, S. 257.

und mehr, wiegen. Schlägt man dieſe Maſſen von einander, ſo findet man das Mos in denſelben theils unverändert, theils aber auch nur leere Canäle. An einigen Orten iſt das Incruſtat von dem verfaulten Moſe ſchön grün gefärbt. Vogel behauptet, daß dieſes incruſtirte Mos das ſchönſte und größte ſey, welches man noch geſehen hat. Bey den damit angeſtellten chemiſchen Verſuchen fand derſelbe, daß ein Theil dieſes Incruſtates kalkartig, der größere Theil aber ſandartig war.

Eigentlich könnte man incruſtirtes Mos in allen Gegenden, wo incruſtirende Wäſſer ſind, finden; beſonders aber liefern folgende Gegenden und Oerter dieſes Incruſtat: Agis, im Canton Bern; Blankenburg, im Schwarzburgiſchen, Canſtatt, Dölligſen, Edingen, Göttingen, Goslar, Gothland, Jena, Montchmand, Nürnberg, Schwarzburg, Sondershauſen, Thangelſtedt und Wiegersdorf. Dieſes bezeugen: die mineralogiſchen Beluſtigungen, B. 2. S. 224. B. 3. S. 124. *Linné* Syſtema Nat. 1768, S. 183. *Ritter* Oryctogr. Goslar S. 20. Eb. Deſſ. Supplementa ſcriptor. S. 10. 117. *Baier* Oryctogr. Norica, S. 24. Walch Naturgeſch. der Verſteiner. Th. 3. S. 74. *Vogel* de incruſtato agri Gotting. S. 28. *Schütte* Oryctogr. Jenenſ. S. 109. Schröter lithograph. Beſchreib. der Gegend um Thangelſtedt, S. 35. *Liebknecht* Halla ſubterr. S. 155, f. und die Berl. Samml. B. 3, S. 242 f.

Auſſer den 3 Zeichnungen, welche Herr Schröter a. ang. O. geliefert hat, iſt auch in Knorrs Samml. von den Merkwürdigk. der Nat. Th. 2, Tab. D. IIIa a. Fig. 6. ein ſehr ſchönes Stück incruſtirt Mos abgezeichnet.

Der Werth der mehreſten Incruſtate iſt ſehr geringe. Die Urſache davon iſt ſehr gedoppelt. Die eine iſt darin zu ſuchen, daß die Incruſtate gleichſam ein Mittelding zwiſchen einen natürlichen Körper und einer Verſteinerung ſind; man weiß alſo eigentlich nicht einmal den Ort, wohin man ſie in einem Cabinete zu legen hat; gemeiniglich aber betrachtet man ſie als einen Anhang von den Verſteinerungen. Die zweyte Urſache

ſache iſt ihr allzu häufiges Daſeyn; denn an denjenigen Oertern, wo Tropf- oder Tophſtein gefunden werden, kommen die Incruſtate gemeiniglich häufig vor; nicht zu gedenken, daß Perſonen, welche in Gegenden wohnen, wo entweder incruſtirende Bäche oder Gradirhäuſer ſind, ſich ſelbſt Incruſtationen, welche Gattungen und ſo oft ſie nur wollen, machen können. Indeſſen werden doch nicht alle Incruſtate von den Liebhabern der Natur weggeworfen. Wenn wir mit einigen Worten das Incruſtat ſo weitläuftig nehmen, daß man auch die Producte der Tophſteinbrüche und der Tropfhöhlen dahin rechnet, ſo ſind diejenigen Körper, welche aus tiefen Höhlen, dergleichen die Baumannshöhle, die ſcharzfeldiſche Höhle, die Höhle bey Bayreuth, u. a. m. ſind, gezogen werden, allemal ſchätzbar; man nimmt auch diejenigen, die aus incruſtirenden Bächen kommen, welche weit entlegen und vorzüglich berühmt ſind, imgleichen ſolche, welche in dem Steinreiche nicht leicht zu erwarten ſind, als: Moſe, wenn ſie recht ſchön ſind, Vogelneſter, ſeltene Conchylien u. d. gl. in Naturalienſammlungen auf.

Incruſtiren, Fr. incruſter, eine Mauer, einen Pfeiler, eine Zimmerdecke, einen Fußboden, einen Fries, oder andere Theile eines Gebäudes, mit dünnen polirten Plaiten von Marmor, von Jaspiß ꝛc. (bey den Alten auch mit Blättern und Lamellen von geſchlagenem Gold und Silber) belegen oder überziehen; oder auch mit eingelegter oder moſaiſcher Arbeit bekleiden. Oder auch nur: etwas mit einer ſteinartigen Rinde überziehen; ſ. den vorhergeh. Art. Incruſtat. Bey dem Frescomaler: einen Anwurf machen; die Mauer oder Wand mit Mörtel, Kalk oder Gyps anwerfen, ehe man ſie bemalt.

In den neuern Zeiten hat man auch ganze Gemälde durch Incruſtiren (par incruſtation) hervor gebracht, indem man allerley kleine Steine oder andere

Ma-

Materien, welche just die Farben und Schattirungen der nachzuahmenden Gegenstände haben, in die zu solchem Ende in den Grund gemachten Furchen einfüget.

In der Sprache der Baukunst bedeutet zuweilen incrustiren, statt eines verwitterten, oder zersplitterten, oder zum Theil abgebrochenen Steines, einen neuen guten Stein in das Mauerwerk einsetzen.

Incumba, s. Kämpfer.

Incus, s. Amboß.

Inde, s. Indien, und Indig.

Indelt, (das) im gem. Leben Obersachsens und Oberdeutschlandes, dasjenige innere Behältniß in Gestalt eines Sackes, worein die Federn eines Bettes oder Küssens unmittelbar gethan werden, und worüber hernach der Ueberzug kömmt. In den gemeinen Sprecharten der Inguß, der Indel, (der Ton auf dem In,) das Inlich, im Nieders. das Inlied, Inled, Inlede, von Lid, eine Decke, so wie das Hochdeutsche von Deel, Theil, abzustammen scheint. Im mittlern Lat. Enleichis. Siehe Bett-Indelt im IV. Th. S. 336.

India, s. Indien.

Indianische Aente, s. Th. XI, S. 39.

Indianischer Balsam, weißer und schwarzer, siehe Th. III, S. 456, f.

— — — (neuer) oder peruvianischer Balsam; siehe Th. III, S. 457, fgg.

Indianisches Blumenrohr, Canna Indica, Cannacorus; s. unter Rohr.

Indianische Bohne, Rohrcassie; siehe unter Zimmet.

Indianisches Brod, s. Cassave.

Indianische Ente, s. Th. XI, S. 39.

Indianische Feige, s. Th. XII, S. 470.

Indianisches Fenchelholz, s. Sassafraß.
Indianische Giftnuß, s. Th. VIII, S. 217.
Indianische Giftwurzel, s. Mungos.
Indianischer Gottesbaum, Ficus religiosa *L.*; siehe Th. XII, S. 468.
Indianische Handlung und Handlungs-Compagnien, s. Amerika, und Ostindien.
Indianischer Hase, s. Jerbuah.
Indianische Hirse, s. Darrgras, im XIX Th. S. 742.
Indianisches Holz, s. Campecheholz, im VII Th. S. 555, und Franzosenholz, im XIV Th. S. 777.
Indianisches Honiggras, s. Th. XIX. S. 742.
Indianische Hühner, s. Truthühner.
Indianische Hyacinthe, s. Tuberose.
Indianischer gelber Jasmin, s. oben, S. 183.
— — großer — Bignonia radicans *L.*; siehe unter Trompetenblume.
Indianische Judenkirsche, s. Judenkirsche.
Indianisches Kaninchen, siehe Jerbuah und Meerschwein.
Indianische Kastanie, s. Kastanie.
Indianische Kresse, s. unter Kresse.
Indianischer Kürbiß, Wassermelone; siehe unter Melone.
Indianische Küste, oder Küste von Indien, Fr. Côte des Indes, nennt man insgemein diejenige Küste auf der Halbinsel diesseits des Ganges in Indien, welche sich von Guzarate an, bis an das Vorgebirge von Comorin erstrecket. Sie ist aber über 180 französische Meilen lang. Die Königreiche, welche sich auf dieser Küste befinden, sind: Decan, Canara und Malabar, welches wenigstens 8 bis 10 Königreiche, und unter andern Cananor, Calicut, Cranganor, Cochin, Porca, Calicoulang und Coulan, unter sich begreift. Es gehört auch hieher die Stadt Goa. Die Portugiesen sind lange Meister von dieser ganzen

Küste

Küste, und die ersten gewesen, welche sie entdeckt, und ihre Eroberungen damit angefangen haben; wie dann Calicut die erste Stadt war, wo sie anlandeten, und Cananor der Ort, wo sie die erste Festung anlegten. Jetzt haben die Portugiesen auf dieser Küste weiter nichts, als Goa, und einige andere wenig bedeutende und unbekannte Oerter.

Indianische Leinwand, (Gemahlte) s. unter Zitz.

Indianische Marone, s. Kastanie.

Indianische Maulbeere, Morinda *L.*; s. in M.

Indianische Maus, Viverra Ichnevmon *L.*; s. Ichnevmon.

Indianisches Meer, s. unter Ost-Indien.

Indianisches Metall, s. unter Metall.

Indianische Muschelschale, Ostracium indicum, Blatta byzantina; s. Purpurschnecken-Deckelein.

Indianische Narzisse, s. Narzisse.

Indianische Nuß, siehe Cocosnuß, und Sandbüchsen-Baum.

Indianischer Pfeffer, s. Pfeffer.

Indianische Pinien, s. Purgier-Körner.

Indianische Rebe, Hundswinde, Periploca *L.*; s. unter Winde.

Indianisches Roth, s. unter Ocher.

Indianische Ruhrwurzel, s. Ipecacuanha.

Indianischer Sand, s. Sand.

Indianische Schwalbe, s. Schwalbe.

Indianische Tinte, s. Tusche.

Indianische Vogelnester, s. in V.

Indianisches Weiß, auf Seide, s. Weißfärben der Seide.

Indianische Winde, Periploca; *L.*; siehe unter Winde.

Indianisches Wundkraut, s. Toback.

Indiction, in der Zeitrechnung, ein Zeitraum von 15 Jahren; s. Th. XXVIII. S. 639, flg.

Indien, L. India, Fr. l'Inde, oder les Indes, ist ein Name, welcher heutiges Tages zwey großen Ländern gegeben wird. Das eine ist der größte Theil Asiens, welcher bis an China gränzt; wiewohl zuweilen auch China und die benachbarten Inseln mit dazu gerechnet werden. Das andere ist der ganze vierte Theil der bekannten Welt, nämlich Amerika. Die Europäer pflegen das erstere, weil es ihnen gegen Osten liegt, Ostindien, India orientalis, das andere aber, welches ihnen gegen Westen liegt, Westindien India occidentalis, zu nennen. Einige legen dem asiatischen Indien, oder Ostindien, auch den Namen Großindien, India major, Fr. les grandes Indes bey, und nennen hingegen Amerika, Kleinindien, India minor, Fr. les petites Indes. Diese Benennung soll sich von den Holländern herschreiben, weil diese in Amerika weniger Land, als in Ostindien, besitzen. Von Westindien werde ich unter Amerika, als dem eigentlichen Namen, in den Supplementen, und von dem asiatischen oder Ostindien im Buchstaben O handeln.

Indienne, Fr. Indienne nennt man 1. einen indianischen Baumwollenzeug mit aufgedruckten oder auch gemahlten Figuren, oder bunten Kattun; s. Kattun. 2. Einen daraus gemachten Schlafrock für Personen beyderley Geschlechtes.

Zu Amiens wird von den Hautelissewebern von der Sayetterie daselbst unter dem Namen Indienne ein halbseidener und halbbaumwollener Zeug fabriciret, wovon das Stück etwas über $\frac{3}{4}$ Ellen breit, und $21\frac{1}{2}$ Elle lang ist.

Indig, **Indigo**, oder **Indich**, L. Pigmentum Indum, Fr. Inde und Indigo, (*) ist ein Pulver- oder würfelige

(*) Im Deutschen ist Indig ein gemeinschaftliches Wort für Inde und Indigo, obgleich diese beyde Wörter nicht ganz einerley Ding bedeuten. Nämlich in der Sprache der Indigplanzer, der

felige Kuchenform gebrachter dunkelblauer Farbenkörper, welcher das dunkelste, an das Schwarze gränzende Blau giebt, und aus dem Bodensatze einer in Wasser eingeweichten in Ost- und Westindien wachsenden Pflanze, durch Hilfe der Gährung, des Schlagens der Fäulniß erhalten wird. Daher indigblau, der blauen Farbe des Indigs gleich, und das Hauptwort das Indigblau, diese blaue Farbe im Abstracto. Der Name Indig ist aus dem Lat. Indicus verderbt, weil man diese blaue Farbe vor der Entdeckung von Amerika aus Ostindien bekam, daher sie unter dem Namen Color Indicus und Eodegus, schon im mittlern Lateine vorkömmt. Indessen scheint es, daß man ehedem mehrere blaue körperliche Farben, welche man aus Indien bekam, mit diesem Namen beleget hat. Das mittlere Lat. Indus bedeutet auch den Lasurstein, und noch in diesem Jahrhunderte wurde in einem Freyheitsbriefe für die Bergwerke im Fürstenthume Halberstadt und der Grafschaft Reinstein, v. 23. Dec. 1704, der Indigo unter die Mineralien gerechnet, und den Gewerken darauf zu bauen verstattet, wo vermuthlich der Kobalt verstanden werden muß, aus welchem eine ähnliche blaue Farbe verfertiget wird. Erst seit den großen Entdeckungen von Amerika und von Indien ist die Beschaffenheit, so wie die Verfertigung des Indigs recht bekannt geworden. Gleichwohl ist nicht zu zweifeln, daß schon vor dieser Zeit in Arabien, in Aegypten, und so gar in der Insel Malta, Indig gemacht worden ist. Allein, da man den Ursprung und die Verfertigung desselben sorgfältig verhehlte,

der Kaufleute und der Manufacturen, heißt eigentlich Inde derjenige Indig, welcher bloß aus den Blättern der Pflanze zubereitet ist; Indigo aber derjenige, der aus dem ganzen Kraute der Pflanze, d. i. nicht nur aus den Blättern, sondern auch aus den Aesten der Stängel und aus der Rinde derselben extrahirt worden ist.

hehlte, so sahe man besonders an diesem letztern Orte allen denjenigen, welcher ehemals in Europa verbraucht wurde, für solchen an, der aus Indien gekommen war. Man glaubt auch mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß die alten Mexikaner eine Gattung desselben verfertigt haben, die bis auf den heutigen Tag Inde genannt wird. Es mögen aber die Mexikaner nun die Zubereitung desselben gewußt haben, oder sie mag ihnen von den Spaniern, welche aus den moluckischen Inseln zurück kamen, mitgetheilt worden seyn, so ist doch allezeit gewiß, daß die ersten in Amerika in dieser Art fabricirten Materien aus Neuspanien gekommen sind. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß unter allen amerikanischen Inseln die Insel St. Domingo die erste gewesen ist, wo man die Indigpflanze gebauet hat.

Dieses gründet sich auf das Zeugniß des Lopes von Gomes, welcher sagt, daß zu seiner Zeit in Hispaniola sehr schöne himmelblaue Farben gemacht worden, wie auch auf einige Stellen aus den P. Labat. Dieser Schriftsteller erzählt, daß, da er sich im J. 1726 zu St. Domingo aufgehalten, er in der innersten Gegend der Insel à Vache gewesen, welche die Franzosen damals eben zu bebauen angefangen hatten; und er fügt hinzu, die alten Indigmanufacturen, welche man in dem Innern des Landes antrift, beriefen, daß diese ganze Küste ehemals von den Spaniern bewohnt gewesen sey, welche sie verlassen hätten, um sich nach der Eroberung des Ferdinand Cortes in Mexiko niederzulassen. Da er nun die Epoche dieser gänzlichen Verlassung in die Zeit der Verrüstungen, welche vor dem Einfalle der Franzosen in die Insel vorher giengen, oder ihn begleiteten, oder bloß in die Zeit der Regierung des Ritters von Fontenay, nämlich in das Jahr 1652, setzt, so ist wenigstens daraus zu schließen, daß die letzten Manufacturen der Spanier in diesem Theile der Insel St. Domingo in eine Zeit mit den ältesten Errichtungen von dieser Art in den französischen Inseln zu setzen seyn, die nicht weiter als in das Jahr 1644 hinauf gehen. Ob aber die Spanier eine Indigpflanze von Guatimala nach der Insel St. Domingo gebracht, ob sie bey ihrer Zubereitung die Methode der

Mexi-

Merikaner beobachtet, und von wem die Franzosen die ihrige erhalten haben, darüber findet man bey den Schriftstellern nur unzuverlässige Muthmaßungen.

Die Pflanze, woraus der Indig bereitet wird, oder die Indigpflanze, Indigofera *Linn.* Fr. Indigotier, heißt in Indien Anil, Annil, Gali, Nil, bey den Spaniern Anilo. Sie wächst von Natur in allen Ländern, welche zwischen den Sonnenwendezirkeln (Tropicis) liegen, und man kann sie mit gutem Erfolge in denen Ländern bauen, welche nur 40 Grad von der Linie entfernet sind; aber nur ein wenig über diese Gränzen hinaus, kömmt sie selten fort. Der Kelch besteht aus einem einzigen Blatt, welches sich beynahe flach ausbreitet, und in 5 Abschnitte getheilt ist. Die Blume gehört unter die Art der Schmetterlingsblumen. Sie hat eine rundliche, sich ausbreitende Fahne, welche oben gezähnt und rückwärts gebogen ist. Die Flügel sind länglich, zugestumpft, und ihre äußere Einfassungen breiten sich aus. Das Schiffchen ist zugestumpft, ausgebreitet, und scharf gespizt. Sie hat 10 Staubfäden, die in einer Walze beysammen stehen, deren Spitzen in die Höhe steigen, die sich mit rundlichen Kölbchen endigen, und einen walzenförmigen Eyerstock, welcher einen kurzen, mit einer zugestumpften Narbe gekrönten Griffel zur Stüze dient. Aus dem Eyerstocke wird nachgehends eine kegelförmige Schote, welche 8 bis 10 nierenförmige, olivenfarbige, dem Rübsamen ähnliche Körner in sich schließt. Der Ritter Linné sezt dieses aus verschiedenen Arten bestehendes, hülsentragendes Pflanzengeschlecht in die 3te Abtheilung seiner 17ten Classe, welche er Diadelphia Decandria nennt, oder zu den Pflanzen mit 10, in 2 Haufen verwachsenen Staubfäden. Die Arten dieses Geschlechtes sind folgende.

1. Die Färberindigpflanze, oder der eigentliche Anil, Indigofera tinctoria. Linné bezeichnet diese

Art in seiner zweyten Mantisse also: foliis pinnatis obovatis, racemis brevibus, caule suffruticoso, mit gefiederten eyrunden Blättern, kurzen Blumentrauben, und einem staudigen Stängel. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung also: leguminibus arcuatis incanis, racemis folio brevioribus, mit bogenförmig gekrümmten, bestäubten Hülsen, und mit Blumentrauben, welche kürzer als die Blätter sind. In der Beschreibung des cliffortischen Gartens heißt sie Indigofera foliis nudis; C. Bauhin, Ilatis indica, foliis rosmarini, glasti affinis; bey J. Bauhin, Anil s. Nil inodorum color; bey Rumph, Indicum; im Horto malabarico, Ameri; Fr. l'Anil. Man muß diesen Anil nicht mit der Indigofera Anil des Linn', welche weiter unten, S. 556, f. vorkömmt, verwechseln. Sie wird in Ostindien häufig gebauet. Ihre Wurzel ist jährig. Der Stängel ist ungefähr einen Finger dick, und 3 Fuß hoch, steif, holzicht, und in viele aufrecht stehende Zweige getheilt, an welchen gefiederte Blätter sitzen. Diese bestehen aus 6 bis 8 Paar zarten, rundlichen, oder eyförmigen, bläulich angelaufenen, einander gegen über gestellten Blättchen, mit einem einzelnen am Ende. Aus dem Blätterwinkel treiben kurze Aehren, welche mit Schmetterlingsblumen besetzt sind. Der einblätterige, weite Kelch ist fünfach eingekerbet; das Fähnchen rundlich, rückwärts geschlagen, eingekerbet, und blaßgelblich oder grünlich; das Schiffchen stumpf, offen und seitwärts mit einem ausgehöhlten sporuförmigen Ansatze geziert; die beyden rosenfarbigen Flügelblätter sind dem Fähnchen ähnlich, und stehen an unterm Rande von einander abgesondert. Die 10 Staubfäden sind in eine Scheide verwachsen, und richten sich mit ihren Spitzen, nebst dem kürzern Griffel in die Höhe. Die Blumen blühen nach und nach auf, fallen aber bald hernach wieder ab, und hin erlassen eine dünne, walzen-

zenförmige, gekrümmte, lange, schwarze, knotige Hülse, worin nierenförmige, dunkelgrüne oder schwärzliche Samen liegen. Die Wurzel breitet sich weit in der Erde aus, und an ihren Fasern hängen viele weißliche Knöllchen. Die Blättchen ziehen sich Abends zusammen, oder legen sich an einander, und breiten sich des Morgens wieder aus. Auch geschieht das erste, wenn man die Aestchen abbricht. Die Blumen haben einen eigenen Geruch, zur Abendzeit aber giebt die ganze Pflanze einen starken Geruch von sich.

Herr D. Trew giebt von der Färberindigpflanze dreyerley Varietäten an:

a) Französischer Anil, oder die *Providence*-Indigpflanze, Indigofera scapo recto, foliorum pinnis oblongis ad apicem obscure acutis, incanis, florum spicis erectis, floribus confertis, leguminibus teretibus erectis glabris, d. i. die Indigpflanze mit einem geraden Blumensafte, gefiederten Blättern, deren Blättchen länglich sind, und gegen vorn etwas spitzig auslaufen, aufrechten Blumenähren, gedrängt beysammen sitzenden Blumen, und rundlichen, aufrechten glatten Hülsen; Fr. l'Anil franc. Dieser Anil hat lange, bald gerade, bald gekrümmte Schotten mit 9 bis 10 Samenkörnern. Er heißt französischer Anil, weil er auf den französischen Plantagen in Amerika hauptsächlich cultivirt wird.

b) Die so genannte unächte Indigpflanze, Guatimalaindig, Indigofera scapo recto, foliorum pinnis ovatis ad apicem obtusis læte virentibus, florum spicis erectis, floribus sparsis, leguminibus teretibus pendulis incurvis subhirsutis, d. i. die Indigpflanze mit einem geraden Blumensafte, gefiederten Blättern, deren Blättchen eyrund, von einem schönen Grün, und gegen vorn stumpf sind, aufrechten Blumenähren, zerstreut stehenden Blumen, und rundlichen, niederhängenden, krummen, etwas haarigen Hül-

sen; Fr. l'Anil bâtard. Diese Sorte heißt nur deswegen unächt, weil man sie ehemals in Amerika, aus Mangel der Kenntniß und Versuche, für ein Unkraut gehalten, und daher ihre Cultur vernachlässigt hatte. Sie giebt ein vortreffliches Blau, aber nur nicht viel. Ihre Hülsen sind kürzer, als die vom französischen Anil, größtentheils krumm, mit 5 bis 6 Körnern.

c) Die wilde Indigpflanze; die zweysamige Indigpflanze, Carolinaindig, in Guzarate Gingay, Gingei oder Guinguai genannt; Indigofera scapo infirmo, foliorum pinnis oblongis, pallide virentibus, glabris, pedunculis spicæ longissimis, floribus laxe dispositis, leguminibus latis brevibus gibbosis subasperis dispermis, d. i. die Indigpflanze mit einem schwächlichen Blumensafte, gefiederten Blättern, deren Blättchen länglich, blaßgrün und glatt sind, sehr langen Stielchen der Blumenähre, weit von einander abstehenden Blumen, und breiten kurzen höckerigen etwas rauhen Hülsen, worin zwey Samen stecken; Fr. l'Anil sauvage, oder l'Anil en maron. Linné macht eine besondere Art daraus, unter dem Namen Indigofera disperma; siehe weiter unten, No. 7.

Wie die Indianer den Anbau dieser Pflanze unternehmen, welcher Boden sich dazu schicke, und was alles sonst dabey, wie auch bey der Zubereitung der Farbe daraus, zu beobachten ist, wird weiter unten vorkommen. Die einzelnen Stöcke, welche man in den Gärten unterhält, zieht man aus dem Samen auf dem Mistbeete, setzt die Pflanzen, wenn sie 2 Zoll hoch geworden sind, in kleine, mit guter frischer Erde angefüllte Töpfe, und diese auf ein Treibebeet von Gärberlohe. Wenn sie einige Stärke erlangt haben, müssen sie nach und nach an die freye Luft gewöhnet, und wenn die Blüthe sich zeigt, an die freye Luft gestellet werden. Es pflegt aber diese bey uns spät immer

mer im Sommer zu erscheinen; und da man davon keinen Samen zu hoffen hat, muß man lieber durch zeitiges Abschneiden der Zweige die Blüthe zu verhindern suchen, und die Stöcke gegen den Herbst in das Glashaus, und den Winter über in ein Treibehaus bringen, damit sie gegen den Frühling blühen und Samen tragen, worauf die Stöcke eingehen.

2. Die rauche oder zottige Indigpflanze, Indigofera hirsuta. Linné bezeichnet diese Art in seiner zweyten Mantisse also: foliis pinnatis hirsutis, floribus spicatis, mit gefiederten zottigen Blättern und Blumen, die an ihren gemeinschaftlichen einfachen Stiele beysammen sitzen und eine Aehre bilden. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung also: leguminibus pendulis lanatis tetragonis, mit hangenden, wolligen und viereckigen Hülsen; Astragalus spicatus, siliquis pendulis hirsutis, foliis sericeis *Burmann.* Kattu tagera *Hort. malab.* ist in Ostindien einheimisch. Die Blätter sind seidenartig, und die Blumen bilden Aehren.

3. Die glatte Indigpflanze, Indigofera glabra. Linné bezeichnet diese Art in seiner zweyten Mantisse also: foliis pinnatis obovatis, racemis brevissimis leguminibus horizontalibus, mit gefiederten, umgekehrt eyrunden Blättern, sehr kurzen Blumentrauben, und unter einem geraden Winkel vom Stängel abstehenden Hülsen. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung also: leguminibus horizontalibus teretibus, foliis pinnatis ternatisque, mit horizontalen und rundlichen Hülsen, und theils gefiederten theils dreyfachen Blättern; Indigofera glabra, leguminibus glabris teretibus, foliis trifoliatis *Mill.* Colutea siliquosa, glabra, ternis quinisve foliis, maderaspatana, semine rubello *Pluken.* Nir-pulli *Hort. malab.* & *Raj.* hat mit den beyden vorhergehenden ihr Vaterland gemein. Ihre Wurzel ist jährig; ihr Stängel glatt; ihre Blät-

ter bestehen aus 3 bis 5 Blättchen, und ihre Samen sind röthlich.

4. Die harzkleeartige Indigpflanze, Indigofera psoraloides. Linné bezeichnet diese Art in seiner zweyten Mantisse also: foliis ternatis lanceolatis, mit dreyfachen lanzettförmigen Blättern. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung also: leguminibus cernuis, racemis elongatis, foliis ternatis, mit unter sich gebeugten Hülsen, verlängerten Blumentrauben und dreyfachen Blättern; Cytisus africanus *Riv.* Trifolium æthiopicum, ex alis spicatum *Pluken.* kömmt von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre Wurzel und ihr Stängel dauern über den Winter. Der Stängel ist rauh und eckig, und hat von den herab laufenden Blattstielen drey Rippen. Die Blumentraube besteht aus vielen Blumen. Der Blumenstiel ist eckig, und länger als die Blätter. Die Stielchen sind sehr kurz, und die Deckblätter davon fallen ab. Die obern Zähne des Blumenkelches stehen weiter aus einander, als bey den andern Arten. Die Blumenkronen sind roth, und haben horizontale Flügelblättchen, welche an ihrem obern Rande zusammen stoßen. Das Schiffchen hat in der Mitte zu beyden Seiten einen pfriemförmigen, vertieften und umgebogenen Zahn. Die Staubbeutel sind gelb. Der Fruchtknoten ist rinnenförmig, der Griffel purpurroth, die Narbe stumpf. Die Hülse enthält viele Samen.

5. Die dreyblätterige Indigpflanze, Indigofera trifoliata. Linné bezeichnet sie in der zweyten Mantisse also: foliis ternatis, floribus sessilibus lateralibus, mit dreyfachen Blättern, und mit fest aufsitzenden, aus den Seiten der Stängeläste entspringenden Blumen. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung also: leguminibus subsessilibus comprellis pendulis foliis ternatis lanceolatis, mit zusammen gedrückten, ziemlich fest aufsitzenden und unter sich hängen-

gen-

genden Hülsen, und dreyfachen lanzettförmigen Blättern. Sie wächst in Ostindien wild. In den Winkeln der Blätter sitzen zwey Hülsen beysammen, welche gleichbreit, umgebogen, und mit vier Ecken versehen sind.

6. Die geißkleeartige Indigpflanze, Indigofera cytisoides, (ehemals Psoralea cytisoides.) Linné bezeichnet sie in der zweyten Mantisse also: foliis pinnatis mucronatis, caule fruticoso, mit gefiederten, scharf zugespizten Blättern, und einem strauchigen Stängel. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung also: foliis quinato pinnatis ternatisque, racemis axillaribus, mit theils fünffachen und gefiederten, theils dreyfachen Blättern, und mit Blumentrauben, welche in den Winkeln der Blätter stehen. Das Vorgebirge der guten Hoffnung ist ihr Vaterland. Der Stängel ist staudig, und treibt eckige Aeste. Die untersten Blätter bestehen aus 3, die obersten aber aus 5 länglichen, bestäubten und ziemlich gleichen Blättchen, welche sich in eine steife Spize endigen, und haben an ihrem Ursprunge zwey kleine Borsten. Die Blattansäze sind pfriemförmig. Die Blumentrauben stehen in den Winkeln der Blätter, sind länger als diese, und haben eyrunde Blattdecken, welche sich in steife Spizen endigen, und abfallen. Der Blumenkelch ist etwas kürzer als die Blumenkrone; das Fähnchen steht aufrecht. Die Hülse ist ziemlich walzenförmig, und ihre Samen sind durch Zwischenwände unterschieden.

7. Die zweysamige Indigpflanze, Indigofera disperma, racemis elongatis f. folio longioribus, leguminibus dispermis, foliis pinnatis obtusis, mit gefiederten stumpfen Blättern, welche kürzer als die Blumentrauben sind, und mit zweysamigen Hülsen. Man findet sie in beyden Indien. Tsew erkannte sie nur

für

für eine Varietät der Färberindigpflanze; s. oben die sogenannte wilde Indigpflanze, S. 552.

8. Die seidenartige Indigpflanze, Indigofera sericea, foliis simplicibus lanceolatis, caule fruticoso, spicis sessilibus mit einfachen lanzettförmigen Blättern, strauchigem Stängel, und fest aufsitzenden Blumenähren, ist auf dem Cap zu Hause.

9. Die niederliegende Indigpflanze, Indigofera procumbens, foliis ternatis obovatis, caule herbaceo prostrato, spicis pedunculatis mit dreyfachen, umgekehrt eyrunden Blättern, einem krautartigen niederliegenden Stängel, und gestielten Blumenähren. Wächst auf dem Cap.

10. Die schmahlblätterige Indigpflanze, Indigofera angustifolia, foliis pinnatis linearibus, racemis elongatis, caule fruticoso, mit gefiederten gleichbreiten Blättern, verlängerten Blumentrauben und strauchigen Stängeln. Gleichfalls auf dem Cap.

11. Die neunblätterige Indigpflanze, Indigofera enneaphylla, foliis pinnatis cuneatis, caulibus prostratis, spicis lateralibus, mit gefiederten keilförmigen Blättern, und gestreckten Stängeln, an deren Seiten die Blumenähren sitzen. Linné hatte zuvor diese Pflanze, in den Speciebus plantarum, zum Harzklee unter dem Namen Psoralea pinnata, hernach in der ersten Mantisse zum Süßklee, unter dem Namen Hedysarum prostratum, gerechnet. Plukenet macht sie zu einer Art Bläslein-Senna, und nennt sie Colutea enneaphyllos lotoides Indiæ orientalis siliquis conglobatis, wie auch Colutea enneaphyllos siliquosa Indiæ orientalis, siliquis & foliis aversa parte pubescentibus.

12. Der vom Linné so genannte Anil, Indigofera Anil, folis pinnatis, foliolis ellipticis acutiusculis, racemis brevibus, leguminibus declinatis recurvis, caule erecto suffruticoso, mit gefiederten Blättern, deren

Blätt-

Blättchen elliptisch und etwas spitzig sind, kurzen Blumentrauben, niederwärts und hernach wieder oberwärts gebogenen Hülsen, und aufrechten staudigen Stängel. Ist in beyden Indien einheimisch. Diese der Färberindigpflanze sehr ähnliche Art unterscheidet sich doch von derselben durch die umgekehrt eyrunden, stumpfen, auf beyden Seiten unbewehrten Blättchen; ferner durch die rundlichen und geraden Hülsen, woran auch die Naht höckeriger und etwas knotig ist; und endlich durch die kleinern und schwankenden Blumentrauben.

13. Die silberfarbige Indigpflanze, Indigofera argentea, foliis pennatis, foliolis obovatis tomentososericeis, impari majore, caule fruticoso, mit gefiederten Blättern, deren Blättchen umgekehrt eyrund, filzig und seidenartig sind; das ungeparte Blättchen ist größer als die andern. Ist gleichfalls in beyden Indien anzutreffen. Die Blumen sind purpurfarbig. Die ganze Pflanze ist weiß und filzig.

Die Verfertigung des Indigs geschieht an verschiedenen Orten aller Welttheile. In Europa, auf der Insel Malta. In Afrika, in Senegal, und auf der Insel Madagascar. In Asien, wird derselbe in Ostindien, in dem Reiche des großen Mogols an verschiedenen Orten, desgleichen in den Königreichen Golconda und Bengala, und von den Holländern auf der Insel Java gemacht. In Amerika macht man ihn ebenfalls an verschiedenen Orten, sowohl auf dem festen Lande, insonderheit zu Guatimala, als auch auf allen antillischen Inseln, vornämlich auf St. Domingo, Jamaika, und Curraffau; desgleichen auf einigen caraibischen Inseln. Gegenwärtig wird er insonderheit in einer Colonie am Missisippi, etwa 50 Meilen von Neuorleans, in großer Quantität von vorzüglicher Güte fleißig angebauet.

I. Die Indigmanufactur auf der Insel Malta, welche Burchard (*) beschrieben hat, ist die einzige, welche in Europa gewesen ist. Die Beschreibung, welche er davon macht, ist hinreichend, diese Sache und die Zeit derselben in das Licht zu setzen, und den Ursprung anzuzeigen, welcher ganz asiatisch zu seyn scheint, wenn man nach den Kunstwörtern, die der Verfasser braucht, und nach denen, die ich, wenn ich von den asiatischen Manufacturen sprechen werde, anzuführen Gelegenheit habe, davon urtheilet. Er sagt. „Es wächst auch in diesem Lande eine Art von Glastum, welche die Spanier Anilo, und die Araber und Malteser Ennir nennen, und woraus man eine Farbe bereitet, deren Gebrauch in ganz Europa bekannt ist. Dieses Kraut ist in dem ersten Jahre sehr zart. Der Saft, den man daraus presset, giebt nur einen sehr unvollkommenen Teig, welcher in das Rothe fällt, und zu schwer ist, als daß er sich auf dem Wasser halten könnte. Diese Art von Indigo nennt man Nouti oder Monti. Der von dem andern Jahre aber ist violetblau, und so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt. Er führt besonders den Namen Cyerce oder Ziarce. Im dritten Jahre nimmt seine Vollkommenheit wieder ab, sein Teig ist schwer, von einer dunkeln Farbe, und wird unter allen Arten am wenigsten geschätzet. Dieser wird Cateld genannt. Man schneidet die Pflanze ab, und legt sie in Cisternen; alsdann beschwert man sie mit Steinen, und gießt Wasser darauf. Man läßt sie einige Tage in diesem Zustande, bis das Wasser die ganze Farbe und Substanz des Krautes ausgezogen hat. Man läßt alsdann dieses Wasser in eine andere Cisterne laufen, auf deren Boden sich eine kleinere befindet; man rührt es stark mit Stecken um, hierauf läßt man es nach und nach ablaufen, bis

(*) Beschreibung der Insel Malta, 1660. Cap. 6, S. 23, fgg.

bis auf dem Boden weiter nichts, als die Hefen, oder die dickste Substanz übrig bleibt, welche man heraus nimmt und auf Tücher ausbreitet, um sie hernach in die Sonne zu legen. So bald sie eine gewisse Festigkeit zu bekommen anfängt, macht man Kugeln oder Täfelein daraus, die man auf dem Sande trocken werden läßt; denn eine jede andere Materie würde die Farbe derselben verschlingen oder verderben. Wenn von ungefähr der Regen darauf fällt, so verlieren sie ihren ganzen Glanz. Wenn der Indigo in diesem Zustande ist, so nennen sie ihn Nalizd. Der von der besten Art ist trocken, leicht, schwimmt auf dem Wasser, und hat in der Sonne einen violblauen Glanz. Wenn man ihn auf glühende Kohlen legt, so giebt er einen violblauen Rauch, und läßt wenig Asche zurück. Der Vortheil derer, die diesen Indigo machen, besteht in der Verschwiegenheit, die sie in Ansehung dieser Zubereitung beobachten, die sie, ob sie gleich an sich von geringer Wichtigkeit ist, wenig Leuten entdecken, weil sie, wenn sie selbige bekannt machten, befürchteten, daß sie allen ihren Nutzen verlieren würden, wie es bey den meisten Dingen, die nur wegen ihrer Seltenheit geschätzet werden, zu geschehen pflegt."

II. In Afrika wächst die Indigpflanze auf der Insel Bonavista, wie die Baumwolle, von freyen Stücken, und die Einwohner können es also für die bloße Mühe haben, dieselbe einzutragen. Das Unglück ist, daß sie die Kunst nicht verstehen, die Farbe abzusondern, oder dasjenige zu machen, was Steinblut genannt wird, wie in Westindien, sondern sie zerstampfen nur das Laub von dem Gesträuche, da es noch grün ist mit einem hölzernen Stößel und Mörser, weil es ihnen an Mühlen fehlt, sie zu zermahlen. Sie machen solcher Gestalt eine Art von Brey daraus, den sie in dicke runde Kuchen formiren, und zu fernerm Gebrauche trocknen lassen.

Auf der Insel Madagascar machen die Einwohner, nach dem Berichte des Franz Cauche, (*) mit der Bereitung des Indigs nicht so viele Umstände, wie die Morgenländer. Sie zerstampfen die Blätter mit ihren noch zarten Zweigen, machen Brode daraus, wovon ein jedes 3 Pfund wiegt, und trocknen sie an der Sonne. Wenn sie damit färben wollen, zerreiben sie davon so viel, als sie brauchen, und vermischen das Pulver mit Wasser in irdenen Geschirren, die sie eine gewisse Zeit sieden lassen. Sie lassen alsdann die Farbe wieder kalt werden, und weichen ihre Baumwolle oder Seide hinein, welche, wenn sie wieder heraus gezogen wird, eine schöne blaue Farbe bekömmt. Die Indigpflanze wird auf dieser Insel Banghers, und ihr Teig Banghets genannt.

In Senegal, nennen die Schwarzen diese Pflanze Gueangue. Ihre Art, dieselbe zuzurichten, ist sehr einfach. Sie reissen den Gipfel der Zweige der Indigpflanze ab, und zerstampfen dieses Laub, bis es zu einem feinen Teige wird, woraus sie kleine Brode, die sie im Schatten trocknen, verfertigen.

Cäsar Lambert erzählt, in der Nachricht von seiner Reise nach Aegypten, die im J. 1627 heraus kam, daß man zu Cairo viel Indig abhole, und von da nach Europa bringe. D. Pocock (**) giebt von der Bereitung des Indigs in Aegypten folgende Nachricht: „Das Kraut wird im Mörser gestoßen und gekocht; hernach weichen sie es in Wasser und pressen es; sodann kochen sie es wieder, und lassen es austrocknen, bis es zu einem Kuchen oder Pulver wird.“

III. In Asien ist die Art, aus der Indigpflanze die Farbe zu ziehen, nicht einerley, und man findet öfters bey Manufacturen von einer und eben derselben Ge-

(*) Relation de son voyage à Madagascar, 1636, 4. S. 149.
(**) In seiner Beschreibung des Morgenlandes, Th. 1, S. 304, der Ausgabe von 1771.

Gegend einen beträchtlichen Unterschied. Unter diesen verschiedenen Arten, an deren Vervielfältigung die Phantasie vielleicht so viel Antheil gehabt hat, als die Beschaffenheit der Pflanze, bemerkt man insonderheit zwey, deren Producte sich durch die Benennung Inde und Indigo unterscheiden. Die Bereitung des Inde ist von der Bereitung des Indigo darin wesentlich unterschieden, daß man die Blätter der Pflanze in Wasser einweichet, um Inde zu bekommen; da gegen man das ganze Kraut, ausgenommen die Wurzel, beynahe auf eben diese Art einweichet, um Indigo zu erhalten. Außer diesen beyden Bereitungsarten, die in ihren Umständen sehr abwechselnd sind, ist noch eine andere in Indien gebräuchlich, welche in der bloßen Zerstoßung und Anfeuchtung der Indigpflanze besteht, woraus man einen Teig oder eine Art von Farbekugeln macht, welche auch den Namen Inde führen.

Unter allen Sorten des ostindischen Indigs, ist derjenige, welcher in Serquisse, (Sarquisse, Serquesse, Xerquies, Cirquee, Sirches, Circhees, Girchees, oder Cirkest,) einem Dorfe, welches 80 Meilen von Surate, und in der Nähe von Amadabat, in dem Reiche des großen Mogols liegt, gemacht wird, der beste. Die Einwohner daselbst schneiden, nach des Tavernier Berichte, das Kraut zu der Zeit, wenn die Blätter leicht abgehen, ab, streifen das ganze Kraut herunter, und weichen es in einer gewissen Quantität Wasser ein, das man in ein Gefäß, welches der Weichtrog (Einweichtrog, das Weichfaß, Einweichfaß, Fäulungsfaß,) Fr. la Trempoire, Engl. Steeper, genannt wird, A. Fig. 1662, a), gießt, worin sie es 30 bis 35 Stunden liegen lassen. Nach Verlauf dieser Zeit lassen sie dieses Wasser, welches eine grüne Farbe, die in das Blaue fällt, angenommen hat, in ein anderes Gefäß, der Schlagtrog, (Stoßtrog, Rührtrog, das Schlagfaß, Stoßfaß oder Stampfaß,) Fr. la

Batterie, Engl. Beater, genannt, B, Fig. 1659, laufen, wo sie dieses Extract 1½ Stunden von 4 starken Personen schlagen lassen, welche es mit hölzernen Löffeln, deren Stiele, die 18 bis 20 Fuß lang sind, auf Lasseten mit Gabeln liegen, herum rühren. Damit sie zu dieser Arbeit nicht viel Leute brauchen, bedienen sie sich an einigen Orten einer großen Walze, R, Fig. 1668, a) welche in 6 Flächen abgetheilt ist, und an deren beyden Enden eiserne Achsen heraus gehen, die sich auf Unterlagen von gleicher Materie, welche an den beyden Seiten des Schlagtroges, B, eingefügt sind, herum drehen. An den beyden untern Flächen bey den untern Theilen dieser Walze sind 6 Eimer, G, in Gestalt einer umgekehrten und unten offenen Pyramide, befestigt. Ein Indianer, I, dreht vermittelst einer Handhabe, die an eine von den Achsen befestigt ist, diese Walze beständig herum, so, daß auf einer Seite 8 Eimer in die Höhe kommen, während daß auf der andern Seite 3 hinunter gehen. Dieses wird solcher Gestalt so lange fortgesetzt, bis das Wasser vielen Schaum bekommen hat. Alsdann sprengen sie mit einer Feder auf diesen Schaum ein wenig Baumoehl. Zu diesem Besprengen brauchen sie ungefähr 1 Pfund Oehl auf einen Trog, welcher 70 Pf. Inde geben kann. So bald das Oehl auf den Schaum gesprengt worden ist, theilt sich derselbe in zwey Theile, durch welche man eine Menge von Klümpchen gewahr wird, dergleichen man in einer geronnenen Milch sieht. Alsdann hört man auf, das Extract zu schlagen; und wenn es sich genug gesetzt hat, zieht man die Röhre T des Schlagtroges B heraus, um das Wasser, welches hell ist, davon ablaufen zu lassen, und den dicken Satz, welcher in Gestalt eines Schlammes und der Weinhefen auf dem Boden zurück bleibt, heraus zu nehmen. Sie thun hernach denselben in tuchene Filtrirsäcke, Z, Fig. 1665, um das wenige Wasser, welches etwann

wann noch darin ist, heraus laufen zu lassen. Alsdann schütten sie die Materie in Kasten, Fig. 1667, a), die ½ Zoll in der Höhe haben, aus, um sie trocken werden zu lassen.

In denen Ländern, wo man diese Methode beobachtet, wird der Inde von der ersten Einsammlung, nach diesem Berichte, für den besten gehalten. Der von der andern, ist nicht so schön, und so geht es mit den übrigen stufenweise fort. Die Farbe des erstern hat ein lebhafteres und glänzenderes Violblau, als die Farbe der folgenden Aernden.

Die Art, wie in der Gegend von Tsinsai, zwischen den Küsten von Coromandel und Malabar die Indigpflanze gesäet, angebauet, und die Farbe desselben ausgezogen wird, beschreibt *Herbert de Jaeger*, u. d. T. de herbae indigo dictae, satione, cultu, & extractione coloris Indigo dicti, circa Tsinsiam, in regionibus orientalibus, in den Misc. Nat. Cur. Dec. II, A. II, obs. 4, folgender Maßen. Ein allzu fetter und zu feuchter Boden ist nicht tauglich zu der Indigpflanze; denn sie treibt entweder zu geschwinde, und ist nur mit einem wässerigen Safte angefüllt, oder sie wird von dem Unkraute erstickt. Daher wählt man zu ihrem Anbaue die höchsten Stücke Land, die weder dem Regen, noch einem starken Thaue zu sehr unterworfen sind. Man sucht dazu vorzüglich einen Boden aus, wovon 1 Theil Erde mit 2 Theilen Sand vermischt ist. Sie wächst so gar im bloßen Sande in der Gegend von Devenapatan, aber sie ist nicht so fruchtbar. Wenn der Regen im September zu fallen angefangen hat, bearbeitet man das Land ein oder zwey Mal mit dem Pfluge, und alsdann lässet man es bis auf den December ruhen. Man pflüget es hierauf noch einmahl, und legt, bey der ersten schönen Witterung, den Samen in die Furchen, welche man mit der Ege wieder gleich macht. Wenn nach gehörigem Gä-

ten des Unkrautes die Indigo-Blüthen und Samen trägt, welches gegen den Febr. geschieht, und wenn die Blätter gelb zu werden anfangen, schneidet man es ab, so, daß an den Zweigen, die man auf dem Stocke lässet, noch eine Spanne hoch übrig bleibt, welche bey dem ersten günstigen Regen aufs neue treibt, und nach Verlauf von 3 Monathen eine zweyte Aernde verstattet, auf welche, wenn sie wie die erste verrichtet wird, eine dritte folgt, worauf man die Pflanze schossen lässet, um Samen davon zu sammeln, den man trocknet, damit er tüchtig sey, zu gehöriger Zeit in die Erde gebracht zu werden. Endlich verbrennt man die Pflanze, weil sie nichts mehr hervor bringen kann, und breitet die Asche davon, an statt des Düngers, auf den Feldern aus. Das Kraut wird nur bey schöner Witterung abgeschnitten, damit es von dem Viertel des Tages bis um 2 Uhr Nachmittags an die Sonne gelezet und recht trocken gemacht werden könne. Hierauf drischt man es, bis alle Blätter von den Stielen abfallen, und hebt sie an einem Orte auf, wo der Wind nicht hinkommt; wo sie so lange bleiben, bis die Witterung so ruhig wird, daß man sie von neuem an der Sonne trocknen, und mit Stöcken klein schlagen kann. Sodann bringt man sie auf eine von allen Seiten verschlossene Tenne, bedeckt sie mit Hürden und Matten, und lässet sie 20 bis 30 Tage also liegen. Hernach thut man sie in große Kessel, und gießt süßes oder auch salziges Wasser darauf. Man setzt diese Kessel von 10 Uhr des Morgens bis um 3 Uhr Nachmittags an die Sonne. Die Blätter fangen alsdann an aufzuschwellen, und es erhebt sich ein Schaum von einer leichten Purpurfarbe. Man filtrirt die Farbe durch ein reines Tuch, gießt darauf Wasser auf die Blätter, die mit den Händen stark zusammen gedrückt werden, und wiederhohlt diese Arbeit so lange, bis

das Wasser nicht mehr grün gefärbt aussieht. Alsdann wird diese Farbe verschiedene Mahl ungefähr auf eben die Art geschlagen, wie man die Butter in unserm Lande schlägt, bis der Schaum, welcher anfangs eine helle violblaue Farbe hat, ganz blau, und das Wasser beynahe schwarz wird. Man läßt es darauf 2 Stunden sich setzen, und rührt es sodann zwey oder drey Mal mit einer Schaufel um. Man deckt das Gefäße mit einem Tuche zu, und thut alsdann nichts mehr daran, bis die dicke Materie, welche der wahre Indig ist, sich ganz auf den Boden gesetzt hat. Den andern Tag, Morgens um 8 Uhr, sondert man den Satz von dem Wasser, welches alsdann eine röthliche Farbe hat, ab. Dieser Satz wird zwey oder drey Mal mit den Händen umgerührt, und auf ein Sandbeet geleget, welches gegen die Mitte etwas abhängig ist, auf welches man ein großes Tuch gebreitet hat, das schon 2 Stunden in den heißesten Sonnenstrahlen gelegen hat. Auf dieses Tuch leget man den Satz. Auf diese Art fließt das Wasser ab, und lässet das Dickste zurück, dessen Oberfläche sich alsdann mit einem Häutchen, welches in das Purpurfarbige fällt, überzieht. Hierauf nimmt man die Zipfel des Tuches, und leget es zweyfach zusammen, damit die Dicke der Materie verdoppelt werde. Man zerbröckelt sie mit den Händen, und thut sie in einen Kessel, wo man sie mit den Händen, welche man vorher mit Wasser benetzet, wohl durchknetet. Alsdann macht man Kuchen davon, welche, wenn sie recht trocken geworden sind, als vollkommen schöner Indig, der zu den verschiedenen Arten von Gebrauche bey der Mahlerey, und bey dem Blaufärben der Tücher, tauglich ist, verkaufet werden.

Die Art, wie man auf Guzarate, (Guzerat, Gutscherat,) einer Halbinsel zwischen Malabar und dem Flusse Indus, den Indig bauet und zubereitet, ist

nach dem Baldäus (*) folgende. Man säet im Jun. und Jul. den Samen aus, und hält im Nov. und Dec. die Aernde. Die größte Gattung wächst bey Chircees, einem Dorfe, welches 2 Meilen von Amadabat, der Hauptstadt von Guzarate, liegt. Man sammelt ihn drey Mal im Jahre ein, nach welcher Zeit er nur von sehr geringem Werthe ist, und selbst die zweyte und dritte Aernde werden nicht so geachtet, wie die erste. Im ersten Jahre werden die Blätter ungefähr ein Fuß über der Erde abgeschnitten, 24 Stunden an der Sonne getrocknet, und darauf in kleine mit Salzwasser angefüllte Gefäße gethan. Man beschwert diese Vermischung 4 oder 5 Tage mit großen Steinen, wobey das Wasser in einer beständigen Bewegung erhalten wird. Hierauf gießt man es in größere Gefäße, worin man es ebenfalls in Bewegung erhält, indem man das Wasser ohne Unterlaß schlägt, bis es dick zu werden anfängt, und der Indig zu Boden fällt. Alsdann nimmt man ihn aus dem Waßt, läßet ihn durch ein feines Tuch laufen, und bedeckt ihn mit warmer Asche, um ihn zu trocknen. Die Landleute verfälschen ihn mit Oehl, oder mit Erde von gleicher Farbe, damit er auf dem Wasser desto besser aussehe.

Nach dem Inhalte der Naturgeschichte von Indien, (**) wächst der Indig in Indien an vielen Orten. Seine Zubereitung in der Gegend von Bayana, Indua und Corsa, in Indostan, 1 oder 2 Tagereisen von Agra, wird für die beste gehalten. Er wächst auch in der Landschaft Surate, hauptsächlich in der Gegend von Sarquisse, 2 Meilen von Amadabat. Von daher bekommt man besonders den platten Indig. Man verfertiget Indig von eben dieser Gattung, und beynahe von eben dem Preise, in den Landschaften von Gol-

(*) In seiner Beschreibung der malabarischen Küßen; im 6ten B. der Entdeckungen der Europäer, S. 322.

(**) Im 44. B. der allg. Geschichte der Reisen, S. 328.

Golconda. Der Mein von Surate, welcher 42 Serres, oder 34½ Pfund, beträgt, wird für 15 bis 20 Roupies verkauft. Es wird auch Indig zu Baroch gemacht, welcher mit dem vorhergehenden von gleicher Beschaffenheit ist. Der in der Gegend von Agra bekommt die Gestalt einer Halbkugel. Es wird auch Indig in der Gegend von Raeut, 36 Meilen von Brampour, und an vielen Orten in Bengala verfertiget, von da die holländ. Compagnie denselben nach Masulipatan verführen lässet. Allein, alle diese Sorten von Indig sind daselbst um 20 pro Cent wohlfeiler, als zu Agra. Man säet den Indig in Ostindien nach der Regenzeit. Gewöhnlich pflegen die Indianer ihn drey Mal im Jahre abzuschneiden. Die erste Aernde geschieht, wenn er 2 bis 3 F. hoch ist, und alsdann schneidet man ihn ½ F. hoch von der Erde ab. Diese erste Aernde ist weit besser, als die beyden andern. Der Preis der zweyten ist um 10, und der von der dritten um 20 pro Cent geringer. Man unterscheidet denselben an der Farbe, indem man ein Stück von seinem Teige abbricht. Die Farbe desjenigen, der von der ersten Aernde kommt, ist von einem bläulichen Violett, welches glänzender und lebhafter ist, als die beyden andern; und die Farbe des zweyten ist auch lebhafter als die Farbe des dritten. Allein, ausser diesem Unterschiede, welcher in Ansehung des Preises beträchtlich ist, verfälschen die Indianer durch Vermischungen sein Gewicht und seine Beschaffenheit. Wenn sie die Pflanzen abgeschnitten haben, sondern sie die Blätter von ihren Stielchen ab, und lassen sie an der Sonne trocken werden. Sie werfen sie in Bassins, die von einer Art von Kalk gemacht sind, welcher eine solche Härte bekömmt, daß sie von einem einzigen Stücke Marmor gemacht zu seyn scheinen. Diese Bassins haben gemeiniglich 80 bis 100 Schritt im Umkreise. Wenn sie zur Hälfte mit süßem Wasser, wel-

welches ein wenig mit Seewasser vermischt ist, angefüllt sind, macht man sie mit trocknen Blättern gar voll, die man oft und so lange herum rührt, bis sie gleichsam zu Schlamm werden. Alsdenn lässet man diese Gefäße einige Tage sich setzen, und wenn der Bodensatz so gefallen ist, daß das Wasser oben hell bleibt, öffnet man die Löcher, welche um das Bassin herum in der Absicht, das Wasser ablaufen zu lassen, angebracht sind. Man füllet alsdann diesen Schlamm in Körbe. Jeder Arbeiter stellt sich mit seinem Korbe auf ein gleiches Feld, und nimmt von diesem Teige mit den Finzern, um Stücke in der Größe eines Hühnereyes daraus zu machen, welches mitten von einander geschnitten, d. i. unten platt und oben spitzig, ist. Der Indig von Amadabat wird platt gemacht, und bekömmt die Gestalt eines kleinen Kuchens. Die Kaufleute, welche nicht gern für ein unnützes Gewicht den Zoll bezahlen wollen, lassen den Indig, ehe sie ihn aus Asien nach Europa führen, sieben, um den Staub und Sand, welcher sich daran hängt, davon abzusondern. Daraus wissen sie auch ihren Vortheil zu ziehen; denn sie verkaufen ihn an die Landeseinwohner, die ihn zu ihrer Färberey gebrauchen. Diejenigen, die den Indig sieben, müssen dabey vorsichtig zu Werke gehen. Während dieser Arbeit hängen sie ein leinenes Tuch vor das Gesicht, wobey sie beständig Nase und Mund wohl verstopft halten, und an der Leinwand nur zwey kleine Löcher vor den Augen lassen. Sie müssen alle halbe Stunden Milch trinken, und dem ungeachtet hindert alle diese Behutsamkeit nicht, daß nicht ihr Speichel, wenn sie diese Arbeit 8 oder 10 Tage verrichtet haben, einige Zeit bläulich aussieht. Man hat so gar angemerkt, daß, wenn man des Morgens zu dem weggesiebten ein Ey leget, dasselbe am Abend, wenn man es zerbricht, ganz blau aussieht. So wie man den Teig mit den in Oehl getauch'en

Fin-

Fingern aus den Körben nimmt, und Stücke davon macht, leget man sie an die Sonne, damit sie trocken werden. Diejenigen, die zur Aussaat Samen brauchen, lassen im zweyten Jahre einige Stöcke stehen, welche sie abhauen, wenn die Schotten reif sind. Alsdann lassen sie dieselben auf dem Felde trocken werden, und sammeln hernach den Samen davon. Wenn ein Feld 3 Jahre Indig getragen hat, lässet man es ein Jahr ruhen, ehe man es wieder besäet.

IV. In Amerika, auf dem festen Lande, hat man den Bau des Indigs nach und nach an verschiedenen Orten versucht; er scheint aber Carolina, St. Domingo und Mexiko eigen geworden zu seyn. Ehe die Indigpflanze nach Amerika gebracht wurde, hat man eine ähnliche blaue Farbe aus der Sophora tinctoria gemacht, welcher Umstand einige Ungewißheit in der Geschichte des Indigs erklärt.

In Carolina, einer Provinz in dem nördlichen Amerika, zwischen dem 31 und 41sten Grade der nördlichen Breite, bauet man, nach Wilh. Burk's Berichte, (*) drey Arten von Indig, wovon jede einen verschiedenen Boden erfordert. Die erste, nämlich die aus Frankreich oder aus Hispaniola, (der französische,) treibt eine sehr lange Herzwurzel, und erfordert einen sehr fetten Boden; daher kömmt es, daß, ob sie gleich in ihrer Art sehr gut ist, man sie doch in den an der See liegenden Gegenden von Carolina, welche sehr sandig sind, wenig bauet. Allein, man trifft so leicht kein besseres Land an, als dasjenige ist, welches hier 100 Meilen von dem Meere liegt. Der Frost in Carolina, dem sie nicht widerstehen kann, ist noch eine andere Ursache, die den Anbau derselben verhindert. Die zweyte Art, nämlich der so genannte unächte oder Guatimala- oder der wahre Bahmaindig verträgt den

(*) Geschichte der europäischen Colonien, B. 2, S. 252.

Frost besser, weil die Pflanze stärker und lebhafter, und über dieß viel häufiger ist. Er wächst auf dem schlechtesten Boden, und das ist die Ursache, warum man ihn mehr bauet, als den ersten, ungeachtet er zum Färben nicht so gut ist. Die dritte ist der wilde Indig, welcher auch, da er von Natur im Lande wächst, (und deshalb der Carolina-Indig genannt wird; s. oben, S. 552,) sowohl in Ansehung der Dauer der Pflanze und der leichten Cultur derselben, als auch in Ansehung der Quantität des Productes, am besten mit den Absichten des Landmannes übereinstimmet.

Der Indig wird gemeiniglich nach den ersten Regen, die auf das Frühlingsaequinoctium folgen, gesäet, oder, welches dem Sprachgebrauche gemäßer ist, gepflanzet. Man wirft den Samen in kleine Gruben, welche 18 bis 20 Zoll von einander entfernt sind. Wenn die Witterung günstig ist, kann man ihn im Anfange des Julius schneiden. Gegen das Ende des Augustes hat man eine zweyte Aernde, und wenn der Herbst gut ist, eine dritte um Michaelis. Man muß den Acker, auf welchen er angebauet ist, täglich gäten, das Ungeziefer ausrotten, und alle Sorgfalt auf die Pflanzung wenden. Zwanzig Schwarze sind hinreichend, eine Plantage von 50 Morgen zu versehen, und die Manufactur zu unterhalten. Sie behalten dabey noch Zeit genug, für ihren und ihres Herren Unterhalt zu sorgen. Wenn der Boden gut ist, giebt jeder Morgen 60 bis 70 Pfund Indig, welche, nach einem Mittelpreise, 50 Pfund Sterling (*) betragen. So bald die Pflanze zu blühen anfängt, wird sie abgeschnitten; wenn sie aber geschnitten ist, muß man sich in Acht nehmen, daß sie nicht sehr gedrückt oder geschüt-

(*) Ein Pfund Sterlig macht 6 Thlr. 4 Gr. 8 Pf. bis 6 Thlr. 8 Gr. nach unserm Gelde.

schüttelt werde, wenn man sie an den Ort trägt, wo sie geröstet werden soll, weil die Schönheit des Indigs größten Theils von einem Mehle, welches an ihren Blättern hängt, herrührt.

Das Geräth zur Verfertigung des Indigs ist beträchtlich, aber nicht sehr kostbar. Es besteht in einer Pumpe, und in einigen Trögen und Tonnen von Cypressenholze, welches dort sehr gemein und wohlfeil ist. Wenn man das Indigkraut geschnitten hat, thut man es in einen Trog, welcher ungefähr 12 bis 14 F. tief, und 14 Z. hoch ist, um dasselbe einzuweichen, und füllet ihn alsdann mit Wasser an. Nach 12 oder 16 Stunden fängt die Masse zu gähren an, sie schwillt auf, erhebt und erhitzt sich unvermerkt. Man hält sie alsdann mit Stücken Holz, welche man querüber darauf legt, zurück, damit sie nicht zu sehr in die Höhe steige, und bezeichnet mit einer Stecknadel den Punct ihres größten Anwachses. Wenn sie unter dieses Zeichen wieder herunter fällt, so erkennt man daraus, daß die Gährung ihren höchsten Grad erreicht habe, und daß sie wieder abzunehmen anfange. Alsdann öffnet man einen Hahn, um das Wasser in einen andern Trog, welchen man den Schlagtrog nennt, ablaufen zu lassen. Das Kraut, welches man aus dem ersten Troge bekömmt, dient die Erde fruchtbar zu machen, und giebt einen vortrefflichen vegetabilischen Dünger. Man fährt, fort, neues Kraut hinein zu thun, bis die ganze Anileernde vollbracht ist.

Wenn man alles Wasser, welches auf diese Art in dem Schlagtroge mit den Indigtheilen imprägnirt worden ist, hat ablaufen lassen, so bedient man sich gewisser Arten von Zobern oder Wannen ohne Boden, welche mit langen Stielen versehen sind, damit man es herum rühren könne; womit man so lange fortfährt, bis es sich erhitzt, schäumet, in Gährung kömmt, und

über

über den Rand des Troges steigt. Um diese heftige Gährung zu dämpfen, gießt man Oehl darauf, so wie der Schaum in die Höhe steigt, welches ihn sogleich zum Fallen bringt. Nachdem man auf diese Art das Wasser 30 bis 35 Minuten (bey kalter Witterung muß man länger schlagen,) herum gerührt hat, so fangen kleine Körner an zu entstehen, welches daher kömmt, weil die Salze und die andern Theilchen der Pflanze, die das Wasser zertheilt und mit welchen es sich vermischt hatte, sich alsdann wieder vereinigen. Um diese Theilchen desto besser zu entdecken, und zu wissen, ob das Wasser genug geschlagen worden sey, thut man von Zeit zu Zeit etwas weniges davon auf einen Teller, oder in ein Glas. Wenn es so aussieht, wie es aussehen muß, lässet man Kalkwasser, welches sich in einem andern Gefäße befindet, hinein laufen, und rührt es mit einander ein wenig herum, welches die Operation erleichtert. Der Indig bekömmt bessere Körner, der Liquor erlangt eine röthliche Farbe, er wird trübe und schlammig, und man lässet denselben sich setzen. Man gießt hernach den hellesten Theil davon in verschiedene andere Gefäße, aus welchen man ihn, so bald er oben hell zu werden anfängt, wieder heraus gießt, bis weiter nichts als ein Schlamm übrig bleibt, welcher in Säcke von grober Leinwand getragen wird. Man hängt ihn alsdann einige Zeit auf, bis die Feuchtigkeit sich gänzlich zerstreuet hat. Um diesen Schlamm vollends zu trocknen, nimmt man ihn aus den Säcken, und knetet ihn auf Bretern, die von einem porösen Holze gemacht sind, mit einem Spatel von gleichem Holze, wobey man ihn Früh und Abends zu verschiedenen Mahlen, aber nicht lange, an die Sonne legen muß. Alsdann thut man ihn in Gefäße, oder in Kasten, die man mit gleicher Vorsicht an die Sonne setzt, bis der Indig fertig ist. Bey jedem Stücke dieser Zurichtung wird viele Aufmerksamkeit und Ge-

schicklichkeit erfordert, weil man sonst Gefahr läuft, alles zu verderben. Man darf das Wasser sowohl in dem Röst- als in dem Schlagtroge weder eine zu lange, noch zu kurze Zeit lassen; man darf es nur so lange schlagen, als es nöthig ist, und man muß sich in Acht nehmen, daß man, wenn man den ausgezogenen Saft trocknet, weder zu wenig noch zu viel dabey thue.

Von dem Indigbau auf Jamaika, in Nordamerika, s. Th. XXVIII. S. 722, f.

Ich komme zur Beschreibung der Bereitung des Indigs, so wie sie auf den französischen Inseln in Amerika, und besonders zu St. Domingo, gewöhnlich ist. Ein Stück Land, wo man den Indig bauet und zubereitet, nebst den dazu gehörigen Negern, Gebäuden, Gefäßen, insonderheit den zu dieser Arbeit bestimmten gemauerten Küpen, und anderm Geräthe, wird eine Indigoterie genannt. Fig. 1671. In Ansehung der Küpen, besteht eine Indigoterie aus drey zusammen stoßenden Gefäßen, welche gemeiniglich durch Zwischenmauern mit einander verbunden sind, Fig. 1659, und 1662, a), und b). Es ist hier von so gemauerten Küpen die Rede; in gewissen Ländern macht man sie von Holz, welches in denen Einrichtungen, wovon ich weiter unten sprechen werde, nothwendig einige Verschiedenheit machen muß, welche der Leser und der Arbeiter selbst ergänzen werden. Diese drey Gefäße werden stufenweise gesetzt, so, daß das Wasser, welches in das erste gegossen wird, durch Röhren in das zweyte, von dem zweyten in das dritte, und von dem dritten heraus läuft; ABC, Fig. 1662. b).

Das erste dieser Gefäße, A, Fig. 1662, b), wird der Weichtrog, Fäulungstrog, die Weichküpe, oder Fäulungsküpe, Fr. la Trempoire genannt. In diese Küpe thut man das Kraut, um es darin weichen und gähren zu lassen.

Das

Das zweyte Gefäß, B, wird der Schlagtrog, das Schlagfaß oder die Schlagküpe, Fr. la Batterie, genannt, weil man in dasselbe das Extract, welches zu gohren hat, laufen läßet, um es zu schlagen, und es die gehörige Art zu behandeln.

Das dritte Gefäß, C, welches eigentlich nur eine Art von einem eingeschlossenen Bezirke ist, wird der Ruhetrog, die Ruheküpe, Fr. le Reposoir, genannt. Der Boden dieses Gefäßes besteht größten Theils aus einer Fläche; und auf einer von den Seiten dieser Fläche macht derselbe ein kleines Becken K, Fig. 1662 a) und, b) welches man den Setztrog, die Setzküpe, den Abseihtrog, Fr. Baſſinot oder Diablotin nennt. Letztere, welche in die Fläche der Ruheküpe eingegraben ist, besteht aus einem kleinen besondern Gefäße, welches bestimmt ist, den dicken Saft, welcher aus der Schlagküpe kömmt, aufzufangen. Sie muß unter dem Horizonte des Grundes dieser Fläche, und so angebracht werden, daß sie an die Mauer der Schlagküpe stößt. Man setzt sie gemeiniglich gerade in die Mitte dieser Seite; und zuweilen in eine von den Ecken, aber allezeit auf die Seite der Schlagküpe. Sie ist mit einem kleinen Rande versehen, damit nicht das Wasser, welches sich etwann auf dem Boden der Ruheküpe befände, hinein fließe.

Dasjenige, was ich jetzt von der Zusammensetzung dieser drey Gefäße gesagt habe, findet nur bey einfachen oder den von einander abgesonderten Indigoterien Statt. Kann man aber verschiedene Fäulungsküpen mit einander anlegen, so vermindert man die Anzahl der Schlagküpen, und folglich auch die Anzahl der Setzküpen, um die Hälfte. Man wird weiter unten in dem Entwurfe der zusammengesetzten Indigoterien, Fig. 1672, die ganze Ordnung, welche sich auf diese Einrichtung bezieht, antreffen.

Der Boden dieser drey großen Gefäße ist platt, mit einem Abhange von ungefähr 2 bis 3 Zoll, um den Ablauf des einen in das andere zu erleichtern.

Der Boden der Setzküpe, K, Fig. 1662 a) und, b) hat eine ausgehöhlte Gestalt, deren Umfang rund oder oval ist. Es ist hiebey zu erinnern, daß sich selbst auf dem Boden der Setzküpe ein anderes kleines Loch P, oder eine runde Form, die einem Hutmacherstocke ähnlich sieht, befindet. Aus dieser Art von Form oder Loche schöpfet man mit einem Stücke Kürbiß den übrigen Theil des Saftes, welcher natürlicher Weise dahin abläuft, vollends heraus.

Das erste Gefäß, A, Fig. 1662, b), muß wenigstens einen Spund X, mit seiner Röhre C, von 3 Zoll im Durchmesser haben, welches alles nach der Größe der Küpe proportionirt seyn muß.

Das zweyte Gefäß, B, hat einen Spund F, welcher mit der Setzküpe perpendiculär ist, und 3 Röhren von ungefähr 3 Z. im Diam. hat. Diese Röhren stehen in einer Entfernung von 4 Z. über einander. Die beyden ersten dienen, das Wasser zu zwey Malen ablaufen zu lassen, welches nach dem Schlagen auf dem Safte schwimmt. Die dritte Röhre, welche nothwendig mit der Setzküpe perpendiculär seyn muß, ist bestimmt, den Saft, welcher sich auf dem Boden der Schlagküpe, mit dem sie horizontal, und so gar ein wenig niedriger seyn muß, gesetzt hat, ablaufen zu lassen.

Die Fläche des Bodens von dem dritten großen Gefäße, C, Fig. 1662, b), hat, an statt eines Spundes, eine Oeffnung, Q, unten an der Mauer, von ungefähr 6 Z. im Vierecke, welche allezeit frey ist, und mit der Ausleerungsröhre, welche die Leere, Fr. la Vuide, genannt wird, überein stimmet.

Die Setzküpe K, und die kleine Form P, welche in das dritte Gefäß, C, eingefügt sind, haben keinen

Ab-

Ablauf nöthig, weil man durch ihre Oeffnung den ganzen Saft, wenn er trocken ist, heraus nimmt.

Die Spunde X sind von Holz, welches nicht fault, gemacht, viereckig ausgestoßen, und in die Dicke des Mauerwerkes geleget, so wie es der Ablauf eines jeden Gefäßes erfordert. Diese Spunde sind ihrer Länge nach durchbohrt, damit sie Röhren abgeben. Die Höhe und Breite eines jeden Stückes sind nach der Anzahl und Weite der Löcher, die man hinein macht, eingerichtet, und die Länge wird nach der Dicke der Mauer, in welche man es legt, abgemessen; wobey zu beobachten ist, daß die beyde Enden mit den beyden Seiten der Mauer horizontal geleget werden. Die Zapfen, mit welchen man die Röhren zustopfet, sind rund, und von eben dem Holze, wie die Röhren.

Die Plätze, wo der Indig verfertiget wird, haben, nach Gelegenheit ihrer Größe, mehrere gemauerte Stücke, die einander ähnlich sind, entweder nahe beysammen, oder von einander entfernt, liegen, so wie es die Bequemlichkeit der Nuzung erfordert; und alsdann nennt man sie zuweilen Pourriture, oder Equipage, an statt Indigoterie. Fig. 1671, stellt verschiedene dergleichen mit einander verbundene Equipagen vor; und man ersieht daraus, daß man durch ihre Zusammensezung die Anzahl der Schlag- und der Seykupen um die Hälfte vermindern kann.

Wenn man an einem Orte eine Indigoterie anlegen will, muß man zuvörderst untersuchen, ob es möglich ist, das Wasser eines Flusses oder Baches dahin zu leiten, damit man die Küpen damit anfüllen könne. Wenn man diesen Vortheil nicht hat, muß man einen Brunnen graben, Fig. 1660, und eine Pumpe anzubringen suchen; indem es bey der Anlage einer Indigoterie schlechterdings nothwendig ist, Wasser bey der Hand zu haben. Ist man versichert, Wasser zu finden, es mag geschehen, auf was für eine Art es wolle,

so

so kann man alsdann zum Bau der Indigoterien schreiten, wobey folgende Regeln in Acht zu nehmen sind.

Die Indigoterien werden auf einem Hügel oder einer Anhöhe angeleget, welche entweder von Natur oder durch die Kunst einen Abfall hat, damit das Wasser nicht wieder zurück treten könne. Allein man muß sie zuweilen sehr niedrig anlegen, wenn man Gelegenheit hat, zur Anfüllung der Weichküpe das Wasser eines Flusses oder Baches zu nutzen. Es ist genug, wenn die Schlagküpe über dem Horizonte der benachbarten Gewässer, nämlich in der Regenzeit, eine Oeffnung hat, damit es allzeit einen sichern Ablauf habe.

Dem Fäulungs- oder Einweichungsgefäße, A, Fig. 1659 und 1662 a) und b), wird die Gestalt entweder eines vollkommenen oder eines etwas länglichen Viereckes gegeben; es müssen aber die Ränder und die Tiefe desselben allzeit auf folgende Art eingerichtet werden. Beträgt die Länge des Gefäßes 10 F., so muß die Breite desselben 9, und seine Tiefe 3 F. ausmachen, wenn man eine kleine Abdachung, R, von ungefähr 6 Z. Höhe dazu rechnet, deren ganzer innerer Abhang gleichsam eine Art von Rande oder Randabsatze um die Küpe machet. Beträgt die ganze Länge 12 F., so macht die Breite 10 F., und die Tiefe eben so viel aus; und das übrige ist nach eben der Art eingerichtet. Wenn die Länge 18 bis 20 F. beträgt, so muß die Breite 16 bis 18, und die Tiefe $3\frac{1}{2}$, und wohl gar 4 F. ausmachen. Diese Proportion ist besonders für diejenigen sehr bequem, welche auf allen Seiten im Vierecke 20 F. betragen, wobey man allemal die vorerwähnte Einrichtung in Ansehung der Ränder beobachtet. Allein es ist gefährlich, wenn man diese Gefäße gar zu groß macht, weil die Gährung darin nicht so schleunig, und auf eine so gleiche Art geschehen kann, als in denen, die von mittlerer Größe sind, und weil das Product einer großen Küpe

bey weitem nicht so gut ist, als das von zwey andern, welche zusammen eben so viel Kraut enthalten. Es sind auch überhaupt nur diejenigen gewöhnlich, worein 40 Trachten oder Bündel Kraut gehen, welches mit der Weite der Küpe, wovon ich die ersten Proportionen angegeben habe, oder mit der Größe derjenigen, welche in der Länge so wohl als Breite 10 F. haben, und welche 50 Trachten in sich fassen können, überein stimmet.

Da die unächte Indigpflanze weniger Saft giebt, und doch weit mehr Platz in der Küpe einnimmt, als der französische Anil, so thut man diesen in die kleinsten Küpen, und nimmt die größern zu dem unächten.

Obgleich die Weite des zweyten Gefäßes, nämlich des Schlagtroges oder der Schlagküpe, B, Fig. 1662 a) und b), auf die Menge und Eigenschaft des Indigs keinen Einfluß hat, so ist es doch zu den Handgriffen des Schlagens nothwendig, daß man ihn nicht zu groß, und die Ränder desselben ziemlich hoch mache; will man aber dieses Gefäß auf die gehörige Art bauen, so hat man auf zwey Puncte, die zur vollkommenen Ausführung desselben sehr nöthig sind, wohl Acht zu haben. Erstlich hat man auf den Horizont des Bodens S, des Fäulungs- oder Weichtroges A, Acht zu geben; denn man ist zuweilen genöthigt, denselben sehr niedrig zu machen, um dessen Ausfüllung zu erleichtern. Zweytens muß man untersuchen, ob man 2 oder $3\frac{1}{2}$ F. unter dem Horizonte des Bodens des Weichtroges den Boden T des Schlagtroges, und zwar dergestalt legen kann, daß derselbe 6 Z. über der Fläche V des Ruhetroges einen Ablauf, und der Ruhetrog einen gehörigen Ausfluß in einen benachbarten Graben habe; widrigenfalls muß man den Grund des Weichtroges so weit erhöhen, daß man diesen Zweck erreicht. Ist man hievon versichert, so kann man alsdann den Umfang des Schlagtroges bestimmen, wel-

welcher allzeit auf einer Seite 1, 2 oder 3 F. länger seyn muß, als auf der andern; dieser Umfang aber kann nur nach der Berechnung der Quantität der Kubikschuhe des Wassers, welches der Weichtrog enthalten soll, wenn er mit Kraute angefüllt, und das Wasser 6 Z. von seinem Rande entfernt ist, bestimmet werden. Daher muß man allzeit die Quantität der Fuße seiner Länge durch die Quantität seiner Breite, und alsdann das Product dieser beyden Größen durch die Zahl der Fuße seiner Höhe multiplicieren, ohne die Ränder, welche 6 Z. betragen, dazu zu rechnen. Wenn man diese zweyte Multiplication gemacht, und das Product heraus gebracht hat, ziehe man für den Ort, den das Kraut in diesem Gefäße einnimmt, den dritten Theil davon ab. Dasjenige, was nach dem Abzuge übrig bleibt, gleicht der Quantität der Kubikfuße des Wassers, welches das Bassin der Schlagküpe fassen muß, dem man ein solches Verhältniß geben muß, daß seine Länge, wenn sie durch seine Breite multiplicirt wird, ein Product giebt, welches, wenn man es mit den 3 oder $3\frac{1}{2}$ F. der Tiefe multiplicirt, eine Quantität des Raumes giebt, die der Quantität des Wassers, welches man bey der Berechnung des Weichtroges gefunden hat, gleich ist.

Es ist voraus zu sagen, daß man alsdann auf die Mauern Y, Fig. 1662 b) des Bassins des Schlagtroges ein Mauerwerk von 2 F. in der Höhe setzt, welches diesem Gefäße zum Rande dienen kann; daher dasselbe überhaupt 5 bis $5\frac{1}{2}$ F. hoch ist, hauptsächlich, wenn man sich der Rezern und der Schlagstangen bedient, die Masse in dem Troge zu schlagen. Läßt man aber die Schlagstangen durch eine Mühle bewegen, so werden die Ränder um 6 Z. vermindert.

Es ist hier anzumerken, daß die schmählste Seite des Schlagtroges sich allzeit dem Weichtroge gegen über befindet, es müßte denn der Fall seyn, daß man

mehrere Gefäße auf einmal durch Wasser oder Maul-eselmühlen schlagen ließe, welches alsdann nothwendig eine ganz andere Einrichtung, wie BB, Fig. 1672, erfordert.

Der Rand des Weichtroges macht, wie ich bereits gesagt habe, inwendig einen Abhang in den vierten Theil eines Winkelmaßes von ungefähr 6 Zoll. Der Rand des andern Gefäßes hat auch einen kleinen Abhang, ist aber gegen die innere Seite zu nicht so stark. Der Rand des Ruhetroges ist platt. Dieses dritte Gefäß hat keine bestimmte Größe; unterdessen dient die Mauer, welche dasselbe mit dem Schlagtroge verbindet, gewöhnlich zum Maße der Länge auf dieser und der gegen über stehenden Seite. 6 bis 7 F. sind für jede der beyden andern Seiten seiner Breite hinreichend.

Der Setztrog, K, Fig. 1662b), welcher auf der Seite, da er an die Mauer des Schlagtroges stößt, ein wenig ausgeschweift ist, hat in der Tiefe 2 F., die Form oder das kleine Loch mit dazu gerechnet, und in der Breite $7\frac{1}{2}$ F. und darüber, nachdem es die Größe der ersten Gefäße erfordert. Das kleine Loch kann 5 bis 6 Z. im Durchmesser, und eben so viel in der Aushöhlung haben.

Die Höhe der Mauern, welche das dritte Gefäß C umgeben, und an die Zwischenmauern des Schlagtroges B stoßen, beträgt ungefähr $3\frac{1}{2}$ bis 4 F., wenn man den Boden V der Ruheküpe zu 6 Z. unter dem letzten Hahne der Schlagküpe rechnet. Man bringt an einer der Ecken des Ruhetroges und auf der Seite der Zwischenmauer des Schlagtroges, die demselben zur Stütze dient, eine kleine Treppe, L, Fig. 1659, an, um auf derselben nach Belieben hinauf und herab zu gehen.

Das

Das Mauerwerk dieser Gefäße, und hauptsächlich des ersten, muß mit vieler Vorsicht und mit aller möglichen Festigkeit gemacht werden, damit es seine vollkommene Stämmung habe, und der großen Gewalt der Gährung widerstehen könne. Daher macht man den ersten Grund desselben von einem dichten Stücke von trocknen, recht dauerhaften und wohl befestigten Mauersteine, ehe man den zweyten Grund, und die Wände, die ihm zur Ausfütterung dienen, darauf bringt. Man giebt der Mauer dieses ersten Gefäßes 15 bis 20, und wohl gar 24 Z. in der Dicke, hauptsächlich wenn es 20 F. im Quadrat hat. 12 bis 15 Z. sind zu der Dicke der andern Gefäße hinreichend; allein man muß allzeit den Grund, und alles, was unter der Erde liegt, mit großer Aufmerksamkeit mauern, damit nicht die benachbarten Quellen oder die Gewässer, welche von dem Ablaufe der Aecker herkommen, hinein dringen. Zur Bindung solcher Werke nimmt man gemeiniglich einen Mörtel von Sand und Kalk, ob man sich gleich in denen Gegenden, wo er außerordentlich theuer ist, zu den an freyer Luft stehenden Werken, des Lehmes mit gutem Erfolge bedient; man berappet doch aber allemal den auswendigen Theil mit einem guten Kalkmörtel, und das Inwendige mit einem Kitte. Diesen macht man, wenn das ganze Mauerwerk recht trocken ist, aus Kalk nebst gestoßenen und gesiebten Ziegeln, womit man den ganzen auswendigen Theil und die Ränder der Gefäße überstreicht. Man polirt das Werk, so wie es trocknet, mit feinen Kellen, und darauf mit Taconen, deren Rinde sehr hart und glatt ist, oder mit geschliffenen Flußsteinen, zu welcher Arbeit viele Schwarze zugleich gebraucht werden müssen, um den Kitt, so wie er trocknet, zu drücken und zu glätten, ohne Ritzen zu lassen.

Da eine ganz vollgefüllte Küpe durch einen sehr mittelmäßigen Riß auslaufen würde, so muß man, sobald man es gewahr wird, Seemuscheln, von was für Art sie auch seyn mögen, nehmen, und sie zerstossen, ohne sie zu brennen. Man macht sie zu Pulver, und siebt sie; alsdann nimmt man ungelöschten Kalk, welcher auch gesiebt ist, vermischt beydes mit einander, und feuchtet es mit so viel Wasser an, als erfordert wird, einen festen Mörtel davon zu machen, womit man den Spalt der Küpe so geschwinde als möglich anfüllet; dadurch wird das Auslaufen sogleich gehemmet.

Andere bessern die Ritze auf folgende Art aus. Man öffnet und erweitert inwendig den Riß in Gestalt einer weiten Rinne, welche von oben herunter 7 bis 8 Z. in der Tiefe hat. Man beschabet die Ränder der kleinen Spalten, welche man, wie das übrige, zu öffnen nicht für gut befindet, und füllt das Leere mit einem Kitte aus, welcher aus gleichen Theilen von lebendigem Kalk, gestoßenen und gesiebten Ziegeln, und pulverisirtem Hammerschlage besteht, welches alles mit so wenig Wasser, als möglich ist, angefeuchtet wird.

In Isle de France macht man eine Art von Kitt, welcher folgendermaßen zubereitet wird. Man löset Seemuscheln im Citronensafte auf, nimmt den Bodensatz dieser Solution, und vermischt ihn mit Eyweiß.

Der chinesische Kitt, welcher Sarangousti genannt wird, besteht aus trocknem Pechе, Cocosnußöhl, und gesiebtem ungelöschten Kalke. Aus diesen drey Stücken macht man einen Teig, welcher auf einem Klotze mit einer Keule geschlagen wird, bis er sich ziehen läßt, weich, und zu der Absicht, wozu man ihn braucht, geschickt wird. Dieser Teig wird im Wasser außerordentlich hart, und weiß wie Porzellan, daher man sich derselben auch bedient, zerbrochene Porzellangefäße wieder zusammen zu kitten.

Man muß überdieß darauf sehen, daß man in denen Gefäßen, welche einige Zeit in der Ruhe bleiben sollen,

sollen, allzeit eine gewisse Quantität Wasser lasse, damit die außerordentliche Hitze nicht dergleichen Schaden daran verursache.

Wenn diese Arbeit geschehen ist, richtet man vermittelst einiger in die Erde gesteckter Gabeln einen Schoppen, oder eine Art von Dache, über dem Ruhetroge auf, um den ausgezogenen Indig und die Schwarzen gegen die Witterung in Sicherheit zu setzen. Einige machen diesen Schoppen so groß, daß er auch den Schlagtrog und sogar den Weichtrog bedeckt. Es ist nicht zu läugnen, daß es sehr vortheilhaft wäre, wenn dieses leztere Gefäß gegen einen beständigen Regen oder gegen einen heftigen Sturm in Sicherheit gesetzt würde; denn Kälte und überflüssiges Wasser verzögern die Gährung, und verhindern die Anzeigen, woran der rechte Grad derselben zu erkennen ist. Ausser dem ist es noch nicht recht ausgemacht, ob die allzu viele freye Luft und die große Hitze, welche von der Sonne verursachet wird, die schleunigsten Mittel seyn, die Gährung zu erregen. Man wird also keinen dieser Gebräuche tadeln, welche in Ansehung der Beschaffenheit des Indigs keinen merklichen Unterschied zu verursachen scheinen. Daher sehen die meisten diese Bedeckung des Fäulungstroges für unnütz an. Wenn man in der Regenzeit ohne Bedeckung arbeitet, muß man nur darauf sehen, daß man nicht die sonst erforderliche ganze Quantität Wasser in den Trog gieße.

Da es schlechterdings nothwendig ist, daß man die allzu große Ausdehnung des Krautes in dem Weich- oder Fäulungstroge, über dessen Rand es bald heraus treten würde, verhindere: so steckt man, 3 F. tief in die Erde, 4 Pfosten D Fig. 1659, und 1762 a), von gutem Holze, welches nicht fault, an den vier auswendigen Ecken in die Quere der Länge des Troges, nämlich 2 auf einer und 2 auf der andern Seite, dem

dem vierten Theile der Länge des Gefäßes gegen über. Diese Pfosten, welche Schlußbalken genannt werden, gehen aus der Erde 1 F. 6 Z. über den Rand des Fäulungstroges, und ein jeder hat an seinem Ende ein Zapfenloch von 6 Z. in der Breite und 10 Z. in der Länge. Diese Zapfenlöcher sind bestimmt, die Riegel, G, oder die Querbalken, welche gerade von einem Schlußbalken zu dem andern über die ganze Breite des Weichtroges gehen, nebst den Keulen, womit die Riegel in die Zapfenlöcher befestiget werden, zu fassen. Die Riegel dieser Schlußbalken sind auf ihren vier Seiten 6 Z., und zuweilen 6 bis 8 Z. viereckig gemacht.

Wenn der Trog angefüllt, oder das Kraut hinein gethan ist, legt man darauf und nach der Länge des Troges, Latten oder Breter, I, Fig. 1662. a), von Palmbaumhölze ganz nahe an einander, und auf selbige quer über 2 oder 3 Sparren, A. Die Querhölzer oder Sparren, welche auf diesen Latten liegen, sind viereckige Stücke Holz von 6 Z. auf den vier Seiten. Man befestiget sie in dieser Lage vermittelst Keile oder Pflöcke, welche man zwischen dieselben und die Riegel der Schlußbalken legt. Der Theil der Pfosten oder Schlußbalken, welcher in der Erde steckt, muß ungefähr 1½ F. im Durchmesser haben. Derjenige, welcher hervor und 1½ F. über die Küpe geht, muß 10 bis 12 Z. im Quadrat haben, um die Arbeit und die Oeffnung der Zapfenlöcher, welche nach den vorerwähnten Riegeln eingerichtet seyn müssen, auszuhalten.

Drey Gabeln oder gekrümmte Stücke Holz, N, Fig. 1659, welche auf beyden Seiten des Schlagtroges als ein Triangel, nämlich zwey auf einer Seite, und eine in der Mitte der andern Seite, in die Erde gesteckt sind, dienen der Bewegung der Schlagstangen, O M, welche dazu bestimmt sind, das Wasser dieses Troges zu schlagen und in Bewegung zu setzen, zu

Stü-

Stützen. In einigen Gegenden schlägt man mit vier Schlagstangen, und steckt daher auf jeder Seite 2 Gabeln, aber allzeit in einer solchen Stellung, in die Erde, wie die vorerwähnten drey; so daß sie nicht gerade einander gegen über stehen. Die Schlagstange M besteht aus einem an einen Stiel O gesteckten Kasten ohne Boden. Der Kasten ist von vier starken Bretern zusammen gesetzt, und sieht einer kleinen Krippe oder einem Backtroge der Bäcker, wovon man den Deckel und den Boden weggenommen hat, ähnlich. Die obere Oeffnung ist viel weiter als die untere, die beyden Enden aber sind perpendiculär oder vertical, d. i. sie sind ganz und gar nicht breit. Die Länge des Kastens beträgt 12 bis 15 Z.; die obere Breite 9 bis 10; die untere Oeffnung 3 bis 4, und die Tiefe 9 bis 10 Z. Uebrigens ist dieses Maß sehr willkührlich. Um denselben mit einem Stiele zu versehen; muß man in die Mitte eines von den Bretern, welches die Länge ausmacht, ein gerades Zapfenloch, und ein anderes in die Mitte der Länge des gegenüber stehenden Bretes, aber etwas tiefer als in die Mitte machen; d. h. man muß dieses zweyte Zapfenloch derjenigen Seite, wo der Kasten zugemacht wird, nähern. Hierauf steckt man ihn mit der ersten von diesen Oeffnungen an eine armsdicke Stange, welche solchergestalt von einer Seite zur andern schief hindurch geht. Man befestiget hernach den Kasten durch einen Vorkeil, welcher durch das Ende der Stange geht. Alsdann legt man diese Stange zwischen die Arme der Gabel N, welche so hoch ist, daß man sich mit dem Ellbogen darauf stützen kann, und befestiget sie vermittelst eines eisernen Zapfens daran, welcher durch alles geht, und dem Neger, welcher den Stiel in der Hand hat, die Freyheit läßt, den Kasten herunter zu lassen, und wieder in die Höhe zu heben. Die Länge der Stange von ihrem Stützpuncte auf der Gabel, welche die Mauer des Schlagtroges

berührt, an, bis zu dem Kasten, wird nach dem Maße der ganzen Breite des Schlagtroges, wovon man 1 Fuß wegläßt, damit die Schlagstange in ihrer Bewegung nicht gehemmet, und die Mauer dieses Gefäß nicht beschädiget werde, eingerichtet. Diejenigen, welche die Masse mit diesem Werkzeuge schlagen, müssen sich genau mit einander verstehen, daß sie ihren Schlag zugleich thun, weil sonst das Wasser einige Fuß hoch über das Becken heraus spritzen würde.

Es giebt zwey Arten von Mühlen den Indig zu schlagen. Einige werden durch Wasser, und andere durch Pferde beweget. Fig. 1673, 1675 und 1677 stellen die Grundfläche, den Durchschnitt und die perspectivische Aussicht einer Pferdemühle, und Fig. 1680 die perspectivische Aussicht einer Wassermühle vor. Ich werde weiter unten eine Erklärung aller dieser Figuren beyfügen; denn eine besondere Zergliederung ihrer Bewegung, welche mehr die Kunst des Zimmermannes, als die Kunst den Indig zu bereiten, angeht, würde zu weitläuftig seyn, als daß sich hier eine vollkommene Beschreibung davon machen ließe. Es ist genug, wenn man weiß, daß in beyden jede Bewegung hauptsächlich auf eine Welle ankömmt, welche quer über dem Schlagtroge liegt, und da sie an jedem Ende eiserne Zapfen hat, in Ringen von gleicher Materie, die auf den beyden Seiten des Schlagtroges befestigt sind, beweget, und daß diese Welle mit 4 sogenannten Löffeln versehen ist, welche so lang sind, daß ihr Kasten sich im Herumdrehen mit Wasser anfüllen kann. Diese Kasten sind unten zugemacht, und müssen, wenn man es für gut befindet, von ihren Stielen abgenommen werden können, weil, wenn die Mühle so eingerichtet ist, daß mehrere Tröge geschlagen, es unnütz seyn würde, wenn diese Stücke an denen Wellen, welche stehen bleiben, gelassen werden sollten. Der

bey der Abbildung befindliche Maßstab zeigt die Proportionen dieser Mühle an.

Um die Kosten einer Mühle zu vermeiden, legen einige bloß quer über ihren Schlagtrog eine mit Schaufeln versehene Welle, Fig 1679, der man vermittelst 2 Handhaben, welche an ihre beyde Zapfen befestigt sind, eine Bewegung des Umlaufes giebt. Man kann in Ansehung solcher Werke auch die Bewegung der oben bey den asiatischen Manufacturen beschriebenen, und Fig. 1668 b) abgebildeten Walke der Indianer, welche eine sehr schöne Erfindung ist, zu Rathe ziehen.

Da der Saft, wenn er in den Setztrog, K, Fig. 1662 a), fällt, noch viel Wasser bey sich führt, so nimmt man ihn aus diesem Gefäße, und thut ihn in Säcke von guter gemeiner Leinwand, welche aber nicht allzu dicht ist, um ihn ablaufen zu lassen. Diese Säcke, Z, Fig. 1665, sind gemeiniglich 1 bis 1½ F. lang, unten viereckig oder spizig, und oben 8 bis 9 Z. breit. Man macht ganz nahe an ihrer Oeffnung Ringe oder Löcher, und steckt Schnüre oder Riemen, welche man auf- und zuziehen kann, durch, womit man sie auf beyden Seiten an die Zapfen oder Haken eines Wandrechens, U, hänget, welcher bey U in Fig. 1659 und 1662 a) und b), an die Mauern des Ruhetroges befestigt ist. Wenn die Säcke kein Wasser mehr geben, schüttet man den Saft, welcher noch weich ist, wie dicker Schlamm, in hölzerne Kasten, Fig. 1667 a), um ihn darin trocken werden zu lassen. Diese Kasten sind von einem leichten Holze; 3 F. lang, 1½ F. breit, und 2 Z. tief. Man setzt diese Kasten auf Gerüste, B, Fig. 1669 a), wovon ein Theil von einem Gebäude S, welches das Trockenhaus (die Treuge) genannt wird, bedeckt ist, und der andere sich in der freyen Luft befindet. Diese Gerüste bestehen aus zwo Reihen von hölzernen Pfählen, welche in einer Höhe, daß man sich

mit

mit dem Elbogen darauf legen kann, in die Erde gesteckt werden, und auf welche man, die ganze Länge hin, Latten oder Leisten von Palmbaumholze nagelt, wobey eben keine besondere Proportionen zu beobachten sind. Es ist genug, wenn sie nur so stark sind, daß sie die Kasten tragen können; allein es ist nicht nöthig, daß sie 2 F. von einander stehen, damit man bequem dazwischen hin gehen könne, und damit die Enden der Kasten eine Stütze von ungefähr 6 Z. auf jeder Seite haben. Von dem Trockenhause lassen sich hier keine Proportionen angeben, weil man in Ansehung der Größe dieses Gebäudes, welches einem Schoppen oder einer Scheune, die vorn an einem Ende offen ist, ähnlich sieht, keine bestimmte Regel hat. An dem andern Ende des Trockenhauses bringt man ein kleines Magazin, M, an, um den Indig, wenn er ganz trocken ist, hinein zu thun. Der übrige Theil dieses Gebäudes dient denjenigen zur Bedeckung, welchen man, wenn es regnet, trocknen, oder während der Nacht, wie allzeit geschieht, wieder wegnehmen will.

In den französischen Colonien in Amerika sind 5 Arten der Indigpflanze oder des Anils bekannt; nämlich: der Maron oder der von Savane, der Mary, der Guatimala, der unächte, und der französische. Letzterer wird 3 F. hoch, und noch viel höher, wenn er sich auf einem guten Boden, wo seine Hauptwurzel allzeit als eine Herzwurzel unter sich zu wachsen anfängt, in Freyheit befindet. Diese Wurzel, und die andern, welche daraus hervor sprossen, können sich 12 bis 15 Z. tief ausbreiten. Das Laub dieser Art giebt verhältnißweise mehr Saft, als das Laub der andern. Die Farbe, welche von dem französischen Anil gemacht wird, ist schöner, als die von dem unächten. Alte Kunsterfahrne behaupten, daß die glänzende Eigenschaft, als z. B. die Eigenschaft des wässerigen Blau,

oder

oder des Violetten, nicht auf die Art der Pflanze, (weil der unächte sowohl als der französische Anil bald das Blau oder das Violette, bald die taubenhälsige oder die kupferrothe Farbe geben,) sondern bloß auf gewisse Umstände, welche leichter zu errathen, als genau zu bestimmen sind, ankömmt; wohin man unter andern die Beschaffenheit des Bodens, das Schneiden des Krauts vor seiner Reife, die Unvollkommenheit der Gährung und des Schlagens, rechnet; Einige fügen auch noch die Raupe hinzu, welche den Anil benaget, und mit dem Kraute in den Trog kömmt. Es scheint indessen, daß die mehr oder weniger starke Fettigkeit der Blätter, und die Art ihren Saft zu trocknen, zu der Leichtigkeit und Schönheit dieser Materien viel beytragen müsse. Man kann so gar vermuthen, daß die Quantität und Beschaffenheit des Oehles, welches in den Trog gesprenget wird, einigen Antheil daran habe. Uebrigens ist die Bereitung des französischen Indigs leicht, der Erfolg seiner Pflanzung aber sehr mißlich. Sein zarter und feiner Stängel ist, wenn er hervor kömmt, vielen Zufällen unterworfen. Der Wind, der Regen, die Sonne, alles vereinigt sich zu seiner Zerstörung. Der Boden selbst, wo er wächst, scheint ihm seinen Beystand zu versagen. Wenn der Boden nur ein wenig ausgezehrt ist, merkt man es an seinem Stocke, und er bringt nur schwache Stängel hervor, welche sogleich wieder vergehen. Eine der Haupturſachen seines Unterganges in dem ersten Monate, ist der Brand, dem er unterworfen ist, wenn nach einigen Regenschauer die Sonne plötzlich ihre Strahlen auf die Erde schießt. Sie erhitzt das Wasser, welches noch nicht genug hinein gedrungen ist, dermaßen, daß diese junge und schwache Pflanze, welche an ihren Wurzeln ausserordentlich empfindlich ist, sich niederlegt, und wie verbranntes Gras verwelkt. Der Anil wird auch während dieser Zeit von einem

Insecte, welches man den brennenden Wurm, Fr. Colleux, nennt, angegriffen. Dieses Insect, welches seiner Gestalt nach beynahe einer kleinen Raupe ähnlich sieht, hänget sich an seinen Gipfel, und umhüllet ihn mit einem Gewebe, welches ungefähr wie ein Spinnengewebe aussieht, und ihn erstücket, indem es ihn des erfrischenden Thaues und der freyen Luft, welche um zu der Ausdunstung der Pflanzen so unentbehrlich ist, beraubet, und sich unter diesem Gewebe in brennende Dünste verwandelt, wenn die Sonne darauf scheinet. Zu diesen Zufällen kommen noch die Raupen, als die allgemeine Landplage. Man sieht zuweilen ganze Schwärme von Schmetterlingen, wovon einige weiß, andere gelb sind, von einer Gegend zu der andern fliegen, um ihre Eyer in die Indiggärten zu legen. Die Hitze verursachet, daß daselbst eine unzählige Menge Raupen in dieser ihre überflüssigen Nahrung so geschwinde auskriecht und wächst, daß sie zuweilen in einer Zeit von weniger als 24 Stunden ganze Indigfelder auffressen; welcher Zufall zu dem Sprichworte, daß die Indigpflanzer zuweilen reich zu Bette gehen und arm wieder aufstehen, Anlaß gegeben hat. Die beständige Furcht, worin man sich in Ansehung eines solchen Zufalles befindet, wird beynahe allezeit von einer wirklichen Gefahr begleitet, welche von dem so genannten Rouleur, einer andern Art von Raupe, welche viel größer ist, als die vorher beschriebenen, verursachet wird. Diese Insecten suchen die Rinde der Stöcke, und die Knospen, so wie sie ausbrechen, zu zernagen. Sie verbergen sich, aus einem besondern Triebe, unter der Erde, um der stärksten Tageshitze zu entgehen, und kommen, wenn es kühl wird, wieder hervor, um den übrigen Theil des Tages und die folgende Nacht von neuem zu arbeiten. Dieses dauert zuweilen zwey Monate nach einander fort, und benimmt den Stücken dermaßen die Kräfte, daß viele

ohne

ohne Rettung zu Grunde gehen. Hierauf verwandeln sich diese Insecte in Puppen, um Schmetterlinge und Einwohner der Luft zu werden. Dieses Unglück ist um so größer, da es allezeit in der schönsten Witterung, und wenn der Anil am meisten giebt, ereignet. Einige halten besondere Personen zum Ablesen der Raupen, welches aber höchst beschwerlich, und fast vergebens, ist. Das beste Mittel ist, so bald man Raupen gewahr wird, die Pflanzen abzuschneiden, und mit ihren Raupen der Manufactur einzuliefern. Hiebey ist anmerkungswürdig, daß der auf den Pflanzen befindlichen Koth dieser Raupen einen so schönen Indig, als die Pflanze selbst, giebt. Diejenigen Einwohner, welche Schweine und Truthühner halten, und die Begierde dieser Thiere nach den Raupen kennen, lassen dieselben alsdann in ihre Gärten, um wenigstens die Anzahl dieser Feinde zu vermindern; allein, das Fleisch der Truthühner bekömmt davon einen so unangenehmen Geschmack, daß man es, während der Zeit, da dieses die Hauptnahrung ist, und so gar einige Zeit nachher, gar nicht genießen kann. Sonützlich dieses Mittel seyn mag, so ist es doch mit demjenigen nicht zu vergleichen, dessen man sich auch mit dem größten Erfolge bedient, das Gewebe, womit der so genannte brennende Wurm den Gipfel des Anils umhüllet, zu zerstören. Es besteht darin, daß man einem jeden von den dazu beorderten Negern einen 3 F. langen Besen, welcher von Zweigen, woran die Blätter noch sitzen, gemacht ist, nehmen, und sie damit über die jungen Anilstöcke wegfahren läßt, wenn die Sonne am stärksten scheint, d. i. zwischen 11 und 12 Uhr, da die Erde brennend heiß ist. Denn, so bald die Raupe durch die gewaltige Erschütterung, welche sie dadurch leidet, verwundet wird, fällt sie auf den Boden, dessen Hitze sie in einer Zeit von weniger als 2 Stunden tödtet. Eben so macht man es mit denjenigen

gen Raupen, welche auf die Anilstöcke, so bald man sie abgeschnitten hat, zurück kriechen, und die ganze Rinde derselben zernagen; aber alsdann muß man härtere Besen, und die kein Laub haben, nehmen, und mit denselben mit aller Macht über die Stöcke streichen. Damit dieser Handgriff seine gute Wirkung thue, muß der Boden von langer Zeit her von dem Unkraute gereinigt seyn. Was das Gewebe des brennenden Wurmes betrifft, so wird er völlig zerstöret, wenn man ihn mit einem belaubten Besen von der Pflanze abkehret.

Einer der gefährlichsten Feinde des Anils ist auch der Masoqua. Dieses Insect, welches niemals aus der Erde hervor kömmt, ist ein großer weißer Wurm, welcher zuweilen so lang und dick, als ein Daumen, wird. Sein Maul ist so stark, daß er die Anilwurzeln damit abbeißt und zernaget, so, daß kaum etwas auf dem Erdboden stehen bleibt. Wenn man eine Pflanze auszieht, reisset man ihn leicht mit heraus. Wird man die Verwüstung davon gewahr, so läßt man an denen Orten, wo das Uebel am stärksten ist, diese Insecten ausgraben; die Negern füllen damit ihre Körbe an, und werfen sie in einen Wassergraben oder Morast.

Auch der Same des Anils wird von einem Insecte, oder einer Art Wanze, heimgesuchet. Der Körper dieses Insectes, welches viel Füße hat, hat die Dicke der Spitze des kleinen Fingers. Es ist von dem Kopfe bis an den Hintern von einer ovalen Gestalt, und oben und unten ein wenig platt. Einige sind braun, andere schwarz; die zahlreicheste Art aber ist grün, und alle sind ausserordentlich stinkend. Wenn sie dick und alt sind, fliegen sie mit Sprüngen über 20 bis 30 F. weit. Dieses Insect thut dem Samen des Anils nur zu der Zeit, wenn er eben gebildet und noch in der Milch ist, Schaden. Es macht in die Schotte ein kleines Loch,

wodurch es die ganze Substanz derselben aussauget. Die Schote bleibt dem ungeachtet mit ihrem Stiele an den Zweigen hängen, ohne gleichsam die Farbe zu verändern, und ohne merklich auszusehen, als diejenigen, woran nicht gesogen worden ist, wenn man sie aber abpflückt, findet man sie inwendig leer. Es giebt Jahre, da sich diese Insecten auf eine so ungeheure Art vermehren, daß wenig oder gar nichts von Samen einzusammeln übrig bleibt. Wenn man dergleichen Zufall befürchtet, werden die Schwarzen auf den Platz, d. i. an den Ort der Plantage, geschickt, wo sie dieselben ohne Umstände zwischen den Fingern zerdrücken. Man hat aber auch noch ein anderes Mittel, sie aus dem Wege zu räumen. Man schickt nämlich, wie bey den Raupen, eine Heerde Truthühner auf den Platz, die man von jungen Negern und Negerinnen hüten lässet, welches zu der Zeit geschieht, da das Korn noch in der Milch ist, und so gar, wenn es schon abgepflückt ist; denn ob es gleich reif ist, so thun sie doch noch vielen Schaden daran. Die indianischen Hühner sind sehr begierig darnach, und sehr geschickt, sie so gar in ihren Sprüngen zu fangen, indem sie ihnen in vollem Fluge und mit einem Zuge nachjagen, so bald sie dieselben gewahr werden.

Der unächte Anil wird von allen diesen Insecten nicht so stark angegriffen; dagegen aber ist er dem Zufalle unterworfen, daß er im Herbste, wo Regen und Hitze sehr häufig sind, seine Blätter leicht verliert; daher man zu Anfüllung einer Küpe weit mehr Kraut brauchet, als wenn er die Blätter hat, welches für den Eigenthümer einen beträchtlichen Verlust verursachet.

Wenn man alle die Zufälle, denen sich unmöglich zuvor kommen lässet, in Betrachtung zieht, so wird man sich darüber nicht verwundern, daß die Einwohner der meisten Gegenden von St. Domingo, wo sich die Anzahl dieser Insecten

ten häufiger als an irgend einem Orte gemehrt hat, die Cultur desselben aufgegeben haben, welches hernach die mehresten größtentheils in den Stand gesezt hat, Zuckersiedereyen anzulegen, deren Einkünfte wirklich zuverlässiger sind. Die Schwarzen selbst ziehen, ungeachtet der großen Mühe und des öftern Wachens, welches ihnen bey den Zuckermühlen unausgesezt obliegt, die Arbeit derselben einer jeden andern vor, weil sie von dem Syrupp, den man alle Sonntage unter sie austheilt, und den die andern Schwarzen lassen, um sich damit eine Ergezlichkeit zu machen, indem sie eine gewisse Quantität davon mit Wasser vermischen, und einen Trank davon zubereiten, den sie Rape nennen, einen kleinen Nutzen ziehen. Die Gegenden von St. Domingo, wo man die blühendsten Manufacturen von dieser Art gehabt hat, sind Aquin, Nippes, les Arcachaix, le Boucassin, les Vases, Mirbalais, les Gonaives und Artibonite, wo sich Indig-Manufacturen befanden, welche so beträchtlich waren, daß sie 5 bis 600 Negern Arbeit gaben. Le Limbée, Port Margot, Plaisanor und St. Louis du Port de Paix, sind die Gegenden, welche zu dem Cap gehören, wo am meisten Zucker gemacht worden ist, ob gleich dieses in Vergleichung mit den vorhergehenden etwas sehr geringes war. Allein, Louisiana fängt an, eine Menge sehr schönen Indig zu liefern.

Der unächte Anil ist von dem französischen hauptsächlich in Ansehung seiner vorzüglichen Größe unterschieden. Er wächst 6 Fuß hoch, und noch höher. Wenn es wahr ist, daß es einigen gelungen hat, denselben, nachdem er eine außerordentliche Größe erreicht, und Blüthe und Samen getragen hatte, zu nutzen, so ist es nicht weniger wahr, daß dieses in Ermanzelung des bessern geschehen ist, und daß die Seltenheit, so wie die Schwierigkeit des Erfolges, wenn man sie mit den von den besten Indigobereitern vergeblich wiederholten Versuchen vergleicht, jedermann nöthigen muß, so viel als möglich den gewöhnlichen Gebrauch zu beobachten, d. i. ihn zu schneiden, wenn er der Höhe von 3 Fuß nahe ist, und in die Blüthe tritt, deren süßer Geruch sehr merklich ist; und wenn man

eine

eine Handvoll von seinen Blättern ein wenig drückt, ist es so steif, daß es ein wenig bricht, und ein kleines Geräusch macht. Diese beyde Merkmahle, der Blüthe und des Geräusches, trifft man bey dem französischen sowohl, als auch den unächten Anil, an, von was für Höhe beyde auch sind, und sie dienen überhaupt in Ansehung des Schneidens beyder Arten zur Regel. Gleichwohl finden sich Umstände, wo es nöthig ist, das Schneiden zu beschleunigen, und andere, wo man es aufschieben muß. Man muß es beschleunigen, wenn die Raupe in so ungeheurer Menge überhand genommen hat, daß man befürchtet, sie möchte vor der gesetzten Zeit alles verzehren; es giebt aber alsdann viel weniger, und die Waare, welche man davon bekömmt, bleibt nicht recht beysammen, welcher Fehler schon hinreichend ist, allezeit seinen Preis zu vermindern, wenn auch gleich die Zubereitung noch so gut von Statten ginge. Man muß es im Gegentheile aufschieben, wenn der Anil nach gar zu häufigem Regen schnell gewachsen ist, und es nun das Ansehen hat, als wenn sich schönes Wetter einfinden wollte. Denn eine gute Witterung von 8 Tagen ertheilt ihm Festigkeit, und hebt die Schwierigkeiten, welche die Gährung verhindern könnten. Ohne diese Vorsicht würde der geschickteste Meister sich nicht zu rathen wissen. Man sieht sich wegen der zu häufigen Regen, besonders in der ersten Jahrszeit, zuweilen gar genöthigt, eine ganze Aernde wegzuwerfen, weil entweder der Same nicht Festigkeit genug hat, und unter der Schlagstange zergeht, oder, weil dieser Regen, welcher zu der Zeit fällt, wenn der Anil in seiner Reife steht, verursachet, daß alle Blätter abfallen, und weiter nichts als Besen übrig bleiben. Alsdann lässet man, um nicht die Negern vergeblich zu beschäftigen, das Kraut sofort abschneiden, damit die folgende Aernde nicht aufgehalten werde.

Die Bearbeitung des unächten Anils ist etwas schwerer, als die Bereitung des französischen, und das Korn von seinem Safte ist nicht so groß; aber durch die Vortheile, welcher jener vor diesem hat, wird der Schade gar wohl ersetzt. Erstlich kömmt der unächte Anil überall und zu allen Zeiten fort; zweytens wird sein Kraut von den Insecten nicht so angefallen, und es widersteht ihrem Anfalle viel länger. Der Regen selbst beschädigt ihn nur, wenn er gar zu häufig fällt; welches aber desto ungewöhnlicher ist, da das Land offener und immer bevölkerter wird. Wenn man Bündel für Bündel vom Kraute rechnet, so giebt der unächte bey jeder Küpe weniger, als der französische, weil sein Laub an größern Stängeln hängt, welche in der Küpe mehr Platz einnehmen. Dieser Mangel aber wird durch die Größe des Feldes und durch die Menge der Stängel wieder ersetzet, indem man von dem französischen ein gutes Drittel weniger schneidet und ärndet, als von jenem. Wenn man alles genau überrechnet, wird man finden, daß es mit beyden auf eins hinaus läuft; und da es selten geschieht, daß derselbe gleich anfangs verdirbt, so pflanzt man ihn immer, ohne die Schwierigkeit bey seiner Bearbeitung in Betrachtung zu ziehen, hauptsächlich auf Aecker, welche schon getragen haben, indem man die bessern Felder für den ächten aussetzt. Nur der Punct seiner Reife muß wohl getroffen werden; man muß sie sorgfältig untersuchen, und sich wohl in Acht nehmen, daß man es nicht bis dahin verschiebe, wenn er in Samen geht; denn alsdann ist er schwer zu bereiten; und wenn auch der Indigbereiter geschickt genug ist, den Zweck zu erreichen, und Indig heraus zu bringen, so giebt er, es müßte denn seyn, daß die Hitze nicht gar groß wäre, so wenig, daß die Mühe den Nutzen übersteigt. Schneidet man ihn aber zu rechter Zeit, so kann man vortrefflichen Indig daraus machen, wenn

man nur bey der Gährung, und bey Schlagen, alle mögliche Sorgfalt anwendet.

Diese Art Anil erfordert lange Zeit zu ihrem Wachsthume, daher viele dem französischen den Vorzug geben, wenn die Güte des Bodens ihn anzubauen verstattet; denn dieser kann in 2 Monaten, zuweilen auch schon in 6 Wochen, der unächte hingegen erst nach 3 Monaten, geschnitten werden. Dem ungeachtet macht man zuweilen eine Vermischung von beyden, wenn die Einrichtung der Plantagen oder der Aernden es erlaubt. Denn der unächte hat mit dem französischen dieses gemein, daß er seine Zweige so geschwinde treibt, als dieser, und 6 Wochen darauf schneidet man sie, und vermischt sie mit einander, als wenn beyde Arten nur eine ausmachten. Diese Vermischung bringt ein festes Korn, welches von einer ziemlichen Größe ist, hervor, wodurch dem Indigobereiter die Mühe erleichtert, und ihm das Mittel an die Hand gegeben wird, der Gährung und dem Schlagen mit einander den gehörigen Grad zu geben.

Auf St. Domingo verarbeitet man nur das Kraut von dem französischen, oder auch das von dem unächten Anil; die meisten sehen alle übrige Arten, denen man verschiedene Namen giebt, als Pflanzen an, welche von einer oder der andern dieser beyden ersten Gattungen ausgeartet wären. Vielleicht würden aber auch die andern mehr Aufmerksamkeit verdienen, wenn man nicht wider sie eingenommen wäre.

Unter denen Einwohnern, die den Indig verfertigen, giebt es wenige, die sich damit abgeben, den Anil zu pflanzen, um Samen davon zu bekommen. Diese beyde Arten von Arbeiten machen unter denjenigen, die sich darauf legen, gleichsam zwey besondere Stände aus. Diejenigen, welche sich mit dieser Cultur abgeben, lassen sich gemeiniglich in Mornes nieder. Einige bauen den französischen, andere den unächten

Anil, einige beyde Arten zugleich, zum Samen. Bey dem Bau des französischen verfährt man folgendermaßen. Wenn der Boden zubereitet ist, machen die Negern A, Fig. 1682, mit ihrer Hacke, Fig. 1684, Löcher, D, Fig. 1682, von 2 Zoll in der Tiefe, welche 8 Zoll von einander entfernt sind, und worein sie 4 bis 5 Anilkörner thun, welche mit dem Fuße bedecket werden. Wenn die Pflanze 4 Querfinger hoch gewachsen ist, wird sie gegätet, und dieses, so lange es nöthig ist, wiederholet. Nach 4 Monaten fällt die Blüthe ab, und macht der Schote Platz, welche man bis zu ihrer Reife, d. i. bis sie schwarz zu werden anfängt, an dem Stängel lässet. Man schneidet alsdann die Pflanze 2 Zoll hoch von der Erde ab, und trägt sie, so wie sie ist, auf eine Art von Tenne, oder einen geschlagenen und rein gefegten Platz, wo man sie trocken werden lässt. Wenn sie trocken ist, wird sie mit einem dicken und langen Stabe gedroschen, um die Schoten zu zerbrechen, und von den Pflanzen abzubringen. Hierauf werden die Pflanzen, als unnütz, weggeworfen. Die Schoten aber, und den Samen, welcher schon davon abgesondert ist, raffet man zusammen, und verwahrt beyde in Haufen, in Magazinen. Wenn sie nun mit ihrer Aernde fertig sind, und davon verkaufen wollen, lassen sie die Haufen in einem hölzernen Mörser C, Fig. 1670 a), und 1670 c), vollends zerstoßen. Dieser Mörser ist aus einer dicken hölzernen Walze gemacht, welche an einem Ende 2 F. tief ausgehöhlt ist. Seine Oeffnung hat 1 Fuß im Durchmesser, und sie wird nach dem Boden zu immer schmäler, welches in der Höhlung die Gestalt eines umgekehrten Zuckerhutes vorstellt. Der Stiel, oder Stempel, oder die Keule, Fig. 1670 b), und D, Fig. 1670 c), ist aus einem harten Holze gemacht, und beträgt in der Länge 4½ Fuß, und in der Dicke ungefähr 2½ Zoll im Durchmesser; unten ist er rund. Wenn der

Mör-

Mörser mit Schoten angefüllt ist, stellet man 2 oder 3 Negern, E. Fig. 1670 c) dazu, deren jeder einen Stämpel in der Hand hat; diese stoßen so lange, bis der Same von der Schote völlig abgesondert ist. Alsdann worfeln sie ihn, reinigen ihn, und thun ihn in kleine Fässer, die auf einer Seite keinen Boden haben. Dieser Same wird an die daselbst wohnenden Indigbereiter fässerweise verkauft. Man nimmt dazu die Fässer, in welche das Mehl gethan wird, welches man aus Frankreich nach Amerika schicket.

Die Anilstöcke treiben nach der ersten Aernde neue Sprossen, welche, wie die vorhergehenden, Samen geben, den man auf gleiche Art einsammelt. Wenn der französische Anil auf diese Art geschnitten wird, kann er sich ungefähr 2 Jahre halten; da aber bey jedem Schneiden allemal eine Menge von Stöcken eingeht, säet man im folgenden Jahre auf die leeren Stellen frischen Samen.

Das Pflanzen (Säen) und Gäten des unächten Anils geschieht auf eben die Art. Sein Same aber wird auf eine andere Art eingesammelt, weil er niemals auf einmal reif wird, indem die niedrigen Zweige viel eher blühen und Schoten bekommen, als die obern. Wenn diese Schoten reif sind, sehen sie schwarzroth oder schwarzgrün aus, so wie die Schoten des ächten. Wenn man sie gar zu lange an den Aesten liesse, würden sie auf einmal schwarz werden, und diese übermäßige Reife, welche das Korn zu hart macht, würde verursachen, daß es schwerer aufginge.

Wenn man an den oben erwähnten Merkmalen gewahr wird, daß es gut abzunehmen ist, so lässet man die Negern Körbe an den Ort tragen, wo sie es einsammeln sollen. Wenn sie beysammen sind, gehen sie von einem Anilstocke zu dem andern, und reissen die Schoten, welche reif sind, mit vollen Händen ab; denn sie wachsen bündel- oder büschelweise, von einer

Entfernung zur andern, an den Zweigen herunter. Zu Mittage und des Abends bringen sie ihre Körbe, welche damit angefüllt sind. Man legt diesen Samen auf Leinwandtüchern an die Sonne, bis er recht trocken ist; alsdann zerstampft man die Schoten, wirft die Schoten des ächten, worfelt ihn, und verwahrt ihn in Fässern, welche auf einer Seite keinen Boden haben. So bald die allgemeine Einsammlung der niedrigen Zweige geschehen ist, wird die Einsammlung der obern und derer am Gipfel vorgenommen, welche wie die vorhergehende geschieht. Kaum ist diese zweyte Einsammlung vorbey, so fängt man wieder eine neue an den ersten Zweigen an, wo gar bald wieder anderer Same wächst, welcher in der Zeit reif geworden ist, u. s. w.

Da aber der unächte Anil sehr stark, und auf gutem Boden 12 Zoll hoch wächst, welches die Einsammlung seines Samens außerordentlich schwer macht, und da das Alter seines Stängels seiner Aernde schaden könnte, so schneidet man ihn alle Jahre 5 bis 6 Zoll hoch von der Erde ab, damit der Stock neue Sprossen treibe, welche eben so eine Menge Samen geben, welcher viel leichter eingesammelt werden kann. Das Kraut hält sich auf diese Art viele Jahre.

Das Samenkorn des französischen sowohl als auch des unächten Anils ist, seiner ganzen Länge nach, rund, und an beyden Enden platt. Die Farbe des französischen ist von einem dunkeln Gelb, welches in das Grüne, und zuweilen in das Weiße fällt, wenn es nicht recht reif ist. Die Farbe des unächten ist schwarz, wenn es recht reif ist; und dieses Schwarz fällt ein wenig in das Grüne, wenn das Samenkorn noch nicht recht reif ist. Der Same des französischen ist etwas dicker, als der Same des unächten. Des Schadens, welchen eine gewisse Wanze dem Samen zufügt, ist bereits oben, S. 592, Erwähnung geschehen.

Zur

Zur Pflanzung des Anils ist der vortheilhafteste Ort ein solches Land, welches vorher keine Früchte getragen hat, weil es gemeiniglich mit Salzen, die zu dem Wachsthume der Pflanzen beförderlich sind, angefüllt ist, weil die Insecten, die ihm am meisten schaden, sich darauf noch nicht niedergelassen haben, und weil beynahe zwey Jahre nach einander fast gar kein Unkraut darauf wächst. Doch geschieht es zuweilen, daß das Feuer, welches über gewisse Felder, die neu aufgerissen worden sind, und die man Neubruch (Fr. Dégras) nennt, (weil es in diesen Ländern gewöhnlich ist, alles hohe und andere Holz an dem Orte selbst, wo es gefället worden ist, zu verbrennen,) weggegangen ist, und die Asche, welche davon in gar zu großer Menge auf den Feldern liegen bleibt, für das Wachsthum der Pflanzen ein großes Hinderniß sind; daher der Anil weder so dick, noch so schön darauf wächst, als man vermuthen sollte; allein, man darf sich nicht darüber verwundern, weil man für diese Verzögerung in der Folge völlig schadlos gehalten wird.

Ob man gleich vortreffliche Arten von rother und weißlicher Erde findet, so muß man doch gestehen, daß diejenigen allen andern überhaupt vorzuziehen sind, welche schwarz und leicht sind, und abschüssig liegen, oder einen sanften Abhang haben, weil solche Lage dieselben gegen stehendes Wasser von dem Regen schützet, welches dieser Pflanze sehr schädlich ist, indem dieselbe, wenn sie sich auf einem platten Boden, wo das Wasser stehen bleiben kann, befindet, verwelket, gelb wird und eingeht. Daher muß man, wenn man sich in diesem Falle befindet, die Mitte der Beete, welche diesem Ungemache unterworfen sind, erhöhen, und rings herum kleine Abzüge machen, welche in einen größern, und dieser in einen Graben ihren Ablauf haben. Bey Beobachtung dieser Vorsicht kann man niedrigen und platten Boden sehr gut nutzen; allein, es ist allemal

die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß man mit der Pflanzung warten muß, bis die starken Regen, welche oft Ueberschwemmungen verursachen, vorbey sind. Denn eine Ueberschwemmung, welche den Anil auch nur 5 oder 6 Stunden bedeckt, ist schon hinreichend, ihn durch den Schlamm, den sie auf den Blättern zurück lässet, zu Grunde zu richten. Ueber dieß verursachet die allzu große Feuchtigkeit und die darauf folgende Hitze, daß das Samenkorn faulet, oder daß mit demselben eine ungeheure Menge von Unkraute aufwächst, welches die jungen Pflanzen erstickt, ohne daß man ihnen durch das Gäten, welches in einem gar zu weichen Boden unmöglich ist, zu Hülfe kommen könnte.

Die Zärtlichkeit dieser Pflanze erfordert über dieß viel Reinigkeit des Feldes, und ein behutsames Verfahren dabey; daher man den dazu bestimmten Boden, so viel möglich von allen Steinen, welche ihr hinderlich fallen, und von allem Unkraute reiniget. Der Anil kömmt aber auch sehr gut auf Aeckern fort, die mit kleinen weißen Kalksteinen, welche Roche à chaux heissen, angefüllet sind, weil dieser Boden gemeiniglich sehr leicht und voll fruchtbarer Salze ist, die ihn kühl erhalten. Man sucht aber überhaupt die mangelhaften Felder, so viel als möglich, zu reinigen und fruchtbar zu machen. Diese Vorsicht trägt zum Wachsthume der Pflanze, und zur Erleichterung derer, die sie bauen, sehr viel bey. Da der Anil nur durch Hülfe sanfter Regen und großer Hitze zu seiner gehörigen Größe und Güte gelangt, so sind ihm solche Gegenden, wo die Luft temperirt ist, welche dem Regen unterworfen oder gar zu kühl und schattig sind, weniger günstig. Daher ist die Methode, den Anil zwischen die jungen Kaffeebäume zu pflanzen, für ihn sehr nachtheilig. Es lässet sich derselbe auch auf Anhöhen nicht lange bauen, weil der Regen die Erde der Oberfläche, welche allezeit

die

die beste ist, weggeschwemmet, und weiter nichts als einen trocknen und mit Steinen angefüllten Boden zurück lässet.

Die Einwohner, deren Felder denen Regen, welche die kühle Herbstwitterung herbey führt, unterworfen sind, und die ihr Getraide in dieser Jahrszeit der Gefahr nicht aussetzen wollen, fangen das Pflanzen ihres Anils zu Ende des Decembers an, und können damit bis in den May continuiren. Diese letztere Pflanzung ist so gar die vortheilhafteste, weil sie der brennenden Hitze nicht so unterworfen ist; allein, da es alsdann schon gar zu spät im Jahre ist, so giebt sie nur 2 oder 3 Aernden, worauf die meisten, ganz erschöpften Stücke beym Eintritt des Herbstes eingehen, da man hingegen denjenigen, welcher vom Anfange des Novembers an gepflanzet worden ist, wohl 5mal schneiden kann.

Eigentlich wird der Same nicht, wie anderer Same gesäet oder blindlings ausgestreuet, sondern maßweise in jedes Loch, welches mit der Hacke besonders dazu gemacht worden ist, D, Fig. 1682, geschüttet. Vorher aber müssen mit diesem Werkzeuge die alten Stöcke ausgerottet werden, welche man hernach mit der Krücke, oder einem Rechen ohne Zähne, Fig. 1687, zusammen raffet, und anzündet. Man bearbeitet alsdann dieses ganze Feld, von Grunde aus, mit der Hacke, welche ½ Fuß tief hinein dringen muß.

Die Hacke, Fig. 1684, ist ein Werkzeug, welches demjenigen beynahe ähnlich sieht, dessen sich die Mäurer bedienen, den Kalk einzurühren, außer daß das Eisen derselben breiter ist. Einige behaupten, daß der Spaten oder das Grabscheit von einem viel bequemern Gebrauche sey, als die Hacke. Andere schätzen sich glücklich, daß sie ihre Negern haben gewöhnen können, das Land mit dem Pfluge zu bearbeiten. Es ist gewiß, daß die Güte des Anils größtentheils

theils auf einen tief genug umgearbeiteten Boden ankömmt; doch muß man gestehen, daß die Pflanzung des Anils in einen Boden, welcher durch das Pflügen, oder, weil der Regen in niedrigen Gründen neue Erde herbey geführt hat, gar zu sehr aufgelockert worden, ebenfalls vielen Schwierigkeiten unterworfen ist. Denn, wenn die Negern ihre Messer, deren sie sich zum Schneiden des Anils bedienen, Fig. 1686, nicht recht scharf machen, reissen sie entweder einen großen Theil der Pflanzen aus, oder verursachen eine höchst nachtheilige Verrückung der Stöcke. Ueber dieß verursachet die Stärke der Stängel, welche vorzüglich groß und dick sind, nach der ersten Aernde, welche sehr einträglich gewesen ist, zuweilen den ganzen Verlust derselben, weil entweder die Fasern des Stockes eine gar zu große holzichte Festigkeit erlangt haben, oder, weil die Sonnenhitze die Wurzeln, welche eines beständigen Schattens gewohnt ist, angreift, oder endlich, weil das durch eine so große Ansträngung erschöpfte Wachsthum nicht mehr im Stande ist, weiter fort zu dauern. Da so viele verschiedene Arten von Boden nicht auf ein und eben dieselbe Art behandelt werden können, so findet auch in Ansehung der Werkzeuge zur Pflanzung des Anils eine Verschiedenheit Statt; indessen ist doch der Gebrauch der Hacke bey allen Arten von Boden der gewöhnlichste.

Außer der Hacke muß das Feld noch 3 oder 4mal gegätet werden, ehe es geschickt gemacht wird, nach dem ersten günstigen Regen besäet zu werden. Wenn der Boden schon zu sehr erschöpft, oder von Natur mager ist, breitet man, gleich nach der ersten Umarbeitung, altes verfaultes Indigkraut, oder andern Dünger, darauf aus. Die Vortheile, welche daraus entstehen, halten für dieses Verfahren, welches nicht so allgemein üblich ist, als es wohl seyn sollte, völlig schadlos.

Es ist kurz vorher gesagt worden, daß man die alten Stöcke ausreissen müsse, ob gleich bekannt ist, daß ein Theil davon bis auf das Ende des folgenden Jahres dauern könnte. Es ist hier von dem unächten Anil die Rede; denn der französische geht gemeiniglich mit dem ersten Jahre aus. Allein, es sind wenige, die zu diesem Mittel, welches alsdann einen Zusatz von Samen erfordert, um die Stelle der abgestorbenen Stöcke wieder zu besetzen, Zuflucht nehmen. Man giebt auch überhaupt der Methode, ganz von neuem wieder zu pflanzen, den Vorzug. Man separirt daher erstlich das Land durch gewisse Abtheilungen, p, Fig. 1671; man theilt darauf von einem Ende zum andern, die zwischen diesen Abtheilungen enthaltenen Stücke, um in ihrer ganzen Länge Beete, q, von 13 bis 14 Fuß in der Breite, welche man auch Chasses nennt, zu machen.

Wenn man die Bestellung des Ackers vornehmen will, stellen sich die Negern, A. Fig. 1682, in eine Reihe vorn auf das Land, welches auf allen Seiten nach der Schnur gezogen ist, und machen, indem sie rücklings gehen, mit der Ecke des Eisens ihres Werkzeuges kleine Gruben, D, welche 5 bis 6 Zoll auf allen Seiten von einander entfernt, und ungefähr 2 Zoll tief sind, und, wo möglich, von dem Puncte, wo man angefangen hat, in gerader Linie ausgehen. Nur selten aber sind die zusammen gespannten Negern im Stande, diese Genauigkeit, welche das Gäten so sehr erleichtert, zu beobachten. So wie die Negern Löcher machen, scharren ihre Weiber, B, dieselben, welche ein Coui, oder eine mit Samen angefüllte Kürbißschale, C, in der Hand halten, und 5 bis 6 Körner davon hinein fallen lassen, damit sie nicht eines verfehlen, sogleich wieder zu, indem sie mit dem Fuße darüber weg fahren, welches die Sache gewisser machet, als wenn man sie von der andern mit der Krücke zuscharren lässet, un-

geachtet mit selbiger diese Verrichtung viel geschwinder von Statten geht. Man maz es aber auf eine Art, wie man nur will, bewerkstelligen, so muß doch allezeit ungefähr 1 Zoll hoch Erde auf das Samenkorn kommen. 5 bis 6 Körner sind von dem franz. Anil, und 3 bis 4 von dem unächten, hinreichend. Wenn der Boden gut ist, wechselt die Entfernung der Löcher, ihre Tiefe und die Anzahl der Samenkörner, welche man hinein thut, von einem Stücke Landes zu dem andern, und oft von einer Indigoterie zu der andern, ab.

Gewisse Einwohner lassen ihre Samen, um haushälterisch damit umzugehen, und in diesem Stücke der Nachlässigkeit der Negern vorzubeugen, mit Asche oder feinem Sande vermischen. Letzterer ist für die Negerinnen noch bequemer, weil sie dieselben besser unterscheiden, und die Zahl, welche sie auszustreuen für gut befinden, davon wegnehmen können.

Die Pflanzung eben zu machen und zu beschleunigen, bedient man sich, in einigen Gegenden, eines Rechens, Fig. 1689 a), b) und c), welcher mit 9 bis 11 geraden eisernen Zähnen, R, Fig. 1689 b), welche 4 Zoll von einander stehen, versehen ist. Das Vordertheil dieses Rechens besteht aus zwey Armen, E, Fig. 1689 c), welche 1½ Fuß von einander stehen, und deren Enden durch ein Querholz F gehen, an welches 3 Negern, G, Fig. 1681, gestellet werden. Das Hintertheil dieses Rechens hat 2 von einander abgesonderte Stiele, zwischen welche ein vierter Neger, I, gestellet wird, welcher den Gang dieses Werkzeuges reziert.

Wenn der Boden zubereitet und geebnet worden ist, indem man die Erdschollen zerbrochen und die Erde zerschlagen hat, welches sehr leicht mit einem Stocke geschehen kann, macht man die Abtheilungen gleich, und lässet den Rechen auf einer Seite quer über alle die Beete q, Fig. 1671, gehen, welche sich zwischen den Abtheilungen p befinden. Dieser erste Zug macht

9 Lini-

9 kleine Furchen, K, Fig. 1681, welche 2 Querfinger tief sind. Wenn der Rechen sich an dem Ende dieser Seite des Grundstückes befindet, drehet man ihn um, und setzt den ersten Zahn in die nächste kleine Furche; und auf diese Art fährt man fort, das ganze Stück umzuarbeiten, welches durch dieses Mittel mit Hülfe weniger Negern gar bald umgegraben und zu Stande gebracht wird. Wenn es möglich wäre, an diesem Rechen die Bewegung eines von den Säetüchern, welche man in verschiedenen Ländern erfunden hat, anzubringen, so würde die Vollkommenheit dieses Werkzeuges, und der Verrichtung dieser Arbeit, nichts abgehen.

Die Bepflanzung dieser Furchen geschieht auch sehr geschwinde und accurat. Jede Negerin, L, Fig. 1681, stellt sich vorn an die Furchen hin, die sie besäen soll, und deren 5 bis 6 sind, und indem sie die Hand vor die Tiefe einer jeden Furche ein wenig hinunter sinken lässet, wirft sie 2 oder 3 Körner, welche als ein Klumpen beysammen sind, hinein; auf diese Art fährt sie fort, indem sie sich mit dem Leibe und der Hand, von 4 zu 4 Zoll, immer vor sich hinaus beugt. Die Weiber, welche sich neben ihr befinden, machen es eben so, und das Stück wird solchergestalt sehr geschwinde und accurat besäet. Um darauf den Samen zu bedecken, fährt man über das Erdreich mit einem sehr rauhen Besen, dessen Zweige aus einander stehen, und an ihrem Ende gleich sind. Der Stiel dieses Besens muß sehr lang seyn, damit die Negern ein grosses Stück damit überfahren können, und sich nicht sehr bücken dürfen.

Uebrigens fährt man in denen Gegenden, wo dasjenige, was ich eben gesagt habe, beobachtet wird, nur sehr leicht über die Oberfläche des Erdreiches weg, weil sie glauben, daß 1 Linie Erde auf dem Anilsamen hinreichend sey. Viele unterlassen so gar diese Arbeit, weil sie glauben, daß sie schon durch den Gang und die

Bewegung der Negerweiber, welche, indem sie über den Samen, nachdem sie ihn gesäet haben, weggegangen sind, geschehen sey. Diejenigen, die den Vortheil haben, daß sie ihre Aecker bewässern können, sind derselben noch viel lieber überhoben, weil die durch die Kunst hervor gebrachten Ueberschwemmungen, wodurch sie bewässert werden, hinreichend sind, den Samen so tief, als sie es haben wollen, zu bedecken. Die Art, die Aecker zu bewässern, werde ich weiter unten beschreiben.

Die Zeit ist in den amerikanischen Colonien sehr kostbar, insonderheit diejenige, da der Regen zur Pflanzung des Indigs einladet. Daher macht man die zu dieser Arbeit gehörigen Zubereitungen, und beschleuniget sie, damit man den rechten Nutzen daraus ziehen könne. Denn so bald der Erdboden einmal trocken geworden ist, muß man mit dem Pflanzen aufhören. Man sieht sich zwar zuweilen genöthigt, trocken, d. i. zur Zeit einer großen Dürre, zu pflanzen, um mit der Pflanzung voraus zu kommen, weil ein oder zwey kleine Regen nicht hinreichend sind, einen großen Bezirk zu bepflanzen. Allein, man wagt diese Art zu pflanzen nicht eher, als bis man höchst wahrscheinlich einen Regen vermuthen kann. Man macht also in dieses trockene Land Löcher, den Samen hinein zu säen, den man sogleich wieder zudecket. Auf diese Art hat der Einwohner viel voraus, wenn der Erfolg mit seiner Erwartung überein stimmet. Er sieht diesen Samen auf einmal aufgehen, und kann unterdessen bey Gelegenheit eben dieses kleinen Regens andere pflanzen; bleibt hingegen das Wetter mehr oder weniger trocken, so ist er in Gefahr, um seine ganze Aussaat zu kommen, weil der Same sich erhitzet, oder durch die große Hitze hart wird. Es fallen so gar oft falsche Regen in dieser Jahrszeit, welche, da sie die Erde nur ein wenig befeuchten, verursachen, daß der Keim des Samens, welcher die Stärke nicht hat, durch die Oberfläche der

Erde

Erde in die Tiefe zu bringen, ausgeht und verdorret. Dadurch leidet der Besitzer einen desto größern Verlust, weil die verlorne Zeit der Sclaven, eine große Einbuße seiner Einkünfte, und endlich der Werth des Samens, welches nach der Quantität der Pflanzung, und der Theurung dieser Waare, wenn diese Unfälle allgemein sind, ein wichtiger Punct ist, mit darunter begriffen sind.

Wenn der franzöſiſche Anil zu rechter Zeit gepflanzt worden ist, sieht man ihn am dritten Tage nach einem Regen aufgehen; der Same des unächten hingegen braucht zuweilen über 8 Tage, ehe er, bald früher, bald später, nach dem es der Grad seiner Reife mit sich bringt, und aus dieser Ursache niemals auf einmal aufgeht. Bey jedem kleinen Regen kömmt einiger aus der Erde hervor. Es ist so gar nicht selten, daß man Samen von einem Jahre zu dem andern aufgehn sieht, wenn er zu reif ist; daher sucht man dieser übermäßigen Reife zuvor zu kommen, indem man die Schote, wenn sie trocken zu werden anfängt, abnimmt.

Dieses Kraut zehrt den Boden sehr aus, und muß daher allein stehen; man darf also ja nicht das Gäten unterlassen. Man verrichtet diese Arbeit zuerst 14 Tage oder 3 Wochen, nachdem es aus der Erde hervor gekommen ist, und darauf ferner von 14 zu 14 Tagen. Da die Negern bey dem Graben der Löcher zum Säen des Anils nicht allezeit eine genaue Gleichheit beobachten, so gehen sie oft darüber weg, wenn sie gäten. Wenn das Erdreich von Steinen gereinigt ist, leidet er dadurch keinen Schaden, und die junge Pflanze richtet sich sogleich, als darauf getreten worden ist, wieder auf.

Das Gäten geschieht allenfalls mit der Hand, gemeiniglich aber mit dem Kratzeisen (la Gratte,) Fig. 1691 a) und b). Es ist dieses ein kleines eisernes

Werkzeug, wovon sich jede Spitze um 2 oder 3 Finger in Gestalt eines Gänsefußes ausbreitet, und wovon das eine Ende als ein Winkelmaß gebogen ist. Zuweilen bedient man sich auch eines Stückes von einem eisernen Ringe, welches man krumm bieget, oder des Endes der Sichel, Fig. 1692. Das heraus gerissene Unkraut thut man in Körbe, und läßt es außerhalb den Verzäunungen und unter dem Winde hinwerfen, weil, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Wurzeln und so gar die Blätter, welche übrig geblieben sind, oder der Same, welchen die großen Sturmwinde ausstreuen, von dem vielen Thaue und der Hitze befruchtet werden, und nach kurzer Zeit Stoff zu einer gleichen Aernde geben. Daher treiben gewisse Einwohner die Reinigung der Felder und die Genauigkeit so weit, daß sie bey jedesmaligen Gäten ihren Acker kehren oder fegen lassen, um so gar die geringsten Hälmchen von Grase wegzuschaffen, wovon die meisten Arten die Eigenschaft haben, sich fortzupflanzen. Diese Arbeit, welche zum öftern geschehen muß, ist für die Schwarzen sehr beschwerlich, weil sie bey Verrichtung derselben immer den Kopf bücken müssen, welches so lange dauert, bis die Indigpflanze im Stande ist, den Boden mit ihrem Schatten zu bedecken.

Wenn sie ihre Reife erlangt hat, schneidet man sie mit großen krummen Messern, die wie eine Sichel aussehen, ausgenommen daß sie keine Zähne haben, Fig. 1686, einen guten Zoll hoch von der Erde ab. Auf recht gutem Boden aber, wo der unächte Indig zuweilen 6 F. hoch wächst, ehe sein Kraut zur Reife kömmt, wird der Stock so dick und stark, daß man ihn mit der Sichel, Fig. 1692, abschneiden muß. Darauf bedient man sich des Messers, um auf dem Platze die dünnen Zweige abzuschneiden, welche man aufhebt, die Küppe damit zu füllen, und das übrige, welches nur hinderlich fällt, wirft man weg. Wenn der Indig

abge-

abgeschnitten ist, pflegt man sich an einigen Orten gewisser Tücher zu bedienen, um das kleine sowohl als auch große Kraut darin wegzutragen. Diese Tücher bestehen aus Stücken von Packtuche oder grober Leinwand, die 1 Elle in der Länge, und eben so viel in der Breite haben, damit sie viereckig werden, und an deren Zipfel man Bänder knüpfet. Ein solches Tuch, wenn es vollgefüllt ist, macht die Last eines Negers aus. An andern Orten macht man bloß Bündel davon, die man mit Indig selbst, oder mit Stricken, bindet. Hernach wird das Kraut in der Küpe wieder aufgebunden, und gleich ausgebreitet, ohne eine leere Stelle zu lassen.

Der Indig hat eine so große Neigung zu gähren, daß er, wenn man ihn in Bündlein zugebunden läßt, sich erhizt, und brennendheiß wird. Man kömmt auch den Folgen, welche bey der Bereitung sehr nachtheilig seyn würden, zuvor, indem man diese Bündel sofort wegtragen läßt. In großen Indigplätzen aber, wo die Indigoterien von dem Orte, wo das Kraut geschnitten worden ist, und wo man zuweilen 4 bis 500 Bündel auf einmal machet, der Transport derselben so langweilig als beschwerlich seyn würde, sehr weit entlegen sind, ladet man diese Bündlein auf leichte Wägen, woran man Mauleſel spannet. Jeder Wagen muß 50 Bündel fahren, welche die Ladung einer Küpe ausmachen. Es ist in diesen großen Indigplätzen gebräuchlich, daß man das Kraut gegen Abend und zu Anfange der Nacht einfüllen läßt, damit man bey anbrechendem Tage von dem Grade der Gährung, und von der Zeit, da die Küpen ausgeleeret werden müssen, desto besser urtheilen könne. Uebrigens ist leicht zu erachten, daß es nicht bequem seyn würde, das Einfüllen einer so großen Menge Krautes bis auf die Nacht zu verschieben, wenn man nicht zu gleicher Zeit die Bequemlichkeit hätte, alsdann auf einmal die Küpen

mit dem Wasser aus einem benachbarten Flusse, und zwar auf die Art, welche ich so gleich anzeigen werde, anzufüllen, nachdem ich zuvor dasjenige werde erklärt haben, was ins Werk gesetzt werden muß, wenn man das Wasser zurück halten, es vertheilen, und zur Befeuchtung der Indigpflanze brauchen will.

Die Zeit, da man, die Flüsse zur Bewässerung der Indigpflanze anzuwenden, angefangen hat, ist zu St. Domingo nicht sehr alt. Da der Nachtheil und die Verwüstung, welche eine außerordentliche Dürre nur allzu oft einer Plantage zugefügt, vor ungefähr 60 Jahren einen Einwohner von Arcachaix, welcher nicht weit von einem Flusse wohnte, genöthigt hatte, auf einen Theil seines mit Indig bepflanzten Bezirkes einen Canal von diesem Flusse abzuleiten, gab der Erfolg seines Versuches vielen, die an dem Flusse wohnten, Anlaß, ihn nachzuahmen, und der Fluß trocknete gar bald aus. Diejenigen die davon weiter entfernt waren, wurden des Wassers beraubt, und beklagten sich über diese Anmaßung. Es wurde eine allgemeine Versammlung der Einwohner zusammen berufen, und man machte Verordnungen, diesem Mißbrauche abzuhelfen, und in Ansehung der Ableitung des Flußwassers eine beständige Ordnung einzuführen, deren Beobachtung gar bald gemein wurde. Ich werde von dem Inhalte dieser Verordnungen, von denen Arbeiten, die sich darauf beziehen, und von dem Verfahren, welches man bey der Bewässerung des Indigs zu beobachten hat, so kurz als möglich Meldung thun.

Inhalt der Verordnungen, welche in dem obern Rathe von *Port-au-Prince* registrirt sind, um in Ansehung der Austheilung des Flußwassers zum Gesetze zu dienen.

Die Flüße von einer und eben derselben Gegend, werden unter alle Einwohner, nach dem Verhältnisse der

Meng-

Menge ihrer Aecker, die einer Bewässerung bedürfen, vertheilet. Es soll daher an jedem Flusse ein Damm nebst einen Kessel angeleget werden, um welchen herum Schleusen zu führen sind, von denen die Canäle ausgehen, und sich in besondere Kessel, wo man die Austheilungen des Wassers den obigen Regeln gemäß machen wird, ergiessen sollen.

Es soll ein geschworener Wassermesser gesetzet werden, welcher die Oeffnungen dieser verschiedenen Kessel anordnen, und für die Wiederherstellung ihrer Grenzen, wenn sie beschädiget worden sind, sorgen soll.

Der Wassermesser soll allemal gegenwärtig seyn, wenn man die Oeffnungssteine dieser Kessel und die grauen Bruchsteine setzt, die sich in den Vertheilungskesseln befinden müssen, damit das Wasser sich auf allen Seiten gleichmäßig verbreite.

Der oberhalb Wohnende ist verbunden, dem Wasser einen bequemen Durchgang für die unterhalb Wohnenden, die ihm nur den Werth des Bodens, durch welchen es geht, zu bezahlen gehalten sind, ohne Rücksicht auf den Schaden, den ihnen dieser Canal verursachen kann, zu verstatten.

Der Eigenthümer des obern Platzes kann auf keine Weise mit dem Wasser desjenigen, der unter ihm liegt, schalten, noch einen Ablauf, welcher dasselbe verderben könnte, hinein führen, bey Vermeidung einer Leibesstrafe.

Alle Einwohner, welche ihr Wasser aus einem und eben demselben Flusse erhalten, müssen eine gewisse Anzahl Negern, die ihrem Wasserfange gemäß ist, abschicken, um das Bett, und die allgemeinen Kessel und Canäle zu reinigen. Die besondern Kessel und Canäle aber werden, nach eben den Verhältnissen, bloß von den Negern derjenigen, welche daselbst ihr Wasser zu nehmen, angewiesen sind, unterhalten.

Jeder Einwohner soll die Canäle, welche bloß zum Nutzen seines Platzes angelegt sind, auf seine eigene Kosten unterhalten; allein, er ist nicht schuldig, für die andern zu sorgen, denen er zum Nutzen derer, die unter ihm liegen, einen freyen Durchgang verstatten muß.

Die Einwohner der Gegenden von St. Domingo, welche an jetzt erwähnten Werken Theil haben, setzen

gleich bey dem Schleusenkessel, D. Fig. 1671, einen Aufseher, dem nach ein jährliches Gehalt von 2500 bis 3000 Pfund, (*) ein Haus, O, ein Magazin, nebst einer oder zwey Negersklaven, 3 bis 4 Sclaven, und 5 bis 6 Beete Land giebt, welche 100 Schritt, den Schritt zu 2½ F. gerechnet, im Quadrat haben; welches alles auf gemeine Kosten der Theilnehmer eben desselben Flusses nach den obigen Verhältnissen gekauft wird. Die Pflicht dieses Aufsehers besteht darin, daß er bey schönem Wetter die Schleusen offen halte, und sie, wenn auf den Anhöhen des Districtes und in der Gegend des Flusses Platzregen fallen, zumache, damit das Wasser nicht die Canäle und die Plätze überschwemme, welches unendlichen Schaden verursachen würde, wofür er stehen muß. Auch ist seine Schuldigkeit, den Einwohnern von dem Schaden dieser Ueberschwemmungen, und von andern Beschädigungen, die der Damm und die andern dazu gehörigen Werke erlitten haben, Nachricht zu geben, damit sie selbige, nach Erfordern, entweder ausbessern oder reinigen lassen.

Was die Einrichtung und Anlegung aller dieser Werke betrifft, so ist sie folgende. Vorn an dem Damme B. Fig. 1671, ist der Fall des Strohmes C, welcher das Wasser des Flußes A in den Kessel D führt, dessen Höhe des Randes nach der Quantität des Wassers, welches man zum Dienste der Plätze zurück halten will, eingerichtet wird. Dieser Kessel hat gewöhnlich 3 Schleusen, E, an deren Eingange man Schiebeleisten macht, damit man die Schutzbreter (Schütze) F, welche man bey schöner Witterung aufzieht, und wenn Platzregen kommen, fallen läßt, hinein schieben könne. Zwey von diesen Schleusen sind zu dem Durchgange des Wassers bestimmt, welches in den Kessel H läuft, wo die für jeden Platz erforderliche Austheilung desselben geschieht. Diese beyde Schleusen stehen auf den beyden Seiten des

Kessels

(*) 3000 Pfund auf den französischen Inseln in Amerika machen nach französ. Gelde nur 2000 Pfund aus.

Kessels D; die dritte ist gerade in der Mitte des Dammes, und theilt ihn von oben herunter bis auf die horizontale Fläche des Bodens des Kessels in zwey gleiche Theile. Diese Schleuse, deren Breite gemeiniglich 2 F. beträgt, wird nun aufgemacht, wenn man den Kessel oder die beyden andern Schleussen reinigen will.

Die dichten Stücke des Schleusendammes und des Falls von Strohme müssen von großen und festen Steinen, wie sie zu dem Werke erfoderlich sind, gemacht werden. Der Boden des Kessels wird mit eben solchen Bruchsteinen, und bis an die Hälfte des Falles recht horizontal gepflastert. Die Ränder des Kessels, des Falles, des Dammes und der Schleusen, müssen mit einem starken Mauerwerke überzogen werden, welches mit breiten Steinen bedeckt wird; die man mit eisernen Klammern befestiget, damit sie der Gewalt des stärksten Stromes widerstehen können.

Jede Schleuse auf den Seiten, welche inwendig schmäler sind, als auswendig, muß sich in einen besondern Canal G ergießen, welcher durch einen besondern Fall in den Kessel H läuft, welchen man den Vertheilungskessel nennt, weil von diesem Kessel aus die Vertheilung der Gewässer geschieht. Der Umfang dieses Kessels ist rund, und der Boden glatt und vollkommen horizontal. Alle diese Stücke sind gemauert, wie die Stücke des ersten; allein, die verschiedenen Oeffnungen I, welche man zur Vertheilung des Wassers daran macht, haben keine Schütze, weil man bey starkem Regen die Schütze des Schleusenkessels D zumachen muß, während daß man dasjenige, welches sich in der Mitte des Dammes B befindet, aufmacht.

Man setzt bey dem Eingange eines jeden Vertheilungskessel drey große Steine, K, aufrecht, in Gestalt eines Dreyfußes, an welche das Wasser, das gerade auf sie zukömmt, anschlägt. Dieses sind vier-

eckige Bruchsteine, welche dazu dienen, daß sie den Lauf des Wassers aufhalten, und verursachen, daß es sich gegen die Vertheilungsöffnungen gleich ausverbreite. Diese Oeffnungen macht man auf der Seite des Kessel H nicht so weit als auf der Seite der besondern Canäle L, die es jedem Platze zuführen. Da eine kleine Quantität oder ein Faden Wasser leicht verschlungen werden kann, wenn es einen Bezirk von einer beträchtlichen Weite durchläuft, um zu seiner Bestimmung zu kommen, so erhalten diejenigen Einwohner, die von dem Vertheilungskessel H am weitesten entfernt liegen, alles ihr Wasser gemeinschaftlich durch eine und eben dieselbe Schleuse, und sie führen es durch einen gemeinschaftlichen Canal M in einen andern durch einen Vertrag verwilligten Kessel N, wo die weitere Austheilung auf eben die Art, wie in dem vorhergehenden, und nach eben den Regeln, geschieht.

Wenn man einen Bezirk, Q Fig. 1694, bewässern will, führt man das Wasser in den Graben R, der sich auf der Seite des Beets P, welches man wässern will, befindet. Man macht darauf mit einer Hacke die Erde von dem Rande des Beetes P an dem Orte, wo man mit der Bewässerung den Anfang machen will, weg, und bringt sie in den Graben R der Oeffnung T, die man eben gemacht hat, gegenüber und darunter, wodurch ein kleiner Damm V entsteht, welcher das Wasser nöthiget zu steigen, und sich auf dem Beete, welches einen unmerklichen Abhang haben muß, auszubreiten. Daher wird das Wasser, welches auf das Beet läuft, von einer Entfernung zur andern mit langen zusammen gedrehten Bündlein Y von Bananasblättern gleichsam versperret, damit es sich auf der ganzen Breite des Beetes gleichaus verbreite, und Zeit habe, sich nach einander auf allen Theilen eines Bezirkes, welchen ungefähr 100 Fuß lang ist, aufzuhalten. Alsdann öffnet man den Graben,

ben, um das Wasser 100 Fuß niedriger zu führen, wobey man eben den Handgriff, wie oben, beobachtet, und allezeit das Wasser mit gleicher Langsamkeit in Ansehung des Abhanges der Beete führt und anhält. Denn, wenn das Wasser zu geschwinde liefe, würde es die Erde unter einander werfen, das Samenkorn hier und da mit wegreissen, und einen Schlamm hervor bringen, welcher dasselbe verhindern würde, in die gehörige Tiefe zu dringen. Diese Tiefe muß wenigstens 1 F. betragen, weil, wenn die Erde nur 2 oder 3 Querfinger tief befeuchtet würde, das in der Erde liegende Samenkorn sich in eben dem Falle eines sehr kleinen Regens befinden, und folglich der Keim desselben nothwendig verderben würde. Denn man giebt demselben nicht eher wieder Wasser, als bis es aufgegangen, und bis gegätet worden ist.

Die Beete sind 13 bis 14 F. breit, und 120 bis 200 Schritte lang. Sie sind durch Rinnen, deren Ränder ein wenig über den Horizont des Bodens gehen, von einander abgesondert. An dem obern Ende aller dieser Beete ist eine kleine Rinne, in welche man das Wasser thut, wenn man sie zu bewässern anfangen will; alsdann fährt man an einer ihrer Seiten fort. An dem andern untern Ende der Beete ist eine andere Rinne, welche viel größer ist, als die obere, weil sie das Ueberflüssige der Bewässerung und das Regenwasser auffängt. Unter dieser untern Rinne muß man allezeit einen kleinen Weg zur Bequemlichkeit des Durchganges lassen, damit man nicht auf die Pflanzen treten dürfe. In großen Plantagen, wo man die Krautbündel für die Indigoterien auf kleine Wägen, oder so genannte Karren (Fr. Charrettes) ladet, wird dieser Weg breiter gemacht.

Die erste Wässerung muß gegen die Mitte des Nachmittags geschehen, damit das Wasser Zeit habe in die Erde zu dringen, ehe die Sonne darauf scheint. Allein, wenn der Indig aufgegangen ist, thut man sich hierin keinen Zwang an.

In denen Gegenden, wo man Wasser nach Belieben bekommen kann, hat man noch zwey sehr wesentliche Dinge in Gewohnheit; das eine betrifft die Bestanzung alter verlassener Aecker, welche von dem Unkraute verderbt worden sind; und das zweyte die Art, wie man mit den von der Raupe verwüsteten Indigstängeln umzugehen hat.

Einen von Unkraut verwilderten Boden vollkommen zu reinigen, muß man die Erde umgraben, gäten und zurichten, um sie zu einer vollkommenen Bewässerung, welche man sogleich darauf anstellt, zuzubereiten. Das bewässerte Stück Landes sieht bald nach der Bewässerung mit Grase ganz überzogen und befleckt aus. Man läßt aber das Gras nur so lang wachsen, daß man es mit der Hand ohne Mühe ausreissen kann, welches leicht angeht, wenn man die Erde auf gedachte Art zubereitet hat. Man nimmt alle diese Arbeiten, von der ersten an bis auf die letzte, zum zweytenmal vor, um den Boden vollends zu reinigen. Endlich werden diese Arbeiten zum drittenmal wiederhohlet, doch mit dem Unterschiede, daß man bey dieser Wiederhohlung vor der Wässerung den Indig pflanzet. Man gätet ihn einige Zeit nachher, d. i. wenn er ungefähr 1 ½ Zoll hoch ist, aus; denn, wenn er zu klein wäre, würde man ihn mit dem Unkraute zugleich ausreissen.

Nächst dem Gäten ist die Raupe eine der Hauptgegenstände der Aufmerksamkeit des Indigotiers. Man sucht der Verwüstung derselben dadurch zuvor zu kommen, daß man, so viel möglich, den Indig schneidet, ehe sie noch großen Schaden darin gerichtet hat. Wenn aber die Raupe, aller Wachsamkeit und aller dabey gebrauchten Vorsicht ungeachtet, zu weit eingerissen hat, überläßt man ihr den Ueberrest der Pflanze, welche ohne dieß in kurzem weiter nichts als einen

Wesen vorstellt. Hierauf sterben diese Insecten aus Mangel der Nahrung und der Bedeckung.

Wenn die Sache sich so verhält, schneidet man die Stängel nicht ab, wie man sonst in gleichem Falle thut, wenn man Zweige haben will, die nach Verlauf von 6 Wochen für die Küpe taugen, sondern man erhält sie, indem man den Boden unter Wasser setzt, und ihm eine oder zwo Bewässerungen giebt, wenn kein Regen fällt. Die Pflanze erhalt dadurch ihre Lebhaftigkeit wieder, und treibt neues Laub, so, daß sie nach 14 Tagen geschnitten werden kann. Ist aber das Kraut abgeschnitten worden, so muß man sich wohl in Acht nehmen, daß man die Stöcke nicht bewässere, ehe sie Knospen getrieben haben. Denn geschähe es eher, so würden sie unfehlbar eingehen; welcher Gefahr man hingegen nicht ausgesetzt ist, wenn man sie nach Verlauf von 10 Tagen bewässert. Wenn man ein Stück Land, dessen große Gräben durch den Lauf den Wassers gar zu sehr ausgewaschen worden sind, umarbeitet; schüttet man diese zu, und gräbt daneben neue, ehe man das Stück wieder bepflanzet. Die Tiefe und Breite der großen und kleinen Gräben wird nach der Menge des Wassers, welches man hat, eingerichtet.

Da es sehr vortheilhaft ist, wenn man eine Quantität Wasser in die Indigoterien führen kann, um damit das Kraut, womit der Weichtrog angefüllet wird, zu bedecken, so legt man sie an einem Orte an, welcher dazu bequem ist, daß dieses Wasser über den Trögen gefasset werden kann, und man unterhält den Lauf und die horizontale Fläche desselben durch eine kleine Wasserleitung, welche gerade in den Weichtrog geht. Wenn verschiedene dieser Gefäße neben einander stehen, macht man die ganze Länge hin auf einer Seite selbst an dem Rande der Indigoterie eine Rinne von Mauerwerk. Diese Rinne muß, der Mitte eines jeden

den Gefäßes gegenüber, eine Oeffnung c oder eine Ablaufröhre haben, welche auf- und zugemacht werden kann, nachdem man das Wasser in die eine oder andere dieser Küpen lassen will.

Die Art und Beschaffenheit des Wassers hat auf die Verfertigung des Indigs einen große Einfluß. Das Flußwasser und das Wasser von klaren Regenbächen ist am tauglichsten, die Pflanze zu durchdringen und aufzulösen, wenn es nicht zu kalt oder trübe ist. Dieses Wasser ist dem Brunnenwasser, welches oft Salze bey sich führt, und letzteres ist dem trüben Flußwasser vorzuziehen, weil der Schlamm die Wirkung desselben zurück hält, und die Beschaffenheit des Indigs gar sehr verändert; wie es die Bewohner der Ufer des Missisipistrohmes erfahren haben, ehe sie das Mittel ergriffen, das schlammige Wasser dieses Flußes läutern zu lassen, um es zu Verfertigung ihres Indigs zu gebrauchen. Es ist bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß ein Wasser, welches man gar zu lange in Behältern verwahret hat, um den Vortheil zu haben, daß man eine Küpe auf einmal damit anfüllen könne, und dessen sich einige bedienen, diejenigen, die bald gebraucht werden sollen, warm zu machen, die Auflösung, welche man davon erwartet, verzögern oder verderben kann, indem es durch die Hitze der Sonne, und durch die Insecten, die darein kommen, in Fäulung geräth, ungeachtet diese Methode an sich selbst sehr nützlich ist.

Der mit Salzwasser zugerichtete Indig erlangt eine schädliche Eigenschaft. Denn, ob derselbe gleich, wenn er lange an der freyen Luft gelegen hat, sehr schön in die Augen fällt, so geschieht es doch, daß die salzigen Bestandtheile, woraus er besteht, eine Feuchtigkeit behalten, oder an sich ziehen, die sich, so bald er einige Zeit verschlossen gewesen ist, zeigt. Dieses Salz macht ihn zum Kaufe viel schwerer, als einen andern, und verursachet, daß er nicht so gut an den Mann zu bringen ist, wenn er aus den Schiffen ausgeladen wird.

Wenn

Wenn das Kraut geschnitten ist, bringt man es in den Weich- oder Fäulungstrog, A, Fig. 1662, a) und breitet es darin so aus, daß es weder Klümpen macht, noch leere Stellen giebt. Man legt alsdann auf selbiges nach der Länge des Troges, Latten l von Palmbaumholze, und auf selbige querüber starke Querhölzer H. Diese Querhölzer werden mit Keilen oder kleinen Pflöcken befestiget, welche man zwischen selbige und die Riegel G der Schlußbalken D, Fig. 1659, stecket. Wenn die Riegel der Schlußbalken D in ihren Löchern zu frey sind, befestiget man sie durch einige Keile. Das Kraut muß aber nicht zu sehr gedrücket werden, damit es den Wirkungen der Ausdehnung und Entwickelung, welche die Gährung verursachen muß, sich nicht widersetze.

Wenn diese Vorbereitungen geschehen sind, füllet man den Trog bis auf 6 Z. von dem Rande, mit Wasser aus einem Brunnen P, Fig. 1660, oder aus einem benachbarten Regenbache, vermittelst einer Rinne g, oder eines Canales, welcher mit beyden Gemeinschaft hat, an. Kurz nachher, wenn man Wasser aufgefüllt hat, welches 3 bis 4 Z. über das Kraut geht, erheben sich von dem Boden des Troges mit einer Art von Kochen große Luftblasen, und ein Liquor, welcher, wenn er wieder fällt, kleine Ringe macht, und auf der Oberfläche eine schwache grüne Farbe ausbreitet, welche das Wasser stuffenweise in ein außerordentliches Grün verwandelt. Wenn das Grün seinen höchsten Grad erreicht hat, überzieht sich die Oberfläche des Troges mit einer prächtigen Kupferfarbe, worauf wieder eine Haut von einem sehr dunkeln Violblau folgt, ob gleich die ganze Masse des Wassers allezeit grün bleibt; wobey alsdann der Trog den Grad der Hitze hat, welcher ihm eigen ist, und überall dicke Schaumflocken in Gestalt der Pyramiden auswirft. Dieser Schaum ist dermaßen spirituös, daß, wenn

man ihn anzündet, er das Feuer allem hernach folgenden schnell mittheilt, und der Indig zuweilen so gewaltige Ausbrüche bekömmt, daß er die Riegel aufhebt, und die Schlußbalken ausreißt, wenn sie nicht tief genug in der Erde stecken und befestigt sind. Wenn die Küpe dergleichen Wirkungen hervorbringt, sagt man alsdann, daß sie donnere.

Diese Gährung, welche nach der Beschaffenheit oder der Festigkeit des Krautes, und nach dem die Witterung kalt oder warm, troken oder naß ist, länger oder kürzer dauert, entwickelt alle Säfte und Theile desselben, welche geschickt sind, den Indig zu bilden. Wenn man von der Neigung aller dieser Bestandtheile zu einer nahen Vereinigung urtheilen will, untersucht man die Küpe, deren Materie alsdann so dick ist, daß sie ein Ey tragen kann. Dieser Versuch wird vermittelst einer silbernen Schale, Fig. 1663, welche rund und mit einem Stiele versehen ist, angestellet, und es wird ungefähr der dritte Theil derselben mit dem Indigwasser angefüllet. Inwendig muß diese Schale oder Kelle recht blank seyn; denn aus dem Boden derselben muß man von der Beschaffenheit der Küpe urtheilen. Ist derselbe schlammig, so scheint das Wasser trübe und von ganz anderer Beschaffenheit zu seyn, als es in der That ist, so, daß man den Indig für gar zu sehr aufgelöset hält, da er doch nicht genug aufgelöset ist; und ob man es gleich hernach bey dem Schlagen gewahr werden kann, so entsteht doch daraus allezeit ein Verlust, wenn man auch diesen Irrthum, welcher gleichsam von nichts herkömmt, einsehen sollte. Daher hat der Verfasser des Maison rustique de Cayenne angerathen, daß man eine krystallene Schale nehmen sollte, weil dieselbe zu dieser Prüfung am geschicktesten ist. Man erhält die verlangte Läuterung durch die Bewegung der Schale, welche beynahe eben dasjenige hervor bringt, was in gleichem Falle das Schlagen

in dem zweyten Troge wirken würde; d. i. wenn die Materie in dem ersten Troge dermaßen gegohren hat, daß ihre Theile, indem sie die größte Neigung zur Vereinigung haben, durch das Schlagen vollends zur Vereinigung gebracht werden, so entstehen gleichfalls in der Schale kleine Massen oder Körner, welche sich nach der Beschaffenheit des Krautes und nach dem Grade seiner Entwickelung in der gegenwärtigen Gährung mehr oder weniger unterscheiden lassen. Wenn dieses Korn, welches nicht größer ist, als das kleinste Senfkorn, recht formirt ist, sinkt es durch sein eigenes Gewicht auf den Boden der Schale, und läßt dem Wasser, welches oben schwimmt, gemeiniglich nur eine helle Goldfarbe, welche ungefähr der Farbe eines alten Franzbranntweines ähnlich sieht. Wenn man nun die Schale, nachdem man sie geschüttelt hat, ein wenig umbiegt, um die eine Seite des Bodens frey zu lassen, sieht man alsdann nicht allein die obigen Wirkungen, sondern auch wie die feinen Körner von dem höchsten Rande, den sie zurück lassen, abrollen und sich entfernen, und wie das Wasser, gegen diesen Rand zu, einen sehr klaren und von den Körnern ganz abgesonderten Faden macht. Diesen Handgriff wiederhohlt man von Zeit zu Zeit, bis die Merkmale sich so deutlich, als es die Umstände verstatten, zeigen, wovon ich weiter unten sprechen werde.

Da aber auf diese Merkmale so vieles ankömmt, so ist es nicht genug, die Küpe oben zu untersuchen, wenn man eine genaue Kenntniß davon haben will. Denn einige Arten Indig haben oft nur ein falsches Korn auf der Oberfläche. Ueberdieß kömmt das Kraut, welches sich unten in der Küpe befindet, viel eher in Gährung, als das obere, welches fast 2 Stunden erfordert, ehe es bedeckt wird; und in der Regenzeit, da der Indig nur 10 bis 12 Stunden Zeit zur Gährung braucht, verändert sich das obere in der Küpe

so

so wenig, daß man vergeblich ein Korn daselbst suchen würde, welches sie daselbst zu entwickeln nicht die Kraft haben sollte. Man pflegt daher die Küpe auch unten zu untersuchen, und zwar vermittelst eines kleinen Hornes, Fig. 1664, womit man das Wasser vom Grunde heraus hebt, oder, welches noch besser ist, indem man den Hahn öffnet, damit man den Unterschied gegen einander halten, und wechselsweise damit fortfahren könne, bis die erforderlichen Eigenschaften sich wahrnehmen lassen. Wenn die Schale das Korn und das Wasser, welches man von der Beschaffenheit des Indigs erwarten kann, ziemlichermaßen zu erkennen giebt, so muß man die Bestandtheile dieses Kornes einer längern Gährung nicht aussetzen, weil sie dadurch zu einer Auflösung gebracht werden würden, welche durch das Schlagen nicht wieder hergestellt werden könnte, sondern den Verlust dieser Küpe nach sich ziehen würde. Daher ist es besser, wenn man sich diesen Augenblick zu Nutze macht, um die Küpe auszuleeren, und alles Wasser, welches eine dunkelgrüne Farbe hat, in die Schlagküpe ablaufen zu lassen. Da die grüne Farbe durch die Verbindung des Gelben und des Blauen entsteht, so besteht die ganze Kunst des Indigbereiters bloß darin, die Bestandtheile dieser Farben zu entwickeln, damit man sie desto leichter trennen, und alsdann den gelben Theil absondern könne, indem man den blauen zurück behält.

Die Zubereitung, welche das Extract in dem Schlagtroge erhält, besteht in der heftigen Bewegung und Umkehrung, welche der Fall der Schlagstangen verursachet. Durch die Bewegung geschieht es, daß alle Theile, die zur Verfertigung des Saftes geschickt sind, an einander stoßen, sich verbinden, und sich unter der Gestalt kleiner Maßen, welche nach der verschiedenen Beschaffenheit des Krautes, der Gährung und des Schlagens, mehr oder weniger dick sind, con-

concentriren. Diese kleine Massen sind dasjenige, was man das Korn nennet. Durch diese Umkehrung wird das Wasser, welches anfänglich grün aussieht unvermerkt ausserordentlich dunkelblau. Während dieser Arbeit wirft man zu verschiedenen Mahlen Fischöhl, oder eine Hand voll zerquetschten Samen von Palma Christi, welcher sehr öhlig ist, in den Schlagtrog, um den dicken Schaum, welcher sich unter dem Schlagen mit den Stangen, deren Wirkung er verhindert, erhebt, zu zerstreuen. Die Dicke, die Farbe, und die mehr oder weniger schnelle Scheidung dieses Schaumes, nebst den Anzeigen, welche die Schale an die Hand giebt, dienen, von der Beschaffenheit des Krautes, und von dem Uebermaße oder dem Mangel der Gährung zu urtheilen, und das Schlagen darnach einzurichten.

Wenn das Korn sich unter der gehörigen Gestalt noch nicht zeigt setzt man diese Arbeit, so lange es nöthig ist, fort. Wenn dasselbe am größten ist, untersucht man die Verminderung, welche das Schlagen nothwendig daran verursachen muß; und dieß ist es, was man die Läuterung (Rafinage) nennet. Dadurch wird es rund, und concentrirt sich, so, daß es vollkommen auf den Boden der Schale fällt, und zusammenrollet. Wenn es sich in diesem Zustande befindet, hört man mit dem Schlagen auf. Das Wasser, welches den gelben Theil und die andern überflüssigen Bestandtheile in Auflösung erhält, sondert sich einige Zeit darauf von dem dicken Safte ab, und wird nach und nach hell, indem es ihn ganz und gar zu Boden fallen läßt. Zwey bis 3 Stunden Ruhe sind für die Küpe hinreichend, wenn ihr nichts fehlt; hat man aber nicht zu eilen nöthig, so ist es besser, sie 4 Stunden in Ruhe zu lassen, damit das leichteste Korn Zeit habe, sich zu setzen, und damit desto weniger Wasser mit dem Satze vermischt bleibe. Alsdann eröffnet man

bloß die erste Röhre, F, Fig. 1662 b), damit das Ablaufen die Küpe nicht trübe mache. Wenn alles Wasser, welches bis an diese Röhre gieng, abgelaufen ist, öffnet man die zweyte, welche den dicken Saft auf dem Boden der Küpe frey zurück läßt.

Wenn das Wasser aus diesen beyden Röhren heraus läuft, fällt, es in den Setztrog K, und weil dieser bald angefüllet wird, von da auf den Boden des Ruhetroges, von dannen es durch die Oeffnung Q abläuft, da es denn weiter, nach den Landesgesetzen, in einen verlornen Graben oder Sumpf fließen muß, weil dieses Wasser, wenn man die Unvorsichtigkeit begienge, dasselbe in einen Bach zu leiten, die Thiere, welche daraus trinken würden, zu vergiften im Stande wäre.

Wenn das Wasser dieser beyden ersten Röhren, welches, dafern bey der Bereitung des Indigs gehörig verfahren worden ist, von einer Bernsteinfarbe und hell ist, abgelaufen ist, macht man die dritte auf, damit dasjenige, welches mit dem dicken Safte vermischt ist, ablaufen könne. Sobald dieser sich zeigt, macht man sie wieder zu, und fährt damit fort, bis beynahe keines mehr kömmt. Alsdann leeret man den Setztrog von allem Wasser aus, damit man den Saft hinein laufen lassen könne. Andere bedienen sich hier eines viereckigen Zapfens, statt desjenigen, welcher die dritte Oeffnung zuhält. Der Saft bleibt stehen, bis das Wasser durch den Ausgang, den das Viereck macht, abgelaufen ist. Endlich wird der Zapfen heraus gezogen, damit aller Saft, welcher in diesem Zustande einem flüssigen Schlamme von einer beynahe schwarzblauen Farbe gleicht, in den Setztrog, welcher vorher ausgeleeret worden ist, falle. Sodann läßt man einen Neger in den Schlagtrog steigen, welcher den übrigen Saft mit einem Besen vollends an die Röhre kehret. Vor den dritten Spund wird ein Korb

ge-

gesetzt; um alles, was nicht dazu gehört, aufzufangen und zurück zu halten. Geht noch etwas in den Setztrog, so nimmt man dasjenige, was oben schwimmt, mit einer Seefeder weg; den Saft aber nimmt man vermittelst einer halben Kürbißschale heraus, und schüttet ihn in Leinwandsäcke Z, Fig, 1665, welche mit Schnüren versehen sind, womit man sie an die Haken des Wandrechens, U, Fig. 1659, aufhänget. Darin läßt man den Indig sich bis auf den andern Tag reinigen. Wenn die Säcke, welche allemal, wenn man sie gebraucht hat, gewaschen und getrocknet werden müssen, kein Wasser mehr geben, theilt man ihre Anzahl in 2 Theile, und hänget jede Hälfte auf, indem man die Schnüre eines jeden Theiles zusammen knüpfet. Auf diese Art werden sie zusammengepreßt, und das übrige Wasser wird vollends ausgedrückt. Alsdann schüttet man den Saft, welcher noch sehr weich ist, aus, und breitet ihn in platte Kasten, Fig. 1667 a), b) und c), welche am Tage auf Gestellen, B, Fig. 1669 a), wovon ein Theil in dem Trockenhause, S, und der andere in der freyen Luft, an die Sonne gesetzet werden. Hier wird der Indig nach und nach trocken. Sobald die Sonne ihn durchdrungen hat, bekömmt er Ritze, wie Schlamm, welcher etwas fest geworden ist. Den Anfang dieser Operation muß man des Abends vornehmen, weil eine zu lange anhaltende Hitze diese Materie zu stark angreift, die Oberfläche derselben in Schuppen auftreibt, und sie höckerig machet, welches hingegen nicht geschieht, wenn auf eine Hetze von 5 oder 6 Stunden eine Kühle folgt, die der ganzen Masse Zeit läßt, eine gleiche Festigkeit zu bekommen. Alsdann fährt man mit der Kelle, Fig. 1666, darüber weg, um alle Theile derselben zusammen zu drücken, und an einander zu fügen, ohne sie umzukehren, welches, wie ich unten erklären werde, dem Indig nachtheilig seyn würde.

Wenn er endlich die gehörige Festigkeit erlangt hat, macht man die Oberfläche glatt, und theilt ihn in kleine Vierecke A, Fig. 1667 c), ab, die auf allen Seiten 1 ½ Z. haben. Man sezt ihn noch ferner an die Sonne, nicht allein bis die viereckigen Stücke ohne Mühe von dem Kasten abgehen, sondern auch bis er ganz trocken ist. Indessen darf er, nach den Gesetzen, doch nicht eher ausgegeben oder verhandelt werden, als bis er noch einmal ausgetrocknet ist. Denn, wenn man ihn in diesem Zustande fest in Fässer packen wollte, würde man, nach Verlauf einiger Zeit, nur Stücke von einem verdorbenen Teige, welcher schwerlich an den Mann zu bringen ist, antreffen. Daher thut man ihn in Haufen in ein Faß, welcher mit seinem herausgenommenen obern Boden, oder mit Büscheln von getrockneten Bananasblättern zugedeckt wird, und darin läßt man ihn ungefähr 3 Wochen liegen. Während dieser Zeit kömmt er in eine wirkliche Gährung; er erhizt sich dermaßen, daß man die Hand nicht darauf leiden kann; er giebt große Tropfen Wasser von sich; er breitet einen unangenehmen Dunst aus, und wird mit einem, einer Art von feinem Methe gleichenden Schimmel überzogen. Endlich deckt man ihn auf, worauf er in 5 oder 6 Tagen wieder trocken wird, ohne daß man ihn weiter an die Luft zu setzen, nöthig hat.

Alle diese Wirkungen kommen vermuthlich von der Trockenheit und Zusammenziehung her, welche diese Materie erlitten hat, die, wenn sie einmal zugedeckt ist, sich auszubreiten sucht, und der sich hinein ziehenden äussern Luft Gelegenheit giebt, zu gleicher Zeit die Feuchtigkeit, welche sie bey sich führt, mit hinein zu bringen. Diese Wirkung der innern Luft, welche sich los zu machen sucht, und der kühlen äussern Luft, welche mit ihrer Feuchtigkeit hinein dringt, theilt sich der ganzen Masse mit, und muß nothwendig eine Unord-

nung

nung und Bewegung unter deren Theilen verursachen, worauf eine Hitze folgt, welche alle die Erscheinungen der Gährung, welche ich eben beschrieben habe, hervor zu bringen vermögend ist. Man kann sogar vermuthen, daß der Indig diese Art von Crisis mehr als einmal leidet, hauptsächlich wenn er über das Meer geht, wenn er nicht recht sehr trocken und wohl verschlossen eingepackt ist. So viel ist gewiß, daß der Indig viel weniger wiegt, ehe er noch einmal ausgetrocknet worden ist, als bald darauf, nachdem man letztere Arbeit mit ihm vorgenommen hat. Wenn solches geschehen ist, so ist er ganz fertig, und man muß alsdann den Verkauf desselben nicht verschieben, wenn man nicht die Verminderung leiden will, der er 6 Monate nach dieser Crisis unterworfen ist, und welche ein Zehntel, und oft noch mehr betragen kann.

Einige trocknen ihn, sobald die viereckigen Stücke aus dem Kasten kommen, im Schatten. Es ist dieses zwar eine langwierige Arbeit, welche über 6 Wochen Zeit erfordert, ehe er, vollends auszutrocknen, im Stande ist; allein, diese Art zu trocknen, ist sehr vortheilhaft für ihn. Er scheint dadurch eine neue Verbindung zu erlangen, und sein Glanz wird durch die langsame Zerstreuung der verschiedenen Feuchtigkeiten, die ihn während dieser Zeit mit einem Schimmel, welcher so weiß als der Kalkstaub ist, bedecken, vollkommen. Es ist gewiß, daß diese Methode nicht mit der Verminderung, dergleichen die andere nach sich zieht, verknüpft ist, und daß sie ihm eine vorzügliche Beschaffenheit ertheilt. Daher kann man den Indigbereitern die Befolgung dieser Methode nicht genug empfehlen. Diejenigen aber, deren Werkstätte mit einer beträchtlichen Menge von Kasten besetzt sind, würden es nicht leicht vornehmen können, sie müßten denn unter dem Dache und rings herum um ihren Trockenplatz, Breter anbringen wollen, um ihn darauf auszubreiten.

Wenn dieses geschehen ist, so legt man ihn darauf, und läßt ihn auf vorerwähnte Art vollends austrocknen.

Wenn der Indig in den Kasten trocken zu werden anfängt, glaubt man ihm durch das Kneten mehrere Verbindung zu geben; allein das ist ein Irrthum; denn diese Verbindung kömmt bloß auf den Grad der Gährung und des Schlagens, den er erhalten hat, und zwar hauptsächlich auf letzteres an. Ein Indig, der in beyden Fällen einen Mangel hat, zerbröckelt sich bey dem geringsten Stoße, weil ihm die zu seiner Verbindung nöthige Zurichtung fehlt; und man irret, wenn man glaubt, daß diese Eigenschaft ihm ersetzet, oder daß er dadurch verbessert werde, wenn man die mangelhaften Theile knetet. Es entsteht im Gegentheil oft ein Verlust hieraus. Denn wenn man das obere im Kasten mit dem untern vermischet, so wird in dem Falle, da Rinden entstanden sind, diese durch die Sonne veränderte Oberfläche, indem man sie mit dem übrigen Theile vermischet, dunkle und schieferfarbige Adern formiren, welche den Preis desselben gar sehr vermindern. Diejenigen, welche genauer auf ihren Vortheil bedacht sind, sondern ihren Indig in dem Kasten am 2ten oder 3ten Tage darauf ab, welches in der Zeit, welche die andern zum Trocknen brauchen, einen Unterschied von 6 Tagen beträgt. Sie finden dieses auch deswegen vortheilhaft, weil, je mehr der Indig Zeit zum Trocknen braucht, die Kraft seines Geruches sich desto stärker vermehrt, wodurch Fliegen herbey gelocket werden, die ihre Eyer hinein legen. Diese Eyer verwandeln sich, in einer Zeit von weniger als 48 Stunden, in Würmer, welche in die Ritzen des Indigs hinein kriechen, wovon sie einen Theil verzehren, und den andern Theil verändern, indem sie eine kleberige Feuchtigkeit darin ausbreiten, die ihn verhindert, zu trocknen, woraus sowohl in Ansehung

des

des Gewichtes, als auch der Güte, ein wahrer Verlust, und eine große Verzögerung, vornehmlich in der Regenzeit, entsteht, da sowohl die einen, als die andern, ein beständiges Feuer in dem Trockenhause unterhalten müssen, damit der Rauch alle Insecten davon vertreibe. Man würde beynahe alle diese Schwierigkeiten vermeiden, wenn man, wie in gewissen Gegenden von Ostindien, wo man den Indig zu kneten und gänzlich im Schatten zu trocknen pflegt, ihn in Kasten von ½ Z. in der Höhe legte, nachdem man ihn in viereckige Stücke zertheilt hätte, diese in andere Kasten, welche an der Sonne getrocknet werden, brächte. Diese Methode würde zwar eine größere Anzahl Kasten erfodern; allein, da der Indig viel geschwinde trocknen würde, so würden auch die Kasten desto eher wieder leer werden.

Wenn man das Kraut aus dem Fäulungstroge nimmt, sehen die Stängel und Zweige eben nicht verändert aus, die Blätter aber, welche noch etwan daran hängen, sind dermaßen welk und schwarzgelb, daß man leicht sehen kann, daß der Saft der Blätter einzig und allein den dicken Saft hervor bringt. Es ist aber doch glaublich, daß der Körper und die Schale der Pflanze einige Säfte hergeben, die zur Gährung und zur Hervorbringung der gelben Farbe der Brühe geschickt sind. Allein aber sind sie nicht im Stande es zu machen, weil, wenn die Raupe alle grüne Blätter verzehrt hat, das übrige der Pflanze keine Farbetheilchen giebt; oder wenn es noch etwas wenizes vom Safte giebt, so muß man ihn vielmehr das Product des grünen Theiles an dem Ende der Zweige, welche die Eigenschaft der Blätter haben, als für das Product der Schale, halten.

Auf denen Plantagen, wo bey sehr anhaltender Dürre kein Wasser zu haben ist, sucht man dasjenige, welches sonst durch eine besondere Rinne, welche

die Leere oder Ausleerungsrinne, Fr. Vuide, heißt, abläuft, zu erhalten, und thut davon, so viel als man kann, auf das frisch geschnittene Kraut, um den Transport des zur Anfüllung des Troges nöthigen Wassers zu ersparen. Dergleichen Fälle sind zwar selten; und man behauptet, daß dieses für die Verfertigung des Indigs nicht nachtheilig sey; es läßt sich aber vermuthen, daß das Wasser eines solchen Troges viel dunkler, als jedes andere, und zu einer neuen Auflösung nicht so geschickt seyn müsse.

Der Körper des Mauerwerkes zu einer oben beschriebenen Indigoterie kostet mit der Arbeit der Negern, welche die Hälfte Kosten macht, an 1000 Rthlr. ohne die Kosten der Mühle, des Trockenhauses, und der andern dazu gehörigen Werke und Geräthschaften, mit in Anschlag zu bringen. Jeder Neger kostet der Plantage ungefähr an 2000 Livres in amerikanischem Gelde. Jeder Trog von 40 Bündeln oder Lasten eines Negers giebt bey günstiger Witterung etwa 30 Pf. Indig, welcher nach Beschaffenheit seiner Güte in Frankreich 6 bis 11 Livr. gilt. Unter den Aernden giebt die erste wenig, weil das Laub noch zart ist; die zweyte ist die ergiebigste; die dritte liefert ein Drittel weniger; die vierte drey Viertel, und die fünfte fast gar nichts. Eben so zieht man aus dem unächten Anil fast ein Drittel weniger, als aus dem ächten, ohne was die Zufälle durch die Insecten, Verwahrlosung der Tröge, durch die Regenzeit und das mühsame Trocknen wegnehmen. Zwey Indigoterien, und 30 Negern, welche dabey angesetzt sind und Arbeit haben, dienen um ein Land von 15 Beeten, das Beet zu 100 Schritte im Quadrat, und den Schritt zu $3\frac{1}{2}$ franz. Fuß gerechnet, zu bestellen; es nehmen aber die Gebäude, Viehtriften, Negerhütten ꝛc. den vierten Theil des Platzes ein, den man auf eine Indigplantage in den Colonien auf St. Domingo gemeiniglich zu

rech-

rechnen pflegt, und oft bleibt fast eben so viel davon brach, oder zum Holzbaue liegen, damit man sich desselben alsdann bedienen könne, wenn das Land, wo man den Indig pflanzet, erschöpft ist.

In denen Plantagen, wo man keine Holzplätze mehr hat, die Stelle der erschöpften Indigäcker dadurch zu ersezen, und wo man sich genöthigt sieht, sich der umgerissenen Beete zu diesem Zwecke zu bedienen, nimmt man, um dieselben tragbar zu machen, zu verschiedenen Mitteln seine Zuflucht. Eins der vornehmsten ist, wenn man auf die Beete, welche man wieder bearbeitet, etwas alten Mist von Indig thut, den man in Amerika Plunderindig (Fatrasindigo) nennet, welchen man aus den Küpen oder Trögen genommen hat. Dieser Dünger, so wie er aus dem Troge kömmt, ist vortrefflich und allezeit sehr kräftig. Wenn man aber ein Stück Land von Grunde aus wieder herstellen, und es in den Stand, lange Zeit ohne Dünger zu dauern, sezen will, muß man dicke Hirse darauf pflanzen, deren Stängel und Laub dem Mays, oder türkischen Weizen, sehr ähnlich sehen. Diese Hirse schneidet man nach 6 Monaten, und läßt den Stängel mit den Blättern auf der Erde verfaulen. Der Stock treibt alsdann wieder neue Stängel, wovon man den Samen zur Zeit seiner Reife einsammelt. Man schneidet darauf die Pflanze bey der Erde weg, und läßt sie auf dem Acker liegen, damit sie daselbst vertrockne, und wenn die große Pflanzzeit sich nähert, so zündet man sie an. Endlich reißt man den übrigen Theil der Pflanze heraus, und verbrennt ihn ebenfalls nachdem man das ganze Stück mit der Hacke umgearbeitet hat. Alsdann wird es, so oft es nöthig ist, umgearbeitet, bis es im Stande ist, den neuen Indigsamen zu empfangen, welches eine Zwischenzeit von ungefähr 15 Monaten beträgt. Wenn ein Stück solcher Gestalt wieder in guten Stand gesezt ist, giebt es

ein sehr schönes Kraut, und kann beynahe so lange Indig tragen, als neues Holz.

Einige lassen, um ein Stück Land, welches eine Zeitlang brach gelegen hat, und mit Rasen bewachsen ist, wieder in Aufnehmen zu bringen, die ganze Oberfläche stück- oder schollenweise aufheben, und in gewisser Distanz Haufen davon machen. Wenn diese aus einander gelegte Schollen trocken geworden sind, zünden sie dieselben an, und streuen die Asche davon auf dieses ungebauete Feld, welches dadurch auf lange Zeit fruchtbar gemacht wird.

Nachdem man die Hälfte eines Stückes mit Indig bepflanzt hat, wird das übrige erst nach 4 oder 6 Wochen bepflanzet. Diese Vorsicht ist deswegen nothwendig, damit man den Hindernissen des Regens, welche oft verursachen, daß das Schneiden des Krautes aufgeschoben werden muß, zuvor kommen, und damit man es nach dem verschiedenen Alter, so wie es den gehörigen Grad der Reife erlangt hat, nach einander schneiden lassen könne. In der Zwischenzeit nimmt man das erste Gäten und andere nöthige Arbeiten vor; man fällt Bäume auf dem neuen Lande; man führt Gebäude auf; man pflanzt Lebensmittel (*) und Hecken, oder reiniget sie vom Unkraute; man bessert die Verzäunungen und Gräben aus, oder bringt die Arbeiten, die man während der Aernde, welche keinen Augenblick zum Gäten verstatten, nicht vornehmen kann, zu Ende; man sucht auch die Vermehrung des Unkrautes unter dem Indig zu verhindern.

Die Hecken Z Fig. 1694, werden von Citronbäume, oder von Campecheholz, entweder durch den Samen, oder durch Zweige, in 2, 3 bis 4 Reihen angelegt; und wenn man Wasser zu freyem Gebrauche in

(*) Ein gewöhnlicher Ausdruck, welcher alle Pflanzungen unter sich begreift, die den Negern zur Nahrung dienen.

in der Nähe hat, läßt man, nach dem es nöthig ist, etwas dahin leiten, oder auch in großen Kürbißschalen herbey bringen, und diesen Boden damit befeuchten. Die Zweige dieser Bäume werden so, wie sie wachsen, zusammen geflochten, damit sie vor der Beschädigung der Thiere gesichert seyn. Wenn die Hecke eine Höhe von 4 F. erreicht hat, beschneidet man sie oben und an den Seiten.

Was die Plätze zu den Lebensmitteln, r, Fig. 1671, betrifft, so bewässert man sie, wenn es die Gelegenheit verstattet, wie den Indig. Wo man an die Negern Land auszutheilen pflegt, damit sie darauf für sich und ihre Familien Lebensmittel erzeugen, darf man ihnen weder allzu trockne, noch allzu feuchte, Oerter anweisen, sondern muß ihnen in der Regenzeit einen Bezirk auf Anhöhen, und bey trockner Witterung einen andern in den Gründen, zu ihrem Unterhalte einräumen. In den Küchengärten s, gräbt man ein oder mehrere Bassins, in welche man Wasser leitet, dessen man sich zum Begießen mit Gießkannen bedient. Ueber denen Beeten, welche Schatten nöthig haben, werden Lauben gemacht, und auf selbige gleichsam ein Bett von Zweigen von schwarzem Holze, oder von Palmbaumblättern geleget.

Wenn die Zeit des Schneidens herbey rückt, muß der Indigbereiter eine allgemeine Besichtigung der Indigoterien, und alles dessen, was dazu gehört, anstellen, damit er sich von ihrem Zustande unterrichte, und wahrnehme, ob nicht entweder durch die Röhren, oder durch eine Ritze, ein Auslaufen zu befürchten sey, ob die Ständer und die Schlagstangen fest seyn, u. d. gl. Er untersucht auch das Gerüst e, Fig. 1660, den Brunnen und seinen Kasten, ob kein Querbalken schadhaft sey; er besieht auch den Schwängel b des Eimers, und sein Seil k; endlich die Riegel der Schlußbalken einer jeden Indigoterie, damit man

nicht;

nicht mitten im Schneiden aufgehalten, und dadurch zu großen Unordnungen bey der Verfertigung des Indigs Anlaß gegeben werde, welche sich eräugnen können, wenn die Küpen wieder kalt werden, und Regen dazu kömmt; denn diese Zufälle verursachen, daß hernach 3 bis 4 Tage vergehen, ohne daß man den rechten Grad der Gährung wieder treffen kann. Wenn nun die Ordnung einmal zu Stande gebracht ist, hat der Indigbereiter weiter keine Beschäftigung, als daß er schneidet, einschüttet und gätet, bis die erste Aernde geendigt ist. Hierauf nimmt er die nöthigsten Arbeiten vor, in der Hoffnung, daß bald eine zweyte Aernde erfolgen werde, welche sowohl wegen der Verwüstung der Raupe und anderer Insecten, deren Anzahl sich immer vermehrt, als auch wegen des Krautes, welches mehr Fäulniß nöthig hat, aber auch weit mehr giebt, als das erste, eine größere Aufmerksamkeit erfordert.

Erklärung der zu der Kunst des Indigbereiters gehörigen Figuren.

Fig. 1659. Perspectivische Vorstellung einer einfachen Indigoterie; deren Fäulungstrog angefüllt und mit Hölzern belegt, der Schlagtrog aber mit seinen zusammen gesezten Theilen, und mit der Schlagstange zum schlagen, fertig gemacht ist.

A, Weich- oder Fäulungstrog, in welchen man das Kraut thut, um es in Gährung kommen zu lassen.

B, Schlagtrog, worin man das Extract schlägt, siehe oben, S. 562, und 573.

C, Ruhetrog, drittes großes Behältniß, welches eine Art von einem eingeschlossenen Plaze ist, welcher den Seztrog, K, Fig. 1662 a) und b), und den Wandrechen U, F. 1659, und 1662 a) und b), woran man die mit dem Anilsafte angefüllten Säcke hänget, in sich fasset.

D, Pfosten oder Schlußbalken des Weichtroges; siehe oben, S. 583.

E, Röhre des Weichtroges, welche aufgemacht wird, wenn das Kraut genug gegohren hat.

F, Röh-

F, Röhren des Schlagtroges, welche nach dem Schlagen und wenn das Extract sich gesetzt hat, nach einander geöffnet werden.
G, Riegel zu den Schlußbalken des Weichtroges.
H, Querhölzer oder Riegel des Fäulungstroges, welche auf den Latten I, Fig. 1662 a), liegen.
I, Latten oder Bretterchen von Palmbaumholze, welche auf das Kraut, wenn der Trog damit angefüllt ist, gelegt werden; siehe oben, S. 584.
L, Treppe des Ruhetroges; siehe oben, S. 580.
M, Kästchen an der Schlagstange M O, womit das Extract geschlagen wird; siehe oben, S. 584, und 585.
N, Gabeln oder Stützen der Schlagstangen; siehe oben, S. 584.
O, Stiel der Schlagstange M O.
Q, viereckige Röhre des Ruhetroges. Diese Röhre, welche allezeit offen ist, steht der so genannten Leere oder Ausleerungsrinne gerade entgegen.
U, Wandrechen, woran man die mit dem Anilsafte angefüllten Säcke hänget; siehe oben, S. 587, und 627.

Fig. 1660. Perspectivische Vorstellung des Gerüstes, welches man über einem Indigoteriebrunnen errichtet, um Wasser daraus zu schöpfen, und mit demselben den Fäulungstrog, nachdem er mit dem Anilkraute angefüllet und mit Hölzern belegt worden ist, voll zu füllen. Siehe oben, S. 576, und 621.
a, Gabel zu dem Brunnenschwängel.
b, Sparren, welcher den Schwängel ausmacht.
e, Gerüst, s. oben, S. 635.
f, Schnur oder Seil zu dem Eimer.
g, Rinne, worin das Wasser in den Trog läuft.
m, Ein Neger, welcher einen Eimer nimmt, um Wasser in die Rinne zu gießen.
n, Ein Neger, welcher den Eimer, der an einen von den Armen des Schwängels gebunden ist, herauf zieht.
p, Brunnen der Indigoterie.

Fig. 1661. Perspectivische Vorstellung des Trockenhauses, und der Gerüste, worauf man die Kasten setzt, welche mit dem Indig, den man trocknen will, angefüllt sind.
r, Gebäude des Trockenhauses.
t, Gerüste, welche sehr weit in das Gebäude hinein gehen.

Eine umständlichere Beschreibung, siehe bey Fig. 1669 a) und b), und deren Erklärung.

Fig. 1662 a) Geometrischer Abriß einer einfachen Indigoterie, deren Fäulungstrog angefüllt und mit Hölzern belegt, der Schlagtrog aber mit seinen zusammen gesetzten Theilen, und mit der Schlagstange zum schlagen, fertig gemacht ist.

A, Weich- oder Fäulungstrog, worein man das Kraut thut, um es in Gährung kommen zu lassen; siehe oben, S. 561, 573, und 577.

B, Schlagtrog, worin man das Extract, welches aus dem Fäulungstroge kömmt, schlägt; s. oben, S. 574, 575.

C, Ruhetrog, drittes großes Gefäß, welches eine Art von einem eingeschlossenen Platze ist, welcher den Sezztrog K, und den Wendrechen U, woran die mit dem Anilsafte angefüllten Säcke gehänget werden, in sich fasset; siehe oben, S. 574, und 580.

D, Pfosten oder Schlußbalken des Weichtroges; siehe oben, S. 583.

E, Röhre des Weichtroges, welche man öffnet, wenn das Kraut genug gegohren hat.

F, Röhren des Schlagtroges, welche nach dem Schlagen, und wenn sich das Extract gesezt hat, nach einander geöffnet werden.

G, Riegel zu den Schlußbalken des Weich- oder Fäulungstroges.

H, Querhölzer oder Riegel des Fäulungstroges, welche auf den Latten liegen.

I, Latten oder Breter von Palmbaumholze, welche auf das Kraut, wenn der Trog damit angefüllt ist, geleget werden.

K, Sezztrog, worein der Saft, welcher aus dem Schlagtroge kömmt, läuft; siehe oben, S. 574, 575 und 580.

L, Treppe des Ruhetroges.

M, Kästchen der Schlagstange M O, womit man das Extract schlägt.

N, Gabeln oder Stüzen der Schlagstangen.

O, Stiel der Schlagstange M O.

P, Kleine Form, oder Loch, welches sich auf dem Boden des Sezztroges K befindet; siehe oben, S. 575.

Q, viereckige Rinne des Ruhetroges; siehe oben, S. 575.

U, Wand-

U, Wandrechen, woran man die mit dem Anilsafte angefüllten Säcke hänget.

V, Boden des Ruhetrogs.

Fig. 1662 b). Der verticale Durchschnitt einer Indigoterie.

A bis V, siehe Fig. 1662 a).

X, die hölzernen Spunde, in welche man die Löcher der Röhren machet; siehe oben, S. 575, und 576.

Fig. 1663, stellt die silberne Schale vor, deren man sich bedient, die Probe zu machen, d. i. die Beschaffenheit des Kornes welches sich während der Gährung in dem Extracte formiret, und durch das Schlagen seine vollkommene Gestalt erhält, zu untersuchen; siehe oben, S. 622.

Fig. 1664, das kleine Horn, welches aus einem Stücke Ochsenhorn, das in einen hölzernen Stiel gesteckt wird, besteht. Dieses Werkzeug wird gebraucht, unten aus dem Fäulungs- und Schlagtroge ein wenig Extract heraus zu schöpfen, welches man in die Schale, F. 1663, oder selbst in den Trog gießt, wenn man bloß an der Verdickung des liquors den Fortgang der Gährung erkennen will; siehe oben, S. 624.

Fig. 1665. U, Wandrechen, an dessen Haken die mit Anilsafte angefüllten Säcke, Z, gehänget werden, um sie abträufeln zu lassen; siehe oben, S. 562, f., 587, und 627.

Fig. 1666. Kelle, den Indig in die Kasten zu drücken; siehe oben, S. 627.

Fig. 1667 a). Ein leerer Indigkasten, wie er in seinen Verhältnissen zu sehen ist; siehe oben, S. 587.

Fig. 1667 b). Ein Kasten, welcher eben mit Indig angefüllet worden ist; siehe oben, S. 563.

Fig. 1667. c). Ein Kasten voll Indig welcher zu trocknen anfängt; s. oben, S. 628.

Fig. 1668 a). Ein besonderes Gefäß, worin man das Anilkraut auf die indianische Art, welche Tavernier und Pomet beschrieben haben, schlägt; s. oben, S. 562.

B, Schlagtrog, worin man das Anilkraut schlägt.

G, Eimer, welche unten offen, und an die Welle des Schlagtroges befestigt sind; siehe G der folg. Figur.

I, Indianer, welche die Welle und die Eimer vermittelst einer Handhabe herum drehen.

R, Welle des Schlagtroges.

T, Röhren des Schlagtroges.

Fig.

Fig. 1668 b). B, Durchschnitt des Schlagtroges der vorhergeh. Figur.

G, Schöpfeimer oder Zober, welche unten offen sind.

R, Wellbaum des Schlagtroges.

Fig. 1669 a), stellt das Trockenhaus vor. Dieses Gebäude bedeckt einen Theil der Gerüste, worauf man den Indig in Kasten trocknet.

A, Indigkasten.

B, Gerüste; siehe oben, S. 587, und 627.

M, Magazin, wo man den Indig verwahrt, wenn er trocken ist; siehe oben, S. 588.

S, Gebäude des Trockenhauses; siehe oben, S. 587, und 627.

Fig. 1669. b). Vorderseite von dem Ende des Trockenhauses.

A, auf die Gerüste gesetzte Kasten.

B, Gerüste.

Fig. 1670 a). Durchschnitt des hölzernen Mörsers, worin die Indigschoten zerstampfet werden.

C, die Aushöhlung und Weite des Mörsers, den man uneigentlich den Stämpel, Fr. Pilon, nennet. Siehe oben, S. 598.

Fig. 1670 b). Stiele oder Stämpel des Mörsers C.

Fig. 1670 c), stellt die Art, den Samen aus den Indigschoten heraus zu bringen, vor.

C, Möser; siehe oben, S. 598.

D, Stiele oder Stämpel des Mörsers.

E, Negern, welche Indigschoten zerstampfen, siehe oben, S. 599.

Fig. 1671. Abriß einer Plantage, wo sich ein Fluß befindet, welcher von einem Damme umgeben ist, um das Wasser desselben in verschiedene Gegenden zu vertheilen. Dieser Abriß stellt eine Gegend vor, wo man sich dieses Wassers zur Befeuchtung des Indigs bedient, und eine Indigoterie, welche aus 8 Fäulungs- und 4 Schlagtrögen besteht, wo man den Indig auf beyden Seiten vermittelst einer Maulesel- oder Pferdemühle schlägt, wie Fig. 1673. 1675 und 1677, zeigen. Siehe oben, S. 673, 576, u. 614.

A, Fluß.

B, der Damm.

C, der Fall des Flusses.

D, das Bassin zu den Schleusen.

E, die Schleusen.

G, Canäle des Bassins der Schleusen.
H, Vertheilungskessel, von da aus das Wasser vertheilet wird.
L, besondere Canäle der Vertheilungskessel.
M, gemeinschaftlicher oder gesellschaftlicher Canal, welchem man, im erfordernden Falle, einen freyen Durchgang verstatten muß.
N, Kessel einer nochmaligen Vertheilung.
O, Haus des Dammwächters, nebst einem Magazine und zwey Negerhäusern.

Erklärung der verschiedenen Theile des Platzes.

a, Schlagbaum oder Eingang zur Plantage.
b, Negerhäuser.
d, umzäunte Weide für die Ochsen und Kühe.
e, Spital.
f, umzäunte Weide für die Schweine.
g, dergleichen für die Schafe. In der Mitte ist ein Häuschen für den Hirten.
l, vier Magazine, welche zu verschiedenem Gebrauche dienen.
m, Gebäude, in welchem man den Indig trocknet.
n, Indigoterie mit doppelter Equipage, nebst einer Mühle in der Mitte, welche auf beyden Seiten schlägt.
p, Abtheilung des mit Indig bepflanzten Feldes; siehe oben, S. 605.
q, mit Indig bepflanzte Beete und Vierecke.
r, Platz für die Lebensmittel der Negern, oder Acker, den die Negern zu ihrem Unterhalte bauen; s. ob., S. 635.
s, Küchengarten.
t, Platz für die Lebensmittel des Herrenhauses, oder Feld, welches für die Bedürfnisse des Herren und des Spitales bebauet wird.
u, Platz, wo Bananasbäume gepflanzt stehen.
x, Ein Stück Wald am Ende, oder Acker, welcher brach liegt.
y, Feld mit Magnioc; einer Pflanze, deren Wurzel, wenn man sie klein stößt, oder reibt, und trocknet, als Mehl, oder in kleinen Kuchen, die man Cassavabrod nennet, in verschiedenen Gegenden von Amerika, wie bey uns das Brod von Nocken, gegessen wird.

z, Hecken oder Einfassungen des Platzes, inwendig sind die Gräben, in welchen das überflüßige Wasser des Flusses, und anderes, seinen Ablauf hat.

Z, Gräben der Plantage.

Fig. 1672. Geometrischer Abriß einer Indigoterie, welche aus 4 Fäulungströgen, woron der lezte angefüllt und mit Hölzern belegt ist, aus 2 Schlagtrögen, deren Löffel oder Schaufeln durch Spindeln, welche ihre Bewegung von einer Pferdemühle, F. 1673, erhalten, herum getrieben werden, und aus einem Ruhetroge, worin sich 2 Seztröge befinden, besteht.

A, Weich- oder Fäulungströge, welche ausgeleeret werden, und wovon man die Riegel der Schlußbalken abgenommen hat, um die Stellung der Pfosten, welche Schlußbalken genannt werden, desto deutlicher zu zeigen.

AA, Fäulungstrog, welcher angefüllt und mit Hölzern belegt ist.

B, Schlagtröge, wo man hier das Extract der beyden Fäulungströge schlägt.

C, Ruhetrog, oder eine Art von eingeschlossenem Platz, welcher die Seztröge K, und den Wandrechen L, woran man die mit dem Anilsafte gefüllten Säcke hänget, umgiebt.

D, Pfosten oder Schlußbalken eines jeden Fäulungstroges.

E, Röhren der Fäulungtröge.

F, Röhren der Schlagtröge.

G, Riegel zu den Schlußbalken des Weichtroges A A.

H, Querbalken oder Riegel des Fäulungstroges.

I, Latten oder Breter von Palmbaumholze, welche auf das Kraut gelegetwerden, wenn der Trog voll gefüllt ist.

K, Sezträge, worein der Saft, welcher aus dem Schlagtroge kömmt, läuft.

L, Treppe des Ruhetroges.

M, Kasten der Löffel, mit welchen man das Extract schlägt. Dieser Kasten ist unten nicht offen, wie der an den Schlagstangen. Der Boden desselben ist wie seine Seitenwände zusammen gesetzt. Wenn dieser Kasten an seinen Stiel befestigt ist, macht er ein Werkzeug aus; welches man den Löffel nennt.

N, Ringe von Metall oder Holz, welche die Aschen der Wellen, die durch jeden Schlagtrog gehen, tragen.

O, Stiel des Löffels M O.

P, kleine

P, kleine Form oder Loch, welches sich auf dem Boden des Sztroges K befindet.
Q, viereckige Rinne des Ruhetroges.
R, Welle des Schlagtroges, durch welche die Stiele der Löffel gehen.
S, Röhre, welche jeden Fäulungstrog mit Wasser versieht. Diese Röhre und ihre Ränder sind an den Fäulungströgen hinauf gemauert, und mit einer Schicht von Kitt bedeckt. Wenn man Wasser in den Trog lassen will, darf man nur den Lehm, womit die kleine Schleuse G zugestopft ist, wegnehmen, und zugleich diese Schleuse der andern Tröge mit solchem Lehme verkleben.
T, Rinne, wodurch man in den nächsten und in den entferntesten Schlagtrog das Extract der Tröge, welche genug gegohren haben, laufen läßt. Diese Rinne ist, wie die vorige, gemauert. Ihre Ränder sind vor den Röhren als ein Hufeisen gebogen. Die Hufeisen, welche den Röhren der Fäulungströge, die nicht vor den Schlagtrögen stehen, gerade gegen über sind, haben an dem Vordertheile ihrer Ründung auch keine Schleuse oder Oeffnung; allein die andern Hufeisen, die sich auf dem Rande der Schlagtröge befinden, haben gerade in der Mitte ihres halben Zirkels eine Schleuse.
U, Wandrechen, woran man die mit dem Anlsafte angefüllten Säcke hänget.
V, Boden des Ruhetroges.
g, Schleusen des Fäulungstroges.
h, Schleusen des Schlagtroges.
m, Wasserleitung, wodurch das Wasser in die Indigoterien geführet wird.

Fig. 1673. Geometrischer Abriß einer Pferdemühle den Indig zu schlagen; siehe oben, S. 586.
A, Durchschnitt des Platzes der Mühle, welche ein wenig in die Erde gesenkt ist.
B, Gestell der Mühle.
C, Balancier, oder das große horizontale Rad, welches in den Drilling E eingreift.
D, Arme des Balanciers, deren an der Zahl 4 sind. Sie machen ein Kreuz, man sieht aber nur 2 davon, weil die beyden andern unter dem Sterz oder Drehbalken G versteckt liegen.
E, Drillinge der Wellen F.

F, Wellen der Drillinge, welche horizontal liegen.
G, Sterze, Drehbalken oder Arme der verticalen Welle.
H, Wagen, woran man die Stränge der Maulesel anhänget.
X, Welle des großen Rades oder des Balanciers.

Fig. 1674 a, stellt die Zusammensetzung und Verbindung der Welle eines Drillinges mit der Welle eines Schlagtroges vermittelst der Achse, welche in einen an dem Ende dieser beyden Wellen gemachten Einschnitt eingefügt ist, vor. Wenn das Ende der Achse in seinem Einschnitte liegt, bedeckt man es mit einer Leiste, welche den übrigen Theil des Leeren ausfüllet, und man befestigt diese Verbindung mit einem eisernen Ringe.

A, Ende der Welle des Drillinges.
B, Ende der Welle des Schlagtroges.
C, Achse, welche in den Enden der Wellen A und B eingezapft und gebunden ist.
L, eiserne Ringe, welche die Asche und die Leiste, welche sie bedeckt, befestigen.

Fig. 1674 b). Verbindungsachse zwischen den verschiedenen Wellen der Drillinge und des Schlagtroges.

Fig. 1674. c) D, Einschnitt, den man in das Ende der Wellen A und B, F. 1674 a), machet, und welcher die Asche C, F; 1674 b) und c), wie auch die Leiste E, F. 1674 d), fassen muß.

O, eiserne Ringe, F. 1674 a), welche zur Bindung der Asche und der Leiste, wenn beyde in dem Einschnitt liegen, nothwendig sind.

Fig. 1657 d). E, Leiste oder Stück Holz, welches den übrigen Theil der Oeffnung D, F. 1674 c) wenn man vorher die Spize der Achse C, F. 1674 a) und b), gelegt hat, genau ausfüllet.

Fig. 1675. Geometrischer Durchschnitt einer Pferdemühle, den Indig zu schlagen; siehe oben, S. 586.

A, Diameter des Platzes der Mühle.
B, Gestell der Mühle.
C, Balancier, oder das große horizontale Rad, welches in die Drillinge E, eingreift.
E, Drillinge der Wellen F.
F, Wellen der Drillinge.
G, Drehbalken oder Arme der verticalen Spindel X.

H, Wagen, woran die Stränge der Pferde befestiget werden.

I, Gemauerte Pfeiler, in welche die Kragen, welche die Achsen der horizontalen Spindeln F fassen, eingefüget werden.

K, Pfeiler von Mauerwerk, in welchen man die Platine, die das ovale Untertheil der verticalen Spindel X trägt, einfüget.

L, Hut oder Bedeckung der Mühle. Dieser Hut, und alle dazu gehörige Stücke, drehen sie mit der verticalen Welle X, worauf sie ruhen, herum.

X, die verticale Welle der Mühle.

Fig. 1676. Geometrischer Durchschnitt der beyden Schlagtrögen, deren Löffel ihre Bewegung von der daneben stehenden Mühle, F. 1675, erhalten. Man sieht hinter diesen beyden Schlagtrögen rechter Hand die Erhöhung der Mauer der 4 Fäulungströge, und vor den beyden leztern Fäulungströgen sieht man die Erhöhung einer kleinen Mauer, auf welcher sich die Rinne T, F. 1672, befindet, durch welche man in den entferntesten oder nächsten Schlagtrog das Extract der Tröge, welche genug gegohren haben, laufen läßt.

A, Mauer der 4 Fäulungströge.

AA, mit Hölzern belegte Fäulungströge.

B, Schlagtröge.

D, Pfosten oder Schlußbalken des Fäulungstroges.

C, Riegel des Fäulungstroges.

MO, Löffel, deren Stiel durch die Welle, welche auf jedem Schlagtroge liegt, gehet.

R, Wellen des Schlagtroges.

T, Mauer der Rinne.

Fig. 1677. Perspectivische Vorstellung einer Pferdemühle, welche im Gange ist, den Indig zu schlagen. Den untern Theil dieses Werkes kann man nicht sehen, weil er mit einem Erdhaufen umgeben und bedeckt ist, damit die Maulesel darauf gehen können. Vorher aber sind die Wellen der Drillinge mit langen und breiten Bretern beleget worden, um sie gegen das Herabrollen der Erde, und gegen alle andere Schwierigkeiten, welche ihnen Nachtheil zufügen, oder ihre Bewegung hindern könnten, in Sicherheit zu sezen. Siehe oben, S. 586.

B, Gehäuse des Gestelles.

C, Balancier, oder großes horizontales Rad.
F, Drillinge.
G, Drehbalken oder Arme der Mühle, woran die Maul-esel gespannet werden.
H, Maulesel oder Pferde, welche, indem sie auf der Erdhaufen m gehen, allen Theilen der Mühle und den Schlagtröge, welche damit verbunden sind, die Bewegung geben.
L, Hut oder Bedeckung der Mühle.
m, Erdhaufen, welcher rings um die Mühle herum aufgeworfen ist, nachdem man die Wellen der Drillinge, welche darunter hingehen, mit starken Bretern oder Bohlen belegt hat.
X, verticale Spindel der Unruhe.

Fig. 1678. Perspectivische Vorstellung einer Indigoterie, welche aus verschiedenen Fäulungströgen besteht. Man sieht hier zwey Schlagtröge, deren Löffel von der daneben stehenden Mühle, F. 1677, ihre Bewegung erhalten.
A, Fäulungstrog.
B, Schlagtrog.
C, Rubetrog.
D, Schlußbalken oder Pfosten des Fäulungstroges.
M, Kasten des Löffels MO.
O, Stiel des Löffels MO.
Q, Rinne zu der Leere.

Fig. 1679, stellt einen besondern Trog vor, worin man den Indig vermittelst einer Welle mit Schaufeln schlägt, welche sich mit zwo Handhaben, die mit den Händen herum gedrehet werden, endiget; siehe oben, S. 587.

Fig. 1680. Wassermühle, den Indig zu schlagen. Man hat bey dieser Vorstellung alles dasjenige weggelassen, was die Bewegung dieser Mühle, und ihre Verbindung mit denen Theilen, welche sie in den dabey stehenden Schlagtrögen in Bewegung setzt, verbergen konnte. Zu mehrerer Erläuterung dient die Erklärung der F. 1672, 1676, und 1678.

Fig. 1681. Perspectivische Vorstellung eines Ackers, welcher mit dem Rechen bearbeitet wird, um Indig darauf zu pflanzen. Siehe oben, S. 606.
A, Rechen.
E, Arme des Rechens.
F, Riegel des Rechens.

G, Rä-

G, Nebern, welche den Rechen ziehen.
H, Stiele des Rechens.
I, Neger, welcher den Gang des Rechens regiert.
K, Furchen, welche von den Zähnen des Rechens gemacht werden.
L, Negerinnen, welche den Anilsamen in die von dem Rechen gemachten Furchen legen; siehe oben, S. 607.

Fig. 1682. Perspectivische Vorstellung eines Ackers voll Löcher, welche mit der Hacke, F. 1684, gemacht worden sind, den Indig hinein zu pflanzen. Siehe oben, S. 598, und 605.
A, Negern, welche die Löcher mit der Hacke machen.
B, Negerinnen, welche den Anilsamen in die Löcher D legen.
C, Eine Kürbißschale, F. 1688, worin die Negerweiber den Anilsamen, welcher gesteckt werden soll, tragen.
D, Löcher, welche mit der Hacken in die Erde gemacht werden; siehe oben, S. 603.

Fig. 1683. Perspectivische Vorstellung eines Ackers wo man das Indigkraut schneidet, und Bündel davon machet, welche in den Trog gebracht werden.
M, Indigbeet, welches zum Schneiden reif ist.
N, Negern, welche das Kraut mit ihren Indigmessern, F. 1686, abschneiden.
O, Eine Negerinn, welche von dem Kraute ein Bündel macht.
P, Neger, welcher ein Bündel Kraut nach dem Troge trägt.

Fig. 1684. Eine Hacke, deren man sich überhaupt in den französischen Colonien in Amerika bedient, die Erde zu bearbeiten. Dieses Werkzeug besteht aus einem hölzernen Stiele, welcher in die eiserne Höhlung der eigentlich so genannten Hacke gesteckt wird. Siehe eben, S. 593, und 603.

Fig. 1685. a) Eisen einer Hacke, wie es auf der Seite aussieht.

Fig. 1685. b) Eisen der Hacke, wie es auf der inwendigen Seite aussieht.

Fig. 1686. Indigmesser, oder Eisen, womit man den Indig schneidet; siehe oben, S. 604, und 610.

Fig. 1687. Krücke, ein hölzernes Werkzeug, womit man die Erde wieder in die Löcher, worein man den Anilsamen gesteckt hat, drückt; siehe oben, S. 603.

Fig. 1688, Kürbißschale, worein die Negerweiber den Anilsamen, welcher gelegt werden soll, halten.

Fig. 1689 a), stellt die Seite des Rechens, F. 1681, mit welchem man auf dem Acker, den man mit Indig besäen will, Furchen zieht, vor.

A, Fuß des Rechens.
E, Arme des Vordertheiles.
H, Stiele des Hintertheiles.
R, Zähne des Rechens.

Fig. 1689 b), stellt das Vordertheil des Rechens, oder wie er von vorn her aussieht, vor.

A, Fuß des Rechens.
H, Stiele des Rechens.
R, Zähne des Rechens.

Fig 1689 c). Rechen, wie er in seiner Länge aussieht; siehe oben, S. 606.

A, Fuß des Rechens.
E, Arme des Vordertheiles.
F, Riegel des Vordertheiles.
H, Stiele des Hintertheiles.
R, Zähne des Rechens.

Fig. 1690, stellt einen Zahn des Rechens vor.

Fig. 1691 a). Gäteisen, wie es auf der Seite aussieht.

Fig. 1691 b). Eben dasselbe, wie es platt aussieht siehe oben, S. 609.

Fig. 1692. Eine Art von Sichel, welche in allen Indigoterien häufig gebraucht wird; siehe oben, S. 610.

Fig. 1693. Schere, welche Hr. von St. Venant, Ingenieur auf dem Cap francois erfunden hat, den Indig damit zu schneiden.

Fig. 1694. Abriß einer Gegend, wo sich ein Fuß befindet, welcher mit einem Damme umgeben ist, damit das Wasser in verschiedene Gegenden vertheilet werden könne. Man sieht unten auf diesem Kupfer 3 Stücke von Beeten, welche mit dem Rechen, F. 1681, bearbeitet worden sind, auf welche man eben den Anilsamen gesäet hat; wie auch den Anfang ihrer Bewässerung auf dem Beete P. Die Buchstaben T und R zeigen die Orte an, wo man dieses

Beet

Beet schon unter Wasser gesetzt hat. Die Buchstaben S, T, V, Y, stellt die Art, wie man das Wasser der Rinne R ableitet, und das Mittel, dessen man sich bedient, es auf der ganzen Breite des Beetes P zu vertheilen, vor; s. S. 616.

A, Fluß.
B, Damm.
C, Fall des Strohmes.
D, Schleusenkessel.
E, Schleusen.
F, Schütze, oder Schutzbreter der Schleusen.
G, Canäle des Schleusenkessels.
H, Vertheilungskessel, von welchem sich das Wasser ausbreitet.
I, Oeffnungen oder Ausgänge der Vertheilungskanäle.
K, Bruchsteine, welche in den Vertheilungskessel als ein Dreyfuß gesetzt sind, um den Schluß des Wassers zu hemmen, damit es sich egal in die Oeffnungen I ausbreite.
L, besondere Canäle der Vertheilungskessel.
M, Haupt- oder gesellschaftlicher Canal, welchem die obern Indieplätze den Durchgang verstattet müssen, wenn es der Fall erfordert.
N, Kessel, von da aus eine weitere Vertheilung gemacht wird.
O, Haus des Dammaufsehers, nebst einem Magazine und zwey Negerhäusern.
P, Stück von einer Abtheilung, worauf sich ein Theil von drey Beeten befindet, welche mit dem Rechen, F. 1681, bearbeitet worden sind, und worauf man eben Indig gepflanzt hat.
Q, Stück von einem Beete, welches man bewässert.
R, Rinne, wodurch das Wasser auf das Beet q geleitet wird.
S, Ein Neger, welcher vermittelst eines Bündels Y, welches er quer über das Land zieht, das Wasser auf dem Beete q ausbreitet.
T, Oeffnung, welche an dem Rande des Beetes gemacht wird, das Wasser darauf zu leiten.
Y, Bündel von Bananasblättern, welches quer über das Beet gelegt wird, um das Wasser auf demselben zu behalten, und zu vermitteln, daß es sich auf seiner ganzen Fläche ausbreite.

z, Hecken der Plantage.

Z, Gräben der Plantage; s. oben, S. 634.

Fig. 1695. a) Perspectivische Vorstellung einer Mühle, die getrockneten Anilblätter zu mahlen, wie es an einigen Orten in Indien gebräuchlich ist.

Fig. 1695. b) Durchschnitt von eben dieser Mühle, wovon der Trog oder das Bassin weggelassen worden ist, um die Wirkung eines Rechens sehen zu lassen, welcher die Blätter, die sich auf dem Boden des Troges befinden, herum rührt, und verschaffet, daß diejenigen, welche an den Seiten liegen, in die Mitte fallen.

Fig. 1695. c) Grundfläche von eben der Mühle.

Die Kunst des Indigbereiters, von Hrn. von Beaudais Rascan, s. im X Bande des von Hrn. Prof Schreber übers. Schauplatzes der Künste und Handwerke. Lpz. und Königsb. 1772, gr. 4. S. 261—336, n. 11. K. T.

Ein Auszug daraus, s. in Hrn Pr Halle Werkstäte der heutigen Künste, 6 B. Brandenb. und L. 1779, 4. S. 1—32.

Le parfait Indigotier, ou description de l'Indigo, par *Ehe Monnereau*, Nouvelle edition revuë, corrigée & augmentée par l'Auteur. à Marseille, 1765, 12, 238 S.

Die Producte der Kunst pflegen sonst um so vollkommener zu werden, je mehr sie sich von dem Zeitpuncte ihrer Entdeckung entfernen. Nur die Zeit und wiederholte Versuche, bringen sie zu ihrer Vollkommenheit. Es werden nun fast 100 Jahre seyn, da der Indig und seine Zubereitung bekannt ist. Der schnelle Absatz, den die ersten Proben davon fanden, war die Ursache, daß man in allen Theilen der neuen Welt Indigmanufacturen anlegte. Der Preis dieser Waare ist jetzt doppelt so hoch, als er vor 10 Jahren war; und dem ungeachtet sind wir gezwungen, die Zeiten zurück zu wünschen, da die Indigmanufacturen noch in ihrem Anfange waren. Wenn man die jetzigen Indige mit den alten Proben von gleicher Güte vergleicht, so nimmt man einen sehr merklichen Unterschied in allen Kennzeichen wahr, welche einen guten Indig ausmachen. Dasjenige, was die Färber die Ausbeute, das Herausgeben der Küpe nennen, hat sich seit einigen Jahren gänzlich geändert. Kurz, man

muß

muß jetzt doppelt so viel ansetzen, als sonst, wenn man die nämlichen Wirkungen haben will. Die übel angebrachte Sparsamkeit einiger Besitzer der Indigoterien, in Ansetzung der Zurichtung und der Arbeiter, hat unstreitig viel Schuld an dieser auf fallenden Veränderung, welche fast jedes Jahr zunimmt. Aber auch die uneigennützigsten Eigenthümer von Indigoterien fangen an, sich darüber zu beschweren, daß ihre Arbeiten weit schlechter belohnet werden als jemals; daß die rohen Indigpflanzen ärmer an Farbetheilchen zu seyn, und weniger von den gährenden Theilchen, die zur Absonderung des Indigs so geschickt sind, zu besitzen schienen; ja es geschieht oft, daß ganze Haufen sich gar nicht schneiden lassen. Diese letzten Zufälle haben ohne Zweifel ihren Grund in Ursachen, welche eher, als alle Bearbeitungen des Indigs, vorhanden sind.

Der Indig, so wie alle andere vegetabilische Producte der neuen Welt, war wahrscheinlicherweise bey seiner Entdeckung nur in geringer Quantität vorhanden, und hin und wieder zerstreuet, wie es immer die freywilligen Producte eines jeden Bodens zu seyn pflegen; der kostbare Theil, den man gleich für die Färberey daraus zog, machte das Land bald zu einem beträchtlichen Gegenstande der Bearbeitung und der Cultur. Diese frisch aufgerissene Felder, welche vorher noch mit Holz bewachsen waren, hatten anfangs einen sehr starken Trieb; die Bearbeitung war beynahe überflüssig. Damals zogen die Eigenthümer der Indigplantagen unermeßliche Einkünfte aus ihren Besitzungen, und der Indig, welcher damals verführt wurde, hatte die größte Vollkommenheit. Bald darauf mußten die mit Wäldern bedeckten Felder, welche durch ihr jetziges Product nicht mehr vor der Sonnenhitze geschützet wurden, schon dadurch vieles von ihrem Safte und ihrer Kraft verlieren. Ohne Unterlaß durchwühlt,

um

um neue Aernden hervor zu bringen, und zugleich von den heißen Sonnenstrahlen, welche ihre Oberfläche aussogen, verbrannt, mußten sie natürlicherweise gar sehr ausarten. Eine vorzügliche Bearbeitung würde allen diesen Unbequemlichkeiten vorgebeuget haben; allein, die einzige Cultur, welche man bis jetzt den Indigfeldern hat wiederfahren lassen, besteht darin, daß man die Erde leicht mit der Hacke umreißt; und diese Arbeit ist den schwachen und entnervten Armen der Negern anvertrauet. Diese erste Felder, welche stets nur halb von Armen ohne Kraft umgearbeitet wurden, mußten also mehr und mehr ausarten, so wie ihre Producte. Die neuen Plantagen, welche man noch auf Kosten der Wälder anlegte, und woraus neue Indigoterien entstanden, lieferten noch einige Jahre Indig von der ersten Güte, oder gleichsam vom alten Schrot und Korn; auf die Zukunft aber darf man nicht mehr auf diesen Vortheil rechnen. An statt daß man von der Ausbreitung der französischen Colonien Verbesserung hoffen könnte, bemerkt man, daß sie sich nach dem Verhältniße der Negern, welche man zu ihrer Bearbeitung gebrauchen kann, schon allzu weit ausgebreitet haben. Diese unglückliche Schlachtopfer werden von Tag zu Tage weniger. Man möchte sagen, daß auch ihre Quelle zu vertrocknen anfängt. Das einzige Mittel, welches einem so großen Uebel abhelfen könnte, und welches vielleicht die Gestalt aller Colonien veränderte, wäre dieses, daß man die jetzige Art, die Indigfelder zu bearbeiten, völlig fahren lieſſe, und die Hacke abschaffte, welche kaum einige Zolle tief in die Erde dringen, bey ihrer geringen Wirkung doch die äußerste Ansträngung der Kräfte erfordern, und, was ein noch größerer Fehler ist, eine beträchtliche Anzahl von Negern auf einmal beschäftigen. Man müßte, statt eines so ungeschickten Werkzeugs, einen von unsern Pflügen, und so gar einen unserer

schwer-

schwersten, einführen. Man könnte hiegegen einwenden, daß aller Boden in Amerika von dem europäischen sehr verschieden sey, daß derselbe weit geschmeidiger sey, und daß folglich leichte Werkzeuge mehr Wirkung dabey hervor bringen können; kurz, daß, wenn der Verarmung des Bodens durch etwas hätte können abgeholfen werden, es längst durch die vortreffliche Düngung mit verfaultem Indigkraute geschehen wäre. Es ist doch aber nicht zu läugnen, daß ein jeder Boden, er sey sandig oder nicht, durch tiefes Umgraben sehr gewinne. Die Indigfelder würden um so viel mehr dabey gewinnen, da man den Indigsamen nicht säet, wie wir die Getreidearten, sondern ziemlich tiefe Gruben macht, und eine Anzahl Samenkörner hinein wirft. Wenn die vortreffliche Düngung, welche man zur Befruchtung des Bodens anwendet, wenig Wirkung thut, so kömmt es gewiß daher, daß dieselbe nicht gehörig eingepflüget wird. Würde man mit dem Seche unserer Pflüge diese wohl gedüngte Erde durchgraben, so könnte alsdann die fruchtbare Fettigkeit des Düngers, an statt daß sie von der Sonnenhitze ohne Unterlaß ausgesogen würde und verdunstete, in die Tiefe dringen, wo das Samenkorn zum Wachsthum ansetzt und sich entwickelt. Sie würde daselbst unmerklich ein neues, edleres und nahrhafteres Erdreich, als das erste war, bilden, und selbst unfruchtbare Ländereyen würden ihre Fruchtbarkeit wieder erhalten.

Die Bereitung des Indigs ist für die Gesundheit höchst nachtheilig. Denn bey dem Rühren des faulenden Krautes steigen unerträgliche Dünste auf, so, daß die Negern, welche diese Arbeit verrichten, aus dem Winde treten müssen, um nicht ihre Gesundheit dabey einzubüßen. Der auch bey dem Sieben des Indigs zu beobachtenden Vorsicht, ist oben, S. 568, Erwähnung geschehen.

In der Handlung unterscheidet man folgende Arten des Indigs:

1. Serquisse-Indig, s. oben, S. 561; dieser wird unter allen ostindischen Sorten für den besten gehalten, wiewohl ihm Einige den aus Java vorziehen. Er ist platt, da sonst der ostindische Indig in der Gestalt halber Eyer formirt ist, und daher von den Kaufleuten, die ihn nach Europa schaffen wollen, vorher klein gestoßen wird, um ihn bequemer packen zu können. Der Golconda- und Agra-Indig geben dem serquissischen wenig nach.

2. Indigo-Lauro, oder Indigo de Bayane, heißt ein vorzüglicher ostindischer Indig, von dem es, nach des Baldäus Berichte, dreyerley Sorten giebt: a) Vouthy; dieser hat ein glänzendes Blau, welches in Violett fällt, wenn man es auf dem Nagel des Daumens an der Sonne ausdrückt. b) Gerry, nähert sich dem Violett. c) Catéo, ist die geringste unter diesen 3 Sorten, dunkelroth, und wegen seiner Härte schwer zu reiben.

3. Inde de Béampour, und Inde de Bengale, sind die schlechtesten unter den ostindischen Sorten.

Allen ostindischen Indig, welcher nicht platt, wie der Serquisseindig, sondern in halb eyförmiger Gestalt ist, nennen die Franzosen Inde en marons, oder Indé maron.

Aller westindischer Indig ist in platten Täfelchen, und wird daher auch platter Indig, oder Platt-Indig, Indigo platto, genannt. Die beste Sorte darunter ist der Guatimala-Indig, welcher auch nur schlechtweg Guatimala genannt wird, Fr. Inde oder Paskel de Guatimala, wiewohl ihm der gute ostindische vorgezogen wird. Er kömmt in Kisten mit rauchen Fellen überzogen, mit oder ohne Riemen, ingleichem in Serons, welche zuweilen in Matten eingewickelt sind, zuweilen aber nicht; wie auch in Fässern oder Tonnen. Der St. Domingo-Indig hat keine so lebhafte

hafte und kupferige Farbe als der von Guatimala, wird ihm aber, wenn er ganz rein ist, fast gleich geschätzt; so wie auch der Indig aus Jamaika. Der Indig von dem antillischen Inseln, welcher insgemein schlechthin Indig aus den Inseln, Fr. Indigo des iles, genannt wird, ist, den von St. Domingo und Jamaika ausgenommen, geringer als andere westindische Sorten. Der Indig von den caraibischen Inseln, nebst einigen andern Sorten des amerikanischen Indigs, wird nicht viel gesuchet, ausser daß man aus diesen letztern, mit Beymischung blauer und weißer Stärke, und Gummiwassers, eine Masse bereitet, welche gemeiner Indig, und von einigen auch Platt-Indig, genannt, und mehrentheils nur zum Zeichnen der Schafe gebraucht, von Betriegern aber auch für guten und wahren Indig verkauft wird.

Ein Indig, auf dessen Oberfläche, und auch inwendig, ein Kupferroth bemerkt wird, wird kupferiger oder gefeuerter Indig, F. Indigo cuivré, genannt. Dieser Sorte bedienen sich insonderheit die Seitenfärber.

Heutiges Tages kömmt der meiste Indig aus Spanien, Frankreich, England, Portugal und Holland, als welche Nationen insgesammt Länder in Ost- und Westindien besitzen, in welchen oberwähntermaßen der Indig entweder selbst gemacht wird, oder doch durch die Handlung aus der ersten Hand zu haben ist. Nur allein die Holländer bringen aus Ostindien jährlich über 5 bis 600 Centner nach Deutschland, wovon ein guter Theil nach Deutschland und Rußland geht. Bey dem d. 29 Jul. 1773 in Guatimala vorgefallenen Erdbeben hat die Handlung mit dem Indig sehr gelitten. Guatimala lieferte diese Waare mit vorzüglicher Schönheit. Von da haben die Engländer den Indig nach Smyrna gebracht.

Der Preis der oben genannten Sorten von Indig, welche man in der Handlung führt, ist steigend und

fallend.

fallend. Damit man sich aber doch einen Begriff machen könne, wie dieselben im Preise von einander unterschieden sind, will ich diejenigen Preise davon hersetzen, welche Savary, im Dict. univ. de commerce, Th. 2, S. 912, angiebt. Nach diesem gilt zu Amsterdam das Pfund Serquisseindig 25 bis 35 Stüv., und wird in Bancogeld bezahlt, und nach dem Gewichte tarirt; Indig von Guatimala, in Kisten, 50 bis 60 Stüv., Tara 45 ℔ für die Kiste; dito in Serons ohne Matten, am Preise gleich, Tara ist 28 ℔; dito in Serons mit Matten, gleicher Preis, Tara 30 ℔ auf jeden Seron; dito in Fässern oder Tonnen, 45 bis 90 St., Tara was die Fässer wiegen; Indig von Java, 40 bis 75 St., Tara nach dem Gewichte; Indig von St. Domingo, 50 bis 60 St., Tara wie bey dem vorigen; Indigo Lauro, 14½ bis 15½ St., Tara wie vorher. Alle diese Sorten geben für gut Gewicht und promte Bezahlung für jedes 1 pro Cent; vorher aber werden noch 2 p. C. für den Staub abgezogen. In Hamburg hat man eben diese Sorten, und verkauft sie eben so wie in Holland, nach Verschiedenheit der Gattung und Güte, zu so und so viel Schill. flämisch, nur mit dem Unterschiede, daß in Hamburg die Bezahlung in Banco geschieht, 8 ⅓ p. C. Rabat gegeben wird, und der Indig von Guatimala ohne Riemen 40, mit Riemen aber nur 42 ℔ Tara auf jede Kiste giebt, wobey der Käufer oft sehr zu kurz kömmt, indem die Kiste 50 ℔ wiegt.

Bey dem Einkaufe des Indigs, muß man insonderheit auf folgende Eigenschaften sehen: 1. daß man ihn in platten und mittelmäßig dicken Stücken wähle; 2. daß er weder zu weich noch zu hart, sondern mittelmäßig fest, sey, und sich leicht zerbrechen lasse; 3. daß er sich leicht entzünde; 4. daß er auswendig dunkelblau, lebhaft und glänzend an Farbe sey, und in das Violett spiele, inwendig aber noch schöner als auswendig

wendig aussehe, und gleichsam mit silberfarbigen Flimmern durchsäet sey, und wenn er auf dem Nagel gerieben oder geritzet wird, röthlich erscheine; wiewohl auch der feste, und dunkel glänzende Indig, welchen man hochgefeuert nennet, nicht zu verwerfen ist; hauptsächlich aber ist 5. dahin zu sehen, daß er leicht sey, und auf dem Wasser schwimme; je tiefer er untersinkt, desto verdächtiger wird er wegen einer Beymischung von fremden Theilen. Wenn er demnach im Verhältniß seiner Größe gar zu schwer ist, muß man seine Beschaffenheit genauer untersuchen; denn da er oft in ansehnlichem Preise steht, ist es gut, daß die Käufer wissen, was für Betrug dabey vorgehen kann, und wirklich vorzugehen pflegt. Der erste besteht darin, daß man die Pflanze im Fäulungstroge allzu sehr rühret, damit Blätter und Schale völlig aufgelöset werden. Der zweyte Betrug besteht darin, daß man ihn mit Asche, Erde, einem gewissen braunen und glänzenden Sande, vornämlich aber mit gestoßenem Schiefer, oder geriebenen Ziegelsteinen, vermenget. Dieses alles thut man unter den Bodensatz in die Küpe, indem solcher hinein fällt, und rührt alles wohl, damit es sich recht unter einander menge, und der Betrug nicht leicht in die Augen falle. Dieser Betrug aber geht viel leichter bey dem geriebenen Indig vor, als bey demjenigen, den man in Täfelchen bekömmt, weil diese fremde Körper sich nicht so genau mit einander verbinden, daß sie nicht an verschiedenen Orten gleichsam Schichten von Materie mancherley Art formiren sollten, welche man leicht entdeckt, wenn man Stücke von diesem Indig zerbricht. Beyde Arten von Betrug aber lassen sich leicht erkennen, und zwar der erste aus der Farbe und dem Gewichte des Indigs, als welcher in solchem Falle schwärzlich, dick und schwer wird. Den andern Betrug zu entdecken, kann man sich folgender zwey Mittel bedienen: 1. daß man ein

Stück Indig in einem Glase mit Wasser zergehen läßt, welches sich dann, wenn er rein und unverfälscht ist, völlig auflösen muß, da hingegen die unächte Beymischung in dem Wasser zu Boden fällt; 2. daß man ein Stückchen Indig anzündet, da dann der gute Indig ganz und gar verzehret und zu Asche wird, bey dem verfälschten hingegen die beygemischte Erde, Sand, Schiefer ꝛc. ganz und gar zurück bleiben. (*) Um unter verschiedenen Sorten die beste zu treffen, feuchtet man dieselben etwas an, macht damit einen Strich auf die Hand oder auf weiß Papier, und breitet diesen Strich mit einem nassen Finger weiter aus einander; je dunkler, reiner und schöner blau der Strich ausfällt, je besser ist der Indig.

Ich habe oben, bey Beschreibung der Verfertigung des Indigs, gesagt, daß die Indigbereiter, wenn sie die Masse aus dem Setztroge gebracht haben, dieselbe in leinene Säcke thun, wo sie dieselbe einige Zeit abtropfen lassen, daß sie alsdann den noch halb flüssigen Teig in viereckige Kasten schütten, und endlich, wenn der Indig zu einem festen Teige geworden ist, diese mit einander verbundene Oberfläche mit besonders dazu bestimmten Messern in kleine Würfel, von ungefähr 2 Z., welche man nun Indigsteine nennt, zerschneiden, die man hernach, wenn sie genug abgetrocknet sind, so fest und dicht, als möglich, in Fässer schlägt. Aus diesen letzten Behandlungen des Indigs entsteht aber der größte Nachtheil, so viel Sorgfalt man auch dabey anwendet. Alle diese Würfel sind zu klein, als daß man sie ordentlich in Fässer schlagen oder setzen könnte, sondern man muß sie nur aufs Gerathewohl hinein werfen. Diese unzählige Menge von Win-

(*) Nach Hrn. Dizenmal's Versuche, welchen ich weiter unten anführen werde, ist dieses letztere Kennzeichen der Güte des Indigs ungegründet.

Winkeln und Oberflächen macht beynahe eben so viel leere Räume, welche durch das Reiben der Steine an einander noch vermehret werden. Daher erfolgt bey jeder Bewegung der Indigfässer eine Erschütterung, welche eine beträchtliche Anzahl Steine zermalmet. Da der Indig in der Färberey nicht anders, als gestossen, gebraucht werden kann, so würden nun zwar alle diese zerriebene Steine und aller dieser feine Staub, ohne Nachtheil seyn, wenn die Gefäße, welche den Indig halten, fest verpicht wären. Allein, die Fässer, in welchen die meisten Nationen diese so kostbare Waare aus ihren Colonien verführen, sind noch das rohe und unförmliche Werk der Negern; die Dauben sind schlecht zusammen gefügt, und verstatten dem sich innerhalb denselben formirenden und beständig anhäufenden Staube unzählige Schlupfwinkel, da auch die geschickteste und vollkommenste Verbindung nicht von langer Dauer seyn kann, indem allein flüssige Dinge die Eigenschaft besitzen, die Theile eines Fasses fest mit einander zu verbinden. Der geringe Zusammenhang dieser Theile unter sich verursachet also einen unersetzlichen Verlust der in ihm befindlichen Waaren. Allein, auch so gar die Gestalt dieses Gefäßes ist noch zwey großen Unbequemlichkeiten unterworfen. Erstlich, die cylindrische Gestalt dieser Fässer veranlaßt sowohl in den Colonien, als auch in den Seehäfen, daß die Pack- und Kramknechte dieselben bey jedem Transporte, welcher mit ihnen vorgenommen werden soll, kollern. Es ist leicht zu erachten, daß dieses Rütteln die schon gebrochenen Steine sehr zermalmet, und daß diese Bruchstücke mehrere zerbrechen, und insbesondre, daß viel Pulver durch die Fugen der Dauben verloren geht. Dieses alles aber würde unterbleiben, wenn die Indigfässer eine andere Gestalt hätten. Hienächst aber ist auch die gewöhnliche Gestalt der Fässer die unbequemste zur Befrachtung der

Schiffe, indem ein Drittel des Platzes, die Fässer einnehmen, leer bleibt, und eine nämliche Menge Waaren, welche z. B. in viereckigen Kisten enthalten wären, ein Drittel weniger Raum einnehmen würde. Wenn man bedenkt, daß der vornehmste Vortheil der Schiffsreeder von einer mehr oder weniger beträchtlichen Ladung ihrer Schiffe abhängt, und diese nie genug enthalten können, besonders auf ihrer Rückfahrt: so wird man gestehen müssen, daß alles, was der Befrachtung schadet, sehr wichtige Folgen hat; nun aber sind alle, die das Schifffahrtwesen verstehen, darin eins, daß von der ganzen Ladung, die Fässer den größten Raum einnehmen, so vorsichtig man sie auch ladet.

Die Masse, wenn sie aus dem Setztroge kömmt, und in den Säcken gewesen ist, ist ein geschmeidiger Teig, dem man nach Belieben eine Form geben kann. Die in den Colonien gewöhnliche Methode, diesen Teig alsdann auf platten Kasten aus einander zu breiten, trocken werden zu lassen, und sodann in Würfel von der bekannten Größe zu zerschneiden; diese Methode, sage ich, macht es noch weit leichter, eine diesen Steinen beliebige neue Gestalt oder Größe zu geben. Man sollte daher billig die noch flüssige Masse, an statt der Würfel von 2 Zoll, in Quadrate von der nämlichen Dicke, aber auf der Oberfläche von 6 Z., oder in Parallelepipeda von 6 Z. in die Länge und 4 Z. in die Breite, zerschneiden. Der Nutzen, welcher hieraus entstehen würde, ist, daß man nun die größern Indigstücke ohne Mühe mit aller möglichen Sorgfalt in die Fässer, darin man ihn verführen wollte, schlagen könnte. An statt der bisherigen Fässer, welche so vielen Ungemächlichkeiten unterworfen sind, könnte man viereckige Kasten von beliebiger Größe, von dem leichtesten und wohlfeilsten Holze, welches in den Colonien wächst, machen, die aber durch Leisten und Einzapfungen verbunden seyn müßten. Ferner sollte man

die-

dieselben, ehe man den Indig hinein packt, mit starkem Papier, oder, welches vielleicht in gewissen Colonien weniger kostbar seyn möchte, mit Matten auslegen. Hiedurch würde allen denjenigen Unbequemlichkeiten abgeholfen, welche bisher die Indigsteine zerrieben haben; und gesetzt, es würden auch einige zerstoßen, so ist doch nicht die geringste Oeffnung für die flüchtigen Theile dieser Waare vorhanden; ja, dieses Verfahren ist zugleich auch ein Mittel, den Indig in einem der Schifffahrt sehr bequemen Raume zu verführen, und erfordert höchstens nur dieselbe Mühe und Kosten, als diejenigen Fässer, deren man sich bisher bedient.

Sowohl das Wasser als der Weingeist, ziehen aus dem Indig im Digeriren und Kochen eine roth- oder braungelbe Substanz heraus, welche **Dijonval** für eine harzige Substanz hält, die aber, eben wegen ihrer Auflöslichkeit im Wasser, wenigstens kein reines Harz seyn kann. Indessen hat doch **Dijonval** nach Abscheidung dieser Substanz den Indig weit schöner gefunden, und überhaupt wahrgenommen, daß derjenige Indig, welcher das Wasser und den Weingeist am wenigsten gelb färbte, auch allezeit der beste war. Er hält dieses gelbbraune oder rothgelbe Wesen demnach für nichts anders, als für eine Beymischung, welche bey dem blauen Sedimente des Indigs von dem gelben Wasser zurück geblieben ist. Selbst alsdann, wenn man das Wasser, mit welchem man den fein zerriebenen Indig kocht, mit Kochsalz, Salmiak, Pottasche oder Weinsteinrahm versetzt hat, wird außer dieser gelblichen Substanz aus dem Indig, nach Hrn. Bergrath **Pörner's** Erfahrungen, nichts heraus gezogen. Das feuerbeständige Alkali entbindet einigen alkalischen Geruch; der flüchtige alkalische Spiritus zieht eine gelblich bräunliche Tinctur, und

ätzendes Laugensalz mit Wasser verdünnt, mit der Zeit eine gelbe und in der Folge eine schöne rothe Farbe heraus. Doch verändern weder die flüchtigen, noch die feuerbeständigen Alkalien, die blaue Farbe des Indigs im geringsten, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß das Einweichen des Indigs vor seinem Gebrauche, in Urin, dessen sich die Schönfärber bedienen, und das Einweichen desselben in einer Lauge aus Kalk und Soda vor seiner Zerlegung und Anwendung bey dem Baumwollenfärben, zur Entwickelung seiner Theile sehr vieles beyträgt. Auch dem Kalkwasser theilt der Indig seine blaue Farbe nicht mit.

Die vegetabilischen Säuren, z. B. der Citronensaft und der Weinessig, ziehen eben so wenig aus dem Indig heraus, wiewohl der Essig nach dem Kochen mit dieser färbenden Substanz doch ein wenig in das Grünliche spielt. Die mit Wasser verdünnten mineralischen Säuren verändern die blaue Farbe des Indigs nicht. Am wenigsten wirkt die Salzsäure auf den Indig, wiewohl sie ein schwaches Aufbrausen hervor bringt. Ein Theil gefälltes Scheidewasser gab Hrn. Dijonval mit 2 Theilen Indig unter starkem Aufbrausen eine heidelbeerröthliche Farbe, und einen zähen kleberigen Teig, welcher mit einer safranfarbigen Haut überzogen wurde. Drittehalb Unzen rauchender Salpetergeist tödtete, nach Hrn. Woulfe's Erfahrungen, (Philos. Transact. Vol. LXI. S. 125.) eine Unze Indig an. Zwey Unzen der stärksten Salpetersäure, welche mit 8 Unzen Wasser verdünnet, und in einen hohen gläsernen Gefäße mit ½ Unze gepulverten Indig eine Woche lang in der Kälte, alsdann eine Stunde, oder darüber, in einem Sandbade digerirt, hierauf mit noch 4 Unzen Wasser vermischt, und endlich durchgeseihet wurden, gaben eben diesem Chemisten einen schönen gelben Liquor, welcher, wenn er mit 4 bis 5mal mehr Wasser verdünnet wird, eine brauch-

bare

bare gelbe Farbe auf Leinwand und Seide hervor bringt, welche nach der kürzern oder längern Zeit des Absiedens heller oder dunkler ausfällt, und auch einen sehr guten Grund abgiebt, wenn man gedachte Substanzen grün färben will, welches vermittelst der darauf gesetzten blauen Farbe des Indigs erhalten wird. Die stärkste Vitriolsäure löset den gepülverten Indig mit einem Aufbrausen und Erhitzen auf, und giebt dasjenige, was die Färber den Ansatz nennen, und zu dem so genannten sächsischen Blau und Grün gebrauchen, welches aber doch noch den Fehler hatte, daß das sonst so feste Indigblau ganz flüchtig wurde, und auch selten durchfärbte, bis endlich Hr. Pörner eine Art, diese Farben auf Wolle recht fest zu setzen, entdeckte. Es nimmt Derselbe nämlich auf 1 Th. gepülverten Indig, 8 Theile Vitriolöhl, die er in einem gläsernen Gefäße mit einem gläsernen Keulchen wohl durch einander reibet, 24 Stunden ohne beygebrachte Wärme stehen läßt, und alsdann mit nach und nach hinzu gegossenen 96 Theilen Wasser unter beständigem Umrühren vereiniget. Hr. Woulfe hingegen nimmt gegen 1 Th. gepülverten Indig 4 Theile Vitriolöhl, und setzt die Vermischung in einer gläsernen Phiole, unter fleißigem Umschütteln, 1 Stunde lang in ein Wasserbad, verdünnet sie hierauf mit 12 Theilen oder auch mehrern Wasser, rührt alles wohl durch einander, und seihet es endlich durch. Wenn man mit der vitriolischen Indigtinctur, welche gleichsam eine Art von kalter Küpe vorstellt, eine dauerhafte blaue Farbe auf Wolle hervor bringen will, nimmt man gegen 2 Theile von Pörner's gedachter Indigtinctur, 24 Theile siedendes Wasser zu 1 Th. in Wasser eingeweichter Waare. Man erhält eine sehr schwarzblaue luftbeständige Farbe, welche man dadurch lebhafter und heller macht, daß man die Waare 24 Stunden lang in eine durch Sieden gemachte und darnach etwas abgekühlte

kühlte Solution von 1. Th. Kochsalz und 48. Th. Wasser legt. Eine mit Alaun gebeitzte Waare giebt eine dunkelblaue ächte, und eine in kalte Pottaschsolution einige Stunden lang gelegte Waare eine noch dunklere Farbe Auf seidenen Waaren gelingt das nämliche Verfahren ebenfalls ziemlich gut; allein auf Waaren aus dem Gewächsreiche wird die Farbe nicht ganz beständig.

Wenn man die vitriolsaure Indigsolution sehr lange und ruhig stehen läßt, erhält man davon, nach Hrn. Struve, einen sehr schönen rothen Bodensaz, und wenn man etwas von dieser Auflösung in einem flachen gläsernen Mörser eine Zeitlang rührt, und nach und nach Wasser hinzu gießt, so verliert sie ihre blaue Farbe, und wird violettroth.

Wenn man die vitriolsaure Indigsolution mit Zucker und Gummi versezt, und die Farbe nach Belieben mit mehrerm oder wenigerm Wasser heller oder dunkler läßt, so bekömmt man eine brauchbare blaue Tinte, deren sich auch die Buchbinder zu bedienen pflegen Mit sehr vielem Stärkmehl versezt, giebt sie eine blaue Stärke für die leinene Wäsche; mit vielem geschlämmten Kalk versezt, eine Art von grüner Farbe; mit der wässerigen Solution von feuerbeständigem Alkali gefällt, ein blaues Präcipitat, welches sich im Weinessig wieder auflöset, und eine besondere Art von Indigtinctur liefert, welche ebenfalls zum Färben gebraucht werden kann. Dijonval hat den Zusaz des feuerbeständigen Alkali zu der Vermischung von 1. Th. fein gestoßenem Indig, und 6 Th. Vitriolöhl, bis zu einer unter starkem Aufbrausen erfolgenden Sättigung so nüzlich gefunden, daß, als er die aufgequollene Masse zerrührte, und mit genugsamen kochenden Wasser vermischte, ein hierauf hinein gethanes Stück Zeug binnen 8 Minuten dick und feurig gefärbt, und ganz durchsezet oder durchfärbet wurde. Struve hat durch

den

den Zusatz der Alaunerde, die er aus einer Solution des Alaunes durch halb so viel feuerbeständiges Alkali gefället hatte, und mit einer aus 1 Th. Indig und 4 Th. Vitriolöhl durch Reiben in Mörser verfertigten Indigsolution zusammen rieb, eine sehr milde blaue Farbe erhalten, welche Seide, Leder und Knochen zu färben vermögend ist, ohne sie allzu sehr anzugreifen und brüchig zu machen.

Sehr wenig von einer salpetersauern Eisensolution, verändert bey seiner Beymischung mit der vitriolsauern Indigsolution ohne einigen Niederschlag nach ungefähr 10 Minuten die dunkelblaue Farbe desselben in eine helle rothgelbe; die Zinnsolution in Königswasser hingegen bewirket ein weißes Präcipitat aus der vitriolsauern Indigsolution. Aus 4 Unzen des besten Indigs erhielt **Dijonval**, vermittelst der Destillation aus einer Retorte, ein riechendes Wasser und ein flüchtiges Alkali, welches vermuthlich mit dem Wasser zusammen genommen,) 2 Quent betrug, 1 Qu. von einem leichten, und 3 Qu. von einem leichten, und 3. Qu. von einem schweren, grünlichen, brennzlichten Oehle, und $2\frac{1}{2}$ Unzen von einer schwammichten Kohle, welche bey ihrer schwer erfolgten Einäscherung 3 Qu. einer graulichen Asche hinterließ, welche mit keiner Säure brauste, von darauf gegossenem Weingeiste braun wurde, und mit dem Magnete sowohl, als bey dem Sublimiren mit Salmiak, Kennzeichen von Eisentheilchen zeigte. **Dijonval** hat auch, bey der Destillation mit der pneumatisch-chemischen Vorrichtung, Luft daraus entbunden. Die beträchtliche Menge der Kohle, welche bey dieser Destillation übrig blieb, beweiset zur Genüge, daß dasjenige Kennzeichen der Güte des Indigs, welches einige Schriftsteller angeben, als ob nämlich ein guter Indig im Feuer ohne einiges Rückbleibsel verfliegen müsse, ungegründet sey. Auch Hr. **Pörner** hat dieses bereits widerleget, nachdem er in seinen

Versuchen gefunden hatte, daß der bloße Indig weder unter der Muffel, noch im freyen Feuer mit einer lichten Flamme brannte, sondern nur verglomm, und allemal etwas Erde, welche ziegelfarbig ausfiel, und ihm nach seinen deshalb angestellten Versuchen eine eisenschüssige Alaunerde zu seyn schien, zurück ließ.

Chymische Untersuchung und Auflösung des Indigo, so wie er in der Handlung und zum Gebrauche für Färber verführt wird. Aus dem Französischen des Hrn. *Quatremere Dijonval*, herausgegeben, und mit einer Vorrede begleitet von D. Wilh. Heinr. Sebast. Bucholz. Weimar, 1778, 8. 9. B.

Pet. Jos. Macquers chymisches Wörterbuch, übers. von Hrn. Prof. Leonhardi, 3. Th. Leipz. 1781, gr. 8. S. 58. fgg.

Carl. Wilh. Pörner chymische Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst, 2. Th. Lpz. 1772. gr. 8. S. 332. fgg.

Hrn. D. Heinr. Struve Versuche über eine neue blaue Farbe aus dem Indigo, s. im 2. St. des 2. B. des bernischen Magazins der Natur, Kunst und Wiss. Bern, 1779, 8. S. 167. f.

Hrn. D. Wilh. Otto Struve Versuche über den Indigo, s. in Hrn. Webers physik. chemischen Magazin ꝛc. 2. Th. Berl. 1780, 8. S. 3. fgg.

Man gebraucht den Indig hauptsächlich zum Färben, sowohl der Seide, als auch des leinenen oder flächsenen Garnes oder Zwirnes und der gesponnenen Baumwolle, wie auch der Wolle und Tücher. Die zum Färben aus Indig bereitete blaue Farbe, wird die Indigküpe, oder Blauküpe, Fr. Cuve d'Inde, oder Cuve de bleu, genannt, zu deren verschiedener Anstellung und Regierung man im V. Th. S. 623—656, die nöthigen Vorschriften findet.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Indig nicht nur ein durch eine Art von Gährung erhaltenes Färbematerial, sondern auch ein solches ist, dessen färbende Theilchen durch eine in ihm aufs neue bewirkte, und durch allerley schleimige, urinöse und gashaltige Zusätze, mit oder ohne Beyhülfe der Wärme unterhaltene, hinwiederum aber durch mancherley die schnelle Fäulniß desselben hindernde Mittel (z. B. Kalk, Alaun,

Er-

Eisenvitriol, Sublimat, Pottasche ꝛc.) gemäßigte Gährung immer mehr und mehr entwickelt werden. Es beweiset es auch der besondere Geruch der Indigküpen, die aufsteigenden Bläschen, die kupferfarbige Haut und der blaue Schaum, welcher sich auf dem Liquor der Küpe, unter dem Namen der Blume, der Blüthe oder des Florirens, anhäufet, daß eine wirkliche Gährung in derselben vorgehe. Der Liquor der Indigküpen selbst ist, wenn sie gehörig angekommen sind, d. h. gut gegohren haben, grün, und alles, was man daraus färbet, ist, wenn es aus denselben heraus gezogen wird, ebenfalls grün. Zu der Entstehung dieser grünen Farbe scheint, nebst der Gährung, vorzüglich die Wirkung der alkalischen Theile des Indigs selbst, ingleichen die Wirkung der alkalischen Zusätze, das meiste beyzutragen. Ich schließe dieses vornämlich aus Hrn. Pörner's Versuchen, a. ang. O., S. 337, aus welchen erhellet, daß ein zu wiederholtenmalen mit 6mal mehr Pottasche gekochter Indig zwar auf das erstemal nur eine bräunlichgelbe, bey den folgenden Kochungen und Digerirungen aber grüne Solutionen giebt. So wie aber der Schaum von dem grünen Liquor der Indigküpe, welcher der Luft ausgesetzt ist, blau ausfällt, so pflegt auch die aus der Indigküpe grün heraus gezogene Waare an der Luft zu vergrünen, d. i. ihre grüne Farbe mit der blauen zu vertauschen. Diese Veränderung der Farbe scheint nun nicht so wohl von einer plötzlichen Entweichung der aus dem Indig und seinen Zusätzen entwickelten flüchtig alkalischen Lauge, als vielmehr daher zu rühren, weil die in der Luft befindliche mephitische Säure die Wirkung des alkalischen Salzes unkräftig macht.

Aus der Indigküpe können auch Federn blau gefärbet werden; s. Th. XII. S. 388, f.

In den Apotheken wird der Indig, mit 4 oder 8 Theilen Gelbwurz (Curcuma) vermischt, einige Pflaster grün zu färben, gebraucht.

Zuweilen gebrauchen auch die Wäscherinnen den Indig ohne fernere Zubereitung, die Wäsche damit bläulich zu färben.

Man hat bereits vor einiger Zeit, in Deutschland und in Frankreich, die Frage aufgeworfen: ob es nicht möglich sey, in den europäischen Ländern eben so wohl, als an verschiedenen Orten Ost- und Westindiens, den Indig zu verfertigen, oder wenigstens eine Farbe, welche demselben in allen Stücken gleich käme, ausfündig zu machen? Die Meinungen der Naturforscher sind, in Beantwortung dieser Frage, verschieden ausgefallen. Einige unter denselben, als: Hr. v. Justi und Schreber haben die Möglichkeit, dieses zu bewerkstelligen, gar nicht in Zweifel gezogen, sondern vielmehr verschiedene Wege vorgeschlagen, wodurch man in beyden Fällen zu dieser Absicht gelangen möchte. Andere haben die Zubereitung eines wahren Indigs, in unsern Gegenden, zwar für unmöglich gehalten, doch aber zu behaupten gesucht, daß man, eine dem Indig gleiche Farbe ausfündig zu machen, gar wohl im Stande seyn möchte. Noch Andere haben die Möglichkeit, so wohl den wahren Indig, als auch eine demselben in allen Stücken gleiche Farbe zuwege zu bringen, gänzlich läugnen wollen. Wenn man erwäget, daß der Indig in sehr vielen Stücken von allen übrigen bekannten blauen Farben sich unterscheidet, so ist daraus leicht zu ersehen, wie schwer es fallen möchte, in unsern Gegenden sowohl einen ächten Indig, als auch eine andere Farbe, welche die Stelle desselben in der Färbekunst vertreten könnte, zu verfertigen.

Die Liebhaber der Botanik haben sich bereits viele Mühe gegeben, die so nutzbare Indigpflanze in unsern Ge-

Gegenden einheimisch zu machen; allein, man hat dieselbe kaum mit aller Sorgfalt, in den Glashäusern erhalten können, wo sie gar selten zur Blüthe, noch seltener aber zu reifem Samen gelanget. Und da dieses Kraut zu derjenigen Art von Pflanzen gehört, welche sich nicht vermittelst ihrer Wurzel, sondern bloß durch ihren Samen, erhalten lassen, indem dieselbe nicht über zwey Jahre dauert, und alsdann wieder gesäet werden muß, so läßt sich leicht schließen, wie wenig Hoffnung wir uns zu machen haben, in unsern Gegenden die Verfertigung eines wahren Indigs zu erwarten, als welche man ohne diese Pflanze schwerlich bewerkstelligen wird. Gesezt auch, daß man durch verschiedene Bearbeitungen, eine blaue Farbe aus einem bey uns bereits vorhandenen Kraute zuwege brächte, so würde dieselbe doch kein Indig, sondern nur eine dem Indig gleich kommende Farbe vorstellen, welche aber die Stelle eines wahren Indigs niemals vertreten wird, wovon uns der Waid, welchen man, wie ich an seinem Orte zeigen werde, aus dem so genannten Waidkraute, Isatis, verfertiget, einen ungezweifelten Beweis vor Augen leget, indem sich derselbe von einem wahren Indig in gar vielen Stücken unterscheidet, wovon ich jezt nur die vornehmsten anführen will.

Der Indig hat nicht allein eine weit schönere und angenehmere Farbe, als der Waid, sondern man kann auch in der Färberey mit wenigem von demselben mehr, als mit einer beträchtlichen Menge von Waid, ausrichten. Hellot versichert, daß 12 bis 13 Pfund von dem besten französischen Waid kaum so viel, als 1 Pf. Indig, bewerkstelligen; und unsere Färber behaupten, daß sie mit einigen Pfunden guten Indig mehr, als mit einem Centner Waid, auszurichten im Stande wären. Man hat daher sowohl in Frankreich, als an andern Orten, durch Ausziehung der besten Theile aus dem Waid eine Farbe zu verfertigen gesucht, von welcher

cher man glaubte, daß sie an statt des Indigs in der Färbekunst angewendet werden könnte; allein, man hat den vermutheten Endzweck noch nicht erreicht, ja, ich glaube, daß, bey Verfertigung einer solchen Farbe, vermöge des angegebenen Verhältnisses zwischen der Kraft des Indigs und des Waids, mehr eingebüßet, als erworben werden möchte, indem man aus einem ganzen Centner Waid nicht mehr, als einige Pfunde der vorzüglichsten färbenden Theile bekommen würde, und die erhaltene Farbe würde, nach Beschaffenheit des Waids, doch die Stelle eines Indigs nicht vertreten können. Die Beschaffenheit der so genannten Waidblumen, welche von den Färbern aus dem Schaume ihrer Waidküpe gesammelt worden, und die in den vorzüglichsten färbenden Theilen dieses Krautes bestehen, dienen zu einem Beweise, wie wenig Hoffnung man sich zu machen habe, aus dem Waid auf diese Weise eine dem Indig gleich kommende Farbe zu verfertigen. Denn ungeachtet dieselben eine viel schönere blaue Farbe enthalten, als der Waid, so erhält man doch aus einer beträchtlichen Menge des Waids nur etwas weniges von diesen vorzüglichsten färbenden Theilen; und die Erfahrung hat bestätigt, daß dieselben in keinem Falle, wo man sich dieses Indigs zu bedienen genöthigt ist, für sich allein anzuwenden seyn. Andere haben geglaubt, aus dem Waid eine Farbe zuwege zu bringen, welche in der Färberey eben das ausrichten würde, was der Indig bewerkstelliget, wenn man nämlich mit dem Waidkraute eben so, wie mit dem Anil, bey Verfertigung des Indigs, verführe. Astrüc hat schon vor 40 Jahren in der Naturgeschichte von Languedoc, diesen Vorschlag gethan; und ich zweifle nicht, daß man denselben in Frankreich auszuführen gesucht habe; allein, es ist gar wohl bekannt, daß man in Frankreich, noch bis diese Stun-

de,

de, den Indig aus den Colonien in Amerika kommen läßt.

Endlich hat der Indig auch diese besondere Eigenschaft, daß man ihn so wohl auf leinenen und wollenen, als auch auf seidenen Zeug setzen kann, welches sich mit dem Waid nicht thun läßt, indem derselbe nur zu den wollenen Zeugen gebraucht werden kann; und dieses ist ein hinlänglicher Beweis, daß die aus dem Waid gezogene, oder auf eine andere Art verfertigte, blaue Farbe, wie ich bereits gesagt habe, gleichfalls diese Eigenschaft behalten, und sich daher von einem wahren Indig gar merklich unterscheiden werde.

Daß, wie ich oben erwähnt habe, der Indig sich in sehr vielen Stücken von allen übrigen bekannten blauen Farben unterscheide, beweisen diejenigen Versuche, welche man in der Färbekunst mit denselben anstellt. Sowohl die Beschaffenheit des bey den Färbern hiezu gebräuchlichen Gefäßes, welches sie die Küpe nennen, auch die Art und Weise in demselben vermittelst des Indigs, des Waids, und anderer hiezu nöthigen Stücke, die gewöhnliche blaue Farbe im Grossen anzusetzen, ist im V. Th. a. ang. O. beschrieben worden. Folgender Versuch, welcher alles dasjenige im Kleinen enthält, was man bey dem Färben in der Küpe zu beobachten hat, wird hinlänglich seyn, die Eigenschaften eines guten und wahren Indigs anzuzeigen, und denselben von allen übrigen Farben zu unterscheiden. Man verfährt hiebey folgendermaßen. Erstlich gießt man ungefähr 10 bis 12 Quart Wasser in einen Topf, welcher eine gute Hand breit mit Asche umschüttet werden muß, und läßt das Wasser bey gelindem Feuer heiß werden. Hierauf wirft man 2½ Loth Färberröthe, eine Hand voll Weizenkleyen, und 6 Loth calcinirte Pottasche in das Wasser, rührt alles wohl unter einander, und läßt es eine Viertelstunde kochen, worauf man das Feuer wegnimmt, und etwas kaltes

Was-

Wasser zu der in dem Topfe befindlichen Lauge gießt, damit der Sud sich ablösche, und die in dem Wasser vorhandene Färberröthe und Kleye zu Boden setzt. Wenn dieses erfolgt ist, und die Lauge ungefähr ½ Stunde gestanden hat, thut man 2 Loth fein geriebenen Indig hinein. Will man zugleich mit Waid, wie die Färber bey dem Ansetzen ihrer Küpe gewohnt sind, färben, so muß man noch über dieß 6 oder 8 Loth Waid zusetzen, Hierauf läßt man diese zusammen gesetzte Farbe, wenn man sie vorher recht unter einander gemischet hat, ungefähr 1 Stunde lang ruhig stehen. Befindet man nach dem Verlaufe dieser Zeit, daß sich oben auf derselben ein blauer Schaum zeigt, welches die Färber bey ihrer Küpe ankommen nennen, so setzt man, wenn man sich nebst dem Indig zugleich des Waids bedient, etwas gelöschten Kalk hinzu; ist aber die Farbe noch nicht angekommen, so rührt man dieselbe wohl unter einander, und läßt sie abermal eine Stunde stehen. Zeigt sich der gemeldete blaue Schaum, so setzt man den Kalk zu; ist sie aber noch nicht angekommen, so macht man den Sud wieder warm, da sie dann gemeiniglich gleich ankömmt, worauf man den Kalk zusetzt. Alles dieses hat man ebenfalls zu beobachten, wenn man den Versuch nur mit Indig anstellt, nur daß man in diesem Falle keinen Kalk zusetzen darf. Wenn besagtermaßen, die Farbe angekommen ist, läßt man sie noch eine Zeitlang stehen, und legt alsdann den seidenen und wollenen Zeug, den man färben will, hinein, läßt es eine Viertelstunde darin liegen, und wäscht es endlich wohl aus.

Wenn dieser Versuch, welcher eigentlich zeigt, wie der Indig sich in der Küpe verhält, zu beschwerlich scheint, der kann die Güte desselben auf folgende Weise ausfindig machen. Man nimmt 1 Loth Indig 6 Loth Vitriolöhl und 1 Loth wohl geriebenen guten Kobalt. Dieses alles läßt man in einem geräumigen

Glas-

Glaskolben 16 Stunden lang stehen. Hierauf läßt man 6 Quart Wasser in einem Topfe warm werden, schüttet die in dem Kolben befindlichen Species zu denselben, und rührt alles wohl unter einander. Wenn sich alles vermischt hat, und die gehörige blaue Farbe zum Vorschein kömmt, legt man den seidenen und wollenen Zeug, den man zur Probe färben will, hinein, läßt ihn ungefähr ¼ Stunde darin liegen, und wäscht ihn hernach in lauem Wasser wohl aus. Uebrigens hat man bey dem ersten sowohl, als auch bey diesem letzten Versuche zu beobachten, daß man den Zeug, welchen man färben will, vorher mit lauem Wasser auswasche, und hernach wohl ausringe, ehe man ihn in den Topf legt, damit derselbe eine gleiche Farbe annehme.

Wenn man nun von der Güte des zu diesen Versuchen angewendeten Indigs ein Urtheil fällen will, so beruhen die Kennzeichen desselben nicht nur auf der Schönheit der erlangten Farbe, sondern man muß auch zugleich beobachten, ob der seidene Zeug eben die schöne und hohe Farbe angenommen habe, die man bey dem wollenen beobachtet; ingleichem, ob die Farbe sich in beyden Proben rein ausfarben läßt; dergestalt, daß nichts als das hiezu genommene Wasser übrig bleibt. Diese drey Stücke geben nicht nur die Eigenschaften eines guten und geringen Indigs zu erkennen, sondern sie unterscheiden auch den wahren Indig von allen übrigen zur Zeit bekannten blauen Farben.

Sollte man daher eine blaue Farbe ausfündig machen, welche in diesen angeführten Versuchen die Stelle des Indigs verträte, so kann man versichert seyn, daß dieselbe gleichfalls so wohl in der Küpe, als auch bey andern Arten mit Indig zu färben, an statt des Indigs gebrauchet werden könne, dessen Möglichkeit aber in Zweifel zu ziehen ist. Indessen will ich nicht in Abrede seyn, daß man nicht eine blaue Farbe, wel-

che vielleicht in der Färbekunst dem bekannten Waid noch vorzuziehen, und in einigen Stücken mit dem Indig zu vergleichen wäre, ausfündig machen könnte; zumahl wenn man, zu dieser Absicht, verschiedene Vegetabilien erwählte, und mit denselben eben so, wie bey der Zubereitung des Indigs, oder des Waids, verführe. Wenigstens hat man sich auf diesem Wege, da man sein Unternehmen auf bereits bekannte ähnliche Fälle gründet, mehrere Vortheile zu versprechen, als wenn man sich bemühen wollte, aus verschiedenen Mineralien dergleichen Farbe zuwege zu bringen, da überdieß bekannt ist, daß solche Farben zwar wohl bey der Arbeit der Maler, die wenigsten derselben aber in der Färbekunst genutzet werden können, indem sie sich nicht so gut, wie diejenigen, welche aus den Pflanzen zubereitet werden, mit den wollenen, leinenen und seidenen Zeugen, wegen ihrer gröbern Theile, verbinden, und folglich denselben keine reine, schöne und gleiche Farbe mittheilen.

Nach Anzeige des 5 Th. des Nouvelliste oecon. & litter. a. d. J. 1755, S. 101, f. soll ein französischer Wundarzt auf der Insel Martinique, Namens *de Saint-Pée*, daselbst eine ganz neue Pflanze entdeckt haben, woraus er einen eben so schönen Indig, als aus dem bisher gewöhnlichen Anil, zu bereiten erfunden hat. Diese neue Pflanze soll weder von den Raupen, noch von starkem Regen, Schaden nehmen, welche beyde Stücke die Hauptunglücksfälle des bisherigen Anils gewesen sind. Es sollen auch verschiedene andere Colonisten auf gedachter Insel diesen neuen Indig zu bauen, und mit dem glücklichsten Erfolge zu bearbeiten angefangen haben. Vermuthlich ist diese neue Indigpflanze die Sophore, oder von einigen Kaufleuten so genannte Sappore. In Südcarolina hat der Bau dieser Pflanze, seit 1 oder 2 Jahren, solchen Fortgang gewonnen, daß die Stadt Charlestown allein von ihrer

Colo-

Colonie 200000 Pf. Indig von dieser Pflanze nach England geliefert hat. Gleichwie nun auch schon in mehrern andern warmen Ländern und Provinzen eine einträgliche Plantage angeleget worden ist, so wäre zu wünschen, daß ausgemacht würde, ob nicht auch diese Indigpflanze kein gar zu zärtliches und weiches Gewächs sey, und unter einem kältern Klima, nämlich in Europa, und gar in Deutschland, gerathen wolle, oder zum Anbau zu bringen wäre.

Da der Anil bey dem Trocknen eine bläuliche Farbe annimmt, und auch die Blumen des kleinen Hornklees, oder kleinen Schotenkles, Lotus corniculatus, und des Wundkrautes, Anthyllis vulneraria, dergleichen Farbe im trocknen Zustande annehmen, so äussert Hr. v. Linné die Muthmaßung, ob nicht vielleicht auch aus diesen eben dergleichen schöne blaue Farbe zu erlangen seyn dürfte.

Hr. Graf v. Bielke meldet, in den Abhandl. der kön. schwed. Acad. d. Wiss. daß die Erbsen aus den Schoten eines sibirischen oder tatarischen Staudengewächses, der sibirische Erbsenbaum, Aspalates oder Caragana genannt, (s. Th. I, S. 195, fgg.) bey Verfertigung des Indigs sehr wohl zu gebrauchen wären. Sollte sich dieses also verhalten, so wäre es eine herrliche Erfindung, indem diese Pflanze sich in Deutschland aus Samen, Wurzeln und Zweigen stark vermehrt, sehr ansehnliche Stauden macht, die Strenge der Witterung aushält, und keine besondere Cultur erfordert.

In den nördlichen Gegenden von Sina wird die Persicaria folüs ovatis glabris, welche Steph. Krascheninnikow im 1 Th. der Nov. Comment. Acad. Sc. Imp. Petrop. 1750, 4. S. 375, fgg. beschrieben hat, bey Verfertigung des Indigs gebraucht.

Wie aus den schwarzen Beeren des Hartriegels, Ligustrum vulgare *L.* eine Farbe, welche mit dem

Indig eine sehr starke Aehnlichkeit hat, zu bereiten sey, wird im Art. Reinweide vorkommen.

Der nachgekünstelte Indig von gestoßenen Myrrhenäpfeln, oder von der Scherwolle von blauem Tuche, mit Kalk und Urin, ist wohl der schlechteste.

Außer dem Färben, gebraucht man den Indig auch zur Malerey, und zwar nimmt man dazu den dunkelblauen am liebsten. Die Farbe, welche der Indig bey der Mahlerey giebt, wenn man ihn unvermischt und allein gebraucht, ist, natürlicher Weise, ganz schwarz, weil sein Blau sehr dunkel und saturirt ist. Daher pflegen die Maler denselben mit weißer Farbe abzureiben, um ein schönes Blau dadurch zu erhalten. Will man eine grüne Farbe haben, so reibt man ihn mit Operment ab. Bey Wasserfarben braucht man ihn zum Blaßgrauen und zu Landschaften. Er muß lange mit Branntwein gerieben, und mit Gummiwasser angemacht werden. Einige rathen, man soll ihn mit Urin abreiben. Vor Erfindung des berliner Blau bediente man sich des Indigs auch in der Oehlmalerey, und lasierte ihn mit Ultramarin; jetzt aber muß er dem berliner Blau weichen, weil er, wenn er trocken wird, seine beste Kraft verliert, und verschießt.

Wie aus Indig eine schöne gelbe Tinte zu verfertigen sey, werde ich im Art. Tinte beschreiben.

Auch in Ansehung des medicinischen Gebrauches, ist der Anil bey den Indianern und Portugiesen in sehr hohem Werthe; denn er dient zu den Wunden, er reinigt und trocknet die alten Schäden, wenn er gepülvert eingestreuet wird; man bindet ihn auch wider das Kopfweh auf die Stirn. Die abgekochte Wurzel soll in der Kolik, welche von dem Nierensteine entsteht, nützlich seyn, und ein Breyumschlag aus den Blättern verfertigt, und auf den Unterleib gelegt, den verhinderten Abgang des Urins wieder herstellen. Einige wol-

len

len] auch den Indig als ein anhaltendes Mittel gegen Bauchflüsse und den allzu starken Abgang der Kindbetterinnenreinigung, ingleichem in der Gelbsucht heilsam, befunden haben.

Im 1 Th. des 50 B. der Philos. Transact. a. d. J. 1757, Art. 36, S. 296, erzählt Heinr. Baker einige zu Charlestown in Südcarolina beobachtete Wirkungen der Opuntiafrucht und der Indigpflanze, wodurch der Urin und die Milch bey Menschen, und von letzterer bey Kühen, sind gefärbt worden. Kühe nämlich, die auf einem Indigfelde gehütet waren, gaben Milch, deren Rahm oder obere Haut ein schönes Blau hatte, und gleichsam aus einem Mittelpunete farbige Strahlen schoß, woraus Baker schließt, daß der öhlige Theil der Pflanze vielleicht diese hervor bringen möge. Unterwärts war die Milch klar und weiß, wie gewöhnlich.

Indigblau, s. oben, S. 547.

Indig-Küpe, s. oben, S. 666.

Indig-Pflanze, s. oben, S. 549.

Indig-Raupe, s. oben, S. 590, fgg.

Indig-Wanze, s. oben, S. 592, f.

Indigenat, aus dem Lat. Indigenatus, die Eigenschaft, da jemand in einem Lande geboren, in demselben einheimisch ist, und das Recht, welches ihm aus dieser Eigenschaft zufließt.

Von Ertheilung des Indigenates, oder von der Naturalisirung, wenn ein Ausländer das Recht eines Eingebornen bekommt, und dadurch aller Freyheiten eines im Lande gebornen Bürgers, oder Edelmannes, fähig gemacht wird, welches in andern Ländern das Indolat, oder Incolatrecht, heißt, s. oben, S. 499, fgg.

Indigoterie, s. oben, S. 573.

Indossament, Indossant, Indossat, Indossirung, s. das Folgende.

Indossiren, oder Endossiren, L. indossare, Fr. endosser, deutsch übertragen, oder überweisen, heißt, in Handlungs- und Wechselsachen, einen Wechsel transportiren, d. h. wenn der Inhaber eines Wechsels demselben eine kurze Schrift hinzu füget, wodurch die Macht und Gewalt, denselben beyzutreiben, auf jemand anders gebracht wird. Insgemein aber wird es in Wechselsachen auf den Fall gesagt, wenn derjenige, dem ein Wechsel zu gute gestellet ist, solchen an einen andern überträgt und bezahlen lässet, und in dieser Absicht die Ueberweisung auf den Rücken oder die linke Seite des Wechsels, ungefähr mit solchen Formalien: Inhalt dieses zahle der Herr für mich, an N. N. es soll mir valediren (validiren, valutiren,) oder: es soll mir gute Zahlung seyn, setzt. Diese kurze Schrift, wodurch die Macht und Gewalt, den Wechsel beyzutreiben, auf einen Andern gebracht wird, oder wodurch die Macht und Gewalt eines Wechsels, den ich in Händen habe, von mir einem Andern, um denselben beyzutreiben, völlig übergeben wird, wird die Indossirung, oder das Indossament, L. Indossamentum, oder Inductio, Fr. Endossement, genannt; gleichwie derjenige, welcher seinen in Händen habenden Wechsel einem Andern indossiret, oder ihn beyzutreiben überträgt, der Indossant, L. Indossans litterarum cambialium, Fr. Donneur d'ordre, oder Endosseur; und derjenige, an den ein Wechselbrief indossiret worden, oder der einen Wechselbrief von einem Andern übernimmt, um solchen beyzutreiben, der Indossat, L. Indossatus litterarum cambialium, oder Indossatarius, heißt. Endlich der Wechselbrief selbst, welcher indossiret worden, oder von einem auf den andern übertragen ist, wird ein indossirter Wechselbrief genennet. Alle diese Wörter: Indossiren, Indossament ꝛc. haben ihren Ursprung von dem italiänischen Worte Indosso, welches so viel als auf dem Rücken

(in

(in dorso) bedeutet, weil nämlich ein Indossament auf den Rücken, oder auf die linke Seite des Wechsels geschrieben wird. Ein Mehreres von dieser Materie wird im Art. Wechselbrief vorkommen.

Indostan, Hindostan, und, wie es in Ansehung seines Beherrschers sonst auch genannt wird, das Reich des großen Mogols oder Moguls, das mogolische oder moguliſche Reich, und Mogolistan, L. Imperium magni Mogolis, Fr. l'Indostan oder l'Indoustan, l'Empire du Mogol, oder schlechtweg le Mogol, ist ein großes Land in Asien, und ein Theil von Indien, dem es eigentlich den Namen giebt. Gegen Norden wird es durch das Gebirge Imaus von der großen Tatarey geschieden; gegen Morgen gränzt es an das Königreich Arracan; gegen Mittag an den Golfo des Ganges, und an die Halbinsel Malabar und Coromandel; gegen Abend an Persien, und zwar an die Provinz Candahar. Die Größe beträgt von Süden gegen Norden 240, und von Osten gegen Westen auf 300 deutsche Meilen. Dieses weitläuftige Reich, welches den grossen Mogol zum Beherrscher hat, wird in verschiedene Provinzen, deren über 40 sind, und davon verschiedene den Titel eines Königreiches führen, eingetheilet. Die vornehmsten sind Agra, Dehly, Pengab oder Lahor, Guzarate mit der Halbinsel Cambaya, und Bengala. Unter den vielen Städten, welche sich in diesem Reiche befinden, verdienen hauptsächlich Agra, Surate, Amadabat, Bengala, Daman, Bacaim, Diu, Baroche, Boritschia, Bisantagar, Pettan, Kasembazar, Ongly und Satagan, angemerkt zu werden. Von diesen Reichen haben: 1. Der persische Schach, seit 1739: Cabul, Multan, und ein Stück vom Königreiche Tata-sind. 2. Die Portugiesen, die Stadt Diu in Guzarate; 3. die Engländer, einige Factoreyen; als: zu Amadabat und Surate in Guzarate; zu Calecutta, Kasembazar, Charnagur und Maldo in Ben-

gal; im erstern Orte haben sie das Fort William und den einträglichen Zoll. 4. Ueberhaupt hat die englische ostindische Compagnie durch den Lord Clive seit einigen Jahren so viel Land gewonnen, daß sie jährlich über 7 Millionen Thaler Einkünfte steht. 5. Die Holländer haben Factoreyen zu Agra, Surate, Chinchura nahe bey Dugli, wie auch zu Kasembazar und Maldo.

Von den Gewässern sind vor andern zu merken; 1. Drey Meerbusen, als: a. der guzaratische oder indische; b. der cambayische, und c. der bengalische. 2. Drey Flüsse, als: a. der Indus oder Send, welcher sich durch verschiedene Mündungen in den guzaratischen Meerbusen ergießt; b. der Ganges, welcher sich mit zwey Armen bey Chatigan und Chandernagor in den bengalischen Meerbusen stürzt; und c. der Gemini, oder Jemna, welcher durch Dehly und Agra fließt, und in den Ganges fällt.

Der Boden ist gegen Norden gebirgig und sandig, und also nicht so fruchtbar, als gegen Süden, wo derselbe mehrentheils eben und mit schönen Flüssen durchwässert ist. Gegen Westen, Norden und Osten ist das Land von langen Reihen Gebirge von erstaunender Höhe, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, umgeben, welche von wilden und verwegenen Nationen, als: den Awganen, Padtanen und Balluchiern, bewohnet werden. Der nördliche Theil wird Kantel oder Imag, sonst Imaus, genannt. Die Halbinsel Cambaya hat das Vorgebirge Jaquette.

Die Witterung und Luft ist gegen Norden etwas kalt, gegen Süden heiß und ein fast beständiger Sommer. Die Winde gehen meistentheils sehr ordentlich; 6 Monathe wehen sie von Süden, und 6 von Norden. Von der Mitte des Jun. bis zur Mitte des Sept. fällt von Surate bis Agra ein fast beständiger Regen,

in

in den übrigen 9 Monathen aber wird die Luft durch einen erquickenden Thau abgekühlet.

Einige Länder sind unfruchtbar, andere hingegen fruchtbar; ja einige sind es dermaßen, daß sie an Fruchtbarkeit Aegypten übertreffen, und zwar nicht allein in Ansehung der zum Leben nothwendigen Dinge, sondern auch in Ansehung einer großen Menge Waaren, wovon man in Aegypten gar nichts weiß. Die Naturproducte, welche Indostan hervor bringt, sind 1. aus dem Gewächsreiche, nicht allein Korn, Waitzen, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen, Bohnen, Hirse, und Zuckerrohr in großer Menge, sondern auch viel Cocosnüsse, Feigen von verschiedener Art, Senf, Hanf, Anieß, Baumwolle, Narden, Anil, Opium, Ingber, Zimmetrinde, Pfeffer, indianisches Rohr, allerley Bau-Zimmer Färbe-Arzeney- und wohlriechendes Holz, insonderheit Adler-Sapan-Sandel-Alve Rosen-Calamba- und Calicutholz, Lack, Harz, und andere Spezereydroguerey- und Arzeneywaaren. 2. Die zahmen und wilden Thiere, welche Indostan hat, sind: Ochsen, Schweine, Schafe, Ziegen, Rhinoceros, Tieger, Affen, Meerkatzen, Zibethkatzen, Bisamthiere und Schildkröten, (welche letztere in diesem Lande oft so groß sind, daß ein Mann eine allein nicht tragen kann,) indianische Hühner, Papageyen, Pfauen, Fledermäuse, (welche letztere so groß sind als ein Huhn, und von den Einwohnern gegessen werden,) Krokodille, Schlangen, Scorpionen, sehr große Ameisen, und Seidenwürmer, welche die köstlichste Seide in überaus grosser Menge geben. 3. Von Mineralien findet man daselbst Gold, Silber, Eisen, Stahl, die köstlichsten Diamanten, Rubinen, Schmaragde, Sapphire, Hyacinthe, Chrysolithen, Amethysten, Carneole, Topase, Granaten, Onyxe, Jaspisse, Achate, Marmor, Blutstein, Ambra, Salpeter ꝛc.

Die Einwohner sind von Olivenfarbe, und haben schwarze glatte Haare. Zum Reiten und Fahren bedienen sie sich mehrentheils der Ochsen, welche eben so schnell laufen, als unsere Pferde. Die Hinduer, als die alten Einwohner, sind am zahlreichsten. Deren 4 Stämme sind: 1. Brahmanen, d. i. Gesetzgeber oder Priester. 2. Die Rajahen, d. i. Kriegsleute oder Adeliche. 3. Banyanen oder Schutteris, d. i. Kauf- und Handelsleute, und 4. die Wisen, d. i. das gemeine Volk. Die Brahmanen oder Braminen und Schutteris glauben die Seelenwanderung, und essen daher kein Fleisch, sondern Gewächse, Milchspeise, Früchte und süße Speisen. Sie können nicht leiden, daß einem Thiere oder Wurme etwas zu Leide geschieht, daher sie zu Amadabat ein großes Hospital für Kühe, Pferde, Ziegen, Hunde, und andere kranke Creaturen, haben. Insgemein verbrennen die Hinduer ihre Todten, und die hinterlassenen Weiber lassen sich zugleich mit den verstorbenen Männern lebendig verbrennen. Von den Heurath- und Hochzeitgebräuchen in Indostan, s. Th. XXIII. S. 368.

Die Sprache ist mit der persischen und arabischen verwandt. Indessen wird die persische bey Hofe, und die arabische unter den Gelehrten gesprochen.

Die Religion der Moguln, Awganen und Pabtanen, ist die muhamedanische, von der Secte Sonni, welcher die Türken zugethan sind. Die Hinduer oder Indianer und Parsi, sind Heiden. Ihr Gesetzbuch oder göttliche Offenbarung heißt Vedam, von 4 Büchern, welche mit den 5 Büchern Mosis eine fast ähnliche Einrichtung haben. Sie halten den Fluß Ganges heilig; daher sie die vornehmsten Tempel (Pagoden) an denselben gebauet haben, und im Flusse sich öfters reinigen. Christen sind hin und wieder. Die Mönche der mongolischen Muhamedaner sind entweder Dervische oder Fakiren. Letztere sind Bettelmön-

che, welche nichts anhaben als nur ihre Blöße zu bedecken. In Bengalen werden allein 20000 gezählt.

Was die Gelehrsamkeit betrifft, so ist die Astrologie der Indianer vornehmstes Geschäft. In der Stadt Bennares in Bengalen, am Flusse Ganges, und zu Tata sind hohe Schulen, wo die Jugend insonderheit in der Theologie, Philosophie und Politik unterrichtet wird.

Da dieses Land, und die meisten Königreiche, aus denen es besteht, stark bevölkert ist, so giebt es daselbst verschiedene Provinzen und Städte, deren Einwohner, ungeachtet sie ihrer Gemüthsbeschaffenheit nach faul sind, sich theils aus Noth, theils aus andern Ursachen, auf Künste und Manufacturen legen. Insonderheit werden daselbst schöne Tapezereyen, Brocate, gestickte Sachen von Gold und Silber, allerley andere seidene und baumwollene, theils weiße, theils gefärbte Gewebe von verschiedener Feine, vom Segeltuch an bis auf die feinsten Mousseline, ingleichem Bassetas, Zitze ꝛc. ferner sehr feines, und insonderheit das allerfeinste gesponnene baumwollene Garn, verfertiget. Ueber dieß machen auch die Künstler in Indostan verschiedene saubere Goldschmid-Juwelier- wie auch schöne Lackier- und ausgelegte Arbeit von Perlmutter und Schildkröten, und verstehen das Krystall- und Edelsteinschneiden, so gut als die Europäer, wie es denn ihnen auch an Malern und Drechslern nicht fehlt. Das Lederbereiten verstehen sie ungemein gut, und ihre Weiber haben im Nähen und Sticken vor vielen andern Nationen vieles voraus. In verschiedenen Königreichen, vornehmlich in Agra, Golconda, Bengala und Brampour, wird auch viel Indig bereitet; anderer weniger erheblicher Manufacturen nicht zu gedenken.

Was die Handlung nach Indostan betrifft, so könnte dieses weitläuftige Reich, da es an allem dem-

, jenigen, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, so fruchtbar ist, die Handlung mit auswärtigen Nationen gar wohl entbehren; allein, da die meisten Einwohner dieses Landes, und vornämlich diejenigen in Bengalen ꝛc. welche man Banjanen nennet, zur Handlung sehr geneigt sind und sich ungemein gut darauf verstehen, wie sie denn auch die Mittelspersonen und Agenten im Handel sind, und sich als Dolmetscher, Buchhalter, Mäkler, Commissionäre ꝛc. gebrauchen lassen, so wird in diesem Königreiche, sonderlich auf den Küsten desselben, ein sehr starker Handel von den Ausländern, insonderheit von den Holländern, Engländern, Portugiesen, Sinesern, Persern und usbeckischen Tatarn getrieben, welche dasjenige dahin bringen, was den Indostanern in ihrem Lande noch fehlt. Dieses sind nun: 1, verschiedene Spezereyen, Leder, Elephanten und einige andere Waaren, welche die Holländer aus Japan, Sina und den moluckischen Inseln hohlen, oder mit den Schiffen, die aus Europa nach Batavia gehen, bekommen, und nach Indostan überbringen. 2. Zinn und allerley Tücher, welche ihnen von den Engländern gebracht werden. 3. Scharlach aus der Gobelinsfärberey zu Paris, welches einen Theil der Ladung der Franzosen ausmacht. 4. Verschiedene sinesische Waaren, welche die Sineser dahin bringen. 5. Pferde, welche die Perser und die usbeckischen Tatarn ihnen zuführen. Hauptsächlich aber wird von allen diesen Nationen, 6. sowohl gemünztes als auch ungemünztes Gold und Silber dahin gebracht, welches, wenn es einmahl dahin gekommen ist, von da, wenigstens unverarbeitet, nicht wieder heraus kömmt; wie denn, wofern man dem berühmten Bernier (*) glauben darf, dieses Reich ein Abgrund fast aller Schäze

(*) Voyages de *François Bernier*, contenant la déscription des Etats du grand Mogol, de l'Hindoustan, du royaume de Kachemire, où il est traité des richesses, des forces, de la justice,

Schätze ist, welche Amerika und der übrige Theil des ganzen bekannten Erdkreises liefert. „ Alles mexikanische Silber," spricht er: und alles Gold von „ Peru, nachdem es eine Zeitlang in Europa und „ Asien circuliert hat, langet endlich in dem Reiche „ des Mogols an, von wannen das wenigste wieder „ heraus kömmt, weil die Ausfuhre des Goldes und „ Silbers, wenn es nicht etwann in Stoffen, Tapeten und Goldschmid- oder Juwelierarbeit, oder sonst „ in den Fabriken und Manufacturen verarbeitet ist, „ scharf verbothen ist. Man weiß, daß ein Theil des „ amerikanischen Goldes und Silbers nach der Türkey „ kommt, um die Kaufmannswaaren, welche man von „ daher erhält, damit zu bezahlen. Aus der Türkey „ kommt es über Smyrna nach Persien, für Seide „ und andere Waaren. Aus Persien geht es über „ Mocha, Babelmandel, Bassora und Benderabassi, „ nach Indostan. Sonst kommt auch viel Gold und „ Silber unmittelbar aus Europa nach Ostindien in „ das mogolische Reich, insonderheit durch die Handlung mit den Holländern, Engländern, Portugiesen und Franzosen, als welche alles Geld, welches „ sie aus Europa bekommen, dahin schaffen. Ueber „ dieß bringen die Holländer fast alles Geld, welches „ sie aus Japan und Sina ziehen, in das Gebieth „ des Mogols. Man findet seine Rechnung dabey, „ das Geld da zu lassen, und Waaren dagegen zu „ nehmen. Das mogolische Reich, wie herrlich und „ frucht-

justice, & des causes principales de la decadence des Etats de l'Asie, & de plusieurs evénemens considerables; & ou l'on voit, comment l'or et l'argent, apres avoir circulé dans le monde, passent dans l'Hindoustan, d'où ils ne reviennent plus. Le tout enrichi de cartes & de figg. en 2 Tomes. à Paris, 1670. 1671. à Amst. 1699, 12. 1710, 8. 1724.

Engl. übers. u. d. T. Memoirs of Mr. Bernier, concerning the empire of the G. Mogol; englisch d'oue of french. Lond. 1671, 8.

„ fruchtbar es auch seyn mag, erhält zwar, bereits
„ erwähnter Massen, von einigen andern europäischen
„ Nationen allerley Sachen und Bedürfnisse, gemei-
„ niglich aber nehmen die Handwerksleute gegen alle
„ diese Sachen andere Waaren, womit sie ihre aus-
„ geleerte Schiffe wieder beladen. Also findet der
„ größte Theil des Goldes und Silbers in der Welt
„ tausend Wege und Canäle, wodurch es in das Reich
„ des großen Mogols fließen kann, hat aber wenig
„ Wege, wieder aus demselben zu kommen.“ Da Bernier das Laster so vieler Reisebeschreiber nicht an sich hat, und die Vortheile des mogolischen Reiches, wo er sich ziemlich lange aufgehalten hat, nicht vergrößert, so darf man eben nicht glauben, daß er hierunter zu viel gesagt habe. Wenigstens ist dieses gewiß, daß die Menge gemünzten und ungemünzten Goldes und Silbers, welche jährlich aus fremden Ländern nach Indostan geht, erstaunlich groß ist, und daß sehr wenig wieder heraus kömmt. Um sich von der Handlung nach Indostan einen vollständigern Begriff machen zu können, werde ich einige die Handlung von Guzarate, Cambaya, Surate, Daman und Diu, betreffende Nachrichten hier anführen.

Guzurate, (Guzerat, Gutscherat, Guserata, Gusurate,) die Halbinsel zwischen Malabar und dem Flusse Indus, ist seit 1565 eine Provinz des mogolischen Reiches, und das angenehmste Königreich in Indostan. Ihre Einwohner werden für die geschicktesten Kaufleute, von Indien gehalten. Dieses Land ist durch die Handlung dermaßen in Aufnehmen gekommen, daß es über 30 herrliche Handelsstädte hat. Es ist auch, unter allen Königreichen in Indostan, keines, welches ansehnlichere Seehäfen hätte, und wo größere Handlung getrieben würde, als in Guzurate. Es ist fast ganz mit der See umgeben, indem es eine Halbinsel

aus-

ausmacht, welche zwischen dem Meerbusen des Indus und von Cambaya hervor geht, und über 120 Meilen an den Küsten enthält. In diesem Raume liegen die zwo Städte, Cambaya und Surate, von welchen ich hernach sprechen werde. Die Portugiesen haben lange Zeit allein die ganze Handlung in diesem Königreiche getrieben, von welcher sie sich durch die Festungen, die sie zu Daman, Diu und Goa angeleget haben, und die sie auch noch wirklich besitzen, zum Meister gemacht hatten; weil aber ihre Macht daselbst nicht mehr so fürchterlich ist, so kann sie nicht verhindern, daß jezt diese Handlung nicht allen europäischen und orientalischen Nationen offen seyn sollte, welche alle Jahre ihre Schiffe nach Surate schicken, wo seit länger, als 50 Jahren, die ganze Handlung von Guzurate gleichsam vereinigt ist, obgleich auch beständig zu Cambaya, Brochia, Brodera und Serquisse (Sirches, wo die Engländer und Holländer Comtoirs haben, eine sehr ansehnliche Handlung getrieben wird. Als die Portugiesen Meister von der Handlung in Guzurate waren, brachten sie ganz allein Zinn, Zinnober, allerley Sorten von Tüchern, Elfenbein, Sandelholz, Pfeffer, Cardamomen, Nelken, Porzellan, chinesische Zeuge, und goldene und silberne Gefäße dahin. Seit ihrem Verfall aber liefern verschiedene Nationen den mogolischen Landen diese und viele andere Waaren; man sieht in ihren Häfen und in ihren vornehmsten Städten nicht allein Franzosen, Engländer, Holländer und Portugiesen, sondern auch Juden, Türken, Perser, Araber, und Kaufleute aus allen indianischen Städten, ausser nur keine Chineser und Japaner.

Die Stadt Cambaya, (Cambaja, Cambaye, oder Cambadia) in dem Königreiche Guzurate, ist ihres Hafens und guten Handels wegen so berühmt, daß man sie das indianische Cairo nennt; es wird nach ihr auch das Königreich Guzurate, Cambaya genannt.

Sie steht am Grunde eines Meerbusens, (welcher von ihr den Namen führt, und ihr gegen Mitag liegt,) wo der Fluß Carari darein kommt, 16 Meilen von Brochia oder Boritschia, und 30 von Surate. Der Hafen hat seines gleichen im ganzen Orient nicht; doch ist die Ebbe zu gewissen Jahrszeiten allzu stark, daß die Schiffe zuweilen sitzen bleiben. Die Handlung dieser Stadt ist sehr beträchtlich, und giebt selbige darin leicht keiner andern etwas nach, ausser nur Surate, der sie es so gar selbst noch zuvor that, ehe letztere sich den Verfall von Goa und den Rum der Portuziesen zu Nutze machte. Die Engländer und Holländer haben hier Logen, wegen der Nähe von Surate, wo sie ihr vornehmstes Gewerbe in den Staaten des großen Mogols treiben, und wo sie ein Comtoir haben, welches man als das zweyte von ihren Comtoirs in Indien ansehen kann. Die natürlichen Einwohner des Landes, insonderheit die Banjanen (Banyanen, oder Benjanen,) welche sich fast insgesammt der Handlung ergeben, sind daselbst feiner und geschickter, als irgend an einem andern Orte im Orient, aber auch verschlagener und betrieglicher; insonderheit haben sie eine vorzügliche Kenntniß von den Edelsteinen. Die Handlung der Banjanen zu Cambaya ist gemeiniglich auf Diu, Goa, Cochin, Achem, Baravia, Bantam, die Küste von Coromandel, die von Bengala, Persien, und das rothe Meer, gerichtet, wohin sie Schiffe abschicken, meistentheils aber mit holländischen Bothsleuten, welche sie der Compagnie theuer genug abmiethen müssen, indem die aus dem Lande im Seewesen wenig erfahren sind. Ob nun wohl die Versendung ihrer Waaren an alle diese Oerter ein beträchtlicher Gegenstand ihrer Handlung ist, so ist solches doch, in Vergleichung gegen diejenige, welche sie mit den Fremden treiben, die alle Jahre zu Cambaya anlanden, für nichts zu achten, immaßen so leicht keine Nation in Indien

seyn wird, von welcher man nicht so wohl, als aus Mosambique, Melinde, Arabien, und dem persischen Meerbusen, Kaufleute und Schiffe daselbst sähe. Wie denn auch die Europäer zu jeder Moussonszeit eine Menge Schiffe dahin schicken, die aber gemeiniglich mehr mit Realen, Reichsthalern, Ducaten und Zechinen, als mit Waaren beladen sind, weil Gold und Silber die beste Ladung sind, welche man für diese Küste thun kann; die Specereyen ausgenommen, welche die Einwohner von Cambaya so wenig, als die Guzurater, entbehren können. Die vornehmsten Waaren, welche man von Cambaya bekömmt, sind: sehr feine Kattune, oder baumwollene Tücher von allen Arten, welche vollkommen gut fabricirt sind, und die man nicht geringer, als die von der Küste von Coromandel und von Bengala, schätzt, ob gleich die letztern in Indien und Europa in einem großen Rufe sind; Canevassa, woraus man Segeltücher und Säcke macht; daneben viererley Arten von seidenen Zeugen; Tulbandes oder Turbans, Gurtel, durchsichtige Zeuge oder Binden, womit die Weibspersonen den Kopf und das Gesicht bedecken; Tapeten, Draps d'Or, Bettdecken von Seide und Baumwolle, so wohl gesteppte, als gestickte; Zelte, Matratzen, Bettvorhänge, Cadels oder indianische Bettgestelle, Lehnstühle, Bretspiele, und sonst allerley Hausgeräth, wie man es in diesen Ländern braucht; Indig, Salpeter, Borax, Kümmel, Ingber, Rhabarber, Mirabolanen, nebst verschiedenen andern Droguistereyen, Zucker, Oehl und Butter ohne die mancherley Arten von Edelsteinen zu rechnen, welche entweder in Guzurate selbst gefunden, oder von anderwärts dahin gebracht werden, womit den Banjanen, welche in einem von den drey großen Bazars (*)

(*) Bazar, Bazari, Bazaard oder Basar, ist ein arabisches Wort, und heißt so viel, als Kauf oder Tausch der Waaren; in

zu Cambaya ihre Läden haben, ein sehr einträgliches Gewerbe treiben, und bey welchen sich die Europäer einen guten Profit machen können, wenn sie gute Kenner davon, und gegen die List und Kunstgriffe der banjanischen Juwelier, wodurch sie sonst gar leicht hintergangen werden können, wohl auf ihrer Hut sind. Sie sind in diesem Stücke nicht weniger geschickt, als in der Verfertigung ihrer Arbeit, besonders von Achat, welche derjenigen, die in Europa gemacht wird, so wohl an Schönheit der Steine, als auch an Vollkommen-

in einem weitläuftigen Verstande aber bedeutet es bey den Morgenländern insgemein einen Markt, und insonderheit bey den Persern eine sehr große, breite, lange und aus lauter Kramgewölben und Kaufmannsläden bestehende Straße. Einige sind offene Plätze, wie die Märkte in Europa, und dienen zu gleichem Gebrauche: aber nur die geringsten und wohlfeilsten, und in großen Lasten bestehenden Waaren daselbst zu verkaufen. Die andern aber sind mit sehr hohen und von gewissen Arten von Helmen oder Kuppeln (durch welche das Licht darein fällt, durchbrochenen Gewölben bedeckt. In dieser letztern haben die Kaufleute, welche mit Edelsteinen, reichen Stoffen, Gold- und Silberarbeit, und andern dergleichen Waaren, handeln, ihre Läden. Bisweilen werden wohl gar die Sclaven daselbst verkaufet, wiewohl dieser barbarische Handel auch auf den offenen oder unbedeckten Bazars getrieben wird. Diese Benennung ist auch bey allen ostindischen Nationen so wohl als bey denen in der Levante, gebräuchlich. Es bedeutet durchgänaig in allen diesen Ländern einen allgemeinen Ort, wo der Markt gehalten wird, so wohl die Victualien als auch andere Waaren zu verkaufen. Ein solcher Ort führt diesen Namen es mag nun ein freyer Platz, oder eine etwas breite Straße, und er mag auch bedeckt, oder nicht bedeckt, seyn; denn dieses ist nach den Oertern unterschieden. Malacca war vormals der General-Bazar in der indischen Handlung, nämlich, ehe die Portugiesen ihre Schifffahrt in diese Gegenden unternommen haben. Der Bazar oder Maidan zu Ispahan ist einer der schönsten Plätze von ganz Persien, und übertrift so gar alle die, welche man in Europa sieht; seiner Kostbarkeit ungeachtet aber muß man doch gestehen, daß der Bazar zu Tauris der weitläuftigste Platz ist, welchen man nur kennen mag. Man hat auf demselben öfters 20000 Mann in Schlachtordnung gestellt. Er enthält über 15000 Kramläden. In letzterer Stadt nennt man den Edelstein- und Juwelen-Bazar Ratterre, d. i. den königlichen Marktplatz. Siehe auch die Art. Maidan und Passer.

menheit der Arbeit, nichts nachgiebt, und durch ganz Indien verführet wird. Ueberhaupt sind die meisten derer Waaren, von welchen die Europäer die mehresten einkaufen, gar nicht diejenigen, woraus sie die Ladung ihrer nach Europa zurück gehenden Schiffe zusammen setzen, sondern sie brauchen sie nur, um dieselben nach verschiedenen Oertern in Indien zu bringen, und gegen andere Waaren, welche sich für sie schicken, zu vertauschen. Dieses kann man auch von den Kornhülsen- und andern Früchten, als: Weitzen, Reiß, Erbsen, Bohnen, Kichern, Hirse, Gerste, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Mangostan und Cocosnüssen, sagen, wovon die Holländer unter andern alle Jahre eine ansehnliche Quantität wegnehmen, und wobey sie großen Profit machen, da sie solche an die Oerter, welche Mangel daran haben, führen. Diese Anmerkung kann auch zur Erläuterung über die Handlungsgeschäfte der Holländer und anderer europäischen Nationen in ganz Ostindien dienen. Die Holländer kommen erst zu Ende des Septembers dahin, weil längst der indianischen Küste gegen Arabien zu, und insonderheit in dem Meerbusen von Cambaya, zu Anfange dieses Monates, wegen eines heftigen Westwindes, übel fortzukommen ist, und weil bey demselben sich große Gewölke aufziehen, die man Elephanten nennet, indem sie eine solche Figur vorstellen, da denn der Schiffbruch fast unvermeidlich ist.

Surate, Suratte, oder Surat, ist der vornehmste und berühmteste unter allen Handelsstädten in dem Reiche des großen Mogols, und zwar in dem Königreiche Guzurate, an dem in das persische Meer sich ergießenden Flusse Tapi, oder, wie Andere schreiben, Tapta, 6 Stunden von dem Eintritte dieses Flusses in das Meer, unter dem 100 Grad der Länge, und dem 21 Gr. 40 Min. nördlicher Breite gelegen. Weil jetzt gedachter Fluß Tapta nicht bis an die Stadt für

große Schiffe schiffbar ist, und nur leichte Fahrzeuge auf demselben bis nach Surate kommen können, so werden alle Waaren der nach Surate handelnden Schiffe, entweder zu Suali, an der Mündung dieses Flusses, oder auch an der 1 Stunde oberhalb Suali weiter nordwärts befindlichen Reede, bey den daselbst nahe an dem Meere befindlichen Niederlagen der europäischen Compagnien ausgeladen, und sodann entweder in kleinen Schiffen, oder zu Lande auf Wägen und Karren, welche von Ochsen gezogen werden, nach Surate gebracht. Diejenigen Waaren, welche nicht für Surate, sondern für die andern Comtoire der europäischen Nationen bestimmet sind, werden in den vorhin erwähnten, nur aus Bretern zusammen geschlagenen, Niederlagen der europäischen Compagnien so lange niedergeleget, bis die Zeit kömmt, da sie nach den andern Comtoiren abgeführet werden. Oben genanntes Suali, welches gewissermaßen als der Hafen von Surate betrachtet werden kann, ist eigentlich eine Art von einem Lager, welches auf einer Erdspitze, oder einer Halb-Insel, geschlagen ist, welche das Meer und die Mündung des Flusses Tapte machen, und welche sehr bequem gelegen ist, um daselbst einen Bazar oder Markt zu halten, auf welchem das Schiffsvolk der auf der Reede liegenden Schiffe allerley Erfrischungen findet, und wo sich die an das Land gehenden Matrosen und Schiff-Soldaten ergetzen. Die Portugiesen nahmen diese Stadt im J. 1520 ein, und verwüsteten sie. Da sie aber schon damals wegen ihrer Handlung sehr berühmt war, wurde sie bald wieder aufgebauet, indem alle indianische Nationen, welche dahin zu handeln gewohnt waren, sich gleichsam vereinigten, sie weit schöner, als sie vorhin gewesen war, wieder her zu stellen. Es vergieng aber fast noch ein ganzes Jahrhundert, ehe sie das wurde, was sie jetzt ist, nämlich der General-Stapel aller europäischen und ostindianischen Waaren,

wel

welches derjenige Vortheil war, den sie, gleichsam zu Vergütung des ihr von den Portugiesen zugefügten Uebels, gezogen hat, als die Holländer in den indianischen Meeren erscheinen, den Portugiesen fast alle ihre Plätze wegnahmen, und deren ganze Handlung ruinirten. Seit dieser Zeit sorget auch der Mogol mit einer solchen Wachsamkeit und Eifersucht für die Erhaltung dieses wichtigen Platzes, dessen Zölle ihm viele Millionen einbringen, daß er kein einziges fremdes Schiff auf dem nach dieser Stadt führenden Flusse leidet. Die Engländer haben daselbst schon im J. 1609, die Holländer 1616, und die Franzosen erst nach 1665, wo die französischen Schiffe zum erstenmal nach Surate gekommen sind, ihre Comtoire oder Logen angelegt. Der Franzosen und Engländer ihre sind längst dem Wasser, der Holländer ihres aber ist sehr weit in die Stadt hinein, und von dem Flusse abgelegen. Es nehmen dieselben ganze Straßen und Quartiere der Stadt ein, indem sie aus verschiedenen Wohnungen, Stuben, Kammern, Gallerien, Niederlagen, Sählen und Werkstätten bestehen, in welchen sie sehr viele Handelsbediente, Sensalen oder Mäckler, und Handwerksleute oder Künstler, halten, welche zu der Verfertigung und zum Verkauf ihrer Waaren gebrauchet werden, ausser einigen Soldaten, welche zu ihrer Vertheidigung im Nothfalle gehalten werden. Von andern Gebäuden unterscheiden sie sich durch große Flaggen mit dem Wapen der Fürsten, deren Unterthanen sie sind, und welche oben auf jeder Loge gepflanzet sind. Die ganze Handlung, welche die Europäer zu Surate treiben, geht durch die Hände der Banjaner, welche fast alle sehr reich sind. Die Ursache, warum man sie lieber zu Sensalen oder Mäklern nimmt, als die muhamedanischen Kaufleute, unter welchen es ebenfalls sehr reiche giebt, ist diese, weil alle Künstler und Handwerker, mit welchen sie zu thun haben, Götzendiener sind, und folglich

mit einem Mäkler, welcher nicht von ihrem Glauben ist, entweder gar nicht, oder doch nicht mit gleichem Vertrauen, handeln würden. Die europäischen Compagnien pflegen aber allemal einen Obersensal zu haben, welcher deren verschiedene andere unter sich hat; und dieser entscheidet mit den Vorgesetzten der Comtoire und dem ihnen zugeordneten Rathe alles, was den Ein- und Verkauf der Waaren betrifft. Die Waaren, welche man zu Surate durch Vermittelung dieser Mäkler kauft, sind von verschiedenen Gattungen, und werden auch nach verschiedenen Reichen und Welttheilen verführet und daselbst verkauft. Diejenigen, welche sich insonderheit für Europa schicken, sind: baumwollenes Garn, rohe Baumwolle, glatte, weiße und bunte Kattune, verschiedene Arten seidener Zeuge, so wohl glatte, als auch gestreifte, und mit Gold oder Silber durchwirket, wollene und seidene Teppiche, wie auch seidene mit Gold oder Silber durchwirket, gemalte und gedruckte Zitze, rohe Seide, Indig von dreyerley Gattung, Ingber, Aloe, Sapanholz, Kaffe, Cauris aus den maldivischen Inseln, die zur Handlung mit den Negern auf der Küste von Guinea nöthig sind, Weihrauch, Salpeter, Borax, Gummilack, Siegellack, welches aus dem Gummilack nach vorher ausgezogener Farbe gemacht wird, Mirrhen, Curcuma, rothe Erde oder Bolus, Bisam, Bezoar, und zuweilen grauer Amber, Perlen von dem Cap Comorin oder aus dem persischen Meerbusen, rohe Diamanten aus den Brüchen in Golconda, einige andere weniger kostbare Edelsteine, und endlich viel silberne Rupien, welche zur Handlung nach Bengala unentbehrlich sind, siehe auch Balazées, im III Th. S. 443 Von den Engländern und Holländern werden in Surate in jenem diejenigen Schiffe geladen, welche sie nach Persien, dem rothen Meere, und dem glücklichen Arabien senden, wie denn auch daselbst die persischen

Kauf-

Kaufleute zu Schiffe gehen, die an vorgedachten Orten die Waaren der Privatpersonen bringen, welche sie von andern Kaufleuten als Stückgüter zusammen bringen, und wobey sie viel gewinnen. So gehen auch von Surate jährlich im May oder Jun. einige Schiffe der Engländer nach Quangchen in China ab, welche im März des folgenden Jahres wieder zurück kommen. Ferner gehen von Surate jährlich zwey Schiffe mit mahumedanischen Pilgrimmen nach Mecca ab. Insgemein aber sind sie eben so stark mit Waaren für Rechnung des großen Mogols, als mit Pilgrimmen, beladen, und sie bringen so reiche Retourladungen mit zurück, daß solche nicht einen geringen Theil der Handlung ausmachen, welche zu Surate mit den Europäern in Waaren aus dem glücklichen Arabien getrieben wird. Die Türken von Aden und Mocha senden ebenfalls jährlich ein Schiff nach Surate, welches für Rechnung des türkischen Kaisers geladen ist. Die besten Waaren, welche man nach Surate bringen kann, sind: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Schildkrötenschale, Campher, Zinnober, Benzoe, Alquemy, und Tücher. Die Holländer bringen auch viel Zucker dahin, woran sie unter allen ihren Waaren den meisten Profit machen; wie auch Elfenbein, welches daselbst weit mehr gesucht wird, und stärkern Abgang findet, als sonst in einem Lande in der Welt.

Surate rechnet nach Rupien zu 16 Auas oder Annas, oder zu 32 Pounes. 100000 Rupien heissen ein Lack, und 100 Lack heissen ein Couron. 100 Courons machen ein Padan, und 100 Padans sind ein Nil.

Die wirklich geprägten Münzsorten sind: goldene Rupien von 4 Pagoden, oder 14 Silberrupien, und Pagoden von 3½ Rupien; im Silber aber: ganze, halbe und Viertelrupien, wie auch Mamoudisstücke, wovon 2½ gemeiniglich einer Rupie gleich geachtet wer-

den. Von Kupfer hat man die Pechas oder Pessas, welche so groß sind, als eine Rupie. Ein solcher Pecha gilt 68 Paden, oder bittere Mandeln, welche in Persien auf einer Staude in Felsen wachsen, und hier statt des Geldes gebraucht werden. Die Rupien von Surate sind 10 pro Cent theuerer, als die bengalischen. Von den spanischen Stücken von Achten passiren 100 Stück der mexikanischen für 217 $\frac{1}{4}$, und 100 Stück der peruanischen für 218 Rupien.

Was den Münzfuß in Surate betrifft, so wiegt die Pagode 9 Vales, oder 240 Asse, und hält $8\frac{1}{2}$ Zehntel, oder $20\frac{2}{5}$ Karat fein; die Rupie aber wiegt $30\frac{1}{2}$ Vales, oder 240 Asse, und soll $15\frac{8}{9}$ Loth fein seyn. Die Rupie wird nach vorbeschriebenem Fuße, zu 17.^{3} Asse fein Gold, und zu 238 Asse fein Silber, mithin 1 Aß fein Gold zu 13.^{7} Asse fein Silber gewürdiget. Die Pagode enthält.^{852} Ducaten; die goldene Rupie aber soll 3.^{215} Ducaten Gold enthalten; die Silberrupie hingegen ist 26 Schill. 8 Pf. und die Mamoudi wäre 10 Sch. 8 Pf. hamb. Courantgeld werth.

Gold und Silber, jedes nach seiner Feine, hat einen unveränderlichen und festen Preis. Silber wird allezeit auf Credit von 40 bis 120 Tage verkauft; und wenn der Käufer eher bezahlt, wird ihm für 30 Tage $\frac{3}{4}$ p. C. zu gut gethan. Das Gold- und Silbergewicht heißt Tolas, und wird in 32 Vales à 3 Rutter à 6 Chowls getheilet. Ein vollwichtiges Stück von Achten wiegt 2 Tolas, 9 Vales, oder 78 Vales. 24 Ruppie sicce von Bengala wiegen $734\frac{1}{11}$ Vales. 24 Rupien von Surate wiegen 732 Vales. Die französische Mark Silbergewicht ist 646 Vales, und die englische Ounce Troy $82\frac{1}{2}$ Vales schwer; die cölnische Mark beträgt $19\frac{1}{4}$ Tolas, oder 616 Vales in Surate.

Das

Das Handelsgewicht betreffend, so werden alle Waaren, die von Baumwolle und Seide verfertigt ausgenommen, hier nach dem Gewichte gekauft, welches folgende Eintheilung hat. 1 Kandil hat 20 Mons, 800 Seyras, oder 24000 Paisas, und soll 690 ℔ französ. Poids de marc wiegen. 1 Mon hat 40 Seyras, oder 1200 Paisas, und wiegt 34 ½ ℔ französisch. 1 Seyra hat 30 Paisas, und wiegt 13 ⅘ franz. Onces. Der Mon von Surate rendiret 34 $\frac{11}{12}$ ℔ in Hamburg, oder 55 in Hamburg sind gleich 63 Seyras in Surate.

Das Längen- oder Ellenmaß, wonach seidene und baumwollene Waaren ausgemessen werden, ist von zweyerley Art. Die lange Elle heißt Guesse, wird in 24 Tassen oder Tassots getheilet, und ist 305. * französ. Linien lang. Die kurze Elle heißt Cavado, oder Cobido, und ist 209. 7 ½ franz. Linien lang. 11 Guessen oder lange Ellen sind gleich 16 Covados oder kurze Ellen, und 524 Guessen sind gleich 305 Aunes de France; 613 Guessen sind gleich 610 brabanter Ellen; 5 Guessen sind gleich 6 hamburger Ellen. 19 Cavados sind gleich 13 brab. Ellen; und 23 Cavados, gleich 19 hamb. Ellen. Die Laken, oder wollenen Tücher, welche man aus Europa bringt, werden nach englischen Yards ausgemessen; doch werden für 105 nur 100 Yards bezahlet, und die Franzosen geben 77 Aunes für 100 Yards. Solche Tücher werden nach 20 Tage Lieferung bezahlet; will man aber das Geld contant haben, so wird 12 p. C. zum gewöhnlichen Disconto prätendiret, und so verhältnißmäßig, wenn der Termin länger ist. Käufer und Verkäufer müssen also auf die Bedingungen Acht geben, und dieselben zu ihrem Nutzen nicht übertreten wollen, weil so gleich Zinserechnung zu calculiren anfängt, wenn Käufer die Waare nur 1 Tag später empfängt, oder Verkäufer

die Bezahlung auf den verabredeten Tag nicht promt erhält.

Die Zölle für ein- und ausgehende Waaren, welche zu Surate von den europäischen Kaufleuten bezahlet werden, sind sehr erleidlich, und fast um die Hälfte geringer, als diejenigen, welche die Landeseingebornen bezahlen müssen, indem letztere dafür bis $3\frac{1}{2}$ pro Cent entrichten müssen, dahingegen die Europäer nur 2 pr. C. bezahlen.

Eine andere große und volkreiche Stadt in der Provinz Guzarate, ist Amadabat, Amedabat, Armadabat oder Hamer-Ewat. Sie giebt an Größe der Stadt Agra wenig oder nichts nach, und liegt unter d. 23 Gr. 32 Min. diesseits der Linie, 18 Meilen von Cambaya, und 45 von Surate, an einem kleinen Flusse, welcher sich in den Indus ergießt. Ihre Handlung ist sowohl inn- als auch ausserhalb blühend, indem sie alle Jahre große Caravanen nach Agra schicket und nach Surate, Cambaya und Boritschia, die Zeuge von ihren Manufacturen, und eine Menge anderer Waaren verführen läßt, welche theils das Land hervor bringt, theils die Caravanen mit zurück bringen. Man zählt ungefähr 25 große, und über 3000 kleine Flecke unter der Gerichtbarkeit von Amadabat, deren Einwohner fast alle beschäftiget sind, in den Manufacturen zu arbeiten. Die vornehmsten sind allerley Arten von seidenen und baumwollenen Zeugen entweder bloß von einer und der andern dieser Materien, oder von beyden melirt, deren Fabricirung im Lande ganz besonders ist; als z. B. die Tulbandes, die Allegias, die Baffetas, und die Chilfes. Sie verfertigen auch Brocate, Draps d' Or, d' Argent, welche aber an Schönheit den persischen nicht beykommen; ferner Damaste, Atlasse, Taffete und Sammete von allen Farben; Alcatifs oder Teppiche mit einem Grunde von Gold, Silber, Seide und Wolle, wie auch allerley

Ar-

Arten von weißen oder gemalten Kattunen, welche wegen ihrer Feine, der Schönheit ihrer Dessins, und der Lebhaftigkeit ihrer Farben, den indianischen nichts nachgeben. Die meisten dieser Arbeiten, welche man in Amadabat verfertiget, insonderheit die schönsten und am besten gearbeiteten, sind für Surate bestimmt. Die Banjanen, welche fast die ganze Handlung von Surate treiben, haben hier ihre Factors, welche diese Waaren, so bald sie nur fabricirt sind, wegnehmen; oder sind durch ihre Commissionärs selbst die Entrepreneurs von den meisten Manufacturen zu Amadabat und in den umliegenden Gegenden. Die Producte des Landes sind: vortrefflicher Indig, welcher in dem Gebiete dieser Hauptstadt, insonderheit aber zu Serquisse oder Sirches einer kleinen Stadt, in Menge gebauet und zubereitet wird, wie denn auch eben diese Stadt Serquisse durch die vorzügliche Cultur und die vortreffliche Zubereitung dieser Spezerey einen großen Ruf erlangt hat; Candis- und Cassonadezucker, allerley eingemachte Sachen, Kümmel, Honig, Lack, Opium, Borax, trockener und eingemachter Ingber, Mirabolanen, Salpeter, Salmiak, grauer Amper, Bisam und Diamanten; diese drey letztern Waaren aber werden von auswärtigen Orten dahin gebracht und daselbst wieder an die fremden Kaufleute verkaufet. Für alle Waaren, welche man von Amadabat zieht, wie auch alle diejenigen, welche mit den zurück kommenden Caravanen dahin gebracht werden, wird nicht der geringste Zoll bezahlt, noch irgend eine andere Abgabe entrichtet, ausser einer Art von einem Geschencke, welches man daselbst dem Commissionär macht, so sich aber nicht höher, als auf 15 Sols für die Ladung, sowohl eines Karrens, als eines Kameles, beläuft. Schießpulver, Bley und Salpeter, und die einzigen contrabanden Waaren, in Ansehung der Ausfuhre, welche daselbst verboten sind, wiewohl

wohl man auch gar leicht die Erlaubniß erhalten kann, sie weg zu hohlen. Sonst sind die Kaufleute frey, und sie können daselbst alles, was ihnen beliebt, und von wem, und an wen sie es für dienlich befinden, kaufen und verkaufen. Der Maydan, oder der Marktplatz in Amadabat, ist einer der größten und angenehmsten in Indien, indem er auf beyden Seiten mit zwo Reihen Palm- und Tamarinden- mit untermischten Pomeranzen- und Citronbäumen besetzt ist, unter welchen die Kaufleute ihre Läden haben, ihre Waaren auslegen, und ihr Gewerbe treiben. Die Banjanen thun daselbst große Dienste mit Geldhandel; und es ist keine Stadt in dem Reiche des Mogols, und so gar in Indien, welche nur von einiger Wichtigkeit ist, wo sie nicht Nemessen hin thun könnten, welche für die Kaufleute sehr bequem ist, theils wegen der wenigen Sicherheit für die Reisenden in ganz Indostan, wenn man nicht mit einer Caravane geht, theils wegen der malabarischen Seeräuber, welche alle indianische Meere, wie die Corsaren aus der Barbaren des mittelländischen und einen Theil des großen Weltmeeres durchstreifen. Die Engländer und Holländer pflegen, wenn sie nach Amadabat reisen wollen, die Caravanen, welche von Surate dahin gehen, und hernach die von Amadabat nach Agra zu nehmen, wenn sie in dieser Hauptstadt zu verrichten haben. Zu Amadabat lassen auch die Engländer und Holländer ihre Leinwand färben und ihren Salpeter läutern. So kömmt auch aus eben dieser Stadt alle blaue Leinwand, welche nach Persien, Arabien, dem Königreiche Abyssinien, dem rothen Meere, der Küste von Melinde, nach Mosambique, Madagascar, Java, Sumatra, Macassar, und den moluckischen Inseln, geht.

Daman oder Damaon, ist eine Stadt, nebst einem sehr guten Hafen, in dem Königreiche Guzurate,

nicht.

nicht weit vom Meerbusen von Cambaya, und nur einen Kanonenschuß weit von der See, zwischen Surate gegen Mitternacht und Bassaim gegen Mittag. Die Stadt wird durch einen Fluß gleiches Namens in zwey Theile getheilet. Der zur Rechten des Flusses heißt Altdaman, und der zur Linken Neudaman. Altdaman ist fast von lauter Heiden und Mohren bewohnt, welche verschiedene Handwerke treiben, und hier ihre Läden haben; Neudaman hingegen ist eine sehr schöne Stadt, ob sie gleich nur wenig Einwohner hat. Den Hafen formiret der Fluß zwischen diesen zwey Städten; es können aber weder große, noch kleine, Barken eher in denselben einlaufen, als bis die Fluth steigt. Der Strohm ist bey dem Abflusse so reissend, daß man auch nicht einmal mit Rudern über denselben kommen kann, sondern Anker zu werfen genöthigt ist. Nicht nur die gute Befestigung der Stadt, nebst ihrer vortheilhaften Lage, sondern auch die ziemlich gute Handlung, welche daselbst getrieben wird, hat die Portugiesen veranlasset, diesen ihnen bis auf das J. 1540 gehörigen Ort höher, als irgend einen andern von neuen Plätzen, die sie im Orient besitzen, zu schätzen, wiewohl ihr die Handlung zu Bacaim (Bassaim) nichts nachgiebt. Doch muß man auch gestehen, daß diese beyde Plätze so wohl, als Diu, ziemlich verfallen sind, seit dem die Engländer, die Holländer, und die übrigen europäischen Nationen, Surate in Ansehen gesetzt haben. Ueber dieß haben auch die Banjanen so wohl zu Damen, als in den meisten andern Städten, die den Portugiesen noch in Indien übrig geblieben sind, daselbst zu entrichtenden Zolle in Pacht, welche überhaupt von den eingehenden Waaren 10 pro Cent betragen.

Diu, oder Dion, eine kleine Insel, nebst einer Stadt gleiches Namens, auf dem indianischen Meere an der Küste von Guzurate, gegen dem Meerbusen von

Cam-

Cambaya. Diese Insel gehörte schon seit dem J. 1535 den Portugiesen, welche sie in ihrer Sprache Dive, d. i. eine Insel, nennen. Sie hat einen vortrefflichen Hafen, welcher mit einer Kette verschlossen werden kann, und für die Schiffe sehr bequem ist. Die Einwohner sind zum Theil Guzuraten, die von Cambaya entsprossen sind, oder Banias, heidnische Kaufleute, und zum Theil Türken, oder Perser und andere Muhamedaner; die übrigen aber sind portugiesische katholische Christen; und alle diese Nationen leben in der größten Religionsfreyheit bey einander. Es giebt zwar auf dieser Insel sehr wenig Früchte; es kömmt aber doch daselbst eine Menge Bohnen, Gurken, Rettige, u. d. gl. hervor. Man findet auch daselbst Ingber, Rindvieh, Schafe, und einen Ueberfluß an gesalzenen Fischen, welche die Einwohner der Insel, wie die Europäer die Ochsenzungen, räuchern. Die Stadt Diu ist ziemlich schön, voller Läden mit verschiedenen Kaufmannswaaren, und mit starken Mauern umschlossen, welche sich an den beyden äussersten Enden des Hafens endigen, wo lange Stuffen von 50 Schritten sind, auf welchen man dasjenige, was man aus den Schiffen bringt, und womit man dieselben beladen will, hinauf zieht und hinab läßt. Dem Hafen gegen über ist das Zollhaus, und jenseit desselben sieht man einen großen Hof, und eine Menge Kammern, Waaren darein zu setzen. Die Handlung hat sehr lange daselbst geblühet, und die Könige von Portugal haben von da her mehr Einkünfte, als aus irgend einer ihrer andern Städte in Indien, theils von den Zollabgaben, theils von den Gebühren wegen Visitirung der Schiffe und Ertheilung der Päße, gezogen; immaßen vormals alle morische Schiffe, welche dahin kamen, visitiret wurden, und selbige auch, zur Sicherheit ihrer Handlung, hier Päße nahmen. Es sind aber diese Einkünfte gar sehr vermindert worden,

seit

seit dem die Engländer, Holländer und Franzosen einen großen Theil der Handlung nach Cambaya und Surate gezogen haben.

Die Münzen, welche man in Indostan hat, sind theils solche, die der große Mogol schlagen läßt, theils solche, die von den Königen und Rajas gemünzet werden, theils Ausländische. Die ersten sind: 1 Rupien von Gold; 2. dergleichen von Silber; 3. Mamoudis von Silber, und 4. Pechas oder Pessas von Kupfer. Ihres Gehaltes und Werthes ist bereits oben, S. 695, f. Erwähnung geschehen, und ein Mehreres davon hat man unter besondern Artikeln zu suchen. Diese Münzen sind im ganzen Lande gangbar; der meiste Handel aber wird in Rupien geschlossen, ausser zu Surate, wo die Mamoudis gangbarer sind. Unter den Königen und Rajas, welche Vasallen des großen Mogols sind, läßt der König von Matoucha, dessen Land über dem Königreiche Agra gegen Norden liegt, silberne Münzen schlagen, welche nur 1 D.u. 19 Gran wiegen, und am Gehalte wie die Rupien sind; ingleichem eine Kupfermünze, welche noch um die Hälfte schwerer ist, als die Pechas des Mogols, doch aber nicht mehr gilt als diese. Der Raja von Ogen, dessen Land zwischen Brampour, Seronge, und Amadabat, liegt, läßt eine kleine Silbermünze schlagen, die am Werthe 7 Sols 6 Den. an französ. Gelde gilt, und in welcher die Unze auf den Fuß von 3 Livr. 10 Sols, französischer Währung, ausgeprägt ist; ingleichem eine Kupfermünze, 6 Den. an franz. Gelde werth; beyde aber haben nur in seinem Lande Cours. Der König von Cheda und Pera schlägt in seinem kleinen Lande, wo sich viele Zinnbergwerke befinden, nichts anders als Münzen von diesem Metalle; siehe Cheda, im VIII Th. S. 51. Die ausländischen Münzen, die in dem Reiche des Mogols gangbar sind, habe ich oben, in der Beschreibung von Surate, angezeigt.

Das

Das Ellenmaß, dessen man sich in diesem Reiche bedient, ist verschieden; an einigen Orten ist der Cobido, und dessen Verkleinerung, der Torssot, an andern hingegen der Cando. Das Gewicht, welches man in ganz Indostan gebraucht, ist der Mein, und die Seere, die man auch Seer nennet; ingleichem das große und kleine Bahar, Tael und Cati; s. auch oben, S. 697.

Man betrachtet den ungeheuern Erdraum, welcher den Namen Indostan führt, wo so viele europäische Nationen Factoryen, Colonien, ja selbst große Provinzen besitzen, gemeiniglich als dem großen Mogol unterwürfig; indessen geschah es nicht eher, als unter der Regierung Aubergzeb's, daß der größte Theil dieser Halbinsel die Oberherrschaft des Delhischen Hofes erkannte. Der Einkünfte der indischen und mohrischen Fürsten, die er sich unterwarf, haben sich seither die Unter- oder Vicekönige bemächtigt, welche man ernannt hatte, sie zu verwalten. Die Staaten, welche der Mogol besitzt, machen nicht mehr als den dritten, und am wenigsten geschätzten Theil dieses weitläuftigen Reiches aus. Bengalen, die kleinste, aber fruchtbarste Provinz, wird von einem Vicekönige regiert. Die andere Abtheilung heißt Deckan, und erstreckt sich von Balasore und Jagonaut, bis zum Vorgebirge Comorin; diese wird ebenfalls durch einen Vicekönig beherrscht, dessen Macht ausserordentlich ist, und sich über große Provinzen erstreckt, in welchen er 7 Nabobs, Subadars, Statthalter oder Gouverneurs ernennt. In allen Theilen von Indien sind noch große Districte, welche, nebst der Religion der Gentoos(*), auch die alte Regierungsform der indischen Könige oder Rajas beybehalten haben; als: Maissere, worin Es

(*) Gentoos, oder Centiren, heissen die alten Ureinwohner in Indien, welche in gewisse Hauptfamilien oder Casten eingetheilt sind, wovon jede ihre bestimmte Lebensart hat.

Seringapatam; und Tanjour, wo die Hauptstadt gleiches Namens ist. Außer dem sind in den waldigen und bergigen Theilen des Landes, verschiedene kleine Fürsten oder Oberhäupter, welche man Polygars nennet. Diese sind insgesammt den Nabobs zinsbar, die es wieder dem Vicekönige sind, dessen Hauptstadt Aurengabad ist. Der erste Minister des großen Mogols ist der Itemadoddowlet. Auf ihn folgen 3 oder 4 Omraen vom ersten Range.

Das Kriegsheer ist mehr wegen der Menge, als der Tapferkeit, fürchterlich. Es besteht aus 30000 Reitern, und 400000 Infanteristen, indem die Rajahen, als des Großmogols Vasallen, viele Hülfstruppen liefern müssen. Die Commandeurs der ganzen Armee sind ein Kriegsomra, und ein indianischer Rajah. Es ist kaum zu begreifen, woher diese ungeheure Armee, mit der man in Indostan zu Felde zieht, ihren Unterhalt nimmt, zumal da jeder Reiter noch zwey Bediente hat; einer, der für sein Pferd Sorge trägt, und der andere, welcher Futter anschaffen muß. Ueber dieß haben alle diese nicht allein ihre Weiber und Kinder bey sich, sondern es folgt auch allemal eine bewegliche Stadt von Boutiquen dem Lager, wo man alles kaufen kann, wie in großen Städten; zu allem diesen kommen noch einige hundert Elephanten, die nur allein zum Staat dienen, und eine Menge Frauenzimmer, die den Fürsten und den vornehmen Officiers gehören, mit ihrem zahlreichen Gefolge. Um nun alle diese zu versorgen, wird das ganze Land in Bewegung gesetzt, und es werden die strengsten Befehle gegeben, daß alle Lebensmittel in das Lager gebracht werden. Zwar werden hiedurch alle, nahe so wohl als entfernte Städte erschöpfet, allein, dafür ist auch das Lager mehrentheils im Ueberfluß versehen. Die Fütterung wird auf folgende Weise verschaffet. Der Pferdeknecht, welcher von dem Fürsten für jeden Ritter unterhalten wird, muß Torf sie-

chen, und die Wurzeln davon waschen, welches sie für ein kräftiger Futter für die Pferde, als Gras, halten. Ein Regenguß verschaffet in diesem Lande innerhalb wenig Tagen eine frische Provision; wenn aber das Wetter lange trocken bleibt, begeben sie sich weiter. Bisweilen füttern sie diese Thiere mit Reiß, oder mit den Abgängen vom Fleische, welches sie klein kochen, und mit Butter vermischen; auch giebt man ihnen Opium, welches ihren Hunger dämpft, und sie zu Strapazen abhärtet.

Indrunk, (verlorner) nennt man, wenn das Vieh die Lust zum Fressen verliert, oder aufsätzig wird; s. Th. II, S. 779, f.

Indult, (der) aus dem Lat. Indultus. 1. In den Rechten und im gem. Leben, Nachsicht, Frist, welche man Jemanden zur Erfüllung einer Pflicht verstattet; insonderheit, eine von der hohen Landesobrigkeit ertheilte Urkunde, wodurch ein Schuldner wider seine Gläubiger auf eine gewisse Zeit geschützet wird, bis er sich erholen und Mittel finden könne, sie zu befriedigen; ein Anstandsbrief, L. Indultus moratorius; s. Th. II, S. 249, f. und den Art. Schulden.

2. In der römischen Kirche, überhaupt, die päbstliche Verstattung und Gnadenbewilligung einer Sache, welche sonst nach den gemeinen Rechten nicht erlaubt ist; im mittlern Lat. Indultum, Fr. Indult, Ital. Indulto. Insonderheit diejenige päbstliche Begnadigung, vermöge deren Jemand, der, seines Standes wegen, keine geistliche Pfründe genießen kann, dessen fähig zu seyn erkläret wird, imgl. die Macht, Jemand zu einer geistlichen Pfründe zu ernennen, vorzustellen, oder ihm dieselbe zu ertheilen, dergleichen Macht der Papst insgemein den weltlichen Fürsten, Cardinälen, Bischöfen, u. a. m. verleihet.

Es giebt active und passive Indulte. Active Indulte, Fr. Indults actifs, sind päpstliche Gnadenverstattungen, die den

den Cardinälen und einigen andern Collatoren der Pfründen wiederfahren, und vermöge deren diese Collatores die von ihnen abhängenden Pfründen innerhalb den von dem lateranischen Concilio ihnen zugestandenen 6 Monaten frey vergeben können, ohne daß ihnen von päpstlicher Seite (ex jure praeventionis) vorgegriffen wird. Die activen Indulte sind entweder ordentliche, oder außerordentliche. Durch die erstern wird den Cardinälen, oder andern Collatoribus ordinariis, das Recht ertheilt, in allen und jeden Monaten, und so gar denjenigen 6 Monaten, welche in Bretagne dem Papste vorbehalten sind, Pfründen zu besitzen, und Subjecte zu denselben zu ernennen und vorzustellen, ohne daß ihnen vorgegriffen werden kann, und ohne den apostolischen Vorbehalten unterworfen zu seyn. Es geschieht aber selten, daß der Papst diejenigen Collatores ordinarios, welche nicht zugleich Cardinäle sind, von der Prävention in Ansehung seiner selbst befreyet, sondern er pflegt sie nur von dem Präventionsrechte seiner Legaten und Vicelegaten zu befreyen. Die außerordentlichen activen Indulte sind Bullen, welche die Päpste den Cardinälen und andern Prälaten, wie auch weltlichen Fürsten, z. B. Kaisern, Königen von Frankreich, Herzog von Savoyen ꝛc. ertheilen, und wodurch sie ihnen das Recht bestätigen, in den apostolischen Monaten Pfründen zu vergeben.

Passive Indulte, Fr. Indults passifs, sind päpstliche Gnadenbewilligungen, welche gewissen Personen in der Absicht wiederfahren, damit sie zu gewissen Pfründen gelangen können, wenn sie zu deren Besitz entweder selbst die erforderliche Fähigkeit besitzen, oder an ihrer Stelle geistliche Personen dazu präsentiren, welche hernach der König dem einen oder andern Collator in Frankreich vorschlägt oder ernennet. Diese Art Indulte sind eigentlich Anwartschaftsbriefe oder Expectans Decrete; und von dieser Art ist der Indult, welchen die Päpste dem pariser Parlamente verwilligt haben, und vermöge dessen 352 Parlamentspersonen das Recht haben, eine Pfründe für sich selbst zu verlangen, wenn sie die erforderlichen Eigenschaften dazu haben, im gegenseitigen Falle aber eine geistliche Person an ihre Stelle zu ernennen. In Ansehung der Parlamentspersonen, als Indultarien, ist ein solcher Indult passiv, in Ansehung des Königes aber, welcher den Indultarien Präsentationsbriefe an die Collatoren ertheilt, ist es ein activer Indult.

Ehedem wurde auch der Ablaß Indult genannt; daher es noch kömmt, daß

3. in einigen oberdeutschen Gegenden ein Jahrmarkt noch jetzt Indult, oder Dult, genannt wird.

Endlich 4. heißt auch Indult, Fr. Indult, Indulte, oder auch Droit de bon passage, Ital. Indulto, eine Abgabe, welche der König von Spanien von den Waaren der Privatpersonen, die aus Amerika mit der Silberflotte, und den Gallionen ankommen, zieht. Dieser Zoll oder Abgabe besteht in 8 Stück von Achten und 2 Realen nach dem Ballen, welches ungefähr $2\frac{1}{2}$ pro Cent beträgt.

Induratum, s. Stein-Verhärtung.

Indus, oder, wie es die Indianer aussprechen, Sindus oder Sind, auch Send, sonst auch von den Indianern Pang-ab genannt, Fr. le Sinde, ist ein grosser Fluß in Asien, in demjenigen Lande, welches von ihm, oder vielmehr er von dem Lande, Indien heißt. Er entspringt auf dem Gebirge Imaus, welches Indien von der großen Tatarey scheidet. Seine Quelle ist nicht weit von der Quelle des Ganges, und sein Lauf ist in einer ziemlichen Weite parallel; hernach aber entfernen sie sich von einander, indem der Ganges seinen Lauf gegen Südost, der Indus aber den seinigen gegen Südwest nimmt, und Indien von Persien scheidet. Er verschlingt 19 andere Flüsse, ist an vielen Orten 1 Meile breit, und 15 Faden oder Klafter tief, daß er also schiffbar ist, und fällt durch verschiedene Einflüsse, deren eigentlich 7 sind, in das indianische Meer.

Indusium, s. Hemd.

Indüstrie, aus dem Lat. Industria, und Franz. Industrie. In der gemeinen Sprache übersetzt man dieses Wort bald durch Geschicklichkeit, bald durch Arbeitsamkeit, Arbeitsbrief, Betriebsamkeit, Emsigkeit, Gewerbsamkeit, Kunstfleiß, u. d. gl. In der Finanz-

spra-

sprache aber erschöpft keines dieser deutschen Wörter völlig den Begriff, den der Franzose mit dem Worte Industrie verbindet, nämlich den Begriff eines erfinderischen Fleißes, wobey man alle Vortheile seiner Kunst oder seines freyen Gewerbes zu der Absicht anwendet, sich vermittelst seiner Arbeit ein solches Aequivalent zu verschaffen, wodurch sich alle Bedürfnisse befriedigen lassen. Man erhält daher, wenn vom Finanzwesen und der Staatswirthschaft die Rede ist, gemeiniglich auch im Deutschen das kräftigere Wort Indüstrie bey, und versteht darunter den betriebsamen Fleiß der freyen Arbeiter und der Kaufleute, nebst dem so genannten savoir-faire, (*) oder der Geschicklichkeit, aus allen sich darbiethenden günstigen Umständen den möglichsten Vortheil zu ziehen. Und in diesem Sinne setzt man die Indüstrie dem wirklich vorhandenen Vermögensbestande an Capitalien; und liegenden Gründen (Fr. Fonds réels) entgegen. Die Indüstrie, Handlung und Gewerbe, aufmuntern, mit Abgaben belegen.

Von der Indüstrie leben, Fr. vivre oder subsister d'industrie. Gemeiniglich bedeutet diese Redensart: sich seinen Unterhalt auf die eine oder andere Art (es sey nun durch löbliche, oder durch unerlaubte und tadelnswürdige Mittel,) zu verschaffen wissen. Man nennt daher im Scherze, allemal aber im übeln Verstande, Chevaliers d'industrie, oder Chevaliers de l'industrie, Leute, die, da sie kein eigenes Vermögen haben, sich vom Spielen nähren, oder durch allerley Intriguen, betriegliche Künste, Finessen und listige Streiche, wobey sie sich aber das Ansehen ehrliebender Männer zu geben wissen, die Unerfahrnen zu betriegen suchen; auf grobes Deutsch: feine Spitzbuben.

(*) Die Industrie ist eine Geschicklichkeit und eine feine Wendung des Verfahrens; das savoir-faire aber ist Vortheil der Kunst oder des Talentes. In der Noth hilft man sich am geschwindesten durch Indüstrie, am sichersten aber durch ein gewisses savoir-faire.

Das Genie und die Indüstrie (Arbeitsamkeit) einer Nation ist das erste und wichtigste Beförderungsmittel eines blühenden Nahrungsstandes; und ohne dieselben kann man sich auf den Flor der Handlung und Gewerbe nicht die geringste Hoffnung machen. Ein blühender Nahrungsstand erfordert, daß das Land alle Arten von Gütern in möglichster Menge gewinne, und die Handlungsbalanz (s. Th. XXI, S. 658, fgg.) mit andern Nationen auf seiner Seite habe; beydes aber ist ohne Genie und Indüstrie der Nation nicht möglich. Denn zu beyden wird ein großer Zusammenfluß von Arbeitern erfordert, die mit einander um den Vorzug eifern, durch ihre Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit eine große Menge von Gütern und Waaren hervor bringen, und andern handelnden Nationen den Debit abgewinnen. In allen Ländern, wo der Nahrungsstand eine schlechte Beschaffenheit hat, wird man auch gar bald gewahr werden, daß es vornämlich an diesem Genie und Indüstrie des Volkes mangelt. Es fehlt dem Volke an der Begierde und Fähigkeit, sich durch Geschicklichkeit, Fleiß und Arbeitsamkeit unter einander hervor zu thun, als welches eigentlich dasjenige ist, was man unter Genie verstehen muß; s. Th. XVII, S. 320, fgg. Alles befindet sich in einer gewissen Schläfrigkeit und Trägheit. Man begnüget sich mit den durch die Gewohnheit einmal eingeführten Nahrungs- und Bearbeitungsarten, so schlecht dieselben auch beschaffen seyn mögen, und so kümmerlich und elend man auch dadurch seinen Unterhalt gewinnet. Niemand ist darauf bedacht, neue und vorzügliche Bearbeitungsarten zu erfinden, und Niemand giebt sich Mühe, vorzügliche Geschicklichkeiten zu erwerben. Das ist der Zustand in Spanien, Portugal, Polen, und einigen andern nordischen Staaten; und eben dieses ist die Ursache, welche die meisten katholischen Staaten in Deutschland

land hindert, zu einem blühenden Nahrungsstande zu gelangen.

Es ist aber der Einfluß und die Wirksamkeit, welche das Genie und die Indüstrie der Nation in einen blühenden Nahrungsstand haben, in der That überaus groß. Da der Flor des Nahrungsstandes auf einen großen auswärtigen Debit so sehr ankömmt: so ist das Genie der Nation und die Geschicklichkeit der Arbeiter eins der vornehmsten Mittel, wodurch man so wohl den in- als auch ausländischen Debit erlangen kann. Die Käufer werden vornämlich durch wohl ausgesonnene und das Auge ergötzende Erfindungen, und durch eine große Mannigfaltigkeit in den Arbeiten, angereitzet. Da die Umstände, die Absichten und der Geschmack der Käufer fast unendlich verschieden sind, so hat sich eine Nation schlechten Absatz zu versprechen, die nur wenige Arten von Waaren, auf eine einförmige Art bearbeitet. Diese große Mannigfaltigkeit in den Arbeiten aber, und die äußerlichen Schönheiten der Waaren, können nur durch das Genie und die Geschicklichkeit der Nation gewirket werden. Ja, es ist nicht einmal zureichend, daß eine Nation geschickte Arbeiter hat; sie müssen auch bey den Ausländern in dem Rufe stehen, daß sie es seyn. Es hat hier mit einer Nation eben die Bewandtniß, als mit einem einzeln Künstler oder Arbeiter. Der Ruf von seiner Geschicklichkeit trägt eben so viel bey, daß er gesucht wird, als die Geschicklichkeit selbst; und wenn es möglich wäre, daß dieser Ruf ohne Geschicklichkeit entstehen könnte, so würde derselbe eben die Wirkung haben, als die Geschicklichkeit selbst. Wie viel aber bey einer Nation auf den Ruf von der Geschicklichkeit ihrer Arbeiter ankömmt, das hat man seit einem Jahrhundert an dem Beyspiele von Frankreich genug wahrgenommen. Die französischen Waa-

ren, wenn sie auch vor diesen und jenen Waaren anderer Völker ihre Vorzüge hatten, sind allemal wegen dieses Rufes mehr gesuchet worden. Eine weise Regierung muß also nicht allein auf die Geschicklichkeit ihrer Arbeiter aufmerksam seyn, sondern auch ihren Ruf zu unterhalten suchen. Eben so großen Einfluß in den Debit der Waaren hat die Indüstrie selbst. Der wohlfeile Preis der Waaren, dieses zweyte Haupthülfsmittel des Absatzes, wird hauptsächlich durch eine große Menge von Arbeitern gewirket, die mit einander um den Vorzug eifern, und mithin alle ihre Indüstrie enstrengen, um durch einen wohlfeilern Preis andern den Vorzug abzugewinnen.

Es giebt nur zwey Hauptquellen oder zwey große Triebfedern, woraus alles Genie, Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit einer Nation entsteht. Diese sind die Begierde, sich das Leben bequem und angenehm zu machen, und das Verlangen nach dem Vorzuge. (*) Beyde sind den Menschen natürlich, und gleichsam angeboren, sie dürfen also nicht erst in den

(*) Eigentlich ist die Begierde nach dem Vorzuge die wahre natürliche Triebfeder, welche alle Menschen zur Geschicklichkeit und Indüstrie anreizt. Wenn es kein Vorzug ist, die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, so wird dieses sofort aufhören, eine Triebfeder zu seyn. Unterdessen wird hiezu eine große Weisheit des Gesetzgebers erfordert, wenn er die Begierde nach dem Vorzuge auf andere Gegenstände, als auf die Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens, lenken, und seinen Gesetzen die erforderliche Dauerhaftigkeit geben will. Lykurg besaß diese Geschicklichkeit; und die alten Römer fanden in den Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens nicht die geringste Triebfeder zu ihren Thaten. Selbst die Jesuiten in Paraguay dienen zu einem neuern Beyspiele, daß die Menschen ohne alle Bequemlichkeiten des Lebens zur Indüstrie ermuntert werden können. Allein, die Triebfedern, welche man alsdann gebrauchen muß, sind so außerordentlich, und wenn die Gesetzgeber dieselben bloß ihres eigenen Nutzens halber gebrauchen, so verwerflich und verabscheuungswürdig, daß sie bey unmündigen Völkern gar nicht brauchbar sind, sondern diese müssen sich zu einem blühenden Nahrungsstande der Triebfedern zugleich bedienen.

den Menschen hervor gebracht werden; man darf sie nur recht leiten, und die Hindernisse, welche ihre Wirkung aufhalten, aus dem Wege räumen. Man würde die Menschen wenig kennen, wenn man behaupten wollte, daß sie von Natur einen Trieb zu arbeiten besäßen; sie haben aber alle einen natürlichen Trieb, sich das Leben bequem und angenehm zu machen. Dieser Trieb gründet sich auf die Eigenliebe, welche der weise Urheber der Natur einem jeden Menschen einpflanzte, um ihm seine Selbsterhaltung, als die schätzbarste und vorzüglichste Sache einzuprägen. Wenn nun keine andere Wege in einem Staate vorhanden sind, sich Vermögen und die Mittel zur Bequem- und Annehmlichkeit des Lebens zu verschaffen, als Geschicklichkeit und Arbeit, so werden dieselben allemal als Folgen und Wirkungen von dem natürlichen Triebe der Menschen zu den Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens von selbst entstehen. Eben so natürlich ist das Verlangen aller Menschen nach dem Vorzuge, ungeachtet das ursprüngliche Wesen der Menschen eine so vollkommene Gleichheit in sich schließt. Die Eigenliebe, welche zu unserer Selbsterhaltung so nothwendig war, ist auch hievon als der Grund anzusehen. Es kömmt bloß auf die Obrigkeit an, diese Begierde der Menschen nach dem Vorzuge solchergestalt zu leiten, daß daraus ein Trieb zur Geschicklichkeit und Industrie entstehe. Es ist weiter nichts nöthig, als daß keine Wege in dem Staate vorhanden seyn, zu Vorzügen zu gelangen, als Geschicklichkeit und Industrie.

Diese beyde Triebfedern sind es demnach, durch welche das Genie, die Geschicklichkeit und Industrie einer Nation hervor gebracht werden können, und alle Maßregeln der Regierung können in nichts andern bestehen, als diese Triebfedern mehr zu spannen, und sie wirksamer zu machen. Dieses ist so gar nur selten nö-

thig. Diese Triebfedern sind an sich selbst überaus stark und wirksam. Es ist gemeiniglich weiter nichts nöthig, als daß die Regierung die Hindernisse aus dem Wege räume, welche die freye Wirkung dieser Triebfedern aufhalten.

Nichts kann so wirksam seyn, als der Trieb nach dem Vorzuge, wenn er keine Hindernisse in dem Staate antrifft. Dieser Trieb ist es, welcher alle Wissenschaften und Künste belebet, erhebet und zu ihrer Vollkommenheit bringt. Er ist so mächtig, daß er gar keiner Unterstützung bedarf. In den alten Zeiten sind alle Wissenschaften und Künste bloß durch denselben auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gediehen, ohne daß ihnen die Regierungen mit besondern Beförderungen zu Hülfe gekommen sind. Noch heutiges Tages ist derselbe eben so mächtig und wirksam, wenn er keine Hindernisse vor sich findet. Der Trieb nach dem Vorzuge, wenn er in seiner freyen Wirkung ist, strebt nach der Hochachtung seiner vernünftigen Nebengeschöpfe; und wenn diese Hochachtung gleichfalls frey ist, und durch die Einrichtung und Gestalt des Staats unter keinem Zwange steht, so wird sie ihr Urtheil über den Vorzug allemal nach der Maße sprechen, als das Bestreben nach dem Vorzuge der bürgerlichen Gesellschaft nützlich ist, weil dieses allein der natürliche und in der gesunden Vernunft gegründete Maßstab der Hochachtung ist. Hiedurch aber wird eben das Bestreben der Menschen nach dem Vorzuge auf den rechten Weg geleitet, welcher zu der Uebereinstimmung mit dem gemeinschaftlichen Besten führt. Wenn demnach die Hochachtung der Menschen frey ist, so können die hauptsächlichsten Lebensarten in dem Nahrungsstande, als: die Landwirthschaft, die Manufacturen, Fabriken und Commerzien, mit keinem geringen Grade der Hochachtung angesehen werden, weil die Vorurtheile sehr groß seyn müssen,

ſen, welche den Verſtand dermaßen verfinſtern, daß er ihren Nutzen in den bürgerlichen Geſellſchaften verkennet. Die Begierde nach dieſer Hochachtung wird demnach allemal eine mächtige Triebfeder ſeyn, das Genie, die Geſchicklichkeit und Indüſtrie unter dem Volke zu verbreiten. Allein, an dieſer Hochachtung fehlt es eben in den meiſten Staaten. Die deſpotiſchen und ariſtokratiſchen Regierungen, oder vielmehr Tyranneyen des mittlern Zeitalters, welche den Nahrungsſtand in einer ſclaviſchen Unterdrückung erhielten, haben uns ſehr unglückliche Vorurtheile wider die nützlichſten Beſchäftigungen der Menſchen hinterlaſſen; und ob ſie zwar die geſunde Vernunft zu ſchwächen anfängt, ſo giebt es doch noch eine Menge nichtswürdiger Menſchen, die ſich gemeiniglich am meiſten um die Perſonen der Regenten befinden, und welche, weil ſie ſelbſt unnütze Erdenlaſten ſind, und zum Nutzen der bürgerlichen Geſellſchaft nicht das geringſte beytragen, ihren Vortheil dabey finden, dieſe Vorurtheile zu unterhalten; denn ſie erkennen leicht, daß ſie außer dieſen Vorurtheilen nicht die geringſte Hochachtung verdienen würden. Am meiſten aber iſt die deſpotiſche oder willkürliche Gewalt ein unüberwindliches Hinderniß gegen die Begierde nach dem Vorzuge, welche den Nahrungsſtand beleben muß, wenn er blühend werden ſoll. Ein deſpotiſcher Regent und ſeine Miniſter, welche gemeiniglich eine große Unwiſſenheit mit ihrer willkürlichen Gewalt verbinden, (denn dieſe letztere iſt faſt allemal eine Folge aus der erſtern,) ſind am wenigſten geneigt, den verſchiedenen Lebensarten des Nahrungsſtandes diejenige Hochachtung wiederfahren zu laſſen, welche ſie nach dem Maßſtabe des Nutzens in der bürgerlichen Geſellſchaft haben ſollten. So lange alſo die Hauptzweige des Nahrungsſtandes in keiner Achtung ſtehen, ſo lange dieſe unglückliche Vorurtheile nicht ausgerottet werden,

ſo

so lange man glaubt, daß Handlung und Manufacturen der Würde des Adels nachtheilig seyn, so lange diese nützliche Nahrungsarten für geringer gehalten werden, als diese Wissenschaften und die Staatsbedienungen, wenn man die Sache nicht nach einzeln Personen, sondern im Ganzen betrachtet: so kann man sich keine Hoffnung machen, daß Genie und Indüstrie der Nation dermaßen zu befördern, als ein blühender Nahrungsstand es erfordert.

Die Folgen dieser geringern Achtung der Handlung und Manufacturen sind allemal diese, daß die Kinder aller derjenigen, die bey den Commercien, Fabriken und andern Gewerben, einiges Vermögen erworben haben, die Beschäftigung ihrer Väter verlassen, und die vorerwähnten, in mehrerer Achtung stehenden Lebensarten erwählen. Auf solche Art aber geht nicht allein das Geld aus den Commerzien, welches dem Staate darin so nützlich ist, sondern der Nahrungsstand kann auch niemals blühend werden, weil dieser Flor auf die Menge der darin beschäftigten Personen, welche mit einander wetteifern, nicht wenig ankömmt. Ich will deshalb den Wissenschaften den Vorzug nicht absprechen, in so fern sie ihren Endzweck erfüllen, und den wahren Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft befördern; ich gestehe aber gern, daß bey mir, der ich die Hochachtung bloß nach dem Nutzen abmeße, den Jemand der bürgerlichen Gesellschaft, in welcher er lebt, leistet, ein Kaufmann, welcher dem Staate nützliche Commerzien treibt, und durch seine Unternehmungen vielen Menschen Nahrung schaffet, in ungleich größerer Achtung steht, als ein Halbgelehrter, ja, so gar als ein Minister, welcher bloß zu seiner Bereicherung, zu Bedrückung der Unterthanen, und öfters zum Unglück des Staates, seine Stelle bekleidet. Wenn es aber Gelehrte giebt, die sich weit höher dünken, als ein dem Staate nützlicher Kaufmann und ein angesehener Fabrikant, und mithin solche schädliche Vorurtheile fortzupflanzen suchen, so verdienen sie selbst ein verächtliches Mitleiden. In einem wohl eingerichteten Staate sollte man die Gelehrten gar nicht als einen besondern Stand, oder Classe der bürgerlichen Gesellschaft, ansehen. Die Wissenschaften vertragen sich mit allen Ständen und Lebensarten. Sie sind die Vorbere-

tungen, Unterstützungen und Hülfsmittel zu allen und jeden Geschäften; und es ist sonderbar, daß man aus den Vorbereitungen zu allen Lebensarten einen besondern Stand und Classe macht, und dadurch den andern Ständen eine Menge Menschen entzieht, die größtentheils dem Staate wenig zu Nutzen kommen. Die Alten waren von einer so seltsamen Einrichtung weit entfernt. Die größten Weisen glaubten nicht, daß sie sich allein durch die Wissenschaften nähren könnten. Solon trieb zugleich Kaufmannschaft, und ließ sich nicht einfallen, daß die Handlung für einen damaligen Gelehrten zu niedrig und unanständig wäre. Socrates, welcher für den weisesten unter den Menschen gehalten wurde, übte zugleich die Bildhauerkunst aus; und man wird keinen Gelehrten des Alterthumes finden, (die cynische Secte ausgenommen,) der nicht neben den Wissenschaften eine andere Beschäftigung gehabt hätte, wenn er nicht von seinem Vermögen zu leben im Stande war.

Eben so wird auch die Begierde nach den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens natürlicherweise von selbst das Genie, die Geschicklichkeit und die Indüstrie wirken, wenn sich ihr in den Verfassungen und in dem Zustande des Staates keine Hindernisse entgegen stellen. Die Menschen werden hiezu aus einem doppelten Bewegungsgrunde angetrieben. Die Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens sind schon an sich selbst reitzend; und hienächst sind die Menschen allemal geneigt sich deshalb einen Vorzug beyzulegen, wenn sie sich mehr Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen können, als andere. Diese Triebfeder hat also eine doppelte Stärke. Allein, wenn diese Triebfeder alle ihre natürliche Wirkung thun soll, so müssen erstlich die Menschen eine vollkommene Freyheit haben, sich auf Nahrungsarten und Gewerbe zu legen, die ihnen gefällig sind, und wobey sie am besten die Bequemlichkeiten des Lebens zu gewinnen meinen. Diese Freyheit ist aber fast in allen Staaten gar zu sehr eingeschränkt. Zweytens muß der Fleiß und die Indüstrie in völliger Sicherheit seyn.

Je-

Jedermann muß überzeugt seyn, daß er die Früchte seines Fleißes genießen wird, daß ihm weder feindliche Ueberfälle, noch unerschwingliche Abgaben, noch Tyranney, Gewaltthätigkeiten, ungerechte Verfolgungen und Bedrückungen, die Früchte seines Fleißes entziehen werden; sonst verliert diese Triebfeder alle ihre Stärke. Hieran liegt es vornämlich, warum in den despotischen Staaten sich so wenig Genie und Industrie des Volkes zeigt; und vielleicht giebt es sehr wenige bürgerliche Verfassungen, wo sich nicht etwas aus dieser Classe der Hindernisse findet. Die wichtigsten und gemeinsten Hindernisse aber in den meisten Staaten, die sich der natürlichen Wirkung dieser an sich selbst mächtigen Triebfeder entgegen stellen, sind, daß es außer der Handlung und den Gewerben so viele andere und leichtere Wege giebt, Vermögen zu erwerben, und sich die Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Ein jeder solcher Weg ist eine Pest, oder auszehrende Krankheit, welche den Nahrungsstand entkräftet, und dessen Flor verhindert. In einem weise eingerichteten Staate soll man daher äußerst aufmerksam seyn, die Wege, wodurch man auf eine leichtere, bequemere und schleunigere Art zu Vermögen gelangen kann, als durch Handlung und Gewerbe, zu verhindern.

Dergleichen Wege sind fast in allen Staaten in großer Anzahl anzutreffen. Auch die reichlichen Besoldungen oder Accidenzien der mittlern Staatsbedienten sind darunter zu rechnen. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß ein weiser Regent seinen Bedienten den Gehalt sehr genau zuschneiden müsse. Eine Regierung, welche ihren Bedienten nicht so viel giebt, daß sie ihrem Stande gemäß leben können, und welche verlangt, daß die Bedienten ihr eigenes Vermögen in Diensten des Staates zusetzen sollen, handelt nicht allein unrecht, sondern raubet sich auch die Liebe ihrer Bedienten, welche ihr in vieler Absicht nützlich ist; ja, sie verursachet, daß die Bedienten zu allerley, den Unterthanen und dem gemeinen Besten nachtheiligen, Mitteln schreiten müssen,

um

um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, wenn sie nicht durch eine grose Strenge abgeschrecket werden. Allein, dem ungeachtet glaube ich, daß allzu reichliche Einkünfte, welche mit den mittlern Staatsbedienungen verknüpft sind, dem Flor des Nahrungsstandes gar nicht vortheilhaft seyn. Die Bedienungen werden, wegen der damit verknüpften gröfern Achtung und Ansehens, allemal mehr gesuchet, als die Handlung und Gewerbe; und das ist schon ein groses Hinderniß wider den Flor des Nahrungsstandes. Wenn nun über dieß noch reichliche Einkünfte damit verknüpft sind, so wird den Söhnen der bemittelten Fabrikanten und Kaufleute das Gewerbe ihrer Väter desto ekelhafter, und fast alle verlassen diese Lebensart, und suchen Staatsbedienungen zu erhalten. In Ländern, wo die Gehalte der Staatsbedienten sehr mässig sind, finden sich schon viele Competenten, bey einer Stelle öfters einige hundert; zu einem Beweise, wie groß hier ein unnöthiger Zusammenfluß von Leuten ist, welcher dem Staate in dem Nahrungsstande viel nützlicher seyn würde. Was für ein Zusammenfluß muß sich also nicht eräugnen, wenn die Einkünfte reichlich sind! Dies-s bestärkt meine obige Anmerkung, daß die Gelehrten neben den Wissenschaften sich noch auf andere Beschäftigungen befleißigen sollten. Dieses würde so wohl ihnen, als auch dem Staate, vortheilhafter seyn, weil die meisten dieser vielen Competenten, auf Hoffnung einer Bedienung, ihre ganze Lebenszeit in kümmerlichen Umständen zubringen.

Es ist schwerlich zu erwarten, daß es jemals einen Staat geben werde, welcher alle diese Hindernisse gänzlich aus dem Wege zu räumen im Stande ist, damit die jezt vorgestellten zwey Triebfedern vollkommen frey und ungehindert auf das Genie und die Indüstrie der Nation wirken könnten. Diese Hindernisse liegen zum Theil in der Natur der bürgerlichen Verfassungen, insonderheit der Monarchien und Aristokratien; und wenn eine Demokratie dieselben völlig zu heben im Stande wäre, so würde sie doch von Hindernissen von einer andern Art, wider den Flor des Nahrungsstandes, vornämlich in Ansehung der innerlichen Parteyen und Bewegungen, nicht ganz frey seyn. Diejenigen Hin-

dernisse also, die sich ganz heben lassen, muß eine weise Regierung durch besondere Aufmunterungs- und Beförderungsmittel, das Genie und die Industrie der Nation rege zu machen, ersetzen. Ich werde die vornehmsten dieser Mittel anzeigen, vorher aber noch einige Betrachtungen über den Einfluß der Moralität in die Nahrung und das Gewerbe der Menschen anstellen.

Man bemerkt bey der Erdbeschreibung und Geschichte, daß diejenigen Nationen, welche am meisten barbarisch und ungesittet gewesen sind, auch die wenigsten Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens besessen, und sich zu verschaffen gewußt haben, und also eben so dürftig am Leibe als an der Seele gewesen sind. Der ehemalige Grönländer, welcher meinte, es müsse auch wohl ein Grönländer gewesen seyn, der die Welt gemacht habe, welcher wenig Betrachtungen darüber anstellte, was recht und unrecht ist, und bey dem man kaum einige Spuren des gesellschaftlichen Lebens antraf, war nicht darauf bedacht, weder die wenigen Lebensmittel zu erlangen, die sein dürftiges Land hervor bringen konnte, noch sie von fremden Orten her zu holen, sondern zehrte so lange von einem Seehunde, bis er entweder einen andern fieng, oder bis er verhungerte. Der wilde Amerikaner, welcher seine Gefangene auffraß, abgelebte Greise vollends todtschlug, und die Kinder hinweg warf, welche ihm nicht anstanden, aß, kleidete sich und wohnte eben so schlecht als er lebte, und streckte sich lieber müßig unter einem Baume aus, als daß er sein gutes Land bauete. Die Sache ist natürlich, und leicht zu begreifen, wenn man sowohl über eine gesunde Moralität, als über die Betriebsamkeit der Menschen sich die Güter des äußerlichen Lebens zu erwerben, einige Betrachtungen anstellt, und ihren Einfluß in einander erwäget.

Wenn

Wenn der Kalmücke sein Fleisch unter dem Sattel gar gemacht, indem er einen halben Tag darauf geritten, und der Deutsche seinen Braten am Spieße gebraten und mit Speck und Butter begossen hat, so schmeckt die Mahlzeit wohl einem so gut als dem andern. Aber ist denn auch der Geschmack des einen so fein und gut, als des andern? Die Zufriedenheit ist eine Tugend und ein Glück, wenn Jemand alles das Gute hat, welches ihm zu erlangen möglich gewesen ist; aber sie ist eine Faulheit und Dummheit, wenn er es besser haben könnte und sollte, und es entweder nicht versteht, oder sich keine Mühe darum giebt. Wir könnten auch von Eicheln und Kartoffeln leben, allein die Natur hat das nicht gewollt. Die wenigsten Sachen in der Welt sind bloß zur Nothdurft; das meiste ist zur Annehmlichkeit und zum Vergnügen des Lebens erschaffen. Die Natur wirft sie hin, wir aber sollen sie aufheben und darnach greifen. Und da besteht nun die Nahrung, das Gewerbe und die Indüstrie eigentlich darin, daß wir alle Sachen, die zur Erhaltung, Bequemlichkeit und Vergnügen des Lebens gereichen, zu zubereiten, zu erwerben und zu genießen suchen. Speise, Trank, Kleidung, Wohnung, Hausgeräth, Pracht, Schönheit, tragen insgesammt etwas bey, uns unser Leben angenehm zu machen; und je mehr wir von diesen Sachen haben, je mehr angenehme Empfindungen sie uns machen, und je mäßiger wir sie genießen, desto glücklicher ist unser Leben. Ich setze voraus, daß wir mit den angenehmen Empfindungen hauszuhalten wissen, und uns nicht durch ein kleines Vergnügen einen großen Verdruß zuziehen. Alsdann aber ist ein bequemes und mit äusserlichen Gütern umflossenes Leben nicht Weichlichkeit, Wollust und Verschwendung, sondern weiser, dankbarer Genuß der Güter der Natur, welchen ihre Absicht erfordert.

Das menschliche Geschlecht macht eine große Gesellschaft aus; und die Reiche, die Städte, die Dörfer, die Familien, sind die Glieder derselben, welche wieder unter sich in Verbindung stehen. Wenn nun ein jeder Mensch in denselben alles mögliche thut, die äusserlichen Güter des Lebens für sich selbst, und für diejenigen, die mit ihm verbunden sind, zu erwerben, so blühet die Nahrung und das Gewerbe. Der erste Trieb dazu ist die Selbsterhaltung. Ein jeder Mensch will leben, er will glücklich seyn, und von den äusserlichen Gütern so viel haben und genießen, als er kennet und ihm zu erlangen möglich ist. Aber das allgemeine Wohl, ist das Wohl einer jeden Privatperson. Er muß also nicht allein für sich selbst arbeiten, sondern auch für andere, und zum Nutzen der ganzen Gesellschaft, von der er Schutz, Hülfe und Sicherheit erlangt. Er muß die Obrigkeit, welche das Beste der ganzen Gesellschaft besorget, mit seinen Diensten und Abgaben unterstützen. Er muß die Leute und Bedienten, welche sie braucht, Gerechtigkeit, Sicherheit, Ruhe und die gemeine Wohlfahrt zu erhalten und zu befördern, ernähren helfen.

Die Bedürfnisse der Menschen, und die Sachen die ihm nützlich sind, sind sehr mannigfaltig. Einige fordert die Natur, andere hat die Kunst ersonnen; und ein Mensch bedarf davon immer mehr oder weniger, als ein anderer. Keiner kann alles hervor bringen, was er nöthig hat, und was ihm bequem und nützlich ist. Keiner ist zugleich Ackermann, Schuster, Schneider, Tischler; denn die Hervorbringung einer jeden nützlichen Sache erfordert eine gewisse Kunst, und wer kann alle diese Künste auf einmal lernen? Ein anderer der die Sache gelernt hat, macht sie viel leichter und geschwinder, als wer dazu nicht geschickt ist. Die Menschen haben also die Geschäfte des Lebens unter sich getheilt; einer arbeitet immer für den andern.

Du

Du hast das nicht was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben.
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Gellert.

Der Ackermann bringt sich selbst sein Brod aus der Erde hervor; allein, er kann das Brod nicht sämmtlich verbrauchen, was ihm sein Acker trägt. Dagegen kann er sich nicht selbst Schuhe und Kleider machen. Er bedarf also den Schuster und Schneider, daß er ihn kleide; und diese haben ihn wieder nöthig, daß sie von ihm ihr Brod erhalten. Er bringt also die Güter des andern, durch ein Aequivalent von Geld, Waare oder Arbeit, an sich. Ein jeder arbeitet mit für andere, im Grunde aber für sich selbst, weil er von den Gütern des andern so viel wieder bekömmt, als er von den seinigen weggiebt. In diesen Einrichtungen, welche die Noth und der eigene Vortheil die Menschen gelehrt hat, liegt eine große Weisheit der Vorsehung, welche sie unter einander wie die Glieder einer Kette verbunden hat.

Es ist beynahe kein einziges Product der Natur, welches der Mensch ohne Arbeit nutzen kann, weil wir zu einem thätigen und geschäftigen Leben bestimmt sind. Auch die frische Luft muß er in sein Zimmer herein lassen, wenn er sie haben will; zu dem Wasser muß er Brunnen graben und Wasserkünste anlegen; die Erde muß er bauen, die Bäume muß er pflanzen, wenn sie ihm Früchte tragen sollen. Ein Theil der Menschen empfängt die Güter der Natur gleichsam aus der ersten Hand. Das thut der Ackermann, der Gärtner, der Bergmann. Diese sind zum Theil sogleich brauchbar, als: das Obst, die Hülsenfrüchte, das Fleisch. Andere überliefert er andern Menschen, die den Stoff bearbeiten müssen, damit er nützlich werde. Den Flachs

und die Wolle empfängt von ihm die Spinnerin, der Weber, der Färber, der Schneider; und so gehen sie durch viele Hände, ehe sie der Mensch brauchen kann. Ein jeder verdient daran Geld, und in dem Gelde Brod, Kleider, und andere Sachen, die er nöthig hat.

Das Reich der Kunst hat sich mit dem Alter der Welt sehr ausgebreitet, und den Producten der Natur eine mannigfaltige Gestalt gegeben. Wie schön, wie vielfach werden Wolle, Flachs, Seide und Metalle verarbeitet! Wer erstaunt nicht, wenn er auf eine Messe oder auf einen großen Jahrmarkt kommt, und die Menge von Sachen sieht, welche Menschenverstand ersonnen, und Menschenhände gemacht haben, und die alle zu unserm Nutzen, Bequemlichkeit und Vergnügen gereichen! Die Künste, welche die Schönheit, die Pracht, und den Nutzen der Sachen in der Welt ausbreiten und vervielfältigen, sind nicht überflüssig und verwerflich. Der Mensch muß nur so viel Verstand und Mäßigung besitzen, daß er zuerst auf das Nothwendige, und was zur Ausrichtung seiner Pflichten erfordert wird, sehe; alsdann kann er auch das Bequeme, das Angenehme und Prächtige hinzufügen. Er muß nicht sein Kleid mit Gold oder Silber besetzen lassen, wenn er kein Brod, und Schulden hat. Aber, wenn seine Haushaltung mit allen Nothwendigkeiten versehen ist, und er hat alsdann noch übrig, so kann er sein Haus mit Geräthe schmücken, und in einem bequemen Wagen fahren, wie es sein Stand gestattet. Wohl dem, der ohne Verletzung seiner Pflichten die Summe seiner angenehmen Empfindungen vergrößern, und seinem Leben in der Welt alle mögliche Freude erwerben kann!

Zur blühenden Nahrung und Gewerbe in einem Lande wird erfordert, daß es volkreich sey, und wenigstens so viel Menschen umfasse, als seine Naturalien erhalten können. Denn die Menschen bieten einander

der die Hand, helfen sich fort, ernähren einander, wenn sie bequem bey einander wohnen, und vertheilen ihre Lasten auf viele Schultern. Das Mittel diesen Zweck zu erreichen, ist die Glückseligkeit und der allgemeine Wohlstand des Landes. Denn die Menschen sind wie die Bienen, sie fliegen dahin wo sie Weide finden, und der Geruch eines blumenreichen Angers zieht sie an sich. Wer wollte nicht gern unter einem Fürsten wohnen, der ein Vater des Vaterlandes ist, seine Unterthanen liebt, sie schonet, ihnen nicht mehr zu thun und zu geben auferlegt, als das allgemeine Beste des Landes erfordert, und seinen ganzen Ruhm und Freude in dem Glücke seines Landes suchet! Ferner müssen die Landesproducte und Naturalien jedes Ortes gehörig benutzet, und davon aller möglicher Vortheil gezogen werden. Ist in einer Gegend der Boden besonders fruchtbar, so muß der Unterthan daselbst ganz Ackermann seyn, und auch nicht eine Handbreit ungenutzt lassen. In Waldungen muß man solche Handwerker anstellen, die das Holz zu allerley Geräthschaften verarbeiten. Zur Fischerey, Viehzucht Flachs- Seiden- und Weinbau muß die Natur Anleitung geben. In Gegenden, die zum Kornbau nicht sehr geschickt sind, kann man Leinen- Wollenmanufacturen und Eisenfabriken anlegen, damit die Leute hernach für ihre Waare, dem Ackermanne seine Früchte abnehmen. Ein jedes Land muß die größten und gemeinsten Bedürfnisse des Lebens selbst hervor bringen; folglich muß es seinen Acker so gut anbauen, als es die Natur desselben gestattet, seine Wolle und Flachs, so viel als möglich, selbst verarbeiten, die Viehzucht in den besten Stand sezen, allerley Manufacturen, Fabriken und Handwerke unter sich haben, die Waldungen schonen, und die Bäche mit Weiden bepflanzen. Mit den Ausländern muß man zwar gute Nachbarschaft halten; es ist aber doch besser, daß sie die Waa-

ren von uns, als daß wir sie von ihnen nehmen, um ihrer eigenen Güte willen. So gar ein jeder Landwirth muß die Lebensmittel und Kleidungsstücke, die er selbst hervor bringen kann, aus seiner eigenen Haushaltung nehmen, und dadurch die Geldausgaben ersparen. Wer irgend durch seine Profession Sachen hervor bringt, die allgemein brauchbar sind, muß ihnen alle mögliche Güte zu geben suchen. Seine Producte müssen von guten Materialien, auf die Dauer, mit Zierlichkeit und nach aller Kunst verfertigt seyn, damit sie Beyfall und Abgang finden. Denn schlechte Waaren verbiethen den Handel, und wer Geld ausgiebt, der will gern was gutes dafür haben. Ein jeder muß also seine Kunst und Handwerk aus dem Grunde verstehen, und alle Stümper und Pfuscher müssen so viel möglich verbannet werden. Verfälschung der Waare, Uebertheurung, Ungerechtigkeit und Betrug, müssen für schändlich gehalten werden, wie denn auch in der That dieses alle brodlose Künste sind, die ihren Meister nicht ernähren. Es muß ein gewisser Wetteifer unter den Kunst- und Handwerksgenossen erhalten werden, und wer es am besten macht, muß den Preis davon tragen. Niemand muß müßig seyn, und auch Niemand schlechte Arbeit verfertigen.

Eine gute Oekonomie muß die erworbenen, von der Natur verliehenen und durch das Glück ertheilten, Güter so anwenden und austheilen, daß der allgemeine Wohlstand in Reichen, Städten und Häusern daraus erwachse. Niemand muß sich gewöhnen, Hunger, Blöße, Frost und Schande darum zu ertragen, weil er sich keine Mühe geben will, dieselben zu vermeiden, und lieber arm, als fleißig und geschäftig ist. Jeder muß seinem Stande gemäß leben, sich kleiden und aufführen, nicht darüber und nicht darunter. Keiner muß sich das Nöthige und Anständige entziehen, und dabey Geld sammeln; keiner aber muß auch haben

wollen,

wollen, was ihm nicht zukömmt, und was er nicht bezahlen kann. Unreinlichkeit, Schmutz und Lumpen, müssen für schimpflich gehalten werden. Ein jeder muß einen Ueberschlag und Plan seiner Haushaltung machen, das Nöthige von dem Nützlichen und Angenehmen unterscheiden, was ihm fehlt, zu erwerben, und was er übrig hat, wohl anzuwenden suchen. Ist die Nahrung knapp, so muß man sich abziehen; ist sie reichlich, so kann man sich zulegen; ist sie nicht in der Nähe, so muß man sie in der Ferne suchen. Weil die Frauenspersonen vornämlich zur Haushaltung gebraucht werden, so müssen sie von Jugend auf zu Wirthinnen gezogen, vor kostbaren Eitelkeiten und Thorheiten bewahret, und gewöhnet werden sich genügen zu lassen, und sich nach des Mannes Einkünften zu richten.

Aber läßt sich wohl das alles durch obrigkeitliche Befehle, Landesverordnungen und Polizeyanstalten bewirken? — Ich glaube es nicht. — Der Faulenzer, der Verschwender, der Betrieger, weiß denselben zu entgehen, sich zu verbergen, und durch allerley Ausflüchte die Gesetze fruchtlos zu machen. Wie kann die Obrigkeit eine jede Haushaltung beobachten, und eines jeden Menschen Gange nachspüren? Sie lenket wohl das Schiff durch das Steuerruder, es muß aber auch ein Wind wehen, der es treibt, und seinen Lauf beschleuniget.

Wie der Mensch denkt, so handelt er auch, und sein ganzes Verhalten richtet sich nach den Grundsätzen, die er einmal angenommen hat. Bey gesitteten Nationen aber macht die Moralität einen groſsen Theil ihrer Grundsätze aus; und wir richten uns doch in der Christenheit noch so ziemlich darnach, was wir für Recht und Unrecht erkennen, und nicht bloß nach äusserlichem Vortheil, Ehre und Vergnügen. Ich verstehe aber durch die Moralität die Einsichten und Ue-

berzeugungen der Menschen von ihrer Pflicht, die ihnen das göttliche Gesetz vorschreibt, daraus die Entschließungen dasselbe zu beobachten, und tugendhafte Gesinnungen entstehen; und ich bitte meine Leser um Erlaubniß, beweisen zu dürfen, daß dieselbe keinen geringen Einfluß in die Industrie, oder in die Nahrung und das Gewerbe der Menschen habe, und gar viel beytrage, auch die Erwerbung der äusserlichen Güter zu befördern.

Wir wissen, daß diese Güter, Gaben des gütigen Gottes sind, die er darum unter uns ausgetheilt hat, unser Leben auf der Welt angenehm und vergnügt zu machen. Er hat auf der Erde gleichsam ein großes Magazin für die Menschen angelegt, und dasselbe mit allem versehen, was zu unserer Nothdurft und Bequemlichkeit gehört; er füllet es auch ohne Unterlaß wieder an, wenn es einen Abgang erlitten hat. Unsere Schuldigkeit ist nur zu zugreifen, hinzunehmen und zu genießen, was er uns darbiethet. Er überreicht uns von den meisten Gütern des Lebens den rohen Stoff durch die Natur. Diesen sollen wir bearbeiten, und dadurch zu unserm Gebrauche geschickt machen, damit wir unsere Leibes- und Gemüthskräfte daran üben, durch ein geschäftiges Leben uns Vergnügen machen, und die Summe des Guten in der Welt vermehren, damit der Schöpfer seine Freude daran habe. Er könnte das Brod so gut auf den Bäumen wachsen lassen, als die Aepfel, aber was hätten wir alsdann in der Welt zu thun, und womit wollten wir uns beschäftigen? Ein mäßiger Gebrauch und Genuß des Guten in der Welt, ist Dankbarkeit gegen den Schöpfer, dürftige Trägheit aber eine Verachtung seiner Wohlthaten. Ein Christ, dessen Seele durch das Vertrauen auf Gott und die Freude an ihm aufgeheitert ist, hat eine innerliche Stärke, die ihn zu allen Arbeiten und Geschäften geschickt macht. Unzufrie-

friedenheit und Verdruß schneidet gleichsam alle Nerven der Seele ab, macht sie stumpf, unthätig und rathlos, und umzieht sie mit einer Finsterniß, darin sie nichts finden kann, was ihr heilsam ist. Aber wer kann ohne die Ueberzeugung von einer gerechten, weisen und gütigen Vorsehung Gottes, welche die Welt regiert, und ohne das Bewußtseyn seines Wohlgefallens bey den ungewissen Abwechselungen des menschlichen Lebens wahrhaftig vergnügt seyn? Ein munterer, fröhlicher und durch das Vertrauen auf Gott gestärkter Christ wird allezeit, auch in irdischen Geschäften, mehr ausrichten, die Beschwerden seines Standes leichter ertragen, und bey allen Hindernissen standhafter bleiben, als ein kleinmüthiger Gottesverächter, welcher seine Schwäche fühlt, und von einem höhern Beystande verlassen ist. Von heimlichen Betrug, Unterschleif und Uebervortheilungen, die vor den Augen der Menschen verborgen bleiben, gleichwohl aber höchst schädlich sind, und das Wohl der menschlichen Gesellschaft untergraben, kann uns nichts abhalten, als die Furcht vor Gott, und die Vorstellung seiner Allgegenwart und Allwissenheit. Die Tugend erhebt die Seele zu einem edeln Bestreben nach Glück und Freude, wozu sie ein Recht hat, da hingegen das Laster verzagt und träge ist, und Unglück fürchtet, welches es verdient. Ich handle aus allen Kräften rechtschaffen, und verehre die Befehle meines Schöpfers, und also habe ich auch Antheil an aller Glückseligkeit, die er für seine gute Geschöpfe bestimmt hat. Ich darf mich mit Recht darum bemühen, ich kann dabey seines Segens und Beystandes versichert seyn, und er wird mir so viel davon geben, als mir nützlich ist. Und nun arbeite, schwitze, wache, und bestrebe ich mich mit frohem Muthe, bin vergnügt und dankbar, wenn ich etwas erwerbe, gelassen, wenn ich etwas verliere, und nie verzagt, wenn ich auch die größten

Hinderniſſe vor mir finde. Habet laborans collaborantem Deum.

Es iſt nützlich, ja höchſte nothwendig, daß Regenten die Indüſtrie der Nation rege machen und aufmuntern. Die Regierung kann das Genie und die Indüſtrie ihrer Unterthanen allemal bilden, wozu ſie will. Sie hat hierin gleichſam eine ſchöpferiſche Kraft. Sie darf nur ihre Achtung gegen eine Lebensart zu erkennen geben, und denjenigen, welche darin etwas vorzügliches leiſten, Belohnungen und Gnadenbezeigungen wiederfahren laſſen, ſo wird dieſe Lebensart häufig ergriffen werden, und geſchickte Köpfe werden alle ihre Verſtandeskräfte anſträngen, um die Achtung der Regierung auf ſich zu ziehen. Dieſe ſchöpferiſche Kraft haben alle Regierungen, am meiſten aber ein Monarch, welcher gleichſam der Magnet in ſeinem Staate iſt, welcher alles an ſich zieht, und um deſſen Achtung ſich alles bewirbt, welcher folglich durch ſeinen Beyfall die Unterthanen zu allem, wozu er nur will, aufmuntern kann. Wenn alſo die Regierung ihre Achtung für die Kaufleute, Künſtler, Manufacturiers, Fabrikanten, geſchickte und erfahrne Landwirthe zu erkennen giebt; wenn ſie denjenigen, die darin etwas auſſerordentliches und ſehr vorzügliches leiſten, Belohnungen, Gnadenbezeigungen, Titel und Würden angedeihen läßt, ſo wird es derſelben niemals, fehlſchlagen, das Genie der Nation ſolcher Geſtalt zu bilden, als es zu dem Flor des Nahrungsſtandes erfordert wird. Ueberhaupt haben die Belohnungen in allen Dingen, wo es auf Fleiß und Geſchicklichkeit ankömmt, eine ausnehmende Wirkung. Geſetze, Befehle und Strafen können nur in ſolchen Fällen angewendet werden, wo es die Unterlaſſung dieſer oder jener Handlungen betrifft.

Die

Die Titel, welche man den Kaufleuten, Manufactur- und Fabrikenherren, und Künstlern ertheilt, müssen unterdessen allemal mit ihrem Stande ein Verhältniß haben. Die Titel von Commerzien-Commissarien und Commerzienräthen, wozu man bey denjenigen, die man besonders vorziehen will, die Benennung von Obercommissarien und Räthen hinzu fügen kann, sind hier allemal schicklich. Allein, den Kaufleuten die Titel von geheimen Etats- Justiz- und Hofräthen zu ertheilen, wie es in vielen Ländern geschieht, ist allemal unschicklich.

Die vorerwähnten Belohnungen und auszusezenden Prämien können den Cassen des Staates niemals allzu beschwerlich fallen. Die Belohnungen müssen nur bey ausserordentlichen und wichtigen Erfindungen und Vorzügen ertheilet, die Prämien aber nur in solchen Umständen des Nahrungsstandes ausgesezet werden, wo sich noch etwas mangelhaftes zeigt. Die antigallicanische Societät in England giebt in Ansehung der auszusezenden Prämien sehr nachahmungswürdige Beyspiele; und dasjenige, was einer Gesellschaft von Privatpersonen nicht zu schwer fällt, kann wohl den Cassen des Staates keine zu große Last seyn. Ich werde, über diese Materie ein Mehreres zu sagen, im Art. Prämie Gelegenheit haben.

Hienächst trägt die Art und Weise, wie die Jugend erzogen wird, zur Bildung des Genies und der Industrie der Nation gar viel bey; und diese wichtige Sache sollten alle Regierungen mehr zu Herzen nehmen, als es gemeiniglich geschieht. Wenn die Jugend in grober Unwissenheit und Aberglauben erzogen wird, so kann man freylich dereinst wenig Genie, Fähigkeit und Geschicklichkeit in dem Nahrungsstande von ihnen erwarten. Vielleicht ist auch hierin eine Ursache des bisherigen schlechten Nahrungsstandes in den so genannten eifrig katholischen Staaten, d. i. in solchen Ländern, wo die Geistlichkeit noch so viel Gewalt hat, daß sie den gemeinen Mann in einer groben Unwissenheit und Superstition zu erhalten vermögend ist, zu suchen; und desto unschätzbarer und gesegneter ist der Nutzen, für das jezige Zeitalter so wohl, als insonder-

derheit auch für die Nachwelt, den Joseph der Weise durch die vorgenommene Reformation der Klöster und Schul- und Erziehungsanstalten stiftet.

Eine vernünftige Freyheit zu denken, die in solchen eisrig katholischen Staaten gleichfalls gar sehr mangelt, trägt natürlicher Weise zur Bildung des Genies der Nation nicht wenig bey. Ein Gemüth, welches sich niemals nach seiner eigenen Ueberlegung zu denken unterstehen darf, noch die Fähigkeit dazu hat, kann wohl schwerlich zu neuen Erfindungen und Bearbeitungen, die ein blühender Nahrungsstand erfordert, geschickt seyn. Dieses scheint auch die Erfahrung zu bestätigen. Man wird in den katholischen Landen in Deutschland bemerken, daß diejenigen, welche in ihrer Kunst und Hanthierung etwas vorzügliches geleistet haben, entweder ehedem Protestanten gewesen seyn, welche sich aus andern Ländern daselbst niedergelassen, und die Religion verändert haben, oder sie haben ihren Ruf protestantischen Gesellen zu danken gehabt, die noch dermalen in ihrer Arbeit gestanden haben. Wie viel Joseph auch, in Ansehung einer vernünftigen Freyheit zu denken, durch die gestattete Preßfreyheit zum Wohl seiner Staaten beytrage, ist über alle Lobsprüche weit erhaben.

Die Beschaffenheit des Unterrichtes bey den Innungen und Zünften hat ebenfalls in das Genie der Nation gar großen Einfluß, und hier trifft man in den meisten Ländern noch sehr viel Mangelhaftes an. Man sollte durch öffentliche Prüfung einen Eifer unter den Lehrlingen zur Geschicklichkeit rege zu machen, überhaupt aber alle Kinder, von den ersten Jahren an, mehr zur Indüstrie anhalten, und ihnen die Arbeit gewohnt und beliebt machen. Wie dieses insonderheit bey der Landjugend zu bewerkstelligen sey, werde ich weiter unten zeigen.

Endlich muß man auch behaupten, daß der Luxus, welcher aus seiner rechten Quelle entsteht, die Indüstrie befördert. Der Luxus aber entsteht alsdann aus seiner rechten Quelle, wenn er durch die Thüre der Commerzien in den Staat eingeht, und wenn er bloß mit Lan-

des-

deswaaren getrieben wird. Alle andere Quellen des Luxus, welche durch Regierungsfehler, oder im Kriege eroberte Reichthümer, wie bey den Römern, in den Staat eindringt, sind vielmehr das Verderben der Indüstrie, und ein wahrer Grund der Faulheit; jener Luxus hingegen dient der Indüstrie auf eine doppelte Art zur Triebfeder. Er unterhält nicht allein die Indüstrie, und giebt arbeitsamen Händen Beschäftigung, sondern, indem es die Arbeiter andern ihres gleichen in dem Luxus gleich thun, und gleiches Ansehen und Vorzug mit ihnen behaupten wollen, sehen sie sich genöthigt, ihren Fleiß desto mehr anzusträngen. Kurz, der Luxus ist, wie ich an seinem Orte beweisen werde, die Wärme des Staatskörpers, welche den Nahrungsstand und die Circulation in seiner Lebhaftigkeit und Flüssigkeit erhält.

Es ist aber zur Beförderung der Indüstrie nicht genug, Leute, welche ein Handwerk, eine Kunst verbessern, ein vollkommneres Werkzeug, eine bequeme Maschine, eine nützliche Manufactur erfinden, oder auch solche, die durch ihren Verstand, durch ihr Privatvermögen, die gemeine Glückseligkeit zu befördern suchen, durch verhältnißmäßige Ehrenbezeigungen, durch anständige Belohnungen und Prämien aufzumuntern, und in der Thätigkeit zu stärken, sondern die Regierungen müssen auch dafür sorgen, daß der Fleiß der Industriosen durch den Gewinn, den sie aus ihren Bemühungen ziehen, erhalten und vermehret werde. Wenn der Vertrieb oder Absatz desjenigen, was der Fleiß des Künstlers hervor bringt, erleichtert und beschützet wird, so kommen die Natur- und Kunstproducte in Bewegung; diese Bewegung erleichtert und vermehrt die Vortheile des Arbeiters, welches ihn aufmuntert, seinen Fleiß, seine Geschicklichkeit, zu verdoppeln, um immer vermögender zu werden. Diese Erleichterung des Debites und Vermehrung des Gewin-

winnes, wird durch verschiedene Mittel erhalten, wovon ich die vornehmsten anführen will.

Das erste und natürlichste Mittel zur Erreichung des vorhabenden Zweckes, ist, den Eingang derjenigen Natur- und Kunstproducte directe oder indirecte zu verhindern, welche man im Lande erzeuget, oder fabriciret. Das erste wird bewirket, wenn der Eingang schlechterdings verbothen ist; das andere, wenn der Eingang mit hohen Impostен beleget wird.

Das zweyte Mittel besteht im Verboth der Ausfuhre solcher rohen Materien, die im Lande verarbeitet oder verschönert werden können. Es ist eine unverzeihliche, die Künstler niederschlagende und der Nation höchst schädliche Thorheit, wenn man ausländischen Kunstproducten den Vorzug, und ihnen einen eingebildeten Werth giebt. Die Regierung muß aber zugleich dafür sorgen, daß es die inländischen Künstler den Fremden so wohl in der Güte, als auch im Preise, gleich thun, damit die Aufrechthaltung einiger Manufacturen und Fabriken nicht eine Contribution für die Nation werde.

Das dritte Mittel ist, die Erwerbung eines recht kindlichen Zutrauens zu der Gerechtigkeit und Billigkeit der Regierung, vermöge dessen Jedermann gewiß und völlig überzeugt seyn kann, daß er Herr über seine Güter, Vermögen und Person ist, daß er hauptsächlich für sich und die Seinigen arbeite, und aus keinem andern Grunde zu den öffentlichen Lasten beytrage, als um seine Güter und Gerechtsamen desto sicherer besitzen zu können.

Das vierte Mittel, die Indüstrie zu vermehren, besteht in gelinden, gleichförmigen, gewissen Auflagen. Der Regent kann nur in der Maße Auflagen beziehen, nach welchen er die Unterthanen zu bereichern, oder ihnen Quellen, Vermögen zu erwerben, anzuweisen sucht; über dieß sind die Contributionen eine Last,

welche

welche billig von allen und jeden Unterthanen mit gleichen Schultern getragen werden soll.

Hieraus folgt: 1. Das die Auflagen den Vermögensumständen und Erwerbungsmitteln jedes Unterthans genau angemessen, und mit den Bedürfnissen des Staates in richtigen Verhältnissen stehen müssen; denn, so bald die Auflagen die Gränzen der Billigkeit und Gleichheit überschreiten, wird der Unterthan muthlos und faul, und geräth endlich in Verzweiflung, oder verläßt ein Land, in welchem er gemißhandelt wird. 2. Daß die Auflagen gewiß oder beständig seyn, und jeder Unterthan genau wisse, was er zu bezahlen hat, zumal die willkürlichen und beständigen Auflagen nicht allein die Verfassung der Unterthanen in Unordnung bringen, sondern auch den Staatsbedienten ein weitläuftiges Feld zu Bedrückungen und andern Ungerechtigkeiten eröffnen. 3. Daß der Einnahmecassen wenig, und die Art Auflagen zu erheben, leicht und einfach seyn müsse, zumal die vielen Einnahmebedienten und dabey gekünstelte Einrichtungen, die Lasten vermehren, ohne daß die Regierung dabey gewinnt, mithin nur die Versorgung müßiger Leute, die in andern Fächern nützlicher zu gebrauchen wären, begünstiget. 4. Daß die Auflagen auf die ersten Bedürfnisse sehr geringe, auf die Bequemlichkeit mäßig, auf den Luxus oder gemachten Bedürfnisse stark seyn, niemals aber auf die Natur- und Kunstproducte, die von Fremden gesucht werden, und ausser Landes gehen, fallen sollen.

Das fünfte Mittel zur Vermehrung der Indüstrie, ist eine wohleingerichtete in- und ausländische Handlung, deren Grundsätze ich im XXI Th. S. 581, fgg. aus einander gesetzt habe.

Wer die Richtigkeit der vorgeschlagenen Mittel einsieht, und solche zum Glück einer Nation anzuwenden begehrt, der wird auch unerinnert begreifen, daß die in einigen Staaten noch nicht abgestellte Verpachtung der Finanzen die Quellen der Indüstrie vergifte. Ist es möglich, daß die Väter des Vaterlandes ihre Kinder der Raubsucht, der Plünderung einiger Finanzpächter übergeben können, um, wie man vorgiebt, zu

den Staatsbedürfnissen geschwinde und sichere Fonds zu finden? Durch dieses so ungerechte als unvernünftige Verfahren werden einige Blutegel vom Fette der Nation gemästet, die sie nach und nach entnerven, zerstören, und täglich neue Mittel ersinnen, das Joch zu erschweren. Man kann als einen Grundsatz annehmen, daß alle Finanzpächtereyen die Länder entvölkern, den Handel hemmen, den Credit schwächen, die Felder wüste, den Künstler verdrossen, die Indüstrie verschwindend machen. Wenn eine Nation, bey welcher der Handel, der Ackerbau, die Künste und Wissenschaften blühen, glücklich ist, so sind es gewiß deren Regenten auch, wofern sie keine Tyrannen seyn wollen; folglich muß man allen Zwang, alle Dienstbarkeit, alle Bedrückung von Menschen entfernen, deren Indüstrie man aufmuntern und gemeinnützlich machen will. Wie glücklich würden die Nationen seyn, deren Regenten den Fleiß, die Geschicklichkeit, die Redlichkeit, ja alle bürgerliche Tugenden in den Personen ehrten und belohneten! Welcher Mensch würde so frech seyn, sich den gegenseitigen Lastern zu überlassen, wenn er versichert wäre, durch dergleichen schändliches Betragen der Gegenstand des Mißfallens, der Verachtung seines Oberhauptes und seiner Mitbürger, zu werden?

Diesem füge ich noch einen Vorschlag hinzu, insonderheit die Landleute zur Thätigkeit und Beförderung des gemeinschaftlichen Nutzens zu ermuntern, und die Landjugend zur Indüstrie zu erziehen. Ein Hauptzug in dem Character sehr vieler Landleute ist dieser, daß sie nicht leicht vermocht werden können, neue Versuche in irgend einer Sache zu machen, oder überhaupt sich wirksam zu beweisen, wenn sie nicht sogleich einen augenscheinlichen Nutzen, als Belohnung ihrer Bemühungen, vor sich erblicken. Nun giebt es aber unzählige Verbesserungen bey dem

Feld-

Feld- und Landbau, welche entweder bloß zum Nutzen des Ganzen abzielen, oder, wo dieser erst nach Verlauf einiger Jahre sichtbar wird. Der Edeldenkende würde sich schon mit dem stillen Bewußtseyn begnügen, etwas zum Nutzen seiner Brüder oder Nachkommen beygetragen zu haben, und der Gedanke, daß ihm, ohne ihn zu kennen, die Nachkommenschaft den Genuß dieses oder jenes Vortheils dankt, würde ihm schmeichelhaft und Belohnung genug seyn. Aber nicht alle denken also. Es scheint also nöthig zu seyn, auf Mittel zu sinnen, dieser Unthätigkeit und unzeitigen Gewinnsucht bey so vielen abzuhelfen, und sie für den gemeinsamen Nutzen geschäftig zu machen. Sollte wohl folgendes Mittel nicht geschickt seyn, diesen Zweck einigermaßen zu erreichen? Es müßten nämlich die Vorsteher einer jeden Dorfgemeinde ein richtiges Verzeichniß von allen Verbesserungen führen, welche von Jahr zu Jahr an ihrem Orte gemacht worden sind, und noch gemacht werden; wobey aber auch allezeit diejenigen treulich angemerkt seyn müßten, welche entweder ganz oder zum Theil diese Verbesserungen bewirkt haben. Würde nicht dieses nun viele andere zu ähnlichen Bemühungen aufmuntern, wenn alle Jahre, an einem bestimmten Tage, diese Verbesserungen der versammelten Gemeinde vorgetragen, der jetzige und künftige Nutzen gezeigt, und diejenigen öffentlich genannt und gerühmet würden, welche man als Verbesserer irgend einer zum Landbau gehörigen Sache in dieser Liste benannt fände? Wollte man nun hier und da neue Verbesserungen oder neue Versuche machen, den Nahrungsstand eines Ortes zu verbessern, so könnte man solche, welche ehedem ihren Eifer hierin bewiesen haben, zu Rathe ziehen, und ihre Urtheile darüber hören. Ja, wäre es erweislich, daß Jemand sich vorzüglich ausgezeichnet hätte, so müßte man ihm gar gewisse Freyheiten ertheilen, etwann gewisse Frohnen er-

lassen, oder, wo gewisse Stücke Gemeindewiesen, Land ꝛc. an die Nachbarn überlassen werden, ihm die Wahl als einen Patrioten lassen. Wahrscheinlicherweise würden viele sich dadurch ermuntern lassen, alles zum gemeinschaftlichen Nutzen nicht nur beyzutragen, sondern auch neue Versuche zu machen. Denn oft werden die härtesten Köpfe unter den Bauern durch Lob und gewisse Vorzüge, die man ihnen vor andern giebt, mehr, als durch die strengsten Vorschriften, zu unerwarteten Thaten angefeuert. Ein solches Verzeichniß der Verbesserer des Landbaues, und überhaupt des Ortes, müßte nun auch der Schullehrer jedesmal in Händen haben, und bey gewissen Gelegenheiten die Beförderer des Nahrungs- und Wohlstandes des Ortes seinen Kindern rühmen, ihnen begreiflich machen, wie viel Geld das Dorf nun jährlich mehr gewinnen könne, durch die Einführung dieses oder jenen Gewächses, oder durch die Anpflanzung einer gewissen Anzahl Bäume, welche auf vorher nicht nuzbaren Rasenplätzen jezt grünen, oder durch die Bearbeitung gewisser wüsten Oerter zu Land ꝛc. In dem Sohne oder Enkel würde jezt früh schon der Trieb, seinen fleissigen Vorfahren ähnlich zu werden, sich entflammen. Und sollte es wohl unschicklich seyn, wenn auch bey öffentlichen Leichenbegängnissen in den Lebensumständen der Verstorbenen mit angemerket würde, was der Ort ihnen an Verbesserungen oder neuen glücklich angestellten Versuchen zu danken habe? Sind nicht Fleiß und Patriotismus zwey Pflichten, welche jeder rechtschaffene Lehrer ohne dieß seinen anvertrauten Zuhörern nachdrücklich einschärfen wird? Gewiß, wenn nicht solche oder ähnliche Mittel angewendet werden, den Landmann thätig zu machen, so gehe er, oft mit saurer Mühe, immer auf dem Wege fort, den seine Vorfahren betraten, ohne daß etwas mehr gewonnen wird, weil es zu schwer hält, ihn von der Nuzbarkeit neuer

Hand-

Handgriffe und Verfahrungsarten bey seiner Arbeit zu überzeugen, und weil er immer nur gar zu gern sogleich den guten Erfolg seiner Bemühungen sehen will.

Die Jadustrie eines Volkes hängt gewiß größten Theils von der ersten Erziehung ab. Welch ein Unterschied ist zwischen dem Genie eines Landvolkes, wo schon die kleinen Kinder zu allen Handarbeiten, zur Erfindsamkeit in kleinen Künsten, wenigstens zur Verfertigung des Spielzeuges, gewöhnt sind, und zwischen einem Volke, welches in Trägheit und Unthätigkeit erzogen wird! Dort findet man ein ganz anderes Geschlecht von Menschen; Leute, die weit munterer, klüger und vergnügter sind, die in ihrem Gewerbe weit bessere Umschläge zu machen wissen, die auch in armen Ländern, auch bey noch so bedruckten Umständen, ihr Leben besser genießen, und dabey weit patriotischer gesinnt sind, als Leute, die in einem noch so fruchtbaren und zu allem Ueberflusse so bequemen und in aller Betrachtung glücklichen Lande, großen Theils weit armseliger, unreiner und mißvergnügter leben, von keiner Liebe zum Vaterlande das geringste wissen, und deren ganze Klugheit in nichts als lauernden Tücken besteht. Vergeblich predigt man den Alten vom Fleiße, vom Patriotismus, und von den Pflichten des gesellschaftlichen Lebens. Wie viele Anstalten der Patrioten zur Vermehrung der Landesproducte werden den gewünschten Zweck verfehlen, bis die erste Erziehung des Landvolkes durch wirksame Mittel verbessert wird!

Zur Erziehung der Landjugend zur Indüstrie wünschte ich, daß jeder Schulmeister einige Kenntniß von den nöthigsten Handwerken, oder gar einige mechanische Geschicklichkeit zu einer oder andern nützlichen Kunst, oder wenigstens einige Begriffe von der Gärtnerey, besäße. Ein Hauptschulmeister in größern Dörfern wird zwar kein eigentliches Handwerk treiben können, meines Erachtens aber würde es ihm nicht nur

allenthalben sehr nützlich seyn, und viele Achtung verschaffen, sondern es würde auch einen guten Einfluß auf die Schuljugend haben, wenn er z. B. nur das gemeine Feldmessen verstände, oder kleine Modelle von Mühlen und andern Maschinen, oder Hausuhren machen, oder Taschenuhren reinigen, oder auch nur etwas drechseln könnte. In gewissen Gegenden würde es eine einträgliche Nebenarbeit für den Schulmeister seyn, wenn er in Winterabendstunden die erwachsene seefahrende Jugend in den Gründen der Steuermannskunst unterweisen könnte. So viel hat kein Schulmeister in noch so großen Schulen zu thun, daß ihm nicht genug Nebenstunden übrig blieben, darin er entweder in der Musik sich üben, oder darin andere unterrichten, oder sonst eine ihm bekannte Kunst üben könnte; z. B. Zeichnen, Glasschleifen, Lackieren, Buchbinden, Jutterale machen, Formschneiden, und überhaupt solche Uebungen, die eben keinen ununterbrochenen anhaltenden Fleiß erfordern, sondern in Nebenstunden zur Lust getrieben werden könnten. Ohne Zweifel würde ein solcher Schulmeister dem Lande weit nützlicher seyn, als einer, der sich in die Processe des Landvolkes mischt, oder sonst seine leere Stunden mit thörichten Grillen ausfüllte.

Zur bequemen Einrichtung des Schulwesens auf großen Dörfern wünsche ich nicht nur geräumige, luftige, dabey abgesonderte, und durch eine Thüre vereinigte Schulstuben für die Knaben und Mädchen, oder auch für kleine und große Schulkinder, daneben auch bequeme Anstalten bey jeder Schule zur Reinlichkeit der Kinder, wie auch Tafeln und Abbildungen der Buchstaben und Zahlen, ja gar, wo es möglich ist, große auf Breter geklebte Landkarten an den Wänden; sondern auch, indem ich wünsche, daß ein Schulmeister etwas Lust und Verstand zu der Gärtnerey haben möchte, so fordere ich in dieser Absicht, daß bey jeder

Schule

Schule ein geräumiger Garten sey, worin der Schulmeister Gelegenheit habe, den größern Knaben die Anlegung und Wartung einer Baumschule, das Pfropfen, Oculiren, Ablactirrn, Copuliren und Beschneiden der Bäume, das Beschneiden lebendiger Hecken, die Bestellung der nöthigsten Küchengewächste, die Bereitung der Gartenerde, u. d. gl. zuweilen zu zeigen. Dieses würde ackerverständige Leute, auch gute Holzbauern bilden. Alsdann (und wenn auch vernünftige Maße und Ordnung hierin gehalten würde) hätte ich nichts dagegen, wenn auch in einigen abwechselnden Stunden die Kinder zu ihrer eigenen Lust und Aufmunterung ihm in dem Garten einige kleine Handreichung leisteten; wenn z. B. die Schulmädchen ihm ein Gartenfeld gäteten, und dazwischen einen Gesang sängen, oder zur andern Zeit Gartensamen zu sammeln und zu verlesen hülfen, und die Knaben auch nach ihren Kräften, aber nicht mehr, als zum nützlichen Vergnügen, ihm einige Handreichungen in den Garten thäten.

Wie nützlich würde es für ein Dorf seyn, wenn auch die Frau des Schulmeisters Geschicklichkeit und Lust hätte, auf die Mädchen eine Mitaufsicht zu führen, ihnen Handarbeiten oder Hausarbeiten zu zeigen, die sie in ihrer Aeltern Häuser nicht sehen, und überall sie zur Reinlichkeit, Hausordnung und zu kleinen Versuchen von Geschäften gesitteter Häuser zu ermuntern! Eine solche Frau würde aller Ehre würdig seyn. Auch würde es den Mädchen auf ihre künftige Lebenszeit höchst nützlich seyn, wenn eine erfahrne Frau im Dorfe sich zuweilen zu kleinen Hausdiensten aus der Schule fordern, und ihnen dagegen zeigen würde, Früchte zu trocknen, Apfelbier zu brauen, Birnen-Flieder- oder Pflaumenmus zu kochen, u. s. w.

Nach meiner Idee müßten selbst unter den Schulstunden nicht alle Kinder mit den Händen müßig

seyn. Wenn nämlich der Schulmeister, an statt der sonst gewöhnlichen Buchstabiermethode, einen kleinen Schriftkasten auf Pappe gezeichneter Buchstaben hätte, und durch öffentliche Vorzeigung der Buchstaben, Sylben, Wörter, Ziffern, wie auch durch das Buchstabiren vorgesprochener Wörter ꝛc. gleichsam ein Spiel für die kleineren Kinder veranstaltete, wenn das viele so genannte stille Ueberlernen der Kinder unterbliebe: so könnten manche Kinder dazwischen stricken (knütten.) Schnüre flechten, (*) u. s. f. Dieses könnte von einigen geschehen, indem ein Stück der heil. Schrift, oder ein Stück der Glaubenslehre, oder eine biblische Geschichte laut vorgelesen, und darnach durchgefraget, oder den kleinen Kindern ein biblischer Spruch, ein Gebeth, ein Stück eines Gesanges u. s. f. durch wiederholtes lautes Hersagen beygebracht wird. Ueberhaupt glaube ich, daß in demjenigen Theile der Schulzeit, da die Kinder nicht sonst ihre Augen und Hände zum lauten Lesen, Schreiben, Rechnen, nöthig haben, ihre Hände nicht ganz müßig seyn dürften.

Die Nebenschulmeister, besonders wenn sie sonst kein Eigenthum besitzen, hätten wohl zu ihrem eigenen Unterhalte ein kleines Nebenwerk nöthig. Es versteht sich freylich, daß sie während den Schulstunden es nicht so treiben, daß die Schularbeit selbst darüber versäumet würde. Aber sie haben viele Nebenstunden, viele ganz freye Tage im Sommer. Gewiß ist es besser, wenn sie fleißige Leute, als wenn sie Müßiggänger sind. Man hat wohl sonst zur bessern Versorgung der Nebenschulmeister, an einem gewissen Orte den Vorschlag gethan, daß sie sich etwas auf die Landchirurgie legen möchten; dieser Meinung aber

(*) Insonderheit lassen sich aus Pferdehaare allerley nützliche Sachen, als Haarbeutel (s. Th. XX. S. 550 f.) Handschleifen ꝛc. welche mit Nutzen in den Städten verkaufet werden können, flechten.

aber bin ich nicht. Der Bauer auf geringen Dörfern barbiert sich selbst, oder seine Frau thut es. Die Wundarzeneykunst aber, und die ganze Arzeneywissenschaft muß keine Pfuscher haben. Ich sehe nicht, warum nicht ein Nebenschulmeister ganz füglich z. B. ein Schneider, Leinweber, Strumpfweber, Korbmacher, Stuhlmacher, Schachtelmacher, Siebmacher, Bürstenbinder, Drechsler, oder dergleichen, seyn könnte. Es würde gewiß der Jugend nüzliche Aufmunterungen geben, wenn er auch nur kleine hölzerne Geräthschaften zu verfertigen geschickt, erfindsam und fleißig wäre.

Mein Wunsch geht weiter. Vernünftige Schulmeister und Kinderfreunde sollten die Kinder ermuntern, zu Hause und bey dem Hüten des Viehes, keine Handarbeiten zum Spiele zu machen, die einer dem andern ablernen würde; z. B. geschnittene und gebeizte Stöcke von Haseln und Dornen mit Figuren auf dem Knopfe, kleine Körbe, geflochtenes Binsenwerk, Strohteller, Strohhüte, Netze, Rohrpfeifen, Puppen, Drachen, Kinderwägen, Kinderschlitten, kleine Schiffe, Vogelbauer, gestrickte Bälle, Peitschenschnüre, u. d. gl. Vernünftige Aeltern müßten, wenn sie sehen, daß ihre Kinder zu irzend einen Spielhandwerke Lust hätten, ihnen kleine Geräthschaften dazu schenken. Wenn sie nun Proben ihrer Künste dem Schulmeister zeigten, und derselbe sie, wenn sie auch noch so roh wären, dafür lobte, mit kleinem Bildern, etwas rother Tinte, einer Farbenmuschel u. d. gl. belohnte, so würde das Nacheiferung erwecken, und es würde ein Mittel seyn, kluge und erfinderische Köpfe zu bilden. Wie manches große Genie auf dem Lande wird vor der Geburt erstickt!

Endlich wünsche ich auch noch, daß der Jugend, es sey von einem musikverständigen Schulmeister und Organisten, oder auch von einigen eigentlich dazu be-

stellten Musikanten, (welche dafür das Privilegium, bey Hochzeiten aufzuwarten, genießen könnten,) Lust zur Musik beygebracht würde, wäre es auch nur ein Lied auf einer gemeinen Flöte, Querpfeife, Schalmey ꝛc. zu blasen, oder ein Hackbret, eine Strohfiedel, oder sonst das leichteste Instrument gebrauchen zu lernen. Shakespear's Anmerkung: „Wenn ihr einen „Menschen sehet, der gar keine Empfindung von „der Harmonie der Töne hat, trauet ihm nimmer, „seine Seele ist so finster wie die Hölle," ist eine gewisse Wahrheit. Und was ist abscheulicher, als das Geheul tückischer Bauern? Man sage dazu, was man will; genug, ich halte die Musik für ein nothwendiges Mittel zur Verfeinerung der menschlichen Empfindungen und Gemüther. Hiebey wiederhole ich den Wunsch, welche schon andere gethan haben, daß geschichte Liederdichter von Geschmack mehr auf leichte Lieder, nach der Sprache des Landvolkes, von gutem moralischen Inhalte, nicht bloß geistliche moralische Lieder, sondern auch auf muntere und angenehme Lieder zum Zeitvertreib, kleine Landromanzen, ländliche Liebeslieder, natürliche Kinderlieder ꝛc. nach den leichtesten und muntersten Melodien gewöhnlicher, sonst abgeschmackter, Landlieder bedacht seyn möchten.

Ich gehe weiter. Ich verlange, daß auch die Spiele der Landjugend ihnen zu starken Leibesübungen und Aufmunterungen des Geistes, und auch zum Wetteifer kleiner Künste, dienen sollen. Auf den Kirchhöfen und Dorfplätzen müssen sie in den Zwischen- und Feyerabendstunden frey spielen, Ball schlagen, den Drachen steigen lassen, mit dem Bogen und Armbrust schießen, schleudern, u. d. gl. Wo bequeme Gelegenheit dazu ist, müssen sie oft baden und schwimmen; es hat keine Noth, daß sie dabey ertrinken, weit eher, wenn sie mit Zwang davon abgehalten werden. Wenn ich mir eine solche muntere, geschäf-

tige,

tige, liebreich erzogene Landjugend vorstelle, wie sie bey Feyerabenden und Festtagen sich (nach Art der Hallerischen Alpenbürger) und dem großen Platze versammeln, bald in starken Spielen wetteifern, bald in fröhlichen bunten Reihen tanzen, bald in getheilten Chören lustige, dabey aber gesittete, Lieder singen, so falle ich beynahe in eine poetische Entzückung.

Ich weiß noch ein Spiel, welches ich den Landknaben am liebsten gönnen möchte, wenn nämlich ein Beurlaubter oder Invalide, der ein Kinderfreund wäre, die geschicktesten unter ihnen, in den Spielstunden, in den leichtesten Soldatenbewegungen übte, daß sie z. B. sich stellen, wenden, marschiren, und mit hölzernem Gewehre manoeuvriren, die größten aber mit Feuergewehre nach dem Ziele schießen lernten. Dieses würde, wenn es nur erst eingeführt wäre, ihr angenehmstes Spiel seyn; es würde Leibesgeschicklichkeit, Ordnung, Ehrbegierde einflößen, vielleicht auch gar einigen Funken patriotischer Tugenden aufblasen. An Festtagen, nach dem Gottesdienste, müßten sie, gleichsam als eine kleine Landmiliz, mit ihrer Dorfmusik, mit ihren eigenen Trommeln und Pfeifen, einige mit uniformen Kitteln, mit bunten Cocarden oder Sträuchen an den Hüten, mit selbst verfertigten hölzernen Degen und Flinten, und Fähnlein, aufziehen, und von den Zuschauern aufgemuntert werden. Wenn dergleichen Spiele auf dem Lande eingeführt wären, würde dasselbe nicht so viele steife, ungelenksame Klötze zu Rekruten liefern. — Doch ich verliere mich zu weit von meiner Absicht.

Ich muß endlich auch noch berühren, was vernünftige Landprediger, wenn sie nicht durch die bisherige Hindernisse schlechterdings davon abgehalten werden, zur Beförderung der Erziehung zur Indüstrie etwann beytragen könnten. Ich spreche nicht von der Hauptpflicht des Predigamtes, von der Unterweisung

der Jugend in der Religion, und von der Aufsicht, welche sonst über andere Schulübungen zu führen ist; dieses alles versteht sich von selbst. Auch setze ich einen Prediger voraus, der da weiß, daß er keine seufzende Faulenzer, sondern arbeitende Christen erziehen helfen soll. Jeder, noch so feiner Hang eines Predigers zum fanatischen und zum pharisäischen Wesen richtet, so wie in allen Stücken, und insonderheit in Ansehung des Christenthumes selbst, so auch bis zu Verhinderung der Industrie eines Ortes, unglaublichen Schaden an.

Der Haupteinwurf, welcher hiegegen von einigen gemacht werden könnte, möchte der gewöhnliche politische Grundsatz seyn: daß die Handwerke allein in den Städten getrieben werden müßten, und daß es zum Verfall der Städte gereichen würde, wenn die Landleute dazu gewöhnet und gar zu erfindsam gemachet werden sollten. Ich habe diese Materie im Art. Dorf-Handwerker, im X. Th. S. 405, fgg. erörtert. Meiner Meinung nach, müßten zwar die feinern Künstler und zunftmäßigen Handwerker nur in den Städten wohnen; und was der Landmann zum Luxus haben will, und dann einige wenige nothwendige Bedürfnisse, Eisen- und alle metallene Geräthe, Theer, Pech, Thran, und was die Handlung aus fremden Ländern liefert, das muß er gegen seine Waaren, die er nach der Stadt bringt, wieder heraus holen; sonst aber halte ich es für ungeziemend, wenn der Landmann so gar sein hölzernes Hausgeräth, seine tägliche gemeine Kleidungsstücke, und was ihm seine eigene Handarbeit schaffen kann, aus Faulheit, Dummheit und Uebermuth aus der Stadt holet; dagegen verdient die Frugalität eines Landmannes immer Lob. Selbst die Einwohner in den Städten würden es mit Dance erkennen müssen, wenn sie von dem Lande geschicktere und gelehrige Dienstbothen und Lehrburschen

schen bekämen; die zunehmende Industrie, und mithin auch die Wohlfahrt des Landes, würde nothwendig auch den Flor der Städte befördern.

12. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1769.

v. Justi Policeywissenschaft, 1. B. Königsb. und L. 1760. 4. S. 687, fgg.

Hrn geh. R. v. Pfeifer Grundriß der wahren und falschen Staatskunst, 1 B. Berl. 1778, gr. 8. S. 200, fgg.

Polizey oder Industrie, oder Abhandlung von den Mitteln, den Fleiß der Einwohner zu ermuntern, welcher die kön. großbrittanische Societät d. Wiss. 1766. den Preis zuerkannt hat, verfasset von Phil. Pet. Guden. Braunschw. 1768. 8.

Von der Industrie der Landeseinwohner in auswärtigen Ländern, s. den Art. Holland-Gänger, im XXIV. Th. S. 417, fgg.

Inebuca, s. unter Roche.

Infam, aus dem Lat. Infamis, Fr. Infâme, ehrlos, unehrlich, nennt man denjenigen, der seine Ehre oder seinen guten Namen verloren hat, es sey nun nach den Gesetzen, oder nach der allgemeinen Meinung des Publicum. Daher Infamie, L. Infamia, Fr. Infamie, die Ehrlosigkeit, die Unehrlichkeit, der Zustand einer durch die Gesetze für ehrlos erklärten, oder in den Augen des Publicum für ehrlos geachteten Person; und die Strafe der Ehrlosmachung, wenn Jemand von der Obrigkeit für ehrlos erkläret, oder unehrlich und zum Schelm gemacht wird.

Vergrößerungsweise sagt man in familiären Styl infam, an statt: garstig, unreinlich, unanständig. Er logiert in einer infamen Gasse, in einem unreinen, garstigen, engen Gäßchen, wo lauter schlechte Leute wohnen. Das ist eine infame Leinwand, d. i. von äusserst schlechter Beschaffenheit. Das Kleid sieht infam, schädlich, aus.

Man muß infam und Infamie, oder ehrlos und Ehrlosigkeit oder Unehrlichkeit, nicht mit anrüchtig und Anrüchtigkeit verwechseln. Jene entsteht nach den Rechten in einer bürgerlichen Gesellschaft, theils aus einer schändlichen, und die natürlichen und bür-

ger-

gerlichen Gesetze verletzenden That, allein und an sich selbst, theils aber zwar auch daraus, doch nach einer besondern Anmerkung, welche deshalb die bürgerlichen Gesetze entweder unmittelbar, oder aber vermittelst richterlichen Ausspruches, geben, und dadurch der Person theils itzren ehrlichen Namen überhaupt, theils ihre besondere Achtbarkeit, welche ihr sonst der Unterschied der Stände in einem Staate giebt, abschneiden. Daher unterscheidet man in den Rechten Infamiam facti und Infamiam iuris. Infamia facti, Fr. Infamie de fait, entspringt aus einer an sich selbst verunehrenden Handlung, welche ihren Urheber, nach dem Urtheile aller ehrliebenden Leute, um seinen guten Namen bringt, oder wenigstens anrüchtig macht, ob gleich kein ausdrückliches Gesetz die Strafe der Infamie auf eine solche Handlung gesetzt hat. Infamia iuris, Fr. Infamie de droit, hingegen gründet sich auf die Autorität der Gesetze. Durch die schändliche und unzulässige That selbst, werden ehrlos, ohne daß es eben die Gesetze, oder ein rechtlicher Ausspruch, bemerket hätten, vorsetzliche Bankerottier, churf. sächs. Polizeyordn. v. J. 1577. Tit. 23, §. 1. 2. die deshalb nach der leipz. Handelsordn. Tit. 22, mit einem gelben Hute einher gehen sollen; Concubinen und Concubinarii, nach dem Reichsabsch. v. J. 1530. Tit. 33. Polizeyordn. v. J. 1550. ꝛc. Durch die Rechte werden unmittelbar wegen der schändlichen That für ehrlos und infam gehalten: Soldaten, welche infam gemacht worden; Hurenwirthe; öffentliche Huren; Leute, die sich wissentlich doppelt in ein Eheverlobniß eingelassen haben; Ehebrecher; unchristliche Wucherer; Personen, die einen beschwornen Vergleich wieder anfechten und brechten; Notarien, welche wissentlich verbotene Instrumente machen. Mittelbar und durch richterlichen Ausspruch werden und können infam gemacht werden: Calumnianten; Prævari-

varicatores, d. i. Sachwalter, welche mit dem Gegenparte colludiren, oder welche auf beyden Achseln tragen; diejenigen, welche Unzucht begangen haben; Diebe; Räuber; Injurianten; Betrieger, welche bey Vormundschaften, in Gesellschaftscontract, bey Vollmachten, deponirtem oder anvertrauten Gute untreu gehandelt haben, und dessen überwiesen werden.

Die Strafe der Infamie, welche dem Menschen alle Aussicht raubet, auch in der fernsten Zukunft durch aufrichtige Reue, durch ein edles, gutes, thätiges, zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft angewendetes Leben, die Gesellschaft wieder mit sich auszusöhnen, und das Andenken, den Flecken seines Verbrechens auszulöschen, kann, wenn sie gehäuft wird, der Gesellschaft sehr schädlich werden. Sie kann nicht aus Verbrechern gute Menschen, und würdige, nützliche Glieder der Gesellschaft machen. Vielmehr muß der ehrlos gemachte Böswicht, wenn er aus der Gesellschaft, aus aller Theilnehmung mit ihr sich ausgeschlossen und verstoßen sieht, nothwendig ihr Feind werden. Er wird einer Gesellschaft, die ihn auf ewig verfolgt, auch unauslöschlichen Haß schwören; er wird sie seine Rache fühlen lassen, und wo er nur immer kann, selbst bey minder als gewöhnlichem Grad der Wahrscheinlichkeit der Straflosigkeit, ihre Ruhe stören. Infamie also, anstatt den Endzweck aller Strafen, nämlich Verhütung der Verbrechen, zu erreichen, wirkt vielmehr das Gegentheil; sie befördert, sie vermehrt die Verbrechen. Alle ehrlos gemachte Verbrecher irren umher, und hören nicht auf die öffentliche Ruhe zu stören, bis der Tod, oder undurchdringliche Gefängnisse, ihre Rache begrenzen. Es ist überdieß, die schwersten Verbrechen ausgenommen, mit den Gesetzen der Menschheit unvereinbar, unsern Mitmenschen auf ewig zu brandmarken, ihm selbst die Rückkehr zur Tugend zu verschließen, und zu einer Zeit, wo er sein

Ver-

Verbrechen durch edle, nützliche Handlungen wieder vergütet und aufgewogen hat, ihm, wenn er uns aus dem Abgrunde die Hand biethet, die unsrige zu versagen, sondern fühllos gegen seine reuige Thränen, ihn darin zurück zu stoßen.

Das Resultat aller dieser Sätze ist, daß ein Gesetzgeber die Strafe der Infamie nur auf solche Verbrecher, bey denen alle Hoffnung zur Reue und Besserung verloren scheint, auf die schwersten Verbrechen, und auf solche, welche die Folge einer niederträchtigen Seele, einer schändlichen Gesinnung, und einer kalten überlegten Bosheit sind, einschränken müsse; und daß sie bey solchen Verbrechen, die, wie z. B. die so genannten fleischlichen Verbrechen, ihren Grund in menschlicher Schwachheit, oder in rascher Hitze, im Temperament, in Unbesonnenheit, in den Verwirrung eines einzigen Augenblickes, haben, nicht anwendbar sey.

Nach dem Rescript an das Criminal-Collegium, wegen Erkenntniß auf die Strafe der Infamie, *d.d.* Berlin, d. 10 Jul. 1756, welches in der Edictensamml. v. J. 1756, No. 64, befindlich ist, soll den zur Festung, Zucht- oder Arbeitshause condemnirten Inquisiten, Fama ausdrücklich reserviret, und wenn ja das Verbrechen so beschaffen wäre, daß solches, den gemeinen Rechten nach, eine Infamie nach sich zöge, dagegen mehrere Jahre zur Festung oder Zuchthausarbeit erkannt werden.

Ob gleich der Landesherr einem jeden ehrlos gewordenen, und insonderheit auch Handwerksmanne, den ehrlichen Namen und Famam wieder restituiren kann, so will doch dieses sowohl, als die Auslöschung aller Anrüchtigkeit, und alle Legitimation der Landsherrschaft, von den Handwerkern für ungültig geachtet werden, und sie suchen daher doch Schwierigkeiten zu machen, solche Personen an- und aufzunehmen. Ueber dieses nun so wohl, als über die übrigen eigenmächtigen Anrüchtigkeiten, welche die Handwerkszünfte erdacht,

oder doch, ihrer Wirkung nach, der Infamie gleich geachtet, und sonst sehr weit ausgedehnt, oder zum Aufruhr und zur Auftreiberey gemißbraucht haben, eifert insonderheit die neueste Reichssatzung Art. 13. Denn die Handwerker haben die Ehrlosmachung unter sich selbst, von langen Zeiten her, noch viel weiter und strenger durch ihre besondere Artikel und Gebräuche, welche auch öfters bestätigt worden sind, ja so gar auf die Uebertretung ihrer Statuten, gesetzt und ausgeübet; imgleichen, wenn die Aeltern ehrlos werden, solches auch auf die Kinder wider alle Billigkeit, ja wohl gar die Ehrlosigkeit des einen Theiles unter Eheleuten auch auf den andern zu bringen gesucht, oder kurz, denjenigen für ehrlos, oder der Ehre ihr Mitglied zu seyn, für einen ehrlichen Meister, Gesellen, oder Jungen zu gelten, oder angenommen zu werden, unfähig geachtet, und ihn daher entweder nicht zu den Rechten dieser Personen bey ihrem Handwerke lassen, oder ihn, wenn er sie schon gehabt hat, derselben wieder entsetzen wollen, wenn eine That bekannt geworden ist, die sie nur für schändlich, oder ehrlos machend, unter sich erklärt haben, ob sie es auch gleich sonst an sich nicht war; oder wenn Jemand nur mit einer infamen Person eine natürliche oder willkührliche Gemeinschaft hatte, oder von einem andern des Handwerkes nur gescholten und für unehrlich erklärt worden war, u. s. f. Dieses hat man nun zwar nicht für eine Infamiam facti oder iuris auszugeben sich getrauet; man hat aber doch bey den Handwerkern, da sie einmal eine besondere Ehrenachtung und Ehrsamkeit in dem Staate mit den Zunftrechten erhalten hatten, anfänglich so viel nachgesehen, daß sie wenigstens unter sich ihrer Ehrloserklärung alle die Wirkungen zugeeignet haben, welche sonst Infamia facti und iuris hatten. Denn ungeachtet solche Personen sonst im Staate ehrliche Leute waren und blieben, so hat man solche doch

bey den Handwerkern für ehrlos gehalten, wenigstens als Anrüchtige, oder solche angesehen, die einen Flecken an sich hätten, welcher ihnen nicht verstattete, unter gewissen Leuten fortzukommen, und welcher sie verhindere, daß sie nicht zu andern ehrlichen Verrichtungen berechtigt seyn oder werden können. Sonst aber ist anrüchtig seyn, und Anrüchtigkeit, wenn Jemand wegen einer entweder wahrhaftig unflätigen, oder wohl sonst guten und nützlichen, oder nur nach der Meinung der Menschen unflätigen und verächtlichen Lebensart, oder wegen eines solchen Zustandes, darein er durch Unglück oder Geburt gesetzt worden ist, z. B. die Knechtschaft, oder von Knechten herkommen, nur verächtlich, und besondern Ehren unwürdig geschätzet, keinesweges aber des allgemeinen ehrlichen Namens beraubet, oder für ehrlos und für einen schändlichen Menschen gehalten wird. Die Rechtsgelehrten haben es daher nur levem maculam, oder nur notam levis maculæ, genannt, insonderheit, wenn man an Jemand gleichsam noch ein Merkmal derjenigen Verächtlichkeit erblicken wollen, darin seine Vorfahren, oder eine Person, mit der er in Gemeinschaft ist oder lebt, oder als wann diese etwann nur der Vorfahren wegen eine solche Notam an sich hätte. Dahin denn nun insgemein die Abdecker, Castratores, Schweinschneider, Scharfrichter, und Häscher, gerechnet werden. Aus Verwirkung aber hat man auch wohl die Verschwender (Prodigos,) die außer der Ehe gebornen (Spurios,) die Zöllner, die Nachtarbeiter, öffentliche Spieler, imgleichen die Leibeigenen, oder von Leibeigenen herstammenden, darunter gerechnet, und bey diesen allen römische Gesetze, deutsche Sitten, und päbstliche Rechte und Rechtsmeinungen, unter einander gemenget, ja Meinungen und Irrthümer des gemeinen Mannes, in die Rechte gemischet, Infamiam, aber öfters mit der levi macula verwechselt, nachdem etwann ein oder anderer

derer Rechtsgelehrte gesinnet gewesen ist, und die Sache angesehen hat. Man darf sich also auch nicht verwundern, wenn die Handwerker anrüchtige Personen, endlich wenigstens bey ihnen, und in Ansehung ihrer Zünfte, für ehrlose, oder der Ehre, ihr Mitglied zu seyn, unwürdige Personen, ja endlich gar bey ihrem Diffamiren, Schänden und Schelten, die von ihnen bescholtenen für infam überhaupt gehalten, und sie als solche behandelt haben, zumal da ihre Gewohnheiten und Gebräuche für Gesetze gehalten wurden, und bey dem allen der Vorwand gebrauchet wurde, die Handwerke, als Gesellschaften ehrbarer, ehrengeachteter, siegelmäßiger, schöppenbarer, rechts- und gerichtsfähiger Leute, müßten an Ehren und Leumund als freye Leute so rein seyn, als wenn sie von Tauben gelesen wären. Daraus entstand nun eben die der Infamie und Ehrlosmachung, wo nicht immer, doch bey vielen gleiche Anrüchtigkeit der Handwerker, vermöge welcher sie nicht nur 1. diejenigen, welche ein Verbrechen verübet hatten, weder zur Zunft ließen, noch darin duldeten, sondern ausstießen; 2. keinen von unächter Geburt; 3. keinen, der eine außer der Ehe geborne, oder eine Person, welche zu Falle gebracht worden war, heurathete, 4. oder der von den ehemals als Heiden, oder sonst den andern Deutschen, insonderheit aber Franken und Sachsen verhaßten Wenden und Slaven herstammete, 5. oder etwas verächtliches und schändliches that, oder von solchen Aeltern herstammete, oder mit einen solchen umgieng, aß, oder trank, oder etwan einmal ein gleiches that, in der Zuft litten oder dazu ließen, sondern auch 6. alle diejenigen als ehrlos und eben so anrüchtig hielten, welche eine Innung, ein Handwerk, ein Meister, ja auch nur ein oder mehrere Gesellen, wegen einer nichtswürdigen Sache, oder wegen Uebertretung ihrer Gebräuche, gescholten und für ehrlos erklärt hatten; als woraus eben die

Diffamation, die Auftreiberey, und der Aufstand, nicht weniger eines Handwerkes unter verschiedenen Zünften allerley Trennungen und Secten entstanden sind, da eine die andern für anrüchtig hält, und deswegen die Gesellen und Meister der einen nicht bey der andern zugelassen werden. Es ist zwar endlich, da die Thoren selbst viele üble Folgen dieser ihrer zu hoch getriebenen Ehrlichkeit fühlten, eines und das andere gemindert, und die Bestrafung mit Gelde beliebet worden; allein, in vielem ist es doch lange Zeit so geblieben. In diesem Zusammenhange nun haben insonderheit die ersten alten kaiserlichen Handwerke, welche Zunftrechte erhielten, und in die Städte gezogen wurden, wie auch geschenkte Handwerke waren, insonderheit theils andere damals noch unzünftige Professionsverwandte, theils auch, da diese ebenfalls zünftig wurden, anfänglich aber auch auf dem Lande nur, oder im Kriege, und unter den, den Stadtbürgern aufsäßigen Edelleuten, und zwar auch noch von den Leibeigenen getrieben wurden, für unrüchtig, unehrbar, und nebst ihren Kindern, ihres Handwerkes oder ihrer besondern Gemeinschaft für unfähig, und dieser Ehre unwürdig, erkläret; nämlich: die Müller, Bader, Leinweber, Todtengräber, Schäfer, Pfeifer, Trompeter, Barbierer, Zöllner, Landgerichts- und Stadtknechte, Scharfrichter, Gerichts- Frohn- Thurm- und Feldhüter, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, Bachstecher. (*) Denn von diesen Handthierungen wollten sie keine, auch nicht deren Kinder, zum Handwerke lassen. Ja, ob es sich gleich mit einigen darin änderte, weil, wie die Barbierer, welche sich auf die Wundarzneykunst legten, die Trompeter und Pfeifer, welche die Musik excolirten, und ohne dieß

(*) d. i. Leute, welche sich zur Ausräumung der heimlichen Gemächer brauchen lassen.

dieß für keine Handwerker, sondern für freye Künstler geachtet werden, und endlich die Künstler überhaupt vornehmer seyn wollen, was auch etwas künstliches ist, solche Achtung leicht, vermöge einer natürlichen Neigung der Seele erlanget, die Zöllner aber Diener grosser Herren wurden, und nur aus einer affectirten Nachahmung der jüdischen Staats = und Kirchensitten unter den Christen gehasset wurden, ob sie gleich keine Zollpächter waren, und was etwan noch mehr Veränderungen hierin verursachte: so blieb doch diese Anrüchtigkeit eine lange Zeit noch in Ansehung der Müller, Leinweber und Bader, bis es endlich durch die Reichsgesetze mit Ernst abgeschaffet wurde. Eben so ist auch die Anrüchtigkeit der Wenden und Slaven nach und nach eine Chimäre geworden; die leichfertigen Diffamationen und Auftreibereyen aber sind auch, nebst andern unvernünftigen Anrüchtigkeiten der unehelichen Kinder, ingleichem derer, die eine Geschwächte heuratheten, und was dergleichen Dinge mehr sind, insonderheit in der neuesten Reichssatzung, v. J. 1731, scharf verbothen, und nur noch etwas weniges von einiger Anrüchtigkeit, in Ansehung der Schinder und Scharfrichter, gewissermaßen mit einiger Wirkung zugelassen worden. Indessen dauern doch noch an einigen Orten, so wohl viele von denen Mißbräuchen der Anrüchtigkeit, als auch diejenigen, die unter verschiedenen so genannten Secten der Handwerker einer Arbeit herrschen. Von diesen Mißbräuchen und Vorurtheilen, und den dagegen ergangenen Verordnungen, habe ich im XXI Th. S. 502, f. gehandelt. Ich habe daselbst erwähnt, daß durch einen neuern Reichsschluß, v. J. 1772, auch so gar die letztere Ausnahme in Ansehung der Schinder aufgehoben worden, und den Kindern der Waasenmeister, Schinder, und Abdecker vergönnt worden ist, Handwerke zu lernen, sie mögen die Abdeckerarbeit schon getrieben

haben, oder nicht, wenn nur in lezterm Falle die Ehrenhaftmachung vom Kaiser, oder aus kaiserlicher Gewalt, oder von der Landesherrschaft vorher geschehen ist. Wohin auch das kön. preuß. Edict, wegen Abstellung einiger Mißbräuche bey den Handwerkern, *d. d.* Berlin, d. 24. März 1783, gehört; in welchem, Art. 7, zum Besten des Staates und der Menschlichkeit hinführo gestattet und zugegeben wird, daß die Kinder und Abkömmlinge der so genannten Wasenmeister und Abdecker, welche die verwerfliche Arbeit ihrer Aeltern noch nicht getrieben haben, noch treiben wollen, zu den Handwerken und andern Gesellschaften, ohne daß es einer Legitimation bedürfe, zugelassen werden, mithin die Söhne solcher Leute von den Handwerksmeistern, gleich anderer redlicher Leute Kindern, in die Lehre genommen, und für handwerks- auch der Meisterschaft fähig angesehen werden, die Töchter aber, ohne den geringsten zu befürchtenden Vorwurf, sich an Handwerksleute und andere ehrliche Personen verheurathen können.

Von der Ausschließung der unehelichen Kinder von Zünften und Gewerken, und daß dieser Mißbrauch von der gesetzgebenden Macht gänzlich abzuschaffen sey, s. Th. XXVI, S. 829, fgg.

Infans, s. Kind.

Infant, (der) die Infantin, Fr. Infant, Infante, eine aus dem Lat. Infans, noch in Spanien und Portugal übliche Benennung der königlichen Kinder männliches und weibliches Geschlechts, die Erbprinzen ausgenommen; denn der Erbprinz in Spanien wird Prinz von Asturien, und der in Portugal, Prinz von Brasilien, titulirt. Daher man auch ehemals die Appanage, welche einem solchen Prinzen oder Prinzessin gegeben wurde, Infantaticum, oder Infantaticum, genennt hat. So wurde z. B. eine gewisse Gegend in Spanien, welche aus den Städten Alcozer, Salmeron,

Val

Val de olivas und verschiedenen Burgaden besteht' und den Titel eines Herzogthumes führt, ehemals gemeiniglich den Infanten zur Appanage gegeben, und heißt daher Infantado.

Infante, (Zuckerbrod à l') s. Zuckerbrod.

Infanterie, aus dem Franz. Infanterie, Soldaten zu Fuß, das Fußvolk, die Fußvölker; ehemals die Fußgänger oder Fußknechte genannt; im Gegensatze der Cavallerie oder Reiterey. Im Ital. Infanteria, Fanteria.

Ob wir gleich dieses Wort zunächst unsern Nachbarn abgeborget haben, so ist es doch, seinem Ursprunge nach, ein gutes altes deutsches Wort, welches von dem noch in Niedersachsen üblichen Fänt, Vent, ein junger unverheuratheter Mensch, und in weiterer Bedeutung ein Diener, ein Soldat zu Fuß, abstammet. Das Isländ. Fant, das Ital. Fante, das Dän. Fiant. und das Schwed. Fant, haben eben dieselbe Bedeutung mit dem Nieders. Vent, und sind ohne Zweifel auch mit dem Lat. Infans verwandt. Mit dem vorgesetzten Zischlaute ist Swein, im Angels. Swain, im Engl. und Suend im Dänischen, ein Jüngling, besonders ein junger Liebhaber. Siehe Trabant, welches seiner letzten Hälfte nach gleichfalls hieher gehört.

Infanticidium, s. Kindermord.

Infel, oder Inful, L. Infula, Fr. Infule, hieß bey den alten Römern ein Hauptschmuck der Pontificum oder obersten Priester. Nach des Festus Bericht waren die Infulæ wollene Franfen und Troddeln, womit man die Priester, vornämlich diejenigen, welche Opfer verrichteten, ausschmückte. Viele Schriftsteller verwechseln unrichtig die Infula mit der Mitra, Tiara, oder Mütze, welche die Priester trugen. Die Infula war eigentlich ein wollenes Band oder Bändchen, welches denjenigen Theil des Kopfes, welcher bis zu den Schläfen mit Haaren bewachsen ist, bedeckte, und woran auf jeder Seite zwey Zipfel oder Schnüre (L. Vittæ) herab hiengen, mit denen jenes quer über den Kopf gehendes Band zugeknüpfet wurde. Die Infula

war bey den Priestern das, was bey den Königen das Diadem war, nämlich ein Zeichen ihrer Würde und Autorität. Das Diadem war platt und breit, die Insel aber geschlängelt und rund. Mit der Insel wurden auch die Opferthiere, (indem ihnen dergleichen zwischen die Hörner gebunden wurden, von denen auch Vittæ an beyden Seiten bis an die Knie des Thieres herunter hiengen,) wie auch die Tempel selbst, ausgezieret. Noch mehr aber waren die Insulæ auch Zierrathen der hohen obrigkeitlichen Personen, als: der Bürgermeister, der Statthalter, und Anderer. Wie denn auch wohl einige Kaiser mit solcher Insula beehret wurden, ob sie gleich das Amt selbst, welches dieselbe bedeutete, nicht bekamen, mithin nur so genannte Titulares wurden. Allein, es wurde dergleichen auch selbst den Kaisern in den Titeln mit beygeleget, und ihre Hoheit daher Insula majestatis genannt.

Noch heut zu Tage wird der Hauptschmuck, den die Erzbischöfe und Bischöfe zu tragen pflegen, so wohl bey großen Solennitäten, wenn sie in ihrem Pontificalhabite erscheinen, als auch über ihren Stiftswapen, eine Insel, oder Inful, genannt. Es hat derselbe die Gestalt einer hohen Mütze, (daher er auch mit mehrerm Rechte die Bischofsmütze, als der Bischofshut genannt wird,) welche grün ist, oben spitzig zugeht, daselbst offen ist, und an jeder Seite einen breiten Streif mit sechs Quasten herunter hängen hat. Von den zwey spitzig zugehenden Blättern, soll das eine die Bedeutung des alten, das andere aber des neuen Testamentes haben. Einige Aebte, auch einige Stiftsherren, welche von dem Pabste das Vorrecht erhalten, bischöfliche Ehrenzeichen, und also auch die Inful, zu tragen, werden daher Infulati, oder infulirte Aebte, genannt.

Die

Die Art, wie die Bischöfe ihren Wapen die Bischofsmütze und den Bischofsstab, als Zeichen ihrer Würde, beyfügen, stellt Fig. 1696 dar.

Von den Inseln, und deren Gebrauche, s. *Schmeitzel* de coronis tam antiquis quam modernis. Sect. 4. C. 4. p. 202, und *Adr. Stegerus*, in diss. de Insulis, sacræ dignitatis insignibus.

Insibuliren, L. Insibulatio, Fr. Insibulation, das Zuheften und Ringeln der Geschlechtsglieder, heißt eine bey verschiedenen afrikanischen und asiatischen Völkern übliche Operation, welches die Erhaltung der Keuschheit zur Absicht hat. Es wird nämlich den Knaben die Vorhaut oben und unten vorwärts gezogen und durchgebohrt; in die gemachten Löcher aber wird, nachdem sie sich genarbet haben, ein Ring gesteckt, welcher so lange an Ort und Stelle bleiben muß, als es demjenigen, der die Operation befohlen hat, gefällt; zuweilen das ganze Leben hindurch. An Mädchen geschieht das Insibuliren, so bald sie auf die Welt gekommen sind. Gewisse von der Natur getrennte Theile werden durch eine besondere Art Naht, wozu man sich eines Fadens von Amiant bedienen soll, so nahe an einander gebracht, daß nur eine ganz kleine Oeffnung für die natürlichen Ausleerungen übrig bleibt, das Fleisch aber an beyden Seiten nach und nach zusammen wächst, so daß im Brautstande erst eine neue Incision geschehen muß. Bey einigen Völkern wird es nicht zusammen genähet, sondern es wird nur ein Ring durchgesteckt, welcher bey Unverheuratheten nicht abgenommen werden kann, bey Verheuratheten aber mit einem Schlosse versehen ist, wozu allein der Mann den Schlüssel hat. Siehe auch Nestelknüpfen, und italiänisches Schloß.

Inflammation, die Entzündung; diejenige Erscheinung, da eine verbrennliche Materie sich entzündet, oder in Flammen ausbricht.

Figürlich bedeutet Inflammation eine Schärfe und Hitze, die sich an einem oder andern Theile oder

Gliede des thierischen Körpers äußert, wenn das Blut in den kleinern Gefäßen stockt, und wegen des übrigen darauf stoßenden Blutes eine größere Wärme in demselben Theile entsteht, worauf derselbe von außen roth wird, und gemeiniglich etwas anschwillt. Jede Inflammation endigt sich auf eine oder die andere von diesen viererley Arten: entweder sie zertheilt sich allmählich, oder es wird ein eiterndes Geschwür daraus, oder es entsteht eine Verhärtung, oder der entzündete Theil stirbt völlig ab. Siehe Entzündungskrankheiten.

Informator, s. Hofmeister.

Infrau, s. Inmann.

Infsul, s. Insel.

Infundibulum, s. Trichter.

Infundiren, L. infundere, Fr. infuser, aufgießen, besteht, in dem allgemeinsten Verstande genommen, darin, daß man zusammengesetzte Körper in eine Feuchtigkeit bringt, welche dazu bestimmt ist, daß sie entweder in der Kälte, oder mit Beyhülfe einer gelinden und stets geringern Wärme, als die bey dem Aufwallen ist, sich mit einigen Bestandtheilen dieser Körper anfüllen soll. Das Infundiren ist eine der vorzüglichsten Arbeiten bey der Zerlegung der Körper durch Auflösungsmittel, eben so gut als das Abkochen, von dem sie als der erste Grad angesehen werden kann.

Man nimmt das Infundiren aus verschiedenen Absichten vor. Hauptsächlich aber kömmt es darauf an, daß leicht zu entwickelnde, oder auflösliche Theile in einem Körper seyn. Wenn nun diese von den andern, die sich schwerer entwickeln, zu scheiden sind, so bedient man sich des Infundirens, und nicht des Kochens, weil durch letzteres auch die schwer auflöslichen und schwer zu entwickelnden Theile heraus gezogen werden: Wenn man z. B. Färberröthe nimmt, und dieselbe mit heißem Wasser infundiret, alsdann eine Zeitlang warm digeriret, so bekömmt man eine

rothe Brühe. Kocht man aber die Färberröthe mit Wasser, so wird man gewahr, daß die rothe Farbe immer mehr und mehr abnimmt, und sich in ein unangenehmes Röthlichgelb verwandelt. Untersucht man die Ursache dieser Veränderung, so findet man, daß durch das lange Kochen die sauer-erdichten Theile entwickelt werden, wodurch die erstern, welche als schleimichte mit etwas Sauerröthlichtem verbundene Theile anzusetzen sind, verändert werden, und also eine andere Farbe bekommen. Man gebraucht demnach das Infundiren nicht allein bey Körpern, welche riechen und flüchtige Theile enthalten, sondern auch da, wo lauter feuerbeständige sind, wo aber immer ein Theil leichter, als der andere, sich entwickeln läßt, und wo jede Art von diesen Theilen besonders erhalten werden soll.

Das Infundiren wird mit wässerigen, spiritudsen, öhlichten, sauren oder alkalinischen Feuchtigkeiten verrichtet, je nachdem es die Beschaffenheit der Materien, die man ihm unterwirft, und die Beschaffenheit der Bestandtheile, welche man aus ihnen ausziehen will, erfordert. Es geschieht gemeiniglich, um Arzeneymittel dadurch zu bereiten, denen man den Namen Infusionen, oder Aufgüsse, L. Infusa, Fr. Infusions, giebt. Es werden nicht allein vegetabilische Körper dazu genommen, sondern man macht auch aus thierischen Materien, als: Bibergeil, Cochenille ꝛc. mit Wasser, und aus metallischen Substanzen, als: dem Eisen, mit Essig oder Wein, Aufgüsse. Aus dem Gewächsreiche sind es vorzüglich die gewürzhaften Pflanzen, und andere riechbare Materien, welche man infundiret, wenn man ihren riechbaren Bestandtheil behalten will, in welchem ihre Kraft besteht, und welcher allezeit so flüchtig ist, daß er bey der Siedehitze sich zerstreuen und verlieren würde. Damit man nun diese flüchtige Bestandtheile desto besser be-

halte, muß man nur die geringste Wärme, die zum Ausziehen erfordert wird, anwenden, und diese Aufgüsse in Phiolen, oder andern Gefäßen, welche man genau verstopfen kann, bereiten.

Die vermittelst des Infundirens ausgezogenen Bestandtheile sind, nach der Art des Auflösungsmittels, mit welchem man es verrichtet, von sehr verschiedener Beschaffenheit. Das reine Wasser nimmt den Grundstoff des Geruches, oder Spiritus Rector, und salzichte, seifenartige, schleimichte, ausziehbare Theile in sich. Der Weingeist löset den Spiritus Rector, die wesentlichen Oehle, die harzichten Materien, welche ein Oehl von der Art der wesentlichen Oehle zum Grunde haben, und den größten Theil der seifenartigen Substanz, auf. Diese mit dem Weingeiste verfertigten Aufgüsse führen, vorzüglich in der Apothekerkunst, den besondern Namen Tincturen, zuweilen auch Essenzen, Elixire u. s. f. so wie sie sich durch ihr äußerliches Ansehen, Gestalt und Consistenz, von einander unterscheiden. Die Oehle lösen den Spiritus Rector und die öhlichten Materien auf, von welcher Art sie immer seyn mögen. Die Säuren und die Alkalien lösen die erdichten Theile der Pflanzen und beynahe alle ihre andere Bestandtheile auf; allein sie verbergen und verändern dieselben, und verursachen durch diese Verbindung, daß ihre Kräfte merklich anders ausfallen; sie werden daher zu diesen Arten von Extractionen wenig gebraucht.

Die Substanzen, welche ausgezogen werden sollen, werden vorher gröblich zerstoßen, oder zerschnitten, in eine Phiole oder in eine steinerne Kruke geschüttet. Soll die Extraction mit Wasser geschehen, so gießt man dieses kochend über die in der etwas erwärmten Kruke befindlichen Species, verbindet das Gefäß mit einer Blase, und stellt es an eine gelinde Wärme. Die Infusionen, zu welchen Wein kömmt,

heißen arzeneyische Weine, Vina medicata. Sollen sie aus Wasser und Wein bestehen, so gießt man das Wasser zuerst kochend auf die Species, und nachher den Wein kalt hinzu, und läßt dieses, fest verbunden, eine Zeitlang in einer gelinden Wärme stehen. Ist Wein allein vorgeschrieben, so muß dieser kalt aufgegossen, und hernach digeriret werden. In diesem Falle kann man, ehe der Wein aufgegossen wird, die Species mit etwas kochendem Wasser einbrühen, alsdann den Wein hinzu gießen, und die verbundene Kruke in das Marienbild setzen. Dieses muß der Apotheker aber nur alsdann thun, wenn er der Vorschrift des Arztes nicht gerade zuwider ist. Denn sonst, wenn dieses Mittel nicht innerhalb 1 oder 2 Tage fertig seyn darf, kann man den Wein kalt aufgießen, und an einem kalten Orte, wohl verstopft, 5 bis 6 Tage stehen lassen.

Nachdem die Infusion lange genug, nach der Vorschrift des Arztes in der Wärme gestanden hat, oder kalt digerirt worden ist, läßt man dieselbe durch ein leinernes Tuch laufen, ohne sie stark auszudrücken. Sie muß darauf eine Weile ruhig stehen, damit die Theilchen, welche sie trübe machen, zu Boden sinken, und sie ganz hell und klar abgegossen werden kann, weil sie sonst den Kranken beym Einnehmen leicht Eckel erregen könnte.

Infusion, L. Infusum, Fr. Infusion, ein flüssiges Arzeneymittel, welches entweder in der Kälte, oder in einer sehr gelinden Wärme, welche nie bis zu dem Grade des Kochens ausgedehnet werden muß, einige Bestandtheile zusammen gesezter Substanzen in sich genommen hat Siehe den vorhergeh. Artikel.

Infusions-Thierchen, L. Animalia infusoria. Da dieser Name in den neuern Zeiten mancherley kleinen, nur durch das Vergrößerungsglas wahrzunehmenden, und in verschiedenen Feuchtigkeiten sich zeigenden Thierchen

chen beygeleget worden ist, hat der erlangische Hr. Prof. Müller das letzte Thiergeschlecht, welches der Ritter Linné Chaos genannt hat, darunter begriffen, jedoch auch eine Art besonders mit diesem Namen belegen wollen. Hr. Staatsrath Müller (*) behält auch den Namen Infusionsthiere, oder belegt vielmehr eine besondere Classe der Würmer mit diesem Namen und erinnert, wie die meisten derselben bloße Gegenstände des Vergrößerungsglases wären, und daher auch von einigen mikroskopische Wesen genannt werden. Doch soll man diese zwey Namen für gleichbedeutend, oder als Synonymien, annehmen, indem es Infusionsthierchen giebt, welche man auch mit bloßen Augen sehen kann, hingegen aber auch außer den Infusionsthierchen andere, die man allein durch Hülfe des Vergrößerungsglases erblicken kann. Warum der Ritter dieses Geschlecht Chaos, und Houtruyn Thiere der Verwirrung genannt habe, scheint zweifelhaft zu seyn. Eine Verwirrung könnten diese Thierchen machen, da man noch nicht weiß, wofür man sie halten solle; oder sie sind Chaos, als ein Urstoff, woraus fernere Bildungen entstehen können. Alle hieher gehörige Thierchen sind freye, einförmige, auflebende, ungemein kleine Körperchen, an welchen ganz und gar keine Gliedmaßen wahrgenommen werden können; daher auch die Abtheilung derselben in verschiedene Arten, und die Merkmale, wodurch eine von der andern unterschieden sey, schwerlich genau zu bestimmen und anzugeben sind. Linné hat 5 Arten dieser Thierchen angenommen.

Die erste nennt derselbe Chaos redivivum, filiforme, utrinque attenuatum, und im Deutschen Kleister-Aal, oder Kleister-Aelchen. Hierunter versteht man alle die-

(*) Vermium terrestrium & fluviatilium, seu animalium infusoriorum, helminthicorum & testaceorum non marinorum, succincta historia, Auct. Oth. Frid. Müller. Hafn. & Lipf. 1773. 4.

diejenigen Geschöpfe, welche in verdorbenem Essig, Buchbinderkleister, Stärke, Sauerteige u. d. gl. gleichsam durch eine lebendig machende Kraft aus einem vieljährigen Tode, nach vorhergehender Einweichung, Erwärmung und Gährung, entstehen. Wenn diese Thierchen aus der Nässe in das Trockne versetzet werden, sterben sie, und würden auch niemals wieder aufleben, wenn sie nicht über kurz oder lang, durch zugebrachte neue Feuchtigkeit und Gährung, ein neues Leben erhielten; und dergleichen Sterben und Leben kann in dem nämlichen Thierchen mehrmals abwechseln, und es kann solches Spiel, nach Willkür der Menschen, mehrmals wiederholet werden. Wenn sie todt sind, kann man sie ganz und gar nicht wahrnehmen; wenn sie aber leben, erscheinen sie, unter dem Vergrößerungsglase, als fadenförmige, an beyden Seiten zugespitzte Schlängelchen oder Aelchen, welche in einem Tropfen Wasser hurtig herum schwimmen, und ein sonderbares Schauspiel darstellen, über dieß Eyer und lebendige Junge von sich geben, und sich zusehends häufig vermehren. Wenn man diese Aelchen durchschneidet, verschütten sie oft 100 Junge, deren jedes in einem Ey eingeschlossen ist, welche aber sofort heraus kriechen, und, gleich den Alten, leben, herum schwimmen und wachsen. Andere, vielleicht mehr zufällige als bestimmte Umstände haben die Beobachter dieser Thierchen noch angemerkt, daß z. B. die Essig-Aale sehr lang, und aus zwey, parallelen, dunkeln Linien, mit dazwischen kommenden durchsichtigen Körpern, zu bestehen scheinen; ingleichem, daß dieselben einen doppelten oder gespaltenen Schwanz darstellen, und daß die Anzahl der enthaltenen Eyerchen oder Jungen zuweilen nur geringe, ein andermal aber sehr groß sey. Die Beschaffenheit des Vergrößerungsglases, und das mehr oder weniger gewöhnte Auge, müssen bey allen diesen Untersuchungen

in Erwägung gezogen, und daher muß nicht alles sogleich geläugnet werden, was ein anderer nicht wahrgenommen hat. Man muß hiebey der Herren Baker, Needham, Rösel, Ledermüller, von Gleichen, Müller, und Göze, und anderer neuere Beobachtungen nachlesen. Uebrigens kann man dergleichen Aelchen nicht zu allen Zeiten, auch nicht in jedem Kleister, Sauerteig und Essig, finden und wahrnehmen. Je älter und säurer alles dieses ist, worin sie sich aufhalten, je gewisser wird man sie antreffen.

Der unermüdete und glückliche Naturforscher, Hr. Past. Goeze, äußerte, im 1. St. des Naturf. rsters, S. 15, s. die Muthmaßung, daß die Kleister- Aale eine von den Essig- Aelchen ganz verschiedene Art wären. Der Abt zu Casan za, D. Roffredi, hat solches in seiner Abh. über die Entstehung der Würmer im gichtigen (rhachitischen) Getraide (Bled rhachitique) und im Mehlkleister, welche in der Samml. brauchbarer Abhandlungen aus des Abt Rozier Beobachtungen über die Natur und Kunst, 1. B. die 5te ist, bestätigt. Unter andern hat er gezeigt, daß Ledermüller die Essig- Aelchen und die im Buchbinderkleister befindlichen, aus Mangel eines guten Mikroskopes, und also ohne Grund für einerley gehalten habe.

Roffredi fand im Kleister 4 verschiedene Arten von Aelchen. Seine Methode den Kleister zu bereiten, und zur Erzeugung der Aelchen fruchtbar zu machen, ist vielleicht die einzige, welche unter allen Umständen und zu allen Jahrszeiten gelingt. Die erste Art ist am häufigsten zu finden, die 3 übrigen seltener. Bey der ersten hat er den Unterschied des Geschlechtes, und so gar ihre Begattung wahrgenommen. Die zweyte Art bringt nie lebendige Junge zur Welt, und legt bloß Eyer, ist kleiner als die erstere, und hat einen längern Schwanz. Die dritte kann man füglich die allgemeine nennen, weil man sie auch in dem brandigen und gekeimten Getraide antrifft. Ihr Schwanz geht spitziger zu, als bey den Aelchen in den reifen Körnern des gichtigen Waitzens. Der Beobachter will so gar 2 Zitzen bemerkt habe. Er hält sie gleichwohl nur für Eyerlegende. Die vierte Art ist überaus klein, und wird selten gefunden. Diese Aelchen sind der Länge nach von den Jungen der übri-

gen

gen Arten nicht wohl zu unterscheiden; sie sind aber viel dünner, und bewegen sich auch lebhafter, als jene.

Von der Aehnlichkeit und dem Unterschiede der Kleister- und Essig-Aale heißt es überhaupt: 1. daß diese letztern eben so wohl lebendige Junge gebären, als auch Eyer legen: 2. daß bey diesen der Schwanz viel länger und feiner, und ihre Bewegung auch unendlich lebhafter, als bey jenen, ist; 3. daß diese bey dem Anfange des Schwanzes eine kleine hervor stehende Zunge haben, welche sie aber auch zurück ziehen können; 4. daß sie innerlich in Ansehung der Lage der Eingeweide den KleisterAalen ähnlich sind.

Die Bestätigung der meisten dieser Erfahrungen, hat Hr. Past. Göze durch seine eigene Beobachtungen über die Kleister-Aale gefunden, und die Art und Weise, wie er zu den Kleister-Aalen gekommen ist, ist sehr seltsam. Er berichtet davon, im 9 St. des Naturforschers, S. 180, fgg. Folgendes:

„ Es war der 26. Sept. 1775, da mir Hr. Justizrath Mahling (*) in Kopenhagen, ein sehr geübter und erfahrner Beobachter, etwas vertrockneten Kleister mit darin zugleich vertrockneten Aalen überschickte. Des andern Morgens um 7 Uhr that ich ihn in ein Gläschen, und goß etwas lauliches Wasser darauf, da dann gegen 12 Uhr schon einige Aelchen lebendig waren, sich aber noch sehr langsam bewegten. Des andern Tages waren schon mehrere vorhanden, die in dem Wasser herum spielten, und die Todten schwammen wie weiße gerade Fäserchen im Wasser herum, von denen einige ganz ohne Bewegung waren, andere zuckten, andere sich schon etwas mehr zu bewegen schienen. Ich habe sie durch meine stärkste Vergrößerungen in einem reinen Wassertropfen, den ich ganz flach ziehen konnte, um dadurch die Bewegungen des Thieres etwas zu hemmen, genau beobachtet, und folgende Umstände an ihnen entdeckt: 1. Sie schienen zu der ersten Art des Roffredi zu gehören.

(*) Fr. Chr. Mahlings Schreiben aus Kopenhagen, v. 27. März 1759, die Betrachtung einiger Infusionsthierchen betreffend, st. im 25. St. der Hränk. Samml. Nürnb. 1759, 8. S. 45—56. und in den von C. G. Mengel aus dem Dänischen übers. Oeconom. Gedanken, 2. B. 2. Th. Kopenh. und L. 1765, gr. 8, S. 121—125.

hören. 2. Ich habe darunter einige mit lebendigen Jungen im Leibe, andere mit Eyern angetroffen, und bey dem Zergliederungsschnitt wahrgenommen, daß die Jungen eben so schneckenförmig, als bey den Essig-Aalen, in eine zarte netzförmige Haut eingeschlossen waren, aus welcher sie, fast auf gleiche Art heraus zu kommen sich bemüheten, und wenn sie solche zerrissen hatten, munter fortschwammen. 3. Ich habe bey ihnen folgende Unterscheidungszeichen in Absicht der Essig-Aale bemerkt. Die Kleister-Aale sind weit kürzer, und nach dem Kopfende zu dicker, als die Essig-Aale. Der Kopf ist kolbenförmig zugerundet, und eben auf dem Rücken haben sie einen runden dunkeln Schild, der mit einem weißlichen Zirkel eingefaßt ist. Die Bewegung ist weit langsamer und ungeschickter, als bey den Essig-Aalen. So geht auch der Schwanz bey jenen nicht so spitzig zu, als bey diesen. 4. Eine der artigsten Wahrnehmungen war diese, die ich zuletzt anführen will, und womit sich diesmal das ganze Phänomen meiner Kleister-Aale endigte. Auf eine seltsame Art durch eine Reise übers Meer hatte ich sie bekommen; auf eine seltsame Art hatte ich sie aus ihrer Erstarrung aufgeweckt, und auf eine seltsame Art sollte ich sie auch wieder verlieren. Ich that nämlich ein Paar solcher Aale in ein Essigtröpfchen. Es dauerte keine Secunde, so bekamen sie Krämpfe und verschieden. Hierauf goß ich nicht mehr, als 4 bis 6 Tropfen guten Weinessig in das Wasserglöschen, worin der vertrocknete Kleister aufgelöset war, und binnen wenigen Minuten fiengen sie alle an, ganz langsam zu schwimmen, und bald gar zu erstarren. Ein offenbarer Beweis, daß die Essigsäure weit stärker, als die Kleistersäure, und ihnen also tödlich seyn muß. Gleichwohl hat der Abt Roffredi bey der Zubereitung seines Kleisters, das Wasser, worin das Waizenmehl zu Kleister gekocht werden sollte, mit etlichen Tropfen Essig vermischt. Wie viel ist also nicht noch an diesen Thierchen zu beobachten! So viel wissen wir nun mit Gewißheit, daß das Chaos redivivum *Linn.* aus ungleich mehrern Arten bestehe, als der Ritter darunter begriffen hat. Zwar setze ich nicht das mindeste Mißtrauen in die vortrefflichen Beobachtungen des Abts; allein manches scheint mir doch mit den Theilen anderer Thiere, als den beyden Zitzen, zu analogisch. Eben so dünkt mich, daß die vorgegebene Begat-

tung-

nung wiederholte Erfahrungen und Bestätigungen erfordere."

Die zweyte Art nennet Hr. v. Linné Chaos Proteus, gelatinosum, polymorpho mutabile. Nach der Fabelgeschichte war Proteus ein Meergott und Sohn des Oceans, und zugleich ein Sinnbild der Unbeständigkeit. Weil nun diese Art ein gallertartiges Geschöpf ist, welches vielerley verschiedene Gestalten in der größten Geschwindigkeit annimmt, hat der Ritter diesen Namen, und Hr. Müller im Deutschen Unbestand gewählet. Dieses Geschöpf besteht aus vielen großen und kleinen, heilen und durchsichtigen Kügelchen, die alle mit einander wunderbar durch einander bewegt werden, wodurch in dem Ganzen immerfort eine andere und unbeständige Gestalt erscheint. Es gleicht dieselbe, in natürlicher Größe, bald einem Senfkorne, bald einem Kleeblatte, bald einem Hirschgeweihe, bald einer andern Figur. Dieses Geschöpf besitzt das Vermögen, sich der Länge nach auszudehnen, sich wieder einzuziehen, sich in zwey Theile zu theilen, und wieder in einer Kugel mit einem Halse zu vereinigen, aus welcher endlich eine unsägliche Menge kleiner Kügelchen heraus fahren. Wenn dieses erfolgt, und die kleinen Kügelchen ausgeschüttet worden sind, verschwindet das ganze Geschöpf. Ob dieses wirklich zum Thierreiche gehöre, will Houttuyn zweifeln, und diese Kügelchen lieber aus dem Pflanzenreiche herleiten, und für öhlichte Materie halten, welche durch die Fäulniß in Wärme, und durch die Wärme in eine Bewegung gerathen wäre.

Der Schwammstaub, Chaos fungorum, macht die dritte Art aus. Dieser Staub ist der wahre Same der Schwämme, welcher, wenn er in das Wasser kömmt, gleichsam ein Leben oder vielmehr nur eine Bewegung zeigt, sich endlich irgendwo

fest ansetzt, und wieder in einen neuen Schwamm sich verwandelt. Hr. v. Münchhausen hat zuerst behaupten wollen, daß die Schwämme mehr in dem Thier- als Pflanzenreiche ihren Platz einnehmen sollten, wovon im Art. Schwamm ein mehreres vorkommen wird.

Das Brandkorn, Chaos Vstilago, ist die vierte Art. Ich habe bereits bey dem Brande, im VI. Th. S. 392, fgg. angemerkt, daß in den Gräsern, dem Bockebarte und andern Pflanzen, sich zuweilen ein schwarzes Pulver zeige; und dieses soll nach Hrn. v. Münchhausen mit dem Vergrößerungsglase angestellten Wahrnehmungen, und wenn es eine Zeitlang in warmen Wasser eingeweicht worden ist, sich in längliche durchsichtige Thierchen verwandeln, welche sich, wie Aelchen, darin bewegen. Nach Hrn. Racker Beobachtungen giebt auch das innere weiße Wesen des Mutterkornes, wenn man dasselbe einweichet, dergleichen längliche und sich bewegende Aelchen. Es will derselbe aber auch bemerket haben, daß die noch weichen, Körner, wenn sie nur mit Wasser angefeuchtet würden, dergleichen Geschöpfe lebendig darstellen; wenn sie aber einige Zeit gelegen haben, und dadurch hart geworden sind, müßten sie lange Zeit im Wasser liegen, um sie vollkommen aufzuweichen, in Bewegung zu bringen, und unter dem Vergrößerungsglase als lebendige Thierchen zu betrachten. Hieraus will Ledermüller (*) folgern, daß diese Geschöpfe mit dem Getreide in das Mehl, und mit dem Mehle in den Sauerteig, Kleister und Essig, um so eher kommen könnten, je leichter sie und ihre ungemein viele Eyerchen, zwischen den Mühlsteinen, wegen ihrer ungemeinen Kleinigkeit unzerstört, durchlaufen können. Und gesetzt,

sagt

(*) In seiner mikroskopischen Belustigung. S. 34.

sagt er ferner, es würde auch ein so kleiner Aal von dem Mühlsteine getroffen und zerstücket, so geschieht alsdann eben das, was bey der Zerschneidung vorgeht, nämlich eine Geburt vieler jungen lebendigen Aale und befruchteten Eyer, welche doch insgesammt mit in das Mehl kommen; woraus wir denn natürlich folgern müßten, daß alles Mehl dergleichen Thierchen enthalte und gleichsam davon belebt sey, und daß daher diejenigen Beyfall verdienten, welche unsern Körper als ein Behältniß von unzählig vielen dergleichen Thierchen ausgeben wollten. Wir wollen indessen immer Mehl und daraus bereitete Speisen genießen, und uns vor dergleichen Würmerheere nicht fürchten. Hrn. Staatsrath Müller's Lehrgebäude von Erzeugung der Infusionsthierchen scheint Ledermüller's angenommene Sache zu bestätigen; und je sinnreicher dasselbe ausgedacht worden ist, je mehr ist es aller Betrachtung würdig. Zuvörderst bemerkt derselbe, wie er ehedem geglaubt habe, daß die kleinen Thierchen in den Infusionen, welche anfangs wie Bläschen aussehen, aus der Luft hinein kämen. Nachdem er aber gefunden, daß die Krystallkügelchen der Schwämmchen, unter der Blasenhaut der Infusion, sie sey animalisch oder vegetabilisch, sich aufhaltenden Thierchen sehr ähnlich seyn, und sich oft in viele Fäden auszögen, habe er endlich durch viele mühsame Versuche wahrgenommen, was er nicht glauben wollen, und was Needham und Wrisberg schon vor ihm bemerket haben, nämlich wie die kleinen runden Bläschen der Infusionshaut, welche als die kleinsten Pünctchen erscheinen, eines nach dem andern, auch wohl einige zusammen, von der Haut abgehen, zittern und beweglich werden; wie diese Bewegung in kurzem immer stärker werde, und bald nach verschiedenen Richtungen geschehe; woraus derselbe ferner folgert,

daß der Same aller Thiere mit solchen Thierchen angefüllet sey, und die animalischen und vegetabilischen Theile durch eine Decomposition, wie Hr. Müller sich ausdruckt, in blasenartige Häutchen aufgelöset werden, deren Bläschen oder Kügelchen so wohl, als die Krystallkügelchen der Schwämme, von der allgemeinen Masse allmählich abgehen, und in gewisse Fadengewebe, wie die Spinnen machen, ausgezogen, lebendig werden, und die Infusions- und Samenthierchen vorstellen. Diese aus rohen Klümpchen, welche unsern Sinnen gar nicht organisch vorkommen, entstandene, ganz einfachste und kleinste Thierchen unter allen, sind von den übrigen mikroskopischen Wesen so wohl in der Substanz, als auch in der Organisation, verschieden. Es sind gleichsam die, nach den von dem Schöpfer vorher gesehenen Absichten, präformierten Fötus, welche durch die Menge solcher Thierchen entwickelt werden sollen, und also fähig zu seyn scheinen, alle Gestalten der Thiere und Gewächse hervor zu bringen. Es sey also, schließt Hr. Müller ferner, nicht ganz unwahrscheinlich, daß aus diesen Thierchen, wenn sie mit mehr oder weniger erdhafter Materie vermischet würden, die festen und flüssigen Theile der Körper entstanden. Blieben sie aber frey und ohne Vermischung, so machten sie den Nervensaft und die animalischen Geister aus, vermehrten das Wachsthum, je mehr ihrer aufs neue zusammen kämen, und unterhielten das Leben; stürbe aber dieser oder jener Körper, so würden sie gleichsam befreyet, fiengen aufs neue an, vor sich zu leben, fiengen auch wohl, nach veränderten Umständen, ihr voriges Geschäft wieder an; und auf solche Weise würde durch einen beständigen Zirkel aus roher Materie eine organische, und aus der organischen wieder eine rohe, u. s. f.

Die

Die eigentlich so genannten Infusionsthierchen, Chaos infusorium, machen die letzte Art aus. Hierunter versteht man alle diejenigen Geschöpfe, welche unter dem Vergrößerungsglase entdeckt werden, wenn man auf Pflanzen und deren Theile, als: Getreidesamen, Gras, Heu, Blätter, Blumen oder Früchte, etwas Wasser gießt, und beydes mit einander einige Zeit an einem lauichen Orte stehen läßt, und alsdann einen Tropfen davon unter das Vergrösserungsglas bringt, da sich denn ein ganzes Meer voll Wunder zeigt, nämlich Geschöpfe, welche oft Millionenmal kleiner, als ein Sandkörnchen sind, sehr schnell durch einander fahren, wieder umkehren, sich wälzen, an einander anhänzen, wieder los reissen, und fast nicht zu beschreibende Bewegungen machen. Alle haben fast immer einerley Gestalt; doch haben die Beobachter auch zuweilen Verschiedenheiten, als: drahtförmige, ringartige, traubenförmig mit einander verbundene, u. s. w. angemerket, welche aber vielleicht nicht so wohl diesen Geschöpfen eigen sind, als vielmehr von der verschiedenen Vollkommenheit des Vergrößerungsglases, und von der Geschicklichkeit des Beobachters selbst, herzuleiten seyn dürften. Es liegt auch viel an dem rechten Grade der Fäulniß und Gährung, welche erfordert wird, diese Geschöpfe aus ihrem trocknen Zustande zu entwickeln, und zur Bewegung fähig zu machen. Infusionen auf Theilen von Thieren bringen ähnliche Geschöpfe hervor. Ob nun diese Geschöpfe wirklich ein Leben besitzen, und sich aus eigener Kraft bewegen, oder ob hiebey eine andere Ursache Statt finden möchte, darüber sind die Naturforscher nicht einerley Meinung. Man will die Bewegung der Luft, die Wärme des Zimmers die Feuchtigkeiten in dem Auze des Zuschauers, ein Stoßen am Tische, die Einbildung, und was dergleichen

chen mehr ist, als die Ursache der Bewegung dieser Geschöpfe annehmen. Die neuesten Beobachter aber haben alle diese Einwürfe gründlich widerlegt, und Hr. Staatsrath Müller führt triftige Gründe für das thierische Wesen dieser mikroskopischen Körperchen an, wenn er von ihrem Bemühen, sich in den schon vertrocknenden Tropfen zu erhalten, von ihrer Aengstlichkeit gegen ihren Untergang, von ihrem matt werden und wieder aufleben, von ihrer Vorsicht, Gefahren auszuweichen, u. d. gl. findet. Indessen haben diese Gründe doch dem Hrn. Prof. Müller nicht hinreichend geschienen, diese Körperchen für lebendige Creaturen oder Thiere anzunehmen, wie aus den Zweifeln erhellet, welche Derselbe über den vermeintlichen thierischen Ursprung der sogenannten Thierpflanzen erreget hat, und welche ich bey der allgemeinen Betrachtung der Thierpflanzen anführen werde. Spallanzani (*), welcher wirklich über diese Geschöpfe neue und wichtige Bemerkungen mitgetheilt hat, schreibt in der Vorrede zu dem Bonnet: „Eine unrichtige Philosophie hat uns bereden wollen, die Infusionsthierchen wären gleichsam eine Art Bastarte „in der Natur, und würden nicht so, wie die andern „uns

(*) *Laz Spallanzani* Saggio di osservazioni microscopiche concernenti il sistema della generazione de Signori Needham e Buffon, (Modena) 1765, 4.

Programme ou Précis d'un ouvrage sur les reproductions animales, par Mr. l'Abbé *Spallanzani*, traduit de l'Italien, à Geneve, 1768, 8.

Nouvelles recherches sur les decouvertes microscopiques, & la génération des corps organisés. Ouvrage traduit de l'Italien de Mr. l'Abbé *Spallanzani*, par Mr. l'Abbé *Regley*, avec de notes, des recherches physiques & métaphysiques sur la nature & la religion &c. par Mr. *de Needham*. à Londr. & Par. 1769.

„uns bekannten Thiere, erzeuget. Es wäre indessen „gut, wenn Andere hievon noch so viel Beweise, als „möglich, sammleten. Die natürliche Theologie „würde es ihnen nicht wenig Dank wissen, und das „von einer gesunden Philosophie so sehr unterstützte „System der Entwickelung hätte viel Vortheil davon. „Das gegenwärtige Problem aufzulösen, wird indes„sen fast mehr, als menschliche Genauigkeit und Vor„sichtigkeit erfordert. Ich weiß keine Art von Unter„suchung, die von den Naturforschern eine strengere „Logik heischete. Man muß unaufhörlich zweifeln, „ob man recht sieht, und sich nicht durch den Schein „betriegen lassen. Man muß, so zu sagen, alles, „was man von den großen Thieren weiß, wieder ver„gessen."

Hr. v. Linné erinnert zuletzt, daß vielleicht noch verschiedene belebte Theilchen in der Welt vorhanden seyn, welche zu diesem Geschlechte gerechnet werden könnten; weil aber solche noch nicht gehörig untersucht worden, auch nicht füglich angegeben und bestimmet werden möchten. Er nennt deren sechs, als: 1. Die Ansteckung derjenigen Krankheiten, welche mit einem Ausschlage auf der Haut verbunden sind; 2. den Zunder der hitzigen Fieber; 3. das Gift der Lieberseuche; 4. die von Leeuwenhoek entdeckten Samenthierchen; 5. das Fockengewebe, welches im Frühlinge in der Luft hängt, wozu Hr. Müller noch die Kerbfäden rechnen wollte; 6. alles dasjenige, was die Gährung und Fäulniß verursachet.

Nach Hrn. Bonnet sind einige der Infusions-Thierchen den Glockenpolypen so ähnlich, daß man sie dieserhalb zur Classe derselben rechnen muß. Andere sind rund, länglich, ohne sichtbare Gliedmaßen; andere gleichen den Zwiebelgewächsen, mit langen

fadendünnen Schwanze: und diese leztern scheinen ins besondere zur zahlreichen Classe der Polypen zu gehören. Andere, welche kuzelicht ausfallen, haben vorn gleichsam einen krummen Schnabel; noch andere sind sternförmig, u. s. w. Alle aber sind durchsichtig wie Blasen, und bewegen sich mit mehr oder weniger Geschwindigkeit. Ueberhaupt sind sie außerordentlich klein, und darunter sind einige so klein, daß man sie mit den stärksten Linsengläsern nicht entdecken kann. Andere, deren Größe nicht so sehr abfällt, können durch ein mittelmäßiges Vergrößerungsglas gesehen werden. Diese sind von den obern, oder ersten, jene von den untern oder lezten Ordnungen. Es scheint fast unmöglich, Thierchen, deren specifischer Unterschied sich im unendlich Kleinen verliert, unter gewisse Classen zu bringen; und doch ist Hr. Staatsrath Müller so glücklich gewesen, über 100 Arten derselben zu characterisiren.

Es macht Derselbe von den Infusionsthierchen folgende Eintheilung:

I. Ohne äusserliche Werkzeuge oder Organen.

A. Häutige oder membranöse.

a. Das eyförmige.
b. Das längliche.
c. Das winkelichte.
d. Das gekrümmte.
e. Das hohle.

B. Etwas dickere.

a. Das punctförmige.
b. Das kugelförmige.
c. Das walzenförmige.
d. Das längliche oder ausgedehnte.

II. Mit

II. Mit äusserlichen Werkzeugen.

A. Geschwänzte.

a. Das bloße.
b. Das gehaarte.
c. Das gefranzte.

B. Gehaarte.

C. Gewimperte oder gefranzte.

a. Das bloße.
b. Das schalige.

Alle diese Arten mikroskopischer Wesen haben einen eben so regelmäßigen Ursprung, als die größern Thiere unsers Erdbodens. Ihre äußerste Kleinheit verstattet nur höchst selten, daß man die Körperchen oder Keime, woraus sie entstehen, wahrnehmen kann. Bloß dieses weiß man für gewiß, daß die Art, wie sich eine jede Gattung vervielfältiget, gewissen, beständigen und unveränderlichen Gesetzen unterworfen ist, und daß sich dabey nicht das mindeste von der Erzeugung durch Fäulniß findet, welche die Alten so durchgängig angenommen, und die Neuern zum Theil wieder aufgebracht haben.

Man kann leicht erachten, daß so kleine, ganz blasenhafte und fast gallertartige Thierchen überaus zärtlich seyn müssen. Die von den untern Ordnungen dürften es noch weit mehr seyn. Und wie zart müssen nicht ihre Keime seyn! Wie läßt es sich begreifen, daß diese dem Ansehen nach so zarte Keime der Hitze des siedenden Wassers aushalten, da die Thierchen selbst bey dem 43sten Grad Wärme des reaumürischen Thermometers umkommen! Hier betriegt man sich sehr, wenn man über die Natur Muthmaßungen anstellet. Die Keime der Thierchen von den obern

Ordnungen sterben, oder entwickeln sich wenigstens nicht, bey einer Wärme von 28 Grad.

Die Infusionsthierchen sind Wassergeschöpfe, welche nur in dem Wasser, so lange es flüssig bleibt, leben können. Sie haben die Kälte des Wassers weit weniger, als die davon entstehende Gefrierung zu fürchten. Das Wasser kann unter gewissen Umständen auf 9 Grad unter dem Frostpuncte kalt werden, ohne seine Flüssigkeit zu verlieren. Die Thierchen, welche eine bis zu diesem Grunde erkaltete Infusion bewohnen, sterben darin nicht, sondern bewegen sich nur langsamer. Die Keime dieser Thierchen können einen noch weit beträchtlichern Grad von Kälte aushalten; wenigstens sterben sie bey dem 15ten Grad unter Reaumür's Null durchaus nicht. Und wie wahrscheinlich ist es, daß sie einer noch weit größern Kälte widerstehen! So viel Kälte und Wärme aber diese Thierchen aushalten, so plötzlich werden sie von einem durchdringenden, spirituösen, oder auch stinkenden Geruche getödtet. Auch vom Oehle kommen sie um; und diese so wohl als andere Erfahrungen haben ihre thierische Natur völlig ausser Zweifel gesetzt. Das bloße Ausströhmen der elektrischen Flüssigkeit schadet diesen Thierchen im mindesten nicht, der elektrische Funke aber tödtete sie auf der Stelle und zerstücket sie. Einige leben im luftleeren Raume einen ganzen Monat lang, bewegen, nähren und vermehren sich darin; andere halten in demselben kaum 2 Tage aus.

Die in Wasser eingeweichten Fruchtkörner setzen darin einen Schimmel an, und dieser besteht aus wirklichen Pflanzen. Die Haarfäden, oder die äussest kleinen Zweige dieser mikroskopischen Pflanzen haben an ihrer Spize einen rundlichen Kopf, worin

die

die Samenkörnchen enthalten sind. An diesen Pflänzchen hängen sich oftmals die kleinen Thierchen an, deren Kopf dem Schimmelköpfchen sehr ähnlich, und der Leib dünn wie ein Faden ist. Und mehr bedurfte es nicht, einen berühmten Beobachter, Hrn. Needham, auf die Gedanken zu bringen, daß der Schimmel sich in Thierchen verwandelte. Wenn die Getreidekörner sich im Wasser auflösen, so vertheilt sich ihre Substanz in Bläschen: In diese setzen sich, der Nahrung halber, solche Thierchen, und theilen ihnen Bewegung mit, welche Hrn. Needham und Hrn. Müller auf die Meinung brachten, daß die Bläschen belebet würden, und nach und nach eine thierische Beschaffenheit annähmen.

Die Fortpflanzungsart, nach welcher verschiedene Polypenarten sich durch stete Zertheilungen vermehren, ist den Infusionsthierchen sehr gemein, und in mancherley Absicht merkwürdig. Viele dieser Thierchen pflanzen sich fort, indem sie sich quer durch in zwey Stücke theilen. Gerade in der Mitte ihrer Länge entsteht eine Abbindung, welche alle Augenblicke zunimmt, so, daß beyde Theile zuletzt nur durch einen sehr feinen Faden zusammen hängen. Diese Theile sind nunmehr zwey Thierchen, welche man in der Begattung glauben sollte. Sie machen beyde mancherley kleine Bewegungen, wodurch ihre Trennung befördert wird. Von der Art ist die Vermehrung gewisser kleiner, runder oder länglicher Thierchen, in deren Naturtriebe sich etwas besonderes bemerken läßt. Gewöhnlichermaßen stoßen sie in ihrem schnellen Laufe nicht an einander, und wissen sich sehr geschickt auszuweichen. Wenn aber eines von ihnen im Vermehrungsgeschäfte begriffen, und es mit der Theilung schon weit gekommen ist, werfen sich andere

von ihnen zwischen die beyden Thierchen, um ihre Absonderung zu beschleunigen.

Die mikroskopischen Polypen, welche sich durch natürliche Theilung vermehren, trennen sich beständig in zwey Stücke, doch einige schief abgerissen, andere in der Mitte der Länge nach. Bey einer Art derselben erkünzet sich hierin etwas ganz neues, welches den Hrn. de Saussure, der es zuerst bemerkte, sehr aufmerksam gemacht hat. Dieses Thierchen findet sich in der Infusion vom Hanfsamen. Es gehört zu denjenigen, welche vorn einen krummen Rüssel haben; dabey ist es länglich und sehr munter. Wenn es im Begriffe ist, sich zu vermehren, setzt es sich unten am Boden der Infusion fest, zieht den gebogenen Rüssel ein, und nimmt die Gestalt einer kleinen Kugel an. Unmittelbar darauf fängt es an, sich um sich selbst zu drehen, dergestalt, daß der Mittelpunct seiner Bewegung fest bleibt, und das Kügelchen sich nicht von der Stelle rücket. Diese Bewegung geschieht mit der größten Regelmäßigkeit, wiewohl nicht beständig nach einerley Richtung; denn das Thierchen dreht sich anfänglich von der Rechten zur Linken, sodann von vorn nach hinten, weiter von der Linken zur Rechten, und zuletzt von hinten nach vorn, u. s. w. Alle diese Bewegungen nehmen stufenweise in der Geschwindigkeit zu, und man entdeckt anfänglich nicht die Absicht davon. Nach kurzer Zeit aber wird man auf der zusammenhängenden Oberfläche des Kügelchens zwey kleine Streifen gewahr, welche daselbst das Ansehen eines Kreuzes machen. Das Kügelchen sieht alsdann ziemlich wie eine Kastanienschale, welche sich eben öffnen will, aus; und in der That ist nun der Augenblick da, wo das Thierchen sich theilen wird. Es bewegt sich schnell, schüttelt sich und trennt sich in vier andere Thierchen, die dem erstern, wovon sie herkom-

men,

men, völlig ähnlich, nur weit kleiner, sind. Diese wachsen schnell, theilen sich wieder in vier Stücke, und so gehen diese fernere Theilungen ohne Ende fort.

Die zahlreichen Einwohner der Infusionen haben, gedachtermaßen, auch ihre Polypen, und diese sehr kleine Polypen vermehren sich nach Art der Glockenpolypen, so daß, der Länge nach, aus einem ihrer zwey entstehen. Bey den meisten fängt die Theilung vom vordern, bey einigen andern aber vom hintern Ende an; und wenn in diesem Zustande die Theilung bis zum Kopfe gekommen ist, so sieht das Thier wie ein zweyleibiges Monstrum aus. Diese zwey Leiber an Einem Kopfe machen mancherley seltsame und schnelle Bewegungen. Doch vermehren sich alle Infusionspolypen nicht auf die Weise, daß sie sich der Länge nach theilen. Bey einer Art derselben geschieht es fast eben so, wie die Flechten sich zu vermehren pflegen. Diese Art hat einen rundlichen Körper, und einen kleinen fadendünnen Schwanz. Zur Zeit der Vermehrung sondert sich vom untern Theile des Körpers ein Stückchen ab, welches sich beständig und mit großer Behendigkeit bewegt. Dieses ziemlich gestreckte Stückchen ist der Anfang eines neuen Thierchens. In einigen Stunden ist es demjenigen, wovon es sich absonderte, völlig ähnlich. Noch trift man in den Infusionen kleine, sonderbare Geschöpfe an, deren Vermehrung mit den jezt angezeigten Vermehrungsarten wenig oder gar keine Aehnlichkeit hat. Dieses sind kleine, beseelte Kugeln, aus einer Menge von Kügelchen zusammen gesezt, welche sich nach und nach von einander absondern, und solcher Gestalt ihre Art fortpflanzen.

Man

Man hat also bey unsern Infusionsthierchen schon einige Arten der Vermehrung, welche sich insgesammt sehr verschiedentlich auszeichnen. Ohne Zweifel giebt es deren noch weit mehrere, welche sich durch neue Untersuchungen dem Naturforscher darstellen werden. Denn vornämlich in diesem Bezirke der unendlich kleinen Geschöpfe zeigt sich die erstaunende Fruchtbarkeit der Natur. Zuletzt vermehren sich die Thierchen in den Feuchtigkeiten, eben so wie die vollkommenern Thiere, durch Eyer, und durch lebendige Junge. Man hat gesehen, daß sie Eyer legen, und auch wie die Blattläuse gebären. Sogar unter denen Arten, welche sich durch natürliche Theilung vermehren, giebt es einige, welche Eyer legen, wohin unter andern die mit krummen Schnäbeln gehört. Bey dem Austritte aus dem Eye ist das Junge kugelförmig; bald darauf wird es länglich, und der krumme Schnabel kömmt zum Vorschein. Das Zwittergeschlecht ist vornämlich bey den Infusionsthierchen anzutreffen, und daraus läßt sich beurtheilen, wie sehr weit es ausgebreitet sey. Niemals hat man diese Thierchen sich begatten gesehen, und wenn eyerlegende, oder lebendig gebärende Arten in der genauesten Einsamkeit gehalten worden sind, so haben sie sich darin beständig vermehret. Verschiedene Arten dieser Thierchen können, wie die mikroskopischen Polypen, im Wasser einen kleinen Wirbel erregen, welcher allerley Körperchen, wovon sie sich ernähren, zu ihrem Munde hinreisset. Etliche von ihnen haben daher am Munde kleine Bartfäden, welche sie sehr geschwinde bewegen. Viele Arten von ihnen sind fleischfressende Thierchen, und verschlingen selbst einander. (*) Andere verschlucken ganze lebendige Thierchen,

(*) Infusionsthierchen, die andere fressen, beschrieben von Jo. Aug. Ephr. Goeze, n. 13 Figg. st. im 3. B. der Beschäftig.

der, die sich noch eine Zeitlang im Innern des gefräßigen Räubers bewegen; manchmal aber sind die erhaschten Thierchen so glücklich, aus ihrer Gefangenschaft zu kommen.

Das Begattungswerk hat man, wie gesagt, bey den Infusionsthierchen noch nicht beobachtet; doch will man männliches und weibliches Geschlechtes angetroffen haben. Ein sonderbares, und seiner Eigenschaften wegen ganz außerordentliches Geschöpf, zeigt uns hierin ein eigenes Verhalten. Wenn man aus einem Haufen Getreidekörner eine Handvoll nimmt, so finden sich darin öfters etliche schwarzbräunliche, gleichsam mißbürtige, höckerige Körner, welche ein mangelhaftes, unvollkommenes Wachsthum erreicht zu haben scheinen. Ihre Substanz ist weißlich, schleimig, und hat weder mit dem brandigen, noch mit dem Mutterkorne etwas gemein. Zerschneidet man diese Körner, und thut einen Wassertropfen darauf, so wird man unter einem Vergrößerungsglase in der Feuchtigkeit augenblicklich eine Menge der feinsten Fäden, wie kleine Aelchen, gewahr, welche sich nach verschiedenen Seiten hin und her schlängeln. Anfangs sollte man zweifeln, daß diese Wesen, die, ohne Leben zu zeigen, im Samenkorne, und folglich in der Erde begraben lagen, durch das bloße Berühren mit Wasser so schnell ein wahrhaftes Leben bekommen haben. Eine feinere Beobachtung aber zeigt deutlich, daß es lebendige Aelchen sind, in denen man so gar Männchen, Weibchen, die Geschlechts-Theile bey einem und dem andern, im letztern den Eyerstock, und in diesem die Eyer nach der Reihe, und in diesem endlich das lebendige Junge unterschei-

tig. der berlin. Gesellsch. naturforsch. Freunde. Berl. 1777. gr. 8. S. 375—384.

scheidend wahrnehmen kann. Diese so feine Bemerkungen haben die Herren Roffreti und Fontana angestellet, und ihren reizenden Anblick, vornämlich vermittelst des Sonnenmikroskopes, genau beschrieben. Sie haben zugleich bewiesen, daß diese Thierchen sich in dem ausgetrockneten Getreide an 27 Jahre lang erhalten, und ihr Leben nach einer so langen Zeit, wie gewöhnlich, wieder annehmen können. Sie finden sich nicht allein im Korne, sondern auch im Hafer, in der Wurzel, und selbst in der Erde, aus welcher sie ohne Zweifel in Wurzel, Halm und Samenkorn hinüber gehen, und im letztern ihre Vollkommenheit erreichen. Besonders zeigt sich diese Eigenschaft des Wiederauflebens an den vom mittlern Alter, welche etwann $\frac{1}{3}$ Linie lang, und den 175sten Theil einer Linie breit sind. Die Franzosen nennen die Körner, worin diese Thierchen, durch das Befeuchten mit Wasser, sich finden, gichtiges Getreide (Bled rhachitique), welches man für nichts anders, als für mangelhafte Getreidekörner, halten kann. Wir haben dazu keinen eigentlichen Namen im Deutschen; und man ist auch ungewiß, ob es sich bey uns findet. Denn der Character, daß die Substanz dieser Körner schleimicht und weißlich sey, passet gar nicht auf unsere bekannte Schmachtkörner. Diese sind nur deshalb flach, kurz und geringe, weil es ihnen an Nahrung gefehlt hat, sonst würden sie eben so viel Mehl als die vollkommenen Körner, enthalten; und ihr weniges Mehl ist, der Substanz nach, jener ihrem gleich. Es scheint, daß wir hier zu Lande weder im Weitzen, noch im Rocken, dergleichen rhachitisches Getreide haben, und es steht dahin, ob nicht Rocken sollte gemeinet seyn, weil die Franzosen und Italiäner dasselbe dem Mutterkorne (Ergot oder Bled corau) entgegen setzen, als welches nur unter dem Rocken allein

allein zu finden ist; es wäre dann, daß die französischen Naturalisten, welche gemeiniglich auf die Wortkrämerey der Ausländer schimpfen, zu wenig Genauigkeit bey manchen Wörtern gebrauchten, da ihrer viele unter Nielle nichts anders, als unsere Raden, Radel, Nichel u. s. w. verstehen, und nicht den Brand. Daher wäre es der Mühe werth, daß ein deutscher Beobachter diese Thierchen im Getraidekorne aufsuchte, und alsdann die Beschaffenheit solcher Körner richtiger bestimmte. Große Aehnlichkeit mit diesen Aelchen aus dem mangelhaften Getraide, in Absicht der Beschaffenheit und der Wiederauflebung, hat ein anderes bekanntes Thierchen, welches den Namen des Räderthierchens (Vorticella) führt, und welches noch unsterblicher, als ersteres, zu seyn scheint. Es ist dieses auch eigentlich ein Wasserthierchen, ungeachtet es sich gewöhnlich im Staube der Dächer und der Dachrinnen aufhält, wohin es die Winde bringen. Wenn man diesen Staub mit einem Tropfen Wasser befeuchtet, wird man das Geschöpf in aller seiner Munterkeit erblicken; so wie aber das Wasser ausdunstet, zieht es sich mehr und mehr zusammen, wird unförmlich, als ein Stückchen trocknes Pergament, und liegt wie todt. Es nimmt aber sogleich wieder Leben und Bewegung an, so bald man es im trocknem Zustande von neuem befeuchtet; voraus gesetzt, daß es nicht gänzlich nackend abgetrocknet ist. Denn ehe es abtrocknet, muß man es mit Staub oder Erde bedecken. Unter dieser Vorsicht erhält es sich lange Zeit, und lebt nach geschehener Befeuchtung schneller oder langsamer, allemal wieder auf, dergleichen man zu eilf verschiedenenmalen versucht hat. Ob nun gleich diese sonderbare Erfahrung vom Wiederaufleben so kleiner Thierchen, zur Zeit noch nicht an den Polypen, ingleichem bey den Infusionsthier-

chen, angestellet worden ist, so darf man deswegen noch nicht denken, als könnten beyde das Austrocknen nicht aushalten. Wenn Gräben, Moräste, Teiche u. s. w. durch die Sonnenhitze austrocknen, so sind sie in dem Zustande ganz mit Polypen und Infusionsthierchen, im weitläuftigen Verstande, angefüllt, und leben wieder darin, wenn sich ihr Wasser wieder durch anhaltenden Regen anhäufet. Es ist daher zu vermuthen, daß sich diese Thierchen selbst, oder ihre Samen und Keime, im trocknen Schlamme erhalten haben, und daß die Natur durch dieses besondere Mittel für die Erhaltung ihrer Arten in verschiedenen Gegenden geforget habe. Es wäre gar auch wohl möglich, sagt Herr Bonnet, daß die Infusionsthierchen, oder ihre Keime in die vegetabilischen und animalischen Substanzen hinein treten, sich daselbst im trocknen Zustande, wie die Aelchen in dem mangelhalten Korne, erhalten, und sich zuletzt in diesen Infusionen, worin man sie in großer Menge antrifft, entwickeln.

Doch, ich muß abbrechen, theils, weil die zu jedem Theile dieses Werkes bestimmte Bogenzahl erfüllt ist, theils und vornämlich, weil ich den gerechten Vorwurf einer allzu großen Ausschweifung in das Gebiet der Physik und Naturgeschichte befürchten müßte. Indessen durfte ich diese Materie nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, um die Erwartung derjenigen meiner geneigten Leser, welche dieselbe in gegenwärtigen Werke suchen möchten, nicht zu täuschen; und ich hoffe, daß dasjenige, was ich darüber beygebracht habe, zu einiger Befriedigung ihrer Wißbegierde hinreichend seyn werde.

Ich könnte noch eine beträchtliche Anzahl Schriften über die Infusions- und mikroskopischen Thierchen

chen nahmhaft machen; ich will aber zu den in vorstehender Abhandlung angezeigten, nur noch folgende hinzu fügen.

Mart. Terechowsky diss. zoologico-physiologica de Chao infusorio Linnaei. Argent. 1775.

Ein Auszug daraus, u. d. T. Mart. Terechowsky Abhandlung von den Infusionsthierchen, st. im 2 St. des 2 B. der Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, Lpz. 1780. gr. 8. S. 129—174.

Wilh. Fr. Freyherrn v. Gleichen genannt Roßwurm, Vorschlag zu einer gesellschaftlichen Beobachtung der Infusionsthierchen, ist. im 4 Jahrg. der neuer Mannigfaltigk. Berl. 1777, gr. 8. S. 481—487, und 491—500.

Eb. Dess. Abhandlung über die Samen- und Infusions-Thierchen, und über die Erzeugung; nebst mikroskopischen Beobachtungen des Samens der Thiere, und verschiedener Infusionen. Mit 33 zum Theil illum. Kupfert. Nürnb. 1778, gr. 4. 22. B.

Ende des neun und zwanzigsten Theiles.

Fig. 639 S. 155.

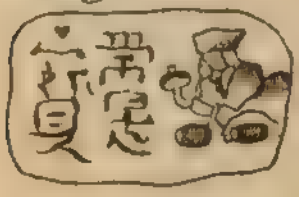
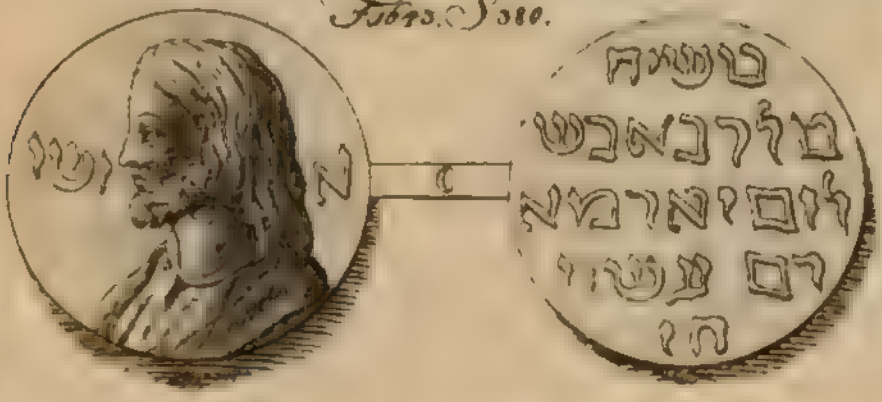


Fig. 635. S. 149.

F.1643. S.310.



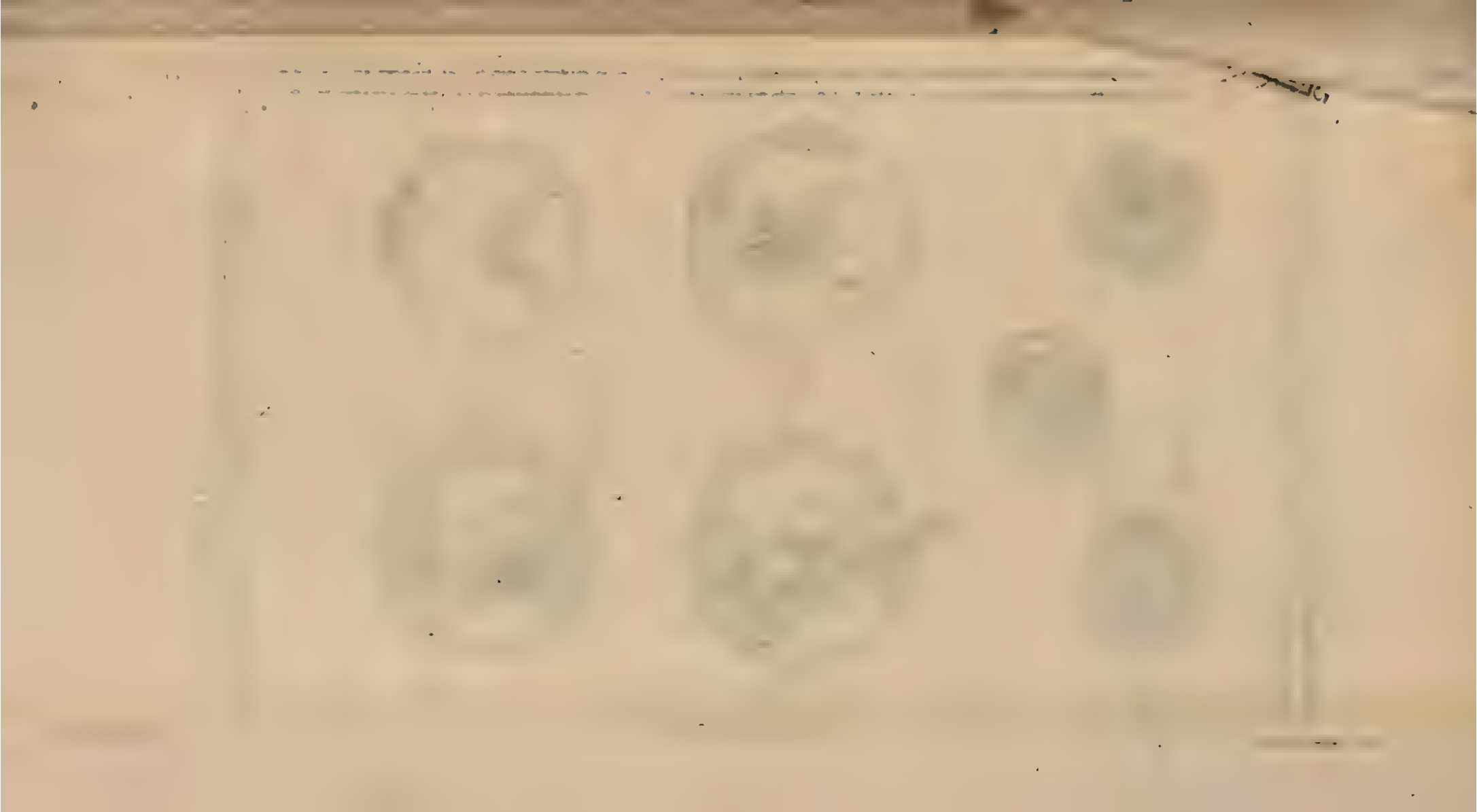
7. S. 396

F. 1643. S. 311

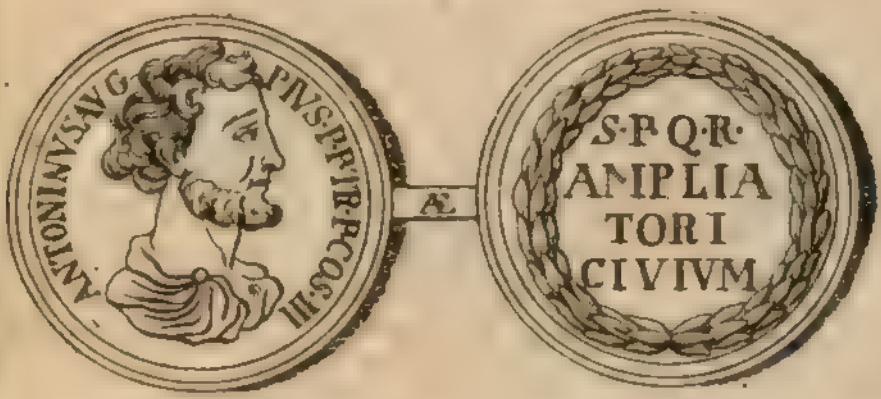
347.

F. 1644. S. 386.

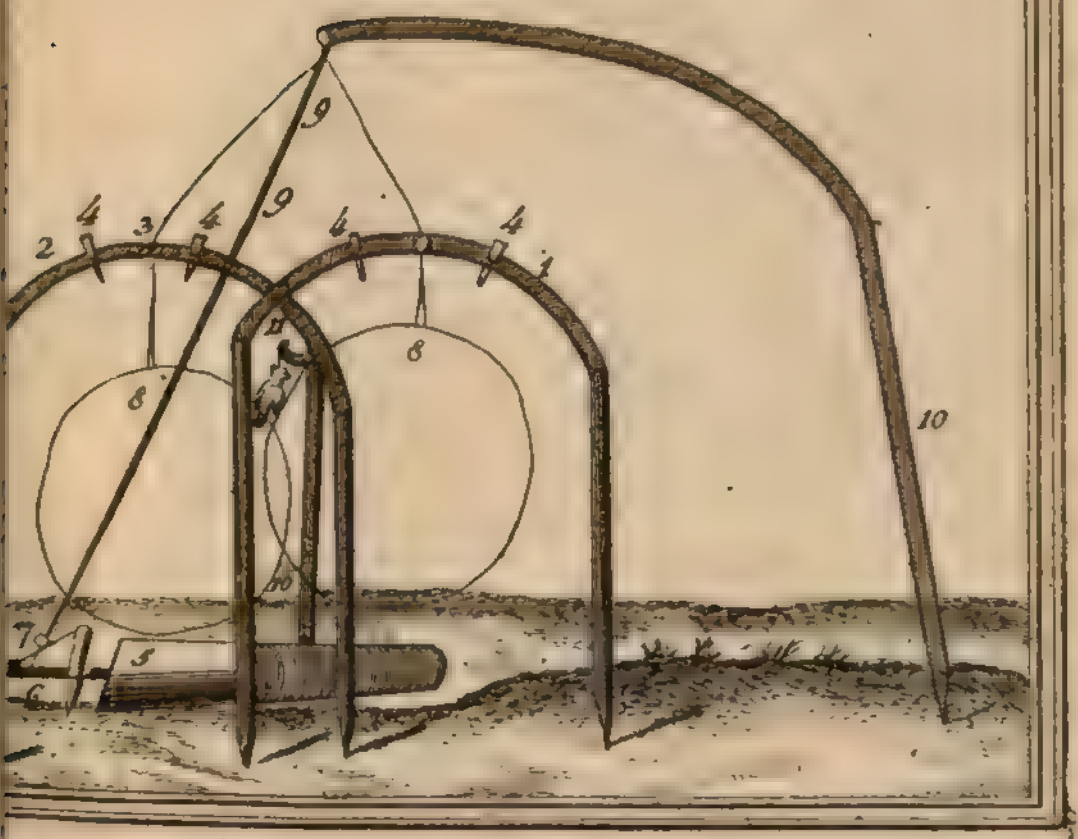
F. 1650. S. 408.



F 1638 a) S 306.



F. 1656 S 477.

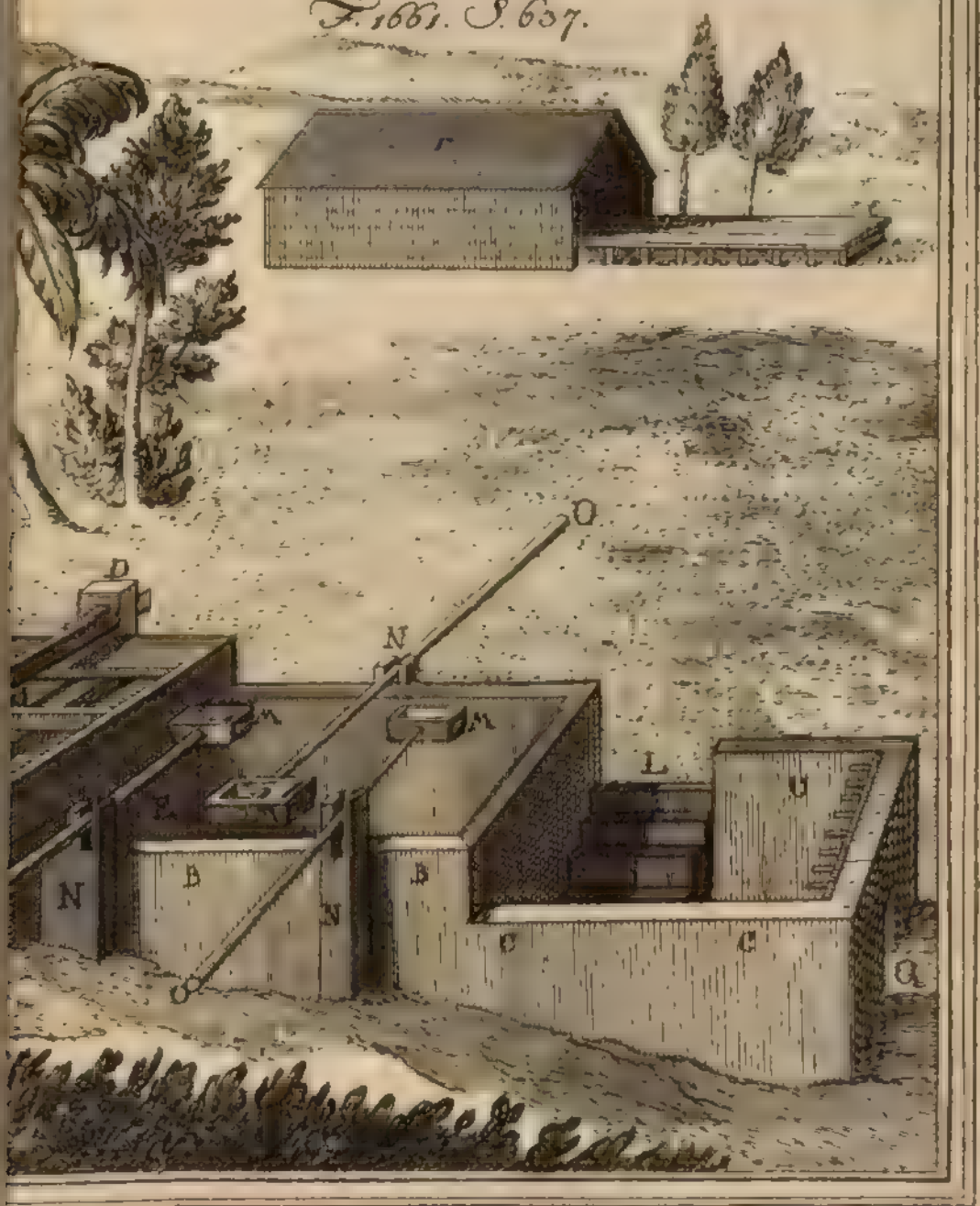


F1638c) S320

F1638d)

F1638e

F. 1661. S. 637.



O
N
L
M
M
B
B
P
K
C
Q
M
N
N
F. 1663. S. 639
F. 1664. S. 639
N
L
X
C
U
Q
P
3. Fuß

665 S. 639.

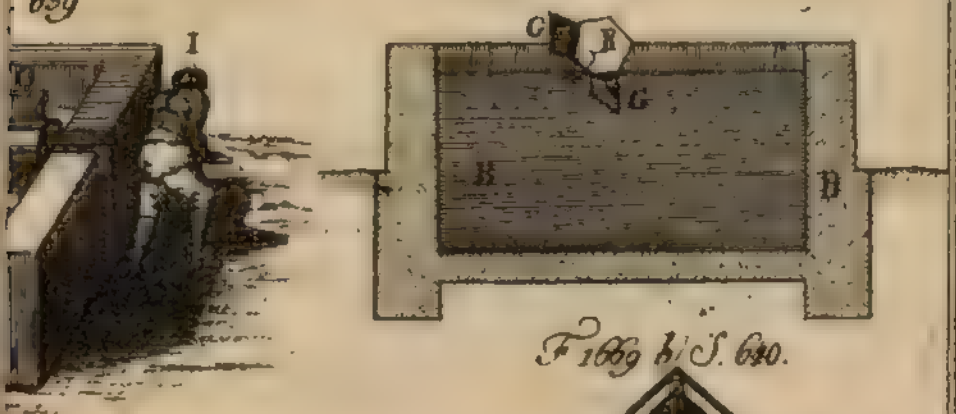
666. S. 639.

F. 1667. c)

F. 1667. b)

F. 1668. b)

639

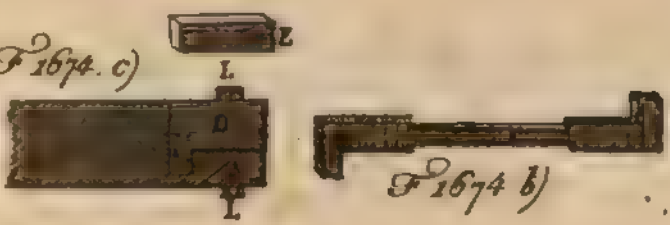


F. 1669 b) S. 640.

F. 1674 a) S. 644.

F. 1674. d)

F. 1674. c)



F. 1674 b)

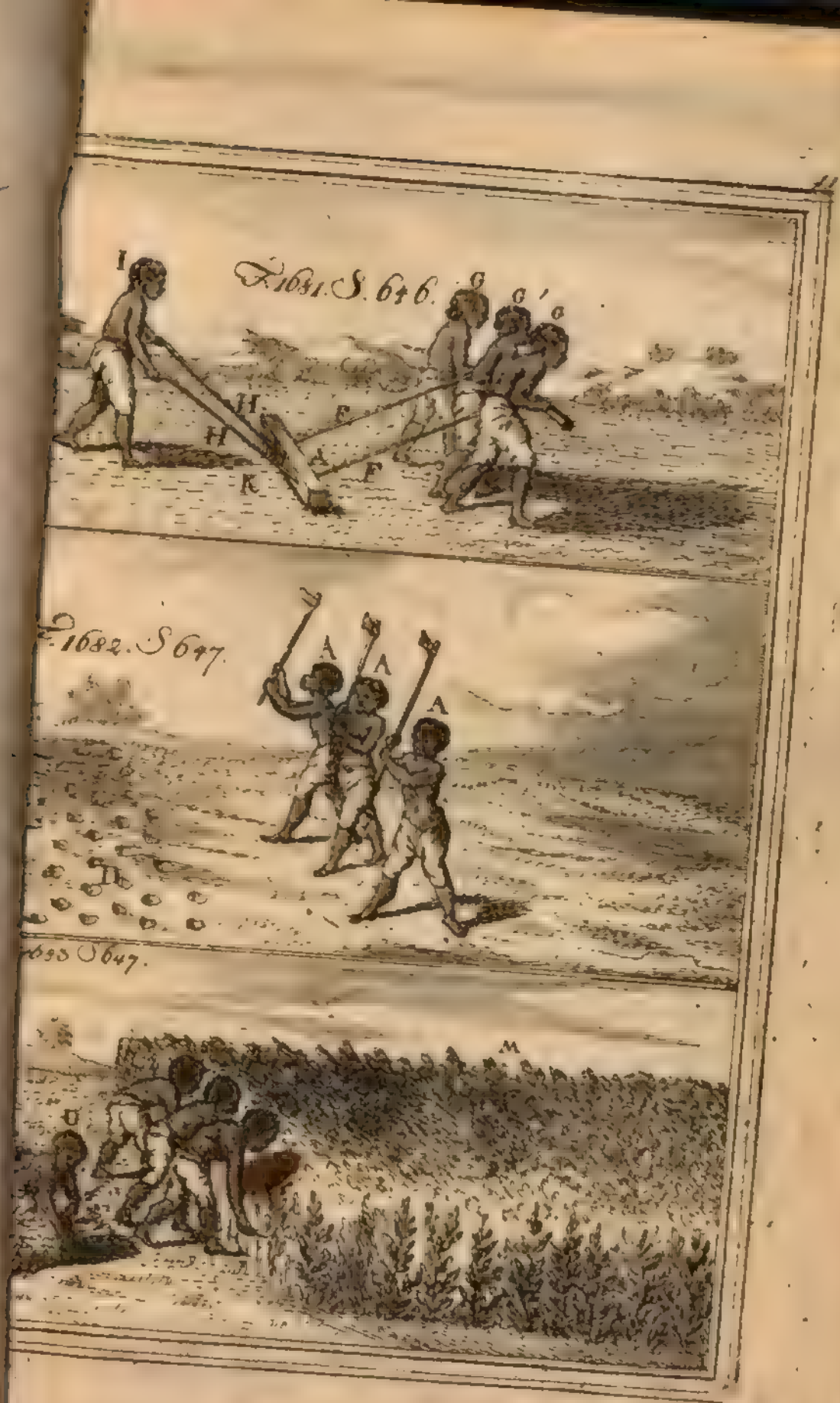


Fig. 1681. S. 646.

Fig. 1682. S. 647.

Fig. 1683. S. 647.

Fig. 1695 b)

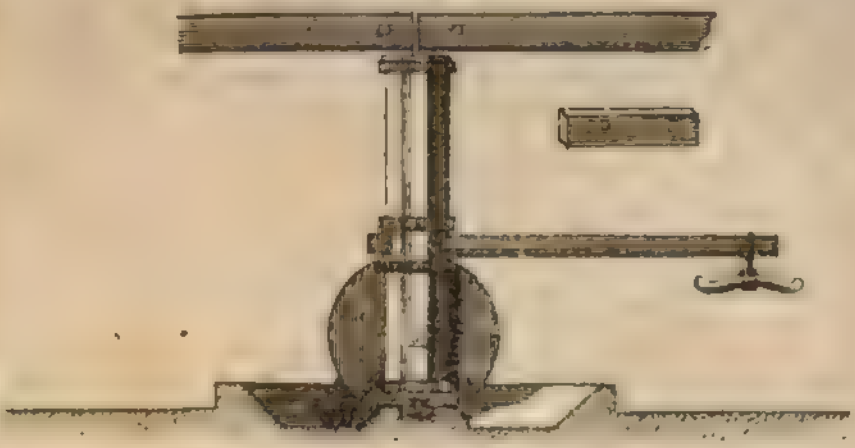


Fig. 1695. c)